Geographische Bilder.

Darstellung des Wichtigsten und Interessantesten aus der Länder- und Völkerkunde.

Nach den besten Quellen zusammengestellt und herausgegeben

für

Lehrer und Lernende

von

A. Mauer.

Erster Theil.

Dritte Auflage.

Langensalza,
Schulbuchhandlung von F. G. L. Greßler.
1863.

Vorwort zur ersten Auflage

In den ersten Klassen der meisten Schulen wird heut zu Tage gewöhnlich der geographische Unterricht immer nur noch nach Leitfäden ertheilt, welche höchst trocken abgehandelt sind und in möglichster Kürze das Material zusammenpressen, um auf diese Weise ein vollständiges und organisches Wissen zu erzielen. Der Lehrer hat es aber auf der obern Stufe mit der reiferen Jugend zu thun. Diese soll hineinblicken in das Erd- und Menschenleben, um dadurch ihr eigenes Weltbewußtsein zu entwickeln. Geschehen kann dies nur durch Anschauung frischer und lebensvoller Bilder, welche die Phantasie und das Anschauungsvermögen des Lernenden zu befruchten und zu bilden geeignet sind. Die Wißbegierde des Schülers wird beim Lesen solcher Bilder weit mehr befriedigt werden, als wenn er mit bloßen Namen, Zahlen und Umrissen aus der Erd- und Völkerkunde sein Gedächtniß belasten soll; der Unterricht selbst verliert durch letzteres Verfahren sowohl bei dem Lehrer, als auch bei der Jugend alles Interesse.

Um nun dem Lehrer und Lernenden Materialien zu geben, welche zur Veranschaulichung, Ergänzung und Erweiterung des geographischen Unterrichts eine wahrhaft bildende Lektüre gewähren, wählte ich solche Bilder aus, die bei ihrer Einfachheit zugleich Gemüth und Verstand in Anspruch nehmen und im inneren Zusammenhange zu dem Lehrgange stehen. Besonders aber habe ich mich bemüht, Musterstücke aufzustellen, welche das unverdorbene Herz mit Begeisterung für Naturschönheiten erfüllen. — Daß in dem vorliegenden Werke eine Reihe verschiedener Schriftsteller auftritt, soll und kann dem Leser ein Sporn werden, sich zu bemühen, ihre Werke im weiteren Umfange zu studiren.

Noch habe ich zu bemerken, daß uur dann auf der Oberstufe diese Bilder in Anwendung gebracht werden sollen, wenn die Jugend einen gründlich geographischen Unterricht erhalten hat, wenn also vorausgesetzt werden kann, daß das Gedächtniß derselben mit dem erforderlichen Stoffe versehen ist.

Sollte es mir gelungen sein, durch diese Arbeit bei der reiferen Jugend das Interesse für den geographischen Unterricht erregt, die Wißbegierde befriedigt, Phantasie, Verstand und Anschauungsvermögen in einem bestimmten Grade gebildet zu haben: so fühle ich mich befriedigt.

Der Herausgeber.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Durch die freundliche Aufnahme und die günstigen Beurtheilungen, welche dieses Buch in weniger als Jahresfrist gefunden hat, ist mir der erfreuliche Beweis gegeben worden, daß Lehrer und Schüler dasselbe als wahrhaft zweckmäßige Ergänzung und Erweiterung beim Unterrichte in der Erdbeschreibung für die Oberstufe anerkennen. Der Herausgeber fühlt sich dadurch zu besonderem Danke verpflichtet. — Die eingeschlichenen Druckfehler sind möglichst sorgfältig beseitigt worden. Zusätze und Weglassungen werden hoffentlich nicht unwillkommen sein. Dem geehrten Leser übergebe ich somit nicht blos eine verbesserte, sondern auch vermehrte Auflage.

Möge denn dieses Buch auch fernerhin segensreiche Dienste leisten, neue zahlreiche Freunde in unserm Vaterlande finden und die alten sich erhalten!

Der Herausgeber.

Vorwort zur dritten Auflage.

Indem ich für die mir zugegangenen Winke den wohlwollenden Beurtheilern der früheren Auflagen dieses Buches den besten Dank ausspreche, füge ich nur hinzu, daß auch die dritte Auflage nachweisen wird, wie die bessernde Hand nicht unthätig gewesen ist.

Der Herausgeber.

Inhalts-Uebersicht.

I. Einleitung.

II. Bilder aus dem Norden.

III. Vaterländische Bilder.

IV. Bilder aus der Schweiz.

V. Bilder aus Italien.

VI. Bilder aus Ungarn und Galizien.

VII. Bilder aus der Türkei und Griechenland.

VIII. Bilder aus Rußland.

IX. Bilder aus dem britischen Reiche.

X. Bilder aus Frankreich.

XI. Bilder aus Portugal und Spanien.

XII. Bilder aus Holland.

I. Einleitung.

1. Ansichten vom Weltgebäude.*

Nicht immer hatte man so richtige Vorstellungen vom Weltgebäude als wir jetzt haben. Die Begriffe der Alten von der Form und Bewegung der Erde und überhaupt der Himmelskörper waren noch die eines Kindes. War doch auch nur ein kleiner Theil der Erdoberfläche damals bewohnt und bekannt. Die Chaldäer stellten sich die Erde als einen flachen, auf dem Meere schwimmenden Kahn vor, und selbst mehrere griechische Weise hingen später dieser Meinung an. Zu Homers Zeit (1000 v. Chr.) und noch einige Jahrhunderte später betrachtete man die Erde als einen flachen Länderkreis um das Mittelmeer herum, umströmt vom Oceane und umwölbt von dem Himmel, den man für ein festes Gewölbe, für eine hohle eherne Halbkugel hielt; jenseits des Oceans und jenes Gewölbes aber dachte man sich Chaos und ewige Nacht. Sonne und Sterne tauchten nach jener Meinung aus dem Meere empor, stiegen unterhalb des Himmelsgewölbes dahin und sanken jenseits wieder hinab. Die Inseln des atlantischen Meeres dachte man sich als außer dem Erdkreise liegend. Später dachten sich die Griechen die Erde als eine runde Scheibe und den Punkt, wo sie sich befanden, als den Mittelpunkt derselben. Die höchsten Berge trugen gleich riesigen Pfeilern das feste Himmelsgewölbe, einer unter ihnen ragte aber unter allen empor, um ihn her breiteten sich die Länder aus, und diese alle umfloß ein unübersehbarer Wasserstrom, der Ocean. Unter der Erdscheibe war die Unterwelt oder das Todtenreich (Tartarus). — Thales, einer der sieben Weisen Griechenlands, lehrte zuerst die Kugelgestalt des Himmels, der die Erde, wie die Schale eines Eies den Dotter, umschließe, und die untere Hälfte der hohlen Himmelskugel dachte er sich als mit Wasser angefüllt, auf welcher die runde Erdscheibe

* A. B. Reichenbach.

mit dem Schattenreiche im Innersten schwamm. — Anaximander, ein Schüler des Thales, dachte sich die Erde als eine Säule mit platter Oberfläche, welche mitten in der Himmelskugel schwebe. — Anaximenes verglich sie mit einer runden Tischplatte, eben so Anaxagoras. Noch Andere hielten die Erde für einen oben platten, unten gewölbten Körper und Kleanthes hielt sie für eine umgekehrte Pyramide, aber Pythagoras oder wenigstens seine Schüler dachten sich die Erde als eine Kugel, sprachen schon von den Bewohnern der entgegengesetzten Seite derselben und sogar von einer Umdrehung der Erde um ihre Axe, ja Aristarch von Samos wagte endlich sogar zu behaupten, daß die Sonne stille stehe und die Erde sich um sie bewege. Allein ihre Lehren fanden wenig Anklang und wurden sogar verspottet; man blieb bei der Meinung, die Erde sei eine Scheibe, und wenn man auch später endlich zugab, daß sie eine Kugelgestalt habe, so wollte man doch von der Bewegung der Erde um ihre Axe und gar um die Sonne nichts wissen. In den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt fand jedoch die Meinung von der Kugelgestalt der Erde unter den Gelehrten immer mehr Anklang, obgleich die christlichen Astronomen sie nicht immer öffentlich behaupten durften und ein Bischof von Salzburg deswegen sogar abgesetzt wurde. Vorzüglich war es Claudius Ptolemäus im zweiten Jahrhunderte nach Christi Geburt, der mit Festigkeit behauptete, daß die Erde eine Kugel sei. Um diese bewege sich in sieben Bahnen zunächst der Mond, nach diesem folge Merkur, Venus, die Sonne, Mars, Jupiter und endlich Saturn, alle von der Form einer Kugel; in der achten Bahn aber wären die Fixsterne. Lange Zeit verging, ehe diese Meinung einer richtigeren weichen mußte. Erst Nikolaus Kopernikus, geboren zu Thorn 1472, fand, daß sich Alles viel leichter in den Bewegungen der Himmelskörper erklären lasse, wenn man annehme, daß nicht die Erde, sondern die Sonne der Mittelpunkt sei, um welchen sich die Planeten und die Erde bewegen. Seine Erklärung erhielt ihm zu Ehren später den Namen des kopernikanischen Sonnensystems. — Später trat Galilei (geboren 1564 zu Pisa in Toskana) auf, der zu Pisa und noch mehr später in Padua mit dem größten Beifall als Professor Vorlesungen über Naturlehre und Mathematik hielt und sich bald öffentlich für das kopernikanische System erklärte. Allein man konnte diese Erklärung nicht in Einklang mit der heiligen Schrift bringen, namentlich nicht mit der Stelle im Buche Josua 10, 12., wo es heißt: „Sonne, stehe still!“ Die Geistlichen, Papst Urban III. und mehrere Professoren traten daher gegen ihn auf, und es begann für ihn ein Zeitraum bitterer Leiden; denn wegen seiner über das kopernikanische System 1630 abgefaßten Schrift wurde er, nachdem

man ihn schon vorher feindselig verfolgt hatte, vor die Inquisition gefordert. Hier mußte er im Jahre 1630 auf den Knieen die Wahrheiten, die er von der Bewegung der Erde gelehrt, nachdem man ihn vorher einige Monate gefangen gehalten, widerrufen. Zwar hatten ihn die Qualen des Gefängnisses sehr entkräftet, aber dennoch soll er mit verbissener Wuth beim Aufstehn auf die Erde gestampft und dabei heimlich die Worte ausgesprochen haben: „und sie bewegt sich doch!“ Er wurde hierauf zur Kerkerstrafe verurtheilt, sein System, das der Bibel zuwider sei, verdammt, und seine Schrift verboten. Aus Gnade wurde ihm aber die Kerkerstrafe erlassen und man verwies ihn anfangs in den bischöflichen Palast zu Siena und bald darauf in das Kirchspiel Arzebei bei Florenz. Hier beschäftigte er sich, selbst noch als er später blind und taub war, kein Schlaf des Nachts in seine Augen kam und die heftigsten Gliederschmerzen ihn quälten, mit Nachdenken über die Natur, bis er endlich im Jahre 1642 sein leidenreiches Leben endete. —

Tycho de Brahe, ein Däne, geboren 1516, der anfangs in Dänemark, später Astronom bei dem Kaiser Rudolph in Prag war und daselbst 1601 starb, suchte zwar das alte System, nach welchem die Erde still stehen und die Sonne sich bewegen sollte, wieder geltend zu machen, allein bald kam man, besonders durch die von Johann Keppler (geboren 1571 im Würtembergischen, gestorben 1630 in Regensburg) aufgestellten Gesetze, auf das kopernikanische, als das einzig richtige zurück, und jemehr die Künste und Wissenschaften fortschritten, desto mehr gründete sich die Ueberzeugung von der Richtigkeit desselben. Es traten mehrere große Astronomen auf, Kartesius (gestorben in Stockholm 1650), Newton (sprich: Njutt'n, gestorben 1727) und Wilhelm Herschel (geboren 1738 in Hannover); es wurden Sternwarten gebaut, kostbare Instrumente angeschafft, und so erhielt man denn nach und nach die gegenwärtige Ansicht von dem Weltgebäude.

Nach dieser Ansicht steht die Sonne fest, d. h. sie bewegt sich nicht um andere Körper, sondern nur um ihre eigene Axe; um sie herum aber bewegen sich die Erde und die bis jetzt entdeckten Planeten mit ihren Monden, sowie die Kometen, und zwar nicht in ganz kreisrunden, sondern in mehr länglichrunden Bahnen. — Der berühmte Astronom Mädler zu Dorpat glaubt jetzt die längst gesuchte Centralsonne, die Sonne der Sonnen oder den feststehenden Punkt im Weltgebäude entdeckt zu haben, um den sich unsere Sonne mit ihrem Planetensysteme gleich allen übrigen uns sichtbaren, den Fixsternen, bewegt. Diese Mittelsonne soll der Stern Alcyon im Siebengestirn sein, der 34,000,000 Sonnenweiten von uns entfernt ist, ein Raum, welchen der Lichtstrahl erst in 537 Jahren zu durcheilen

1*

vermag. Die Umlaufszeit unserer Sonne um die Mittelsonne soll 18,200,000 Jahre betragen: ein schöner Zeitraum für ein Sonnenjahr! Leider beruht aber die ganze Berechnung bis jetzt nur auf einer hohen Wahrscheinlichkeit.

2. Ein Blick in die Geschichte der Erdbildung.*

Vor einer langen Reihe von Jahrtausenden war unsere Erde, wie die Wissenschaft der Erdgeschichte, die Geologie, lehrt, ein großer feurig-flüssiger Tropfen, in welchem die schwersten Bestandtheile ihrer jetzigen festen Rinde eine geschmolzene Masse bildeten, während die übrigen, besonders das Wasser der Meere, durch die ungeheure Hitze zu Dampf verflüchtigt, jenen glühenden Kern als eine dichte, undurchsichtige und wahrscheinlich mehrere tausend Meilen hohe Dunsthülle umgaben. Aus weiten Himmelsfernen, etwa von einem andern Weltkörper aus gesehen, erschien sie damals als ein selbstleuchtender, nach der Art der Kometen mit schimmerndem Lichtnebel umhüllter Stern unter andern Sternen. Und zwar als ein Doppelstern, denn ihr Begleiter, der Mond, hatte sich damals schon von ihr abgelöst und umkreiste sie als ein ähnlicher, nur kleinerer, glühender Tropfen.

Der unendliche Weltraum, in welchem sich die Planeten und alle Gestirne frei schwebend bewegen und der nur mit einem durchsichtigen Stoff ausgefüllt ist, der Aether genannt wird und viele tausend Mal dünner ist als die Luft, welche wir athmen, ist sehr kalt, kälter noch, als die Polargegenden in den kältesten Nächten des Winters.

In diesem kalten Raume seine Bahn beschreibend, mußte der theils geschmolzene, theils zu Gasgestalt verdampfte Planet allmälig immer mehr von seiner Hitze abgeben und sich abkühlen. Es ist aber bekannt, daß mit der abnehmenden Wärme eines Körpers auch seine Ausdehnung abnimmt. Wie die Quecksilbersäule des Thermometers sich desto mehr zusammenzieht, je kälter es wird, so mußten sich also auch die durch die anfängliche ungeheure Hitze ausgedehnten Stoffe der Erde auf einen immer engeren Raum zusammenziehen. Die obersten Schichten der großen Dunsthülle, die den Planeten umgab, erkalteten natürlich zuerst, und die in ihr als Dampf enthaltenen Stoffe fielen dadurch als ein Gemisch von allerlei Erden, theils und hauptsächlich als Wasser zu Boden. Kurz, es regnete heftig, wie es auch jetzt allemal regnet, sobald eine warme Luftschicht, in der viele Wasserdämpfe enthalten sind, schnell abgekältet wird.

* W. Jordan.

Um sich vorzustellen, was weiter geschah, denke man sich ein Gefäß mit heißem geschmolzenen Blei, auf das man aus einer Gießkanne einen leisen Regen von Wasser sprühen läßt. Die Tröpfchen werden sich, zum Theil noch ehe sie die Oberfläche des geschmolzenen Metalls erreichen, wieder in Dampf verwandeln und aufsteigen, bis sich das Blei, zuerst an der Außenseite und dann immer tiefer, durch das ununterbrochen darauf herabträufelnde Wasser abgekühlt und fest wird.

So ging es mit der Erde. Noch bevor die wässerigen Niederschläge die Oberfläche der geschmolzenen glühenden Stoffe des Erdkernes erreichten, verdampften sie auf's Neue und stiegen wieder in die Höhe, bis sie in die Region kamen, wo sie durch die Kälte des Weltraumes abermals zu Wasser niedergeschlagen wurden.

Den unendlichen kalten Weltraum konnte die kleine heiße Erde natürlich nicht etwa wie der Ofen ein geschlossenes Zimmer zuletzt erheizen. Die Temperatur desselben vermochte sie eben so wenig zu ändern, als z. B. ein glühendes Sandkorn im Stande sein würde, eine große Kirche zu erwärmen. Also nur die Erde konnte allmälig kälter, nicht aber der Weltraum durch sie wärmer werden. So mußte sich die Region, in der die aufsteigenden Wasserdämpfe wieder in Wasser verwandelt wurden, allmälig immer tiefer auf den Erdboden herabsenken, während die Oberfläche des geschmolzenen Kerns immer mehr von ihrer Hitze verlor, bis sie zuletzt aufhörte, flüssig zu sein, und fest und steinhart wurde, wie die Lava, die wir noch jetzt in flüssigem Zustande aus den Vulkanen hervorquellen, in die Thäler fließen und sich hier allmälig abkühlen und erstarren sehen.

Jener chaotische Zustand eines wilden Kampfes zwischen Hitze und Kälte, Feuer und Wasser hat jedenfalls eine Reihe von Jahrtausenden hindurch gedauert, deren Zahl die Wissenschaft noch nicht näher zu bestimmen vermag.

Das geschmolzene Erz, welches aus den Schmelzöfen strömt, überdeckt sich bald durch die Berührung mit der kalten Luft mit einer starren Rinde, die eine Verbindung des Sauerstoffes der Luft mit dem Metall ist. Unter derselben verharrt das Metall noch desto längere Zeit in einem weichen Zustande, je größer die Masse desselben ist, und erstarrt erst nach und nach, indem sich unter der obersten Schicht eine zweite, unter dieser eine dritte u. s. w. ansetzt.

Gerade so ging es mit der Erde; ihre Oberfläche wurde immer dicker und kälter, ohne jedoch schon kalt genug zu sein, um das Wasser in flüssiger Form über sich zu dulden. Die aufeinander folgenden Schichten, wie sie der Reihe nach erkalteten, sind Thonschiefer, Glimmerschiefer, Gneis und Granit, deren innere Fügung desto regelmäßiger und krystallinischer ist, je allmäliger sie erkalteten, je tiefer sie also liegen.

In demselben Maße, als der feurig-flüssige Erdtropfen an seiner Oberfläche erstarrte, wurde auch sein Leuchten immer schwächer; es ging vom Weißglühen zum Rothglühen über und erlosch zuletzt gänzlich. Die Erde hörte auf, ein selbstleuchtender Stern zu sein, und statt des funkelnden Nebelsterns erblickten die Astronomen benachbarter Weltkörper jetzt eine matt und unbestimmt begrenzte Lichtscheibe, die junge Erde, welche nur noch fremden Glanz, das Licht der Sonne, an ihrer äußersten Dunsthülle zurückstrahlte, während auf ihrer ersten Oberfläche eine ziemlich dichte Finsterniß herrschte.

Die Abkühlung dieser Oberfläche hörte aber nicht auf. Die Erdrinde mußte sich daher immer mehr zusammenziehen, während die noch jetzt geschmolzenen Massen im Innern an dieser Verringerung des Umfangs keinen Theil nahmen.

Man überklebe eine etwa einen Fuß im Durchmesser haltende Kugel mit nassem Papier und lasse es hernach trocknen. Was wird, wenn es recht fest aufgeklebt ist und sich nicht verziehen kann, geschehen? Es wird, weil es sich zusammenzieht, die Kugel selbst aber unverändert sich gleich bleibt und nicht nachgiebt, an verschiedenen Stellen zerreißen.

So riß auch die Erdrinde an verschiedenen Stellen auf und die im Innern zusammengepreßten, theils teigartigen, theils feurig-flüssigen Massen quollen aus den größern und kleineren Oeffnungen und Spalten unter Krachen und furchtbaren Erschütterungen hervor. Wo die Oeffnungen und Spalten nicht weit genug waren, warfen die empordringenden Massen die ihnen im Wege stehenden Schiefergesteine in ungeheuern Schollen zur Seite dachförmig auf, oder hoben sie auch auf ihrem Rücken empor, oder stellten sie endlich als fast senkrechte Wände in die Höhe. So entstanden die mannichfachen Zerklüftungen und Formen, die wir in den Gebirgen anstaunen. Die hervorgequollenen Massen sind zu granitischen Felskegeln erstarrt und bilden die höchsten Spitzen, die gesprungenen, dann in die Höhe und zur Seite geworfenen Theile der frühern Oberfläche aber die Abdachungen und Vorberge der ältesten Bergrücken der Erde.

Man darf es nicht etwa wunderbar und wegen der Größe der Vorstellung unglaublich finden, daß die Oberfläche des riesigen Erdballs auf diese Weise zerrissen sein und die tiefen Spalten bekommen haben soll, die wir als ungeheure Gebirgsschluchten anstaunen. Die Risse des um jene Kugel geklebten Papiers sind im Verhältniß noch tiefer, als die der Erdoberfläche, und die feinen Sprünge, welche bei Temperaturveränderungen die Glasur eines Tellers bekommt, sind im Verhältniß zum Teller unvergleichlich viel tiefer, als die tiefsten Zerklüftungen der Erdrinde. Einem jener Infusionsthierchen, von denen in einem Wassertropfen mehrere

Millionen umherschwimmen können, ohne einander in die Quere zu kommen, würden die feinen Rißchen im Teller ebenfalls wie ganz ungeheure Gebirgsschluchten erscheinen.

Nachdem so die Erdrinde oftmals zertrümmert und durch die hervordringenden geschmolzenen Stoffe gleichsam wieder zusammengekittet war und an Dicke zugenommen hatte, gewann sie endlich einen gewissen Halt. Die Zerklüftungen erfolgten sparsamer, die Oberfläche wurde ruhiger und fester. Die beträchtlich verminderte Hitze derselben erlaubte den Niederschlägen aus der Luft, welche ununterbrochen fortdauerten, ihren bleibenden Aufenthalt auf ihr zu nehmen und jetzt selbst die Außenseite des Planeten zu bilden. Das Wasser wurde zuletzt nicht mehr in demselben Augenblick, wo es als Tropfen herunterfiel, zischend in Dampf verwandelt, sondern begann sich allmälig anzusammeln. Es entstand das Urweltmeer.

Dieses Meer dürfen wir uns weder besonders tief, noch in einem Zustande vorstellen, welcher etwa dem der jetzigen Meere ähnlich wäre. Seine Fluthen enthielten viel Schwefel und Salzsäure, und die große Menge von Stoffen, die es aufgelöst in sich enthielt, gaben ihm ein trauriges Aussehen und bewirkten zugleich, daß es nicht leichtflüssig, sondern mehr breiartig beschaffen war. Langsam wälzte es seine schweren, flachen Wogen über die vielfach geborstene Erdkruste, die noch immer eine hohe Wärme ausstrahlte. Nur an einzelnen Granitfelsen, die wie Inseln aus diesem flachen Ocean hervorragten, und an niedrigen Gebirgskämmen brachen sich seine trägen Fluthen. Die Meeresströmungen, die wir in den heutigen Meeren kennen, waren damals auch noch nicht in dem Grade vorhanden. Dieselben hängen außer von der Drehung der Erde, die damals, wie die Astronomie lehrt, eine langsamere gewesen sein muß, weil der Planet einen größern Umfang hatte, theils von der ungleichen Erwärmung der Meere unter verschiedenen Breiten, theils von den herrschenden Winden ab, welche letzteren ihrerseits ebenfalls durch die ungleiche Erwärmung der Luft an der Oberfläche erzeugt werden.

Diese Ungleichheit der Erwärmung der verschiedenen Erdgegenden, also die klimatische Verschiedenheit, war aber damals noch gar nicht vorhanden, theils weil die eigene Wärme, die noch aus dem Innern des Erdballs hervorströmte, so beträchtlich war, daß der Einfluß der Sonne dagegen wenig hätte in Betracht kommen können, theils weil die Atmosphäre noch so trübe war, daß die Sonnenstrahlen gar nicht bis zur Oberfläche der Erde durchdringen konnten. Es fiel fortwährend ein dichter Regen und dabei herrschte auf dem ganzen Planeten, an den Polen wie unter dem Aequator, eine ziemlich gleichmäßige, aber sehr heiße Temperatur. Die Hauptbewegung des Urmeeres, welches mit geringen Ausnahmen die ganze Oberfläche bedeckte, bildeten Ebbe und Fluth, die, von der

Anziehung des Mondes und der Sonne bewirkt, damals um so regelmäßiger eintreten mußten, als sie in ihren Fortschritten noch durch keine großen Festländer unterbrochen wurden.

Nach und nach setzte dies Meer sowohl die Theile seines schiefrigen Grundes, die es abspülte, als die erdigen Stoffe, die es aufgelöst enthielt, Thon, Quarzsand und Glimmer, schichtenweise ab. Unter Mitwirkung der Hitze des Bodens wurden diese Stoffe in ein festes Gestein, die sogenannte Grauwacke oder Grauwackenschiefer verwandelt. Unterdessen ging aber die Erkaltung der Atmosphäre ohne Unterbrechung von statten. Der Regen hörte nicht auf, der Ocean nahm an Tiefe zu und, geläutert von den Stoffen, die sie an ihn abgab, fing sich die Luft an etwas aufzuklären. Nicht mit einem Schlage, sondern nach und nach, mit einer Allmäligkeit, welche Jahrtausende verbraucht haben muß, ward es Licht über den finstern Tiefen, und über dem Ocean schimmerte zum ersten Mal eine dämmernde, matte Helligkeit, dem jetzigen Grauen des Morgens vergleichbar. Die Hitze des Wassers sank nach und nach bis unter den Siedepunkt, und da die Atmosphäre kleiner, dünner, also leichter, wie man sich auszudrücken pflegt, der Luftdruck geringer geworden war, konnte es (das Wasser) einen Theil seiner Kohlensäure an die Atmosphäre abgeben.

3. Bildung der Erdoberfläche.*

Wenn man auf einmal das Meer ablassen könnte, würde es auf seinem Grunde nicht viel anders aussehen, als auf vielen Stellen auf unserer Erdoberfläche. Wir würden da große, lange Sandflächen und Berge von Kalk und Gyps sehen, die sich aus dem Meerwasser gebildet haben, alle untermischt mit häufigen Muscheln und andern Seethierüberresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß sie in einem großen Meere gebildet sind. Denn viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel- und Seethierüberresten, und auf manchen Bergen von Neuholland, die sehr hoch sind und jetzt viele Meilen weit vom Meere landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Corallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlassen worden, von dem er einmal Jahrhunderte lang bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Aehnliches zu sehen. Auch in und auf unsern Kalkbergen findet man Corallenarten und Muscheln, die nur im Meere gelebt haben und gewachsen sein können. Man sieht es manchen von unsern Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit hindurch Wasser darüber gefluthet haben muß; und das Salz,

* Von G. H. Schubert.

das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stand.

Manche Naturforscher glauben: das Meer sei nach und nach kleiner geworden und nehme noch jetzt ab. Denn einige Städte an der Ostsee und am Mittelmeere sollen wirklich nach alten Aussagen und Zeugnissen ehedem näher am Meere gelegen haben, als jetzt, z. B. Danzig. Aber andere und eben so gründliche Naturforscher haben bewiesen, daß dies nur an manchen Meeren und an manchen Oertern so erscheine, und daß das Meer seit Jahrtausenden weder um ein Merkliches angewachsen sei, noch abgenommen habe.

Es muß also jene große Veränderung, wodurch viele unserer Länder und Berge vom Meere verlassen und zu festem Lande wurden, auf einmal gekommen sein. Doch ist das nicht die einzige Veränderung, die mit unserm Erdboden vorgegangen sein muß. Im Würtembergischen, in Thüringen, in Braunschweig und an andern Orten Deutschlands; ferner in Frankreich und sogar in dem kalten Sibirien hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, Nashörnern und andern solchen Thieren waren, die nur in sehr heißen Ländern leben können. Dabei aber auch an den nämlichen Orten Palmen, Bambusröhre und andere Gewächse aus warmen Ländern. Diese Thiere und Pflanzen, die oft mit einander, wie noch in ihrem jetzigen Vaterlande, vorkommen, müssen einmal in jenen jetzt so kalten Ländern gelebt haben. Es muß also da einmal viel wärmer gewesen sein, als es jetzt ist.

Die Knochen oder andere Ueberreste von Thieren der Vorwelt, die man in allen Theilen der Erde, am häufigsten aber in den nördlichen Gegenden, gefunden hat, gehören fast alle zu den jetzt lebenden Thiergeschlechtern, nur sind sie zum Theil größer als die jetzigen oder weichen auch in der Gestalt von ihnen ab. So hat man die meisten Gattungen der Säugethiere gefunden, doch nirgend Ueberreste von Affen. Sehr verschieden von den jetzt lebenden Säugethieren waren: das Mammuthsthier, eine große Elephantenart, mit langen Mähnen; das Riesenelend, das centnerschwere Geweihe hatte. Noch verschiedener von dem gegenwärtigen Thiergeschlechte war das Ohiothier (hat seinen Namen vom Ohiofluß in Nordamerika, wo man es fand), es war so hoch, aber länger als unsere größten Elephanten, hatte große Stockzähne, aber auch zackige Backenzähne, wie die fleischfressenden Thiere, und war mit langen Haaren bedeckt. Das Riesenfaulthier muß auch ein gar besonderes Thier gewesen sein. Es war von der Schnauze bis zum Rücken 12 Fuß lang und 6 Fuß hoch; sein Kopf gleicht dem unserer Faulthiere. Dabei hatte es auch wie diese keine Vorder- und Eckzähne, sondern nur Backzähne, aber furchtbar lange und scharfe Klauen, daher man es auch Großklauenthier heißt.

Ueberreste von Vögeln der Vorwelt hat man im Ganzen noch wenig gefunden; in größerer Menge aber die Amphibien, und darunter Eidexen von 24 Fuß Länge (in den Niederlanden bei Mastricht), ferner Krokodile, so groß, wie die noch jetzt lebenden im Nil und Ganges. — Fische gab es in der Vorwelt von allen jetzt lebenden Arten, doch hat man auch Haifische aufgefunden, die von ungeheurer Größe gewesen sein müssen, denn ihre Zähne waren allein 7 Fuß lang. — Der Ueberreste von Insekten sind wenig, in desto größerer Menge aber die der Würmer.

An manchen Orten, wie z. B. in Sibirien, hat man solche Thiere der Vorwelt noch mit Haut und Haaren und Fleisch gefunden, welches für Hunde uud Wölfe noch genießbar war. Es muß also die große Veränderung, wodurch es nach den Polen unserer Erde hin so kalt wurde, wie es jetzt ist, noch nicht viel Jahrtausende her und plötzlich geschehen sein, denn nur in einem so kalten Lande, wie Sibirien, konnte sich das Fleisch solcher Thiere der Vorwelt so ungestört erhalten.

Wie es nun damit zugegangen und wodurch eine solche Veränderung entstanden sei, das wissen die Gelehrten selber nicht, wie sie denn überhaupt gar Vieles nicht wissen. Die heilige Schrift aber und die Sagen vieler Völker in Europa, Asien und Amerika erzählen uns von einer großen Fluth, von der Sündfluth, die über den ganzen Erdboden kam und ihre höchsten Berge bedeckte, und wobei fast alle auf der Erde lebenden Wesen untergingen. Und an eine solche Fluth, nach deren Verlauf die Oberfläche ihre jetzige Gestalt und ihr jetziges Klima erhielt, muß man glauben, wenn man nicht allen Zeugnissen der Natur geradezu ins Angesicht widersprechen will. Ein Theil des damaligen festen Landes scheint, wie es noch jetzt bei einzelnen Inseln geschieht, im Meere versunken zu sein, und ein Theil des Meergrundes ist dabei zum trocknen Lande geworden.

Zwar führen nicht alle Berge solche Muscheln und Seegewächse oder Salz bei sich, woraus man schließen konnte, daß sie ehemals Meergrund gewesen wären, aber alle, auch die, bei denen das nicht der Fall ist, sind offenbar, bis auf die wenigen, aus vulkanischem Feuer erzeugten, aus dem Wasser und im Wasser gebildet. Und das sagt uns auch die heilige Schrift, der freilich heut zu Tage manche Gelehrte immer gern widersprechen wollen, die aber, sobald man nur die Natur recht genau ansieht, auch in solchen Dingen immer Recht behält und auch ewige Wahrheit bleiben wird.

Die Gebirge, welche keine Muscheln, keine Steinkohlen und keine Salze enthalten und zugleich die höchsten Berge der Erde bilden, nennt man **Urgebirge**. Sie bestehen entweder aus Thonschiefer, woraus unsere Schiefertafeln gemacht werden, oder aus Glimmer oder Katzengold, einem Schiefer, der viel glänzende dünne

Blättchen bildet, oder aus Granit, womit unsere Straßen gepflastert werden. Die Urgebirge haben die meisten Erze: Gold, Silber, Blei, Zinn, Kupfer und Eisen in sich. Man findet diese meistens in sogenannten Gängen, welche man mit ehemaligen Spalten in den Gebirgen vergleichen kann, die sich von oben herein durch die hineingeschossenen Erdmassen ausgefüllt haben.

Die Gebirge, welche hauptsächlich aus Kalk, aus Sandstein und Gyps bestehen und viel Muscheln, Steinkohlen und Salz in sich führen, nennt man Flötzgebirge. Diese Steinmassen liegen in großen Lagern über einander, die man Schichten nennt, und die dem Gebirge das Ansehen geben, das etwa eine Mauer hat, in der recht große Quaderplatten von verschiedener Form eine über die andere gelegt sind. Solche Lagen nennt der Bergmann Flötze, und überhaupt bedeutet flötzen oder flößen ein Ansetzen durchs Wasser, was offenbar jene Gebirge hervorgebracht hat. Die Gebirge enthalten zwar nicht so viel Erze als die Urgebirge, doch an manchen Orten einen sehr kupferreichen Schiefer, auch etwas Blei und Galmay und sehr viel Eisen.

Den losen Sand, Lehm und Töpferthon, die in unsern Ebenen liegen, und woraus auch die Hügel bestehen, die man da sieht, nennt man aufgeschwemmtes Land. Da findet man außer dem Lehm und Töpferthon und außer Braunkohlen nicht viel Besonderes. Ueber allen diesen Gebirgsarten liegt dann die Damm- und Gartenerde.

4. Die heiße Zone.*

Ein ganz anderes Bild, als die Schneegefilde Grönlands darstellen, gewähren uns die Schilderungen derjenigen Länder, welche in der heißen Zone liegen. Vergleicht man einzelne Gegenden aus beiden Zonen mit einander, so scheinen die Länder in der heißen Zone einen so entschiedenen Vorzug zu haben, daß man nicht begreift, wie es noch Menschen geben kann, die in den nördlichen Gegenden leben mögen, und wohl gar, wie von den Grönländern erzählt wird, noch eine Vorliebe für diese Länder haben. Der Schöpfer verlieh aber jeder Zone eigenthümliche Beschwerden mit eigenthümlichen Vortheilen verbunden, denen nicht abgeholfen werden kann, wenn jene Vortheile den Menschen erfreuen sollen.

Hitze und ein in den meisten Gegenden regelmäßig wiederkehrender starker Regen bringen in der heißen Zone den reichen Pflanzenwuchs hervor, den man in den Polargegenden vergebens sucht. Durch diese beiden Ursachen getrieben, erreichen manche Pflanzen eine Höhe und Stärke, und gewähren einen solchen pracht-

* Straus.

vollen Anblick, wovon man sich selbst in den gemäßigten Gegenden, wo doch der Pflanzenwuchs schon bedeutender ist, keinen Begriff machen kann. Es sind besonders einige Pflanzenarten, die, der heißen Zone allein angehörend, durch ihre Schönheit und Pracht sowohl, als auch durch ihre ungemeine Nutzbarkeit sich vorzüglich auszeichnen. Dahin gehören unter andern die Palmenarten. Sie behaupten unter allen Gewächsen auf unserer Erde in jedem Betracht den ersten Rang. Die Vortheile, welche der Mensch von den übrigen Gewächsen zusammengenommen erhält, giebt ihm die Gattung der Palmen allein. Sie speisen, tränken und kleiden ihn, sie liefern ihm Materialien zu seiner Wohnung und zum Hausgeräth und lassen keines seiner Bedürfnisse unbefriedigt. Eben so sehr zeichnen sie sich auch durch ihre Schönheit und durch einzelne merkwürdige Eigenschaften aus. Die Palmen haben schlanke Stämme, ohne eigentliche Rinde, die oft 200 Fuß in die Höhe steigen. Aeste und Zweige haben sie auch nicht, sondern es bildet sich oben am Gipfel ein Büschel von immergrünen, meist herabhängenden Blättern, die zum Theil über 20 Fuß lang sind, so daß sie in Betracht ihrer Größe die Stelle der Zweige wohl vertreten können. So wie der Stamm höher treibt, fallen die Blätter ab und lassen kleine Stumpfe nach, die das Hinaufsteigen erleichtern und zugleich dem Stamm statt der Rinde dienen. Die nützlichste Palme ist unstreitig die Kokospalme. Von ihr benutzt man das Holz, den Saft, die Blätter und die Früchte. Diese sind Nüsse, beinahe so groß wie ein kleiner Kindeskopf; die Schale ist sehr dick, hart, holzartig und läßt sich poliren und drechseln, äußerlich ist sie mit einer faserigen Hülle umgeben. Ist die Nuß halb reif, so befindet sich ein überaus schmackhaftes und gesundes Wasser darin, welches nicht nur den Durst löscht, sondern auch wider mancherlei Krankheiten dient. Mit dem Alter der Nüsse verdickt sich dieser Saft nach und nach und wird endlich zu einem festen Kerne, der aber in der Mitte immer noch eine mit Saft angefüllte Höhlung behält, so daß eine solche Nuß den Hunger und Durst zugleich stillt; aus dem Kerne preßt man auch ein vortreffliches Oel. Die äußere faserige Hülle der Schale dient zur Verfertigung starker Stricke, und aus der harten Schale selbst macht man Trinkgeschirre, Löffel und andere Geräthe. Schneidet man die Blumensprossen ab, so erhält man einen weinartigen Saft; die jungen Blätter geben Palmkohl, und der weiche, markige Theil des Stammes das sogenannte Palmhirn; aus den Blättern macht man Matten, Körbe, Fächer, Sonnenhüte; das Holz dient endlich zum Bauen und Brennen. Ein anderes Prachtgewächs der heißen Zone ist der Pisang. Diese Pflanze gehört zu den Kräutern, hat also keinen Stamm, sondern nur einen Stengel, aber durch die Wärme des Klima's getrieben, erreicht der Pisang dennoch eine Höhe von

20 Fuß, und der Stengel ist so dick, wie ein Mannesschenkel, er ist aber dabei weich und schwammig. Die Blätter sind 10 bis 12 Fuß lang und über 2 Fuß breit; die Früchte wachsen, wie bei den Palmen, am Gipfel in einem traubenförmigen Büschel. Diese Früchte, deren an einem Stamme wohl über hundert sitzen, haben einen herrlichen Geschmack und dienen den Bewohnern jener Gegenden zur gewöhnlichen Nahrung. Sobald die Früchte reif sind, stirbt die Pflanze ab und schlägt dann an der Wurzel wieder aus; sie erreicht also in einem Jahre diese erstaunliche Größe und Stärke. Der heißen Zone gehören endlich noch zwei sehr merkwürdige Bäume an, die gleichfalls einen Beweis von der durch die Hitze bewirkten Triebkraft der Natur geben. Diese Bäume sind: der Boabab oder Affenbrotbaum, und der Wurzelbaum. Der erste wird für den größten aller bekannten Bäume gehalten; der Stamm erreicht zwar nur die Höhe von 12 Fuß, aber die Dicke des Stammes beträgt im Durchmesser 25 Fuß; demnach ist der Umfang dieses Baumes wohl so groß, daß zwölf Männer ihn kaum umspannen können. Die Krone wird gegen 70 Fuß hoch und breitet sich auf 150 Fuß weit aus. Die Wurzeln haben zum Theil eine Länge von 160 Fuß. Die ungeheuern Zweige senken sich zuletzt, von ihrer eigenen Schwere niedergedrückt, mit ihren Spitzen auf die Erde herab und verdecken den Stamm. In den ersten fünf Jahren wächst der Baum schnell, nachher aber so langsam, daß man das Alter dieser Bäume auf 5 bis 6000 Jahre berechnet. — Der Wurzelbaum wächst gewöhnlich an sumpfigen Orten. Seine Wurzeln steigen aus der Erde hervor und erstrecken sich oft, wenn ein solcher Baum an einem Flusse steht, dessen Bette schmal ist, bis ans jenseitige Ufer, und bilden auf diese Weise eine Art Brücke. Die Zweige des Baumes haben das Besondere, daß sie sich zur Erde herabsenken, Wurzel schlagen und einen neuen Stamm bilden. So wird nach einiger Zeit ein einziger Baum der Stammvater eines ganzen Waldes und alle seine Kinder bleiben mit ihm in Verbindung. Ein solcher Wald ist selbst dem hartnäckigsten und geduldigsten Wanderer undurchdringlich. Außer diesen wunderbaren und merkwürdigen Gewächsen gedeihen in der heißen Zone so manche Pflanzen auf eine ausgezeichnete Weise, die in den gemäßigten Gegenden nur klein und niedrig bleiben. Die Rohrarten sind gewöhnlich dünn und schwach, aber in Ost- und Westindien wächst das Bambusrohr zu der Höhe eines starken Baumes empor, der zuweilen 60 Fuß hoch wird und eine Dicke von 2 Fuß hat. Dabei ist es so außerordentlich hart, daß es sich wohl der Länge nach durchspalten, aber schwer durchschneiden läßt, und es wird daher zu Stangen und Pfählen, zum Häuser- und Schiffsbau angewendet. Farrenkräuter, die sich sonst nur wenig über den Boden erheben, erreichen hier eine Höhe von 35 Fuß;

Bäume, fast zweimal so hoch als unsere Eichen, prangen mit Blüthen so groß wie unsere Lilien, ja in Südamerika wächst eine Pflanze, deren Blume, von 4 Fuß Umfang, sich die indischen Knaben über den Scheitel ziehen. Alle die Gewächse, welche gewissermaßen den Europäern jetzt zum Bedürfnisse geworden sind, gehören der heißen Zone an, z. B. Kaffee, Zucker, Thee; Gewürze, wie Pfeffer, Muskatnüsse, Nelken u. s. w. Kostbare Färbestoffe, z. B. der Indigo, kommen aus heißen Gegenden; treffliche Heilmittel, unter andern die Chinarinde, manche Balsamarten werden nur unter einem heißen Himmelsstriche angetroffen. Es ist also unbezweifelt, daß der Pflanzenreichthum in der heißen Zone den höchsten Grad erreicht.

Nicht minder zeichnet sich die Thierwelt in diesem Klima aus. Auch in derselben verbindet sich Größe und Stärke mit dem blendendsten Schmucke der Farben, mit der ausgezeichnetsten Schönheit. Der Reichthum an Pflanzen machte es möglich, daß hier große, pflanzenfressende Thiere leben, wie der Elephant und der Tapir; die Waldungen werden von unzähligen Affenarten bevölkert; schöngefiederte Papagaien und andere herrlich geschmückte Vögel schweben von Baum zu Baum; Kolibri's, glänzend wie Diamanten, wiegen sich auf Blumen, neben ihnen prachtvolle Schmetterlinge; selbst des Nachts wird die Luft durch glanzvolle Laternenträger erhellt. Aber alle diese Herrlichkeit wird dem Menschen auch durch manche Beschwerden und Gefahren verbittert. In den Wäldern und Gegenden der heißen Zone wohnen auch eine Menge reißender Thiere, gegen die man auf seiner Hut sein muß. Der blutdürstige Tiger lauert im Schilfe verborgen auf seine Beute; auch der Löwe, der Leopard, die fürchterliche Hyäne und mehrere andere reißende Thiere fallen den Menschen und seine Hausthiere an. Kann er sich auch durch das Feuergewehr gegen jene schützen, so ist es doch unmöglich, sich der ungeheuern Schwärme Mücken, Mosquito's, Ameisen und anderer lästigen Plagethiere zu erwehren, deren Vermehrung durch keine Kälte Einhalt geschieht. Der Biß und der Stich dieser Insekten ist schon an sich bei der Hitze weit gefährlicher als in den kältern Gegenden, aber einige sind sogar noch giftig und erregen oft tödtliche Verwundungen. Der Barfußgehende wird von einem kleinen Thiere, dem Sandfloh, geplagt; dies Thier setzt sich zwischen die Nägel oder Zehen und bringt gefährliche Verwundungen hervor; fadenförmige Spulwürmer drängen sich zwischen Haut und Fleisch und müssen mit großer Vorsicht wieder herausgewunden werden. Besonders gefährlich sind aber in der heißen Zone die vielen giftigen Amphibien, die gerade hier sich in großer Anzahl aufhalten. Bekanntlich ist der Biß der Klapperschlangen lebensgefährlich, und nicht allein diese, sondern auch mehrere andere

Schlangenarten drohen dem Menschen mit ihrem Gifte. Spinnen, von der Größe einer Faust, erregen Ekel und Grauen; aus den Gewässern schießen oft das gepanzerte Krokodil und der Kaiman mit ihren fürchterlichen Rachen empor, und selbst des Nachts muß man befürchten, daß blutsaugende Vampyre dem Menschen Blut und Leben rauben. Diese Plagen sind aber noch lange nicht alle Beschwerlichkeiten, welche die heiße Zone mit sich bringt und die wohl oft die Herrlichkeit der Natur vergessen machen. Nimmt die Hitze nur ein wenig mehr zu, als sie gewöhnlich ist, so wird sie unerträglich. Dann ist der Mensch eben so sehr zu allen Geschäften untauglich, als wenn die Eiskälte der Luft ihn zur Unthätigkeit zwingt. Sehr oft gesellt sich zu dieser Hitze eine lang anhaltende Dürre; dann bleicht das schöne Grün der Pflanzen, viele vertrocknen gänzlich; die Erddecke verwandelt sich in Staub, der bei dem geringsten Windstoß wolkenartig sich in die Höhe erhebt und die Luft verfinstert. Bäche, kleine Flüsse und See'n trocknen aus, manche Thiere verschmachten, andere laufen, von Durst und Hitze geplagt, lechzend und wie wüthend umher, wieder andere versinken in eine Art Erstarrung, gleichsam wie einige Thiere in den Winterschlaf fallen. Die Sonne hat entweder ein bleiches, strohfarbenes Licht, oder sie gleicht auch einer feurigen Kugel. Diese Erscheinungen hören erst dann auf, wenn der Regen wieder kommt. Sobald dieser den Boden befeuchtet hat, so überzieht sich derselbe sogleich mit frischem Grün, die Thiere löschen ihren Durst, und die, welche in Erstarrung lagen, erwachen nun wieder. Die Bäche, Flüsse und See'n füllen sich von Neuem; aber nun strömt der Regen auch eine Zeitlang so unaufhörlich herunter, daß große Ebenen zu weiten Landsee'n werden und manche Gegenden sich in Sümpfe und Moräste verwandeln. Da nun die Hitze dabei einen beträchtlichen Grad behält, so ist es nicht zu verwundern, daß durch die feuchten Ausdünstungen ansteckende Krankheiten entstehen, welche oft furchtbare Verheerungen unter den Menschen anrichten und deswegen zu den schrecklichsten Landplagen dieser Gegenden gerechnet werden. — Die heiße Zone umfaßt einen Flächenraum von reichlich 3,700,000 Quadratmeilen.

5. Die gemäßigten Zonen.*

In den gemäßigten Zonen wechselt die Wärme in der Regel von 4 bis zu 24 Graden ab. Jede umfaßt einen Flächenraum von 2,400,000 Quadratmeilen. Regelmäßig findet der Wechsel der vier Jahreszeiten statt, wogegen die Winde und die Witterung häufig unregelmäßig abwechseln. In den an den Wendekreisen

* Biernatzky.

liegenden Landstrichen Süd-Europa's, Nord-Afrika's, Mittel-Asiens und Nord-Amerika's im Norden, so wie Süd-Neu-Hollands und der Spitzen von Süd-Afrika und Süd-Amerika im Süden kommen zum Theil noch die Gewächse der heißen Zone fort. Vorherrschend sind aber die myrthen- und die lorbeerartigen Bäume und Sträucher. Ganz besonders sind die gemäßigten Zonen die Heimath der Getreidearten. Kräftig gedeihen der Weizen und der Hafer in den fruchtbaren Niederungen, während Gerste und Roggen auf dem höher gelegenen Lehmboden die besten Ernten geben. An den Abhängen der Berge wird der Wein gebaut; südlicher, als dieser, reift die Olive, aus welcher Oel gepreßt wird. Die Cypresse ist der Waldbaum in den Gegenden, die den Wendekreisen zunächst liegen; nördlicher sind es die Eiche und die Buche, die schattigen Laubhölzer überhaupt; ganz im Norden die Nadelhölzer. Die Obstbäume sind allgemein verbreitet. Die saftreichen Früchte, wie die Orangen, Granatäpfel und Feigen, gedeihen in den Nachbarländern der tropischen Zone, nördlicher die Kirschen, Pflaumen, Aepfel und Birnen. Auf den Gebirgen wachsen die schlanke Birke und die kräftige Eiche, an den Gewässern die geschmeidige Weide, an den Grenzen der kalten Zone nur noch die Tanne und Birke. Nahrhafte Kräuter entsprießen überall den feuchten Wiesen; die sumpfigen Moore liefern den Torf als ein herrliches Brennmaterial, besonders in den Gegenden, welche den Polarkreisen anliegen. Auch die Kartoffel, welche in die nördliche gemäßigte Zone verpflanzt worden ist, bietet einen gesegneten Ertrag. —

Geringer an Zahl, aber auch weniger wild, sind die Thiere in den gemäßigten Zonen, als in der heißen. Auf den Hochgebirgen der europäischen Alpen und Pyrenäen lebt die flüchtige Gemse in zahlreichen Heerden, während der kräftige Steinbock beinahe ganz ausgerottet ist. Ueberall ist der Stier verbreitet, im westlichen Amerika der Bison oder amerikanische Büffel in großen Rudeln von mehreren Tausenden, im Osten Europa's der seltnere Auerochs; auf der Südspitze Afrika's weiden die reichen Rinderheerden der Kaffern, und im nördlichen und westlichen Europa, so wie in den niederen grasreichen Regionen der Schweizer- und Tyroleralpen ist die Rindviehzucht allgemein zu Hause. Die Schafzucht wird selbst noch in den kräuterarmen Gegenden an den Ufern der Nordsee mit Erfolg betrieben; das Pferd ist das allbekannte Hausthier der Bewohner der gemäßigten Zonen. Der Wolf, der Bär und der Luchs sind die wichtigsten Raubthiere; doch von Jahr zu Jahr vermindert sich ihre Zahl, je weiter nach allen Seiten der Anbau vordringt. Das schüchterne Reh, der schlaue Fuchs, der stolze Hirsch und der furchtsame Hase sind die Bewohner der Wälder und Holzungen, selbst noch in der Nähe menschlicher Wohnungen. Nur der Biber flieht die Nachbarschaft der Menschen

und führt in Labrador, im nördlichen Canada und in den Küstenländern der Hudsonsbai seinen kunstvollen Bau aus, in welchem er seine Wohnung aufschlägt. Ebendaselbst leben in den Waldungen Schaaren von Eichhörnchen, von Mardern, Dachsen, Füchsen und Fischottern, denen die Pelzjäger nachstellen. — Auf den unzugänglichen Felsspitzen der höchsten Gebirge horsten Adler und Geier. Unter diesen ist der Lämmergeier oder Bartgeier der größte; er ist ausgezeichnet im Fliegen. Nicht, wie andere Geier, schwebt er langsam, schraubenförmig herab, sondern stürzt, die Flügel zurückgelegt, mit Blitzesschnelle auf seine Beute nieder, sei es eine Gemse, ein Schaf oder ein Rind; ja selbst Menschen faßt er in seinen mächtigen Fängen. In den Wipfeln der höchsten Waldbäume nistet das Geschlecht der Falken, unter denen der Edelfalke, ehemals zur Jagd abgerichtet und theuer bezahlt, der muthigste und schönste ist. Habicht und Sperber, die bei uns gewöhnlichsten, rauben manche Taube und kleinere Vögel; doch verschmähen sie auch im Nothfalle Frösche und Insekten nicht. Gespensterhaft stiert mit ihren feuerrothen Augen aus hohlen Bäumen die große Ohreule (der Uhu), die, wie alle ihres Geschlechts, das Tageslicht scheut und nur Nachts hervorkommt, um ihren Raub, besonders Ratten und Mäuse, zu fangen. Einer der stattlichsten Vögel in Nordamerika ist der auch in unser Klima verpflanzte Truthahn, der freilich auf unsern Hühnerhöfen nur noch ein Schattenbild des wilden, in den tiefen Waldungen Louisiana's lebenden ist. Da strahlen die laut kollernden Vögel, welche auf den Wipfeln der Cypressen sitzen, in herrlicher Farbenpracht; eine glänzende Bronce, in Blau, Violett und Grün hinüberspielend, bildet die Grundfarbe ihres Gefieders. Man findet sie oft 30 Pfund schwer. Ebendaselbst durchziehen ungeheure Schwärme der Zug- oder Wandertaube die Lüfte, so daß oft das Tageslicht verdunkelt wird, wenn sie, einer Wolke gleich, vorüber schweben. Man hat einen solcher Schwärme auf über 1000 Millionen Stück berechnet; denn seine Breite ist mehr als eine englische Meile. Welch einen unermeßlichen Nahrungsbedarf hat solches Heer! Unzählig sind ferner die Schwimm- und Sumpfvögel in den gemäßigten Zonen, besonders die ersteren, welche die See- und Meerufer unseres Erdtheils bevölkern, nicht minder die Wasservögel an den Gewässern im Binnenlande Amerika's und die Stelzvögel in den großen Niederungen und Sümpfen. Wer kennt nicht Gans und Ente und den langgeschnäbelten Storch, den treuen Bewohner unserer Schornsteine? Das Geschlecht der Möwen, der wilden Schwäne, Gänse und Enten bevölkert in zahlreichen Abarten die einsamen Küstendünen und Inselufer Europa's, und der langgehalste Reiher steht oft stundenlang bis an die Knie im Wasser an den Strömen Nord-Afrika's; dort wohnen auch die stolzen Flamingo's, die Kraniche, Pelikane und Strandläufer. Lieblich ertönen

unsere heimischen Wälder, Holzungen und Wiesen vom Gesange der Nachtigallen, Finken, Lerchen und Meisen, hallen wieder vom Hämmern der Spechte und vom Rufe des Kuckucks; prächtig glänzt das Gefieder des scheuen Pirols durch die Büsche. Aehnlich, wenn auch weniger melodisch, ist das Girren der Tauben, das Schnalzen der Glanzstaare und das Zwitschern der Schwalben. Nord-Afrika's Wüsten durchrennt der Strauß, jenes merkwürdige Zwischenglied zwischen Vogel und Säugethier, und im Schlamme des Nils watet der einst angebetete, jetzt noch verehrte Ibis. —

Unter den Amphibien gehören die Flußschildkröte und mehrere kleinere Schlangengattungen der gemäßigten Zone an, so wie der Frosch, die Eidechse und der bunte Salamander in den Sümpfen und feuchten Felsenklüften. — Meer und Flüsse liefern die bekannten schmackhaften Fische, den Dorsch, die Roche, den räuberischen Hecht, den Barsch, den Lachs. — In unseren Blumengärten, auf Aeckern und Wiesen schwärmt das zahllose Heer der Insekten; unter den Schmetterlingen sind einige an Farbenpracht denen der tropischen Zone ähnlich, wie das Pfauenauge, der Todtenkopf, der Trauermantel und besonders die Nachtfalter. Im Grase zirpen die Grillen; an den buschigen Ufern der Bäche schweben die zarten Wasserjungfern, und der Regen lockt den Regenwurm aus dem Boden hervor.

6. Die kalten Zonen.*

Die kalten Zonen umfassen die Räume der Erde, die innerhalb des $66^1/_2$. Grades nördlicher und südlicher Breite liegen. Nur die nördliche kalte umschließt einige Landstriche; die südliche enthält nach den jetzigen Entdeckungen nur das südliche Eismeer und einige Inseln. Aber auch die Länder der nördlichen kalten Zone sind fast von ewigem Eise umgeben. Ueber den Polarkreis hinaus bescheint die Sonne zwar ein halbes Jahr lang die Gegenden Lapplands, des nördlichen Sibiriens und Amerika's; aber sie erhebt sich nur wenig über den Horizont. Dann sinkt sie wieder und verschwindet endlich völlig, und Nacht bedeckt im andern Halbjahr diese Gegenden, die nur mitunter von den prachtvollen Nordlichtern erhellt werden. Deshalb steigt auch die Wärme selten über den Gefrierpunkt. Eisberge, oft meilenweit ausgedehnt, in einer Höhe von 15 bis 20 Fuß, umgeben das nördliche Festland. Bald sind sie regungslos gelagert, bald treiben sie, von den Winden und unterseeischen Strömungen bewegt, rastlos umher. Oft werden diese Felsen auf einander hinaufgetrieben, bis die Eissäule eine Entsetzen erregende Höhe erreicht und unter ihrer eigenen Wucht

* Viernatzky

zusammenbricht. Oft stoßen die Eismassen so heftig an einander, daß sie sich gegenseitig zertrümmern. Wunderbar sind die Luftspiegelungen in dieser einsamen Seeregion. Sie treten am häufigsten am Mittage ein und zeigen dem Beobachter Fahrzeuge, die eine halbe Meile weit von ihm entfernt zu sein und in der Luft zu schweben scheinen. Gewöhnlich erscheinen hierbei die Spitzen der Masten nach unten und der Kiel nach oben gewendet.

Der felsige Boden des nördlichen Festlandes erzeugt außer einigen krüppelhaften Sträuchern nur Moose und Flechten. Im Süden gedeihen noch die Birke, sowie Roggen, Gerste und Kartoffeln. Dort lebt der Grönländer in seiner Erdhütte; das ergiebige Rennthier bildet seinen ganzen Reichthum. Es ist äußerst genügsam, zugleich schnellfüßig; seine Milch ist, ebenso wie sein Fleisch, ein wohlschmeckendes Nahrungsmittel; seine Haut dient zur Kleidung. Der Robbenfang und die Jagd auf Eisbären nebst dem Fischfange sind die Beschäftigungen der Bewohner. Im nördlichen Sibirien wird der Zobel gejagt, dessen Fell sehr geschätzt ist. Unter der großen Menge von Seevögeln ist besonders die Eidergans zu nennen, die ihr Nest an die steilsten Klippen hängt; die Jäger erklettern dieselben mit Lebensgefahr, um das weiche, flaumige Gefieder dieser Vögel zu erhalten. Der treue Gefährte des Menschen ist auch hier noch der Hund; er zieht den Eskimo in wohlbespannten Schlitten über die glatte Schneefläche hin. Mächtige Wallfische, begleitet von unzähligen Häringen, ferner Schwert- und Sägefische, Meerfischottern und Seelöwen bevölkern die eisigen Fluthen; manches Schiff aus andern Zonen erscheint hier zum Fange dieser Thiere. Ohne Zweifel birgt das Meer noch nie gesehene Ungeheuer in seiner Tiefe, die des ewigen Eises wegen den Blicken des Menschen entzogen sind.

7. Die Strömungen im Meere.*

Zwischen den Wendekreisen des großen Oceans, des atlantischen und des indischen Meeres fluthet in unwandelbarer Richtung, der Achsendrehung der Erde entgegen, das Meer gleich einem unaufhörlichen Strome von Osten nach Westen. Wie ein Riesenfluß, dessen Ufer aber wiederum Meerwasser ist, bewegt es sich in dem großen Ocean in schwacher leiser Strömung von der steilen Westküste Chili's und Peru's, die daher auch nirgends tiefe Einschnitte bietet, bis sich ihm in den südlichen Inseln die ersten Hindernisse entgegenstellen. Mit Gewalt stürzt es nun an die östliche Küste Asiens, die in ihren reichen Busen die Spuren ihrer Kraft zeigt, durchströmt die engen und daher so

* Aus Thornton's Leseblüthen.

gefährlichen Straßen zwischen Neuholland und Neuguinea, zwischen Borneo, Celebes und Java, welche Länder alle unter dem Wasser durch Granitdämme mit einander in Verbindung stehen und einen starken Wall für Asiens Festland bilden, braus't dann auf Ceylon und Madagaskar zu, wo es schon manches schöne, reich beladene Schiff auf Klippen und Sandbänke führte.

An Afrika's Küste theilt sich der Strom. Während der eine Theil das Kap der guten Hoffnung umfluthet, stürzt der andere auf das rothe Meer. Nicht umsonst führt die Eingangsstraße zu demselben den Namen „Thränenpforte" (Bab el Mandeb), nicht umsonst warnt das Kap „Hüte dich" (Guardafui) den Schiffer, der das rothe Meer verlassen will. Gar oft wird er drei bis vier Mal in dasselbe hineingeworfen, ehe es ihm gelingt, das durch eine Insel getheilte, hafenlose Thor der Thränen zu durchschiffen. Während die Fluthen dieses Meeres ganze Wälder von rothen Korallen, ganze Sammlungen von schön gezeichneten und verschieden gestalteten Muscheln bergen, zwischen welchen träge Schildkröten schleichen und bunte Fische spielen, sieht man nicht selten auf den schäumenden Wellen desselben die Trümmer des Unglücks hin und her treiben.

Wie von Amerika's Westseite, so geht auch von Afrika's Westseite ein Strom zwischen den Wendekreisen durch das atlantische Meer, der sich an Amerika's Küste bricht. Er treibt mit einer solchen Kraft auf die Ostseite der neuen Welt, daß der Felsdamm von Panama vielleicht doch schon durchbrochen wäre, lägen nicht als Schutz die großen und kleinen Antillen davor. Dieser Strom, der Aequatorialstrom genannt, spaltet sich in einen nördlichen und südlichen, wenn er sich der amerikanischen Küste genähert hat. Der südliche bildet die brasilianische Küstenströmung, die sich in einer Entfernung von 200 Meilen vom Lande hält und zuletzt wieder nach der Südspitze von Afrika herübergerissen wird. Der nördliche, nach dem Golf von Mexiko der Golfstrom genannt, geht längs der Küste von Florida an den vereinigten nordamerikanischen Freistaaten vorbei bis zur großen Neufoundlandsbank, wo sich alljährlich zahlreiche Stockfische und zahlreiche Schiffe zum Fang derselben einfinden. Von Neufoundland aus wendet er sich nach Osten, der Bewegung der Erde folgend, und läuft, je nach den Jahreszeiten, bald südlich, bald nördlich von den Azoren, ja oft selbst an der Küste Englands aus. Von den Azoren ist die Strömung dann auf Afrika gerichtet, wo sie an Schnelligkeit zunimmt, daß sie ein Schiff in einem Tage 30 Meilen forttreibt, daher alle diejenigen, welche nach der Südspitze von Afrika segeln, sich nahe an der Küste halten, beim Rückwege aber so weit von der Küste bleiben, daß die Strömung keine Wirkung mehr äußert. Zuletzt wird der

Golfstrom an der Küste von Afrika wieder nach W e s t e n fortgerissen und macht so einen Kreislauf von nahe an 4000 Meilen, aber nicht überall mit gleicher Schnelligkeit. Man hat berechnet, daß ein Boot ohne Segel, ihm ganz überlassen, etwa in drei Jahren den Kreislauf vollenden würde. In dem Golfe von Mexiko wird er unter dem Einflusse einer tropischen Sonne wie in einem riesigen Kochtopfe täglich erwärmt und dann in Gegenden getragen, die einer ganz anderen Temperatur angehören, um dort die aus dem Norden einbrechenden Eisschollen zu schmelzen.

Sieben Wochen nach dem Ausflusse aus dem mexikanischen Meerbusen haben seine Temperatur nur wenig zu vermindern vermocht, und erst die Eisschollen, welche im Mai aus dem Norden in ihn einbrechen, vermindern seine Wärme, müssen dies aber mit ihrer eigenen Zerstörung büßen. Lange vor der Entdeckung Amerika's hatte der wohlthätige Golfstrom schon Zeichen des Lebens von diesem Erdtheile gegeben, hatte treulich jedes Jahr Bäume, Früchte, Samenkörner von Amerika an den Küsten Irlands, Frankreichs, Schwedens abgesetzt und so unermüdlich zum Aufsuchen aufgefordert; aber lange glaubte man, eine verzauberte, in Nebel gehüllte Insel sei es, welche diese Sachen schicke, um die Neugierigen zu verführen und in's Unglück zu stürzen. Jetzt weiß man, daß der die Westküsten unseres Erdtheils erwärmende Golfstrom sie bringt. Hat man doch schon oft an Amerika's Küste absichtlich dem Golfstrome Flaschen mit Früchten übergeben, die dann nach der alten Welt hinübergeschwommen sind.

Auch in den salzigen Fluthen des m i t t e l l ä n d i s c h e n M e e r e s kreiset ein Strom. Mit herkulischer Gewalt durchbrach der Ocean einst den Gebirgsrücken, der bei den Säulen des Herkules (Gibraltar) Afrika und Europa verband, stürzte dann in das tiefer gelegene Becken hinter dem Gebirgswall und bildete den westlichen Theil des mittelländischen Meeres, während der östliche durch den Durchbruch des s c h w a r z e n M e e r e s entstand, das ehedem keinen Ausweg hatte und bei Konstantinopel die Verbindung Asiens mit Europa schwach genug fand, um diese Erdtheile hier zu trennen. Wie heftig dieser Durchbruch gewesen sein muß, zeigen die vielen und verschieden geformten Eilande des Inselmeeres. Noch jetzt schickt das schwarze Meer seine Gewässer fortwährend durch die Straße von Konstantinopel in den A r c h i p e l, von wo aus sich der Strom an der Küste von K l e i n a s i e n herunterschlägt, dann in westlicher Richtung an der N o r d k ü s t e A f r i k a's entlang nach Gibraltar geht. In entgegengesetzter Richtung bewegt sich noch immer ein Strom aus dem atlantischen Ocean über den Hügelrücken hinweg, der quer durch die Straße von Gibraltar wie eine Binde von Afrika nach Europa sich hinzieht, und läuft an der Südküste von Europa entlang, weshalb alle Schiffe, wollen sie auf

dem mittelländischen Meere nach dem Morgenlande fahren, stets an der europäischen Küste entlang segeln; kehren sie aber zurück, an der afrikanischen.

So kreiset das Meer auf der östlichen wie auf der westlichen Erdhälfte ohne Unterbrechung, und die Erdtheile tragen deutlich genug die Spuren davon. Alle sind an ihrer Ostküste zerrissen und zersplittert, mit Trümmern von Inseln besäet und mit Halbinseln versehen.

Außer diesen Strömungen macht der Ocean noch innerhalb eines Tages, gleich einem gewaltigen Pendel, regelmäßig vier Schwingungen, bekannt unter dem Namen Ebbe und Fluth. Es sind die Pulsschläge dieses Riesen, die tief aus seinem Innern kommen. Ohne dieses Pulsiren würde weder der Wind noch der Salzgehalt das Meer vor Fäulniß und alle Wesen vor dem Tode bewahren. Nur diese Pulsschläge sind es, welche vermögen, das Meer bis auf seinen tiefsten Grund zu erschüttern und dadurch die Fäulniß zu verhüten. — So arbeitet das Meer seit Anbeginn in rastloser Thätigkeit, als ob es athmete und lebte. Das nimmer ruhende Wasser cirkulirt durch alle seine Theile hindurch, wie das Blut sich bewegt von dem Herzen zu den Gliedern und von den Gliedern wieder zum Herzen.

8. Europa.*

Hier drängt sich auf dem engsten Raume die höchste Kraft des Völkerlebens zusammen. Unter den Welttheilen der sogenannten alten Welt ist Europa der jüngste, der, in die Geschichte eintretend, zum Selbstbewußtsein erwacht und zum Vollgefühl seiner Stärke gelangt ist. Die Kultur, die von Westasien und vom nördlichen Afrika aus auf europäischen Boden verpflanzt wurde, hat hier die tiefsten Wurzeln geschlagen und die reichste Fülle von Früchten erzeugt. In Europa ist überall Bewegung, Fortpflanzung und nach allen Richtungen ausströmendes Leben. Während die Völker Asien's und Afrika's zum Theil noch auf jener unteren Stufe sich befinden, auf welcher sie in erst dämmerndem Bewußtsein ruhen; während andere Nationen dieser Erdtheile in Erstarrung zurückgesunken sind und nur da, wo sie mit europäischem Völkerleben in Berührung kommen, wie im Traume einige Zeichen des künftigen Wiedererwachens geben: sehen wir dagegen die jüngsten Sprößlinge und Schüler der europäischen Kultur, die Bewohner Amerika's und zum Theil schon Polynesien's, mit rascherem Schritte ihren Meistern zur Seite gehen. — So ist von dem kleinen Europa eine Bewegung

* Nach Wilh. Schulz und L. Thomas.

ausgegangen, welche immer neue Völker in ihre fort und fort sich erweiternde Kreise aufnimmt.

Europa, zwischen dem 8. bis 83. Grad östlicher Länge und dem 36. bis 71. Grad nördlicher Breite, umfaßt einen auf 155,000 bis 180,000 geogr. Quadratmeilen berechneten Flächenraum, je nachdem gegen Asien hin die Grenze enger oder weiter gezogen wird. — Bis zum 48. Grade nordwärts blüht der Citronenbaum ohne Pflege, vom 65. Grade an kommt das Getreide nicht mehr zur Reife und wächst nur das Rennthiermoos. Während die nördlichsten Bezirke vom ewigen Polareise umlagert sind, gedeihen Palmen und Zuckerrohr in seinem äußersten Süden. Aber diese den Tropenländern eigenthümlichst angehörende Produkte mögen wohl das Bedürfniß erwecken und reizen, kommen aber lange nicht in genügender Menge zum Vorschein, um es befriedigen zu können. Wie reich also Europa an Erzeugnissen verschiedener Art ist, so ist die Mannichfaltigkeit derselben doch nicht groß genug, um die Bewohner in Abgeschlossenheit von der übrigen Welt und innerhalb der engen Grenzen des eigenen Welttheils ihre ausschließende Befriedigung suchen zu lassen. Schon durch die Natur sind hiernach die europäischen Nationen auf eine lebendige Verbindung und einen gegenseitigen Verkehr mit den andern Völkern hingewiesen.

Von zum Theil mächtigen Gebirgsketten und zahllosen Hügelreihen in seinem Inneren auf das Mannichfaltigste durchzogen und an seiner nordöstlichen Seite begrenzt, vor andern Theilen der Erde reich bewässert und von einer Menge schiffbarer Ströme und Flüsse durchschnitten, tritt uns schon das Bild des Landes mit lebendig ausdrucksvollen Zügen entgegen. Die Wüsten, Oeden und Steppen, welche den ungeheuren Ländermassen Asien's und Afrika's, so wie manchen Theilen Amerika's und Australien's, einen düster einförmigen Charakter aufprägen, erscheinen in dem engeren Bereiche Europa's nur da und dort als nicht völlig unfruchtbare Haiden von dem Umfange weniger Meilen.

Noch deutlicher wird uns der bedeutungsvolle Ausdruck des Landes, wenn wir seine äußeren Umrisse und das Verhältniß von Meer und Land in's Auge fassen. Die westliche Seite des europäisch-russischen Reichs, eines ausgedehnten Flach- und Hügellandes, das etwa die Hälfte des Welttheils umfaßt, bildet die zusammenhängende Grundlage für eine vielzackige südliche und für eine nördliche Halbinsel, in welche die See mit zahllosen Buchten eingreift und welche von einer Menge größerer und kleinerer Eilande umlagert sind. Kein anderer Theil der Erde hat eine verhältnißmäßig so beträchtliche Küstenstrecke als Europa und steht mit dem weltverbindenden Meere in so vielfacher und naher Verbindung.

Die Bevölkerung, welche den europäischen Länderkörper belebt, beträgt jetzt gegen 230 Millionen. Die mittlere Dichtigkeit derselben, bei der Annahme eines Flächenraumes von 155,000 Quadratmeilen, ist also gegen 1500 auf der Quadratmeile. Sie ist etwa doppelt so groß als in Asien, fünf Mal so groß als in Afrika, über 21 Mal größer als in Amerika und etwa 90 Mal stärker als in Australien. — Schon diese bedeutenden Unterschiede in der beziehungsweisen Größe der Bevölkerung weisen auf ebenso bedeutende Verschiedenheiten im Grade der Bildung. Die Masse der Bevölkerung ist jedoch noch sehr ungleich zwischen dem östlichen und nördlichen und dem westlichen und südlichen Europa vertheilt. — Fassen wir überhaupt die Vertheilung der Menschen auf der Erde in's Auge, so finden wir fast durchweg, wie zunächst die großen Massen in den Gegenden sich zusammengedrängt haben, wo das Klima theils nach der geogr. Lage, theils durch den Einfluß der benachbarten See mild und gemäßigt ist, wo sich Land und Meer in weiteren Strecken und in fruchtbarer Umarmung berühren und umfassen, wo die ausmündenden Ströme eine größere Menge kulturfähigen Bodens anschwemmen und absetzen, wo zugleich Land und Wasser den Menschen ihre Erzeugnisse darbieten und das Meer zum überallhin verzweigbaren Weltverkehr anlockt, während zugleich die gegen ihre Mündung mächtiger gewordenen Ströme dem inneren Verkehr als natürliche Straßen dienen. Das zeigt sich auch in der Vertheilung der europäischen Bevölkerung, da in der breiten russischen Ländermasse und im nördlichen Theile der skandinavischen Halbinsel, die etwa $^5/_8$ des gesammten Welttheils umfassen, die Dichtigkeit nur $^1/_4$ von derjenigen in den südlichen und westlichen Ländern beträgt.

Die Bewohner Europa's gehören fast durchweg der kaukasischen oder weißen Menschenrace an, mit Ausnahme mehrerer kleiner Völkerschaften von der mongolischen Race in einigen Theilen des Nordens und Ostens, wie der Samojeden, Lappen und Finnen. Nach den drei zahlreichsten Völkerstämmen der Slaven, Germanen und Romanen lassen sich drei Hauptgebiete des europäischen Völkerlebens unterscheiden: der slavische Stamm im Osten (europäische Türkei, russisches und österreichisches Reich), der germanische in der Mitte und endlich der romanische im Süden und Südwesten (Italien, pyrenäische Halbinsel, Frankreich).

Mit dem Unterschiede der Völker nach der Abstammung hängt der Unterschied nach der Sprache, als der unmittelbarsten geistigen Erbschaft der Kinder von den Eltern, auf das Innigste zusammen. Die Zahl der Sprachen und der vorzüglichsten Mundarten in Europa wird auf 587 angenommen.

Nach der Religion zählt man nicht viel über vier Millionen

Muhamedaner in der europäischen Türkei; sodann zwei bis drei Millionen Juden und einige Tausend Heiden unter Lappen und Samojeden. Alle anderen Bewohner Europa's bekennen sich zum Christenthume. Von den drei Hauptformen desselben herrscht das griechische Christenthum im Osten und bei dem slavischen Völkerstamme vor, das katholische im Süden und bei den romanischen Nationen, so wie endlich der Protestantismus in der Mitte und im Nordwesten bei den germanischen Völkern. Armenische Christen wohnen zerstreut theils in der europäischen Türkei, theils in den östlichen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates und im südlichen Rußland.

Die Vertheilung der Bevölkerung Europa's richtet sich nach der Beschäftigung und — was hiermit nahe zusammenhängt — nach dem Wohnorte. — Im europäisch-osmanischen Reiche ist eine verhältnißmäßig nur geringe Zahl mit Gewerben und Handel beschäftigt, und abgesehen von einigen größeren und volkreicheren Städten, ist weder die städtische Bevölkerung noch die Zahl der Städte beträchtlich. Im russischen Reiche gehören über $^3/_4$ der Bewohner der Ackerbau treibenden Klasse an, und nicht viel über $^1/_7$ der gesammten Bevölkerung wohnt in den Städten. Die verhältnißmäßige Größe und die Ueberzahl der landwirthschaftlichen Bevölkerung nimmt im österreichischen Reiche schon etwas ab und dagegen die gewerbliche und städtische zu; zumeist aber ist dies in den deutschen Theilen der Monarchie und hauptsächlich in den italienischen Provinzen der Fall. In den meisten andern europäischen Staaten, mit Ausnahme der zum großen Theile unwirthbaren und jeder Art von materieller Kultur schwer zugänglichen skandinavischen Halbinsel, tritt dies in viel höherem Grade ein, so daß im britischen Reiche, das den Höhepunkt der materiellen Kultur in Europa erreicht hat, die landwirthschaftliche und auf dem Lande lebende Bevölkerung selbst an Zahl geringer ist als die Gewerbe und Handel treibende und als die Bewohner der Städte.

Im Vergleiche mit den übrigen Welttheilen ist Europa derjenige, wo der Ackerbau und alle anderen Zweige der Urerzeugnisse, so wie der Gewerbfleiß und der Handel die höchste Ausdehnung und Ausbildung erhielten. In Europa vor Allem hat sich der menschliche Geist zur Herrschaft über die äußere Natur erhoben, indem er in ihre tieferen Geheimnisse eindrang und sie dadurch zwang, im weitesten Umfange die Gehilfin an seinen Arbeiten und eine Dienerin seiner Zwecke zu werden.

Was im Allgemeinen die geistige Bildung der Europäer über diejenige der anderen Welttheile hervorhebt, ist nicht gerade die Verbreitung eines bestimmten Maßes von Elementarkenntnissen über eine größere Masse von Bevölkerung. Giebt es doch mehrere

asiatische Staaten, in welchen wenigstens die Kenntniß des Lesens und Schreibens in noch größerem Umfange als in vielen Ländern unsers Welttheils verbreitet ist; auch sind in dieser Beziehung die Bewohner Nordamerika's hinter den Europäern keineswegs zurückgeblieben. Das Auszeichnende Europa's liegt vielmehr in einer vielseitigeren Ausbildung der verschiedenen Theile des Wissens, in einer höheren Schöpfungskraft und in einem lebhafteren geistigen Verkehr.

Ihrem Charakter nach zeichnen sich die europäischen Nationen, so wie die amerikanischen Völker europäischer Abstammung, vor den andern Bewohnern der Erde durch jene höhere Thatkraft aus, die in weiter aussehende Unternehmungen, deren Ausgang sie berechnen zu können glaubt, bereitwillig sich einläßt und dieselben beharrlich zum Ziele führt. In Asien und Afrika bewegt sich das Völkerleben in dem engen Kreise, den ihm ein fast noch thierischer Naturtrieb oder ein feststehendes Herkommen gezogen haben. Der Europäer ist wenigstens in geringerem Grade ein Sklave stehender Gewohnheiten; er hat aber auch weniger von jener Pietät (dankbare Liebe und Ergebenheit), die mit den überlieferten Vorurtheilen zugleich das bewährte Gute festhält. Er ist geneigter, die Bande dieser Vorurtheile zu sprengen und der Macht des Herkommens Trotz zu bieten, während ihn die Lust an der Veränderung und der Reiz der Neuheit allen Launen einer wechselnden und wandelbaren Mode unterwerfen, diesem eigenthümlichsten, in keinem andern Welttheile einheimischen Erzeugnisse des europäischen Charakters. — So läßt sich denn auch auf die Europäer das Wort einer geistreichen Französin anwenden, daß sie die Fehler ihrer Tugenden und die Tugenden ihrer Fehler haben.

Von allen Erdtheilen ist Europa, Vortheile und Nachtheile gehörig erwogen, in jedem Sinne der gedeihlichste Aufenthalt für den Menschen. Nicht kennen wir die Strenge, Furchtbarkeit und lange Dauer des Winters von Sibirien und Nordamerika; fremd ist uns die Wuth der Orkane Westindiens, fremd die furchtbaren Gegensätze von Hitze und Kälte, wie Amerika und Asien sie darbieten, und wenn uns auch der Himmel nicht in jener Pracht der Tropenländer strahlt, so kennen wir auch nicht jene furchtbar verheerenden Krankheiten, von denen die Bewohner jener so glücklich gepriesenen Länder heimgesucht werden — die asiatische und afrikanische Pest und das gelbe Fieber Amerika's berühren kaum Europa's äußerste Grenzländer. Gern vermissen wir jene unendliche Menge theils gefährlicher, theils wenigstens höchst lästiger, reißender oder giftiger Thiere; unbesorgt überläßt der Europäer sich dem Schlummer in Feld, Wald und Wiesen, ohne den giftigen Hauch einer verpestenden Luft, oder die Gewalt und das Gift mächtiger Thiere zu fürchten; überall geben dem Europäer

das meist milde Klima und die fast durchaus gesunde Luft jene körperliche Schönheit und Stärke, wodurch er sich im Allgemeinen vor den übrigen Völkern der Erde auszeichnet.

9. Europa's Klima.*

Wer, aufmerksam auf des Himmels Farbe, dieses weite Gewölbe in verschiedenen Gegenden unseres Erdtheils, im Norden und Süden, in niedriger Ebene und auf hohen Bergen betrachtete, dem kann nicht entgangen sein, daß im Norden und in der Tiefe das Blau der Luft weniger rein und mehr mit Weißem gemischt erscheint, als im Süden und in der Höhe. In der Mitte Europa's, im nordöstlichen Deutschland, hat der umwölbte Himmel ungefähr die Farbe des Vergißmeinnichts, im südlichsten Europa kommt das Blau desselben der Farbe der Kornblumen nahe, während es im Norden wiederum viel heller, als in der Mitte, und mehr mit Weißgrau gemischt ist. Geht man von Osten gegen Westen, so findet man den Himmel im Westen bewölkter, als im Osten, und die Luft hier trockner, als dort; denn die luftdurchziehenden Wolken bewegen sich in Europa vorzugsweise ostwärts, lagern im gebirgigen, südlichen Europa sich an die hoch emporragenden Gebirge, diesen unerschöpflichen Vorrath, unzählige Quellen zu nähren, mittheilend, oder treffen, wenn sie zum Theil über das niedrige Mittel-Europa hinweg gezogen, im westlichen Rußland und östlichen Polen mit den trockenen Ostwinden zusammen, entladen sich in dieser flachen Gegend, überschütten sie mit Feuchtigkeit und verwandeln sie in ein großes Bruch. So wie höherer Stand der Sonne, Lichtfülle und Farbenreichthum vom nördlichsten Theile bis in die Enden der südlichsten Halbinseln zunehmen, ebenso nimmt auch im Allgemeinen die mittlere Jahreswärme, die längere Dauer der heißen Jahreszeit von Norden gegen Süden zu. Das östliche Europa ist um so kälter, je näher es der Grenze Asiens liegt, und so finden wir, daß Orte im westlichen Europa, welche unter gleicher Breite mit Orten im östlichen Europa liegen, ein viel milderes Klima haben, als diese.

Sieht man auf die Wärmeunterschiede der verschiedenen Tageszeiten, so findet man, daß in Europa die niedrigste Temperatur etwa um 5 Uhr Morgens (im Winter, je nachdem die Tage kürzer sind, später, im Sommer, wenn sie länger sind, früher) statt findet, das ist etwas vor Sonnenaufgang. Die höchste Temperatur bemerken wir zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags. Die tägliche Wärme ist also, von etwas vor Sonnenaufgang an, im Durchschnitt 9 bis 10 Stunden im Steigen, und fällt dann, nachdem sie

* Diesterweg's Schriften.

Nachmittags den höchsten Stand erreichte, wieder 14 bis 15 Stunden. Die mittlere Temperatur des Tages findet man so ziemlich um 9 Uhr Vormittags und 8 Uhr Abends. Beobachtet man den Gang der Wärme und Kälte nach den einzelnen Monaten, so findet man, daß die Monate April und Oktober fast die mittlere Temperatur des ganzen Jahres zeigen, und daß die größte Kälte in die ersten Tage des Januars fällt. Bis zur Mitte Februars steigt die Wärme wenig, dann aber in den Gegenden, auf welche die trockenen, kalten Ostwinde West-Asiens keinen Einfluß haben, fortwährend ziemlich stark bis zum Ende des Mai's, von wo an die Wärmezunahme bis in den Juli und August geringer ist. Im östlichen, unter dem Einflusse Asiens stehenden Europa, z. B. in Moskau und Petersburg, sinkt die Wärme vom Ausgange Februars an plötzlich wieder, und so stark, daß die Kälte der ersten Märztage die Kälte vom Anfang Januars erreicht, ja zuweilen sogar noch übertrifft. Dann tritt aber auch hier ein schnelles, und bis über die Mitte des Juni's dauerndes Steigen ein, welches noch einen Monat (aber weniger stark) anhält, bis vom August an die Wärme ebenso schnell abnimmt, als sie von den ersten Märztagen an stieg. In Umeo in Schweden erreicht die Wärme schon in der ersten Woche des Juli's den höchsten Grad, sinkt dann vom 7. Juli an unmerklich bis zur letzten Woche des Juli's, von wo an sie ununterbrochen stark bis in den Januar abnimmt. In Rom dagegen beginnt die Abnahme erst nach der ersten Woche des August's. In Petersburg trifft die größte Hitze in der Regel auf den 22. Juli, in Stockholm auf den 27. Juli, in London auf den 1. und auf dem Gotthard auf den 6. August.

Diese allgemeinen Angaben werden nach der verschiedenen Lage der einzelnen Landschaften und Orte auf mannichfache Weise abgeändert. Geringere oder höhere Erhebung über der See, die Nähe des Meeres oder die Ferne desselben, sowie Gebirgsnähe, Wälderreichthum oder Holzarmuth und benachbarte Sandgegenden sind dabei sehr zu beachten, und ist ferner, wenn man vom Klima unseres Erdtheils im Allgemeinen handelt, der Einfluß, welchen Asien von Osten her, die Europa umgebenden Meere von Norden, Nordwest, Westen und Süden, und das nicht ferne Afrika von Süden ausüben, nicht zu übersehen.

Das wasserarme, unkultivirte, trockene und kalte Nord-Asien hängt im Osten, wo unser Erdtheil die größte, zusammenhängende Masse bietet, der ganzen Breite nach mit demselben zusammen. Weht von diesen rauhen Einöden und Steppen Sibiriens in der kalten Jahreszeit der eisige Ostwind westwärts auf des europäischen Rußlands, im Norden und Süden baumlose, und nur im mittleren Theile stark bewohnte und allgemein angebaute Flächen, dann wird die Temperatur im östlichen Europa bald der Sibiriens gleich,

und theilt sich den westwärts liegenden, durch keine Gebirge wider den Andrang der östlichen Luftströmungen geschützten Flachländern in um so größerem Grade mit, je näher sie der Ostgrenze Europa's sind. Ein mäßig schneller, nur einige Tage anhaltender Ostwind, von Sibirien herwehend, erreicht die östlichen Gestade des baltischen Meeres nicht, dann ist die dorthin von Osten strömende, kalte Luft nur diejenige, welche vorher über dem europäischen Rußland sich befand, also schon eine weniger kalte. Verwandelt aber der Ostwind in Sturm sich, über die Flächen Ost-Europa's westwärts eilend, und hält er dann mehrere Tage an, so empfinden die baltischen Länder und auch das nordöstliche Deutschland von Tag zu Tage seinen erstarrenden Hauch stärker, ja bis zu einem solchen Grade, daß an den hellen Tagen und in den hellen, unbewölkten Winternächten das berstende Eis auf See'n und Flüssen donnernd hallt, und der blendend weiße, harte Schnee unter den Fußtritten und Gefährten knirrend pfeift. In einer Nacht nimmt dann die Dicke des Eises um einige Zoll zu, und frisch gemachte Oeffnungen frieren in einem Tage mehrmals so zu, daß man darüber gehen kann. Dann ist es in Polen und Preußen, Pommern und Mecklenburg nicht wärmer, als im mittleren europäischen Rußland. So im Winter. Im Sommer dagegen bringt der weit über Land herwehende trockene Ostwind den genannten Ländern heitere Tage, verscheucht die Wolken und erzeugt Dürre, die um so drückender wird, je länger die Sonne daselbst im Sommer über dem Horizonte steht. Wohin dieser Ostwind nicht dringen kann, ist das Klima ein ganz anderes. Ungarn, Mähren und Böhmen sind durch vorliegende Gebirge gegen ihn geschützt, daher im Winter viel wärmer und so mild, daß die Rebe dort gedeiht. Das östliche Schweden erhält ihn, wegen der zwischen liegenden Ostsee, feuchter und gemildert; die westlichen Gestade Norwegens sind durch die vorliegenden Gebirgsflächen geschützt, und es tritt nicht selten der Fall ein, daß in Bergen und Christiania das Wasser offen ist, wenn man im nordöstlichen Deutschland Schlittschuh laufen kann.

Ganz anders ist der Einfluß Afrika's auf die drei südlichen Halbinseln unseres Erdtheils. In den ungeheuern wasserlosen und pflanzenleeren Wüsten Afrika's, welche unter den lothrechten Strahlen der Sonne liegen, entwickelt sich eine brennende, trockene Hitze, die, wenn sie nordwärts strömt, zwar durch das mittelländische Meer etwas gemildert und feuchter gemacht wird, aber dennoch, besonders in den südlichsten Theilen der genannten Länder, so unausstehlich heiß ist, daß alle Geschöpfe dadurch ermattet und erschlafft werden. In Spanien wird dieser glühende Wind Solano und Medina, in Italien Scilocco oder Sirocco genannt. Hält er längere Zeit an, so werden Gras und Laub welk und zuletzt so dürre, daß man sie zwischen den Fingern zerreiben kann.

Das Holzwerk schwindet und zeigt weit klaffende Spalten, die sich, wenn der Wind aufgehört hat, wieder schließen. Abgespannt, jeder körperlichen und selbst jeder Anstrengung des Geistes unfähig, stellt der Mensch seine Arbeit ein. Der Sirocco wird bis an den Fuß der Alpen, doch gemäßigter, gespürt, selbst noch im Norden der Alpen kommt er als lauer Luftstrom, unter dem Namen Föhn, zuweilen vor. Gut ist es für die Anwohner des mittelländischen Meeres, daß er nicht häufig weht, und der kühlere Nordwind daselbst der am öftesten vorkommende ist; denn der Südwind weht auf dem mittelländischen Meere nur ein Drittel so oft, als der Nordwind, nämlich jener an 33 Tagen, dieser an 106 Tagen im Jahre, während an 50 Tagen jährlich Westwind und an 26 Tagen Nordwestwind herrschen.

Die Strömung des atlantischen Oceans, welche an der Ostküste der vereinigten Staaten Nord-Amerika's entlang nordostwärts allmälig an Breite zunehmend und an Geschwindigkeit verlierend, ihre Richtung gegen Europa's westliche, vielfach zerrissene Gestade hat, hindert im Frühjahre und Sommer die aus dem Nordpolarmeeere südwärts schwimmenden Eisberge und Eisflotten, sich den Küsten Europa's zu nahen, und schützt so unseren Erdtheil wider den Einfluß, den die (auf diese Weise abgehaltenen) Eismassen ausüben würden. Ferner führt diese Strömung aus südlicher Breite her wärmere Wassermassen in unsere Nähe, mildert also dadurch die Temperatur. Gegen diesen wohlthätigen Einfluß des Oceans ist aber auch wieder ein nachtheiliger zu stellen. Denn wenn im Frühlinge des mittleren Europa's Oberfläche bereits von den Strahlen der täglich stärker wirkenden Sonne durchwärmt ist, und das Pflanzenleben von Neuem begonnen hat, ist der Ocean von seiner Wintertemperatur noch nicht ganz frei, und strömt dann die über ihm noch kältere Luft über die flachen Küstenländer des mittleren Europa's, über Nord-Frankreich und das nordwestliche Deutschland, und so folgt auf ziemlich warme Tage des Aprils, ja selbst des Mai's nicht selten empfindlich naßkalte, durch Westwinde verursachte Witterung, welche durch den sehr beträchtlichen Wechsel nicht selten den jungen Pflanzen und der Gesundheit der Bewohner nachtheilig ist. Großbritannien und Irland, welche ein vollkommenes Inselklima haben, also weder so erkältet noch so erwärmt werden, als das Festland, spüren diese nachtheilige Einwirkung weniger.

Betrachtet man die Witterung nach den Jahreszeiten, so findet man einen Unterschied zwischen dem Norden und Süden, und zwischen dem Osten und Westen unseres Erdtheils. Der äußerste Norden über den 60. Breitengrad hinaus hat nur zwei Jahreszeiten, den Winter und Sommer, und von den südlichsten Theilen kann man ebenfalls nur zwei Jahreszeiten, den Sommer und Frühling,

wie man den Winter dort nennen könnte, annehmen. Der zwischen diesen beiden Theilen liegende größere Strich hat der Jahreszeiten vier, den Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Im Winter, welcher, um so länger dauert, je weiter man nordwärts geht, bietet Nord-Europa nur eine Farbe, die des Todes, dar. Hoch mit Schnee bedeckt ist die weite Oberfläche; erstarrt und, wenn sie nicht so tief sind, nicht selten bis auf den Grund ausgefroren sind die Gewässer, und wenn der Wind nicht losen Schnee über den festen hinrieselt, vernimmt man keinen Laut in der weiten Oede; denn ein Theil der Thiere, welche im Sommer die Gegend belebten, ist in Winterschlaf versunken; die Vögel sind wärmeren Ländern zugezogen, und die Bewohner halten sich in ihren Hütten und Häusern eingeschlossen, von denen sie sich selten und nur, wenn sie dazu genöthigt sind, entfernen. Klafterhoch liegt der blendend weiße, hart gefrorne Schnee, welcher alle kleineren Unebenheiten des Bodens gleich macht und so fest ist, daß man, fast ohne eine Spur darin zurückzulassen, über ihn weggehen kann. Die niedrig stehende Sonne hat eine rothe Farbe, und wenn sie unter dem Horizonte steht, verbreiten doch der Schnee und die Sterne in den langen Nächten, selbst wenn kein Mondschein ist und kein Nordlicht den Himmel röthet, solche Helle, daß man glauben könnte, es sei Dämmerung, und man im Stande ist, Gegenstände in beträchtlicher Entfernung zu unterscheiden, ja grobe Schrift zu lesen. Im nördlichen Theile Mittel-Europa's ist ebenfalls die Natur in dicken Schneemantel gehüllt, und die blattlosen, weißstämmigen Birken, die dunkeln, hoch mit Schnee überdeckten Nadelhölzer, die von Schnee- und Eiskrystallen flimmernden Buchen und Eichen, und die jetzt ihrer Blätter beraubten übrigen Laubhölzer ragen aus der Schneefläche, welche alles niedrige Gebüsch und Gesträuch überdeckt hat, hervor. Das Wild kommt aus den dichten Waldungen, und nähert sich den menschlichen Wohnungen. In die Gärten, oft über die unter Schnee begrabenen Zäune und Gehege hinweg, kommen die Hasen, dem unter dem Schnee verborgenen Kohl nachspürend, Füchse und Wölfe umschleichen die Dorfschaften, dem Geflügel und den Hausthieren nachstellend, Krähen und Raben lauern von Bäumen und Gebäuden herab auf Nahrung, und die Goldammern und Sperlinge suchen ganz in der Nähe der Häuser und Ställe, auf den Straßen und den dampfenden Düngerhaufen nach Futter. Röthlich weiße Rauchsäulen steigen aus den Schornsteinen lothrecht in die Luft, und der Hauch der Menschen zieht als grauer Rauch vom Gesichte weg, oder setzt sich als Reif an Haare und Kopfbekleidung. See'n und Flüsse, welche im Sommer die an ihren Seiten wohnenden Menschen trennten, sind nun mit so dickem Eise bedeckt, daß schwer beladene Schlitten und Wagen sicher über sie hinfahren, und sie bilden dann in diesen

Ländern, welche an gebauten Straßen so arm sind, vortreffliche Wege.

Im südlichen Theile Mittel-Europa's, in den vor den kalten Ostwinden geschützten Ländern, fällt zwar auch Schnee, welcher auf den Gebirgen eine beträchtliche Höhe erreicht, in den ebenen und tieferen Strichen ist er aber von keiner langen Dauer. Nur die langsamer fließenden Gewässer bedecken sich, und das auf nicht lange Zeit, mit Eis. Der Schnee schmilzt öfter weg und kehrt wieder, und wenn auf eingetretenes Thauwetter plötzlich wieder Frost folgt, wird die Oberfläche mit Eis (Glatteis) überzogen, welches aber bald wieder entweder durch neu eintretendes Thauwetter, oder wiederum fallenden Schnee beseitigt wird.

Im südlichen Europa werden nur die hohen Gebirge beschneit und die Gewässer in den nördlichsten und höchsten Gegenden dieser Länder auf wenige Tage mit dünnem Eis belegt. In den südlichsten und tief liegenden Gegenden sind Schnee und Eis den Bewohnern fast unbekannt. Der Winter ist dort so, wie im mittleren Europa der April und Mai; denn viele Pflanzen sind dort grün, und ein großer Theil der Bäume verliert sein Laub nicht ganz. Zugvögel, welche im Sommer im nördlichen und mittleren Europa nisten, kommen in großen Schaaren hierher, um den Winter hier zuzubringen und die wärmere Jahreszeit zu erwarten, bei deren Eintreten sie sich allmälig nordwärts begeben, um dort den Sommer über zu bleiben und sich zu vermehren. Nur wenige der im mittleren Europa nistenden Wandervögel verlassen Europa ganz, das mittelländische Meer überfliegend und dem heißen Afrika zueilend, z. B. mehrere Schwalbenarten, Störche und Kraniche. Störche bleiben öfter den Winter im südlichsten Spanien, ebenso die Nachtigallen; der Pirol aber zieht bis Indien. Großbritannien und Irland, von Europa getrennt, vom Meere umgeben, haben einen gemäßigten Winter, so daß in den niedrigen Strichen, selbst im Winter, das Vieh im Freien ausdauern und weiden kann. Schnee fällt wenig und immer nur auf kurze Zeit.

Die Dauer des Winters ist in Europa um so länger, je mehr die Länder nach Nordosten liegen, und um so kürzer, je südlicher sie gelegen sind. Im äußersten Norden beginnt der vollkommene Winter schon mit dem Anfange des Oktobers, zu Umeo und Petersburg im Ende des Oktobers, und dauert dort bis zu Ende, hier bis in die Mitte des Aprils. Im nordöstlichen Rußland liegt der Schnee bis in die Mitte des Maimonats. In Stockholm fängt der Winter erst in der Mitte des Novembers an, und währt bis zum Ende des Märzes.

Das plötzliche Umwandeln der Natur im Frühlinge kennen Europa's südlichste Länder nicht, indem ihnen grüne Bäume und Fluren nicht fehlten, und sie die lange Winterruhe der schlummernden

Natur nicht vor Augen hatten. Je weiter nach Norden, um so plötzlicher tritt der Frühling ein, und in den nördlichsten Gegenden so schnell, daß man in einigen Tagen die beschneiten Gegenden wie durch einen Zauberschlag mit frischem Grün und Feldblumen bedeckt, das große Heer der Insekten sich entwickeln und mehren, und die ausgewanderten Vögel schaarenweise wiederkehren sieht. Aber zwischen Blüthe- und Erntezeit ist nur ein kurzer Zwischenraum. In den langen Sommertagen, welche durch ihre Dauer drückend werden und den Pflanzenwuchs beschleunigen, wird die Luft so erwärmt, daß sie in den kurzen Nächten, wo es nie ganz dunkel wird, weit nicht so abgekühlt wird, als im südlichen Europa, und es in Italien vor Aufgang der Sonne einem kälter vorkommt, als im mittleren Rußland, ja daß man hier behaglicher die Nacht im Freien zubringen kann, als dort. Im östlichen Theile des mittleren Rußlands, wo das trockene Sibirien nahe und das Meer ferne ist, wird die trockene Hitze im Sommer so groß, als im südlichsten Europa, und daselbst, so gut als in Süd-Europa, um die Mittagszeit die Arbeit eingestellt und geruht.

Umgekehrt, wie der Frühling im Norden später, als südwärts eintritt, kommt der Herbst dort früher und schneller, und währt kürzere Zeit. Der sogenannte Nachsommer im mittleren Europa erinnert noch an die verflossene warme Jahreszeit. Mit dem Reifen der Früchte und dem Gelbwerden des Laubes nimmt die Zahl der Insekten ab, und die Zugvögel, welche von ihnen sich nährten, wandern dem Süden zu. Das Laub fällt ab, kalte Stürme bewegen der blattlosen Bäume leere Zweige, bis Schnee und Eis das Dasein des Winters anzeigen.

II. Bilder aus dem Norden.

1. Der Nordpol.

Wer folgt mir? Ich will euch aufschließen das Allerheiligste der Natur, an Orte will ich euch stellen, die noch nie ein Menschenfuß betrat; Wunder will ich euch zeigen, die noch kein menschliches Auge erblickte. In das Land der Mitte geleite ich euch, aber nicht nach China. Nicht Unwissenheit und Aufgeblasenheit nennt es mit diesem Namen; um mein Land der Mitte dreht sich wirklich die ganze Erde.

Es grauet euch vor meinem Wunderlande? Gräßliche Gefahren, sagt ihr, umschwebten Alle, die bis zu seinen Grenzen vordrangen?

Nur getrost! Zwei Führer haben sich erboten, uns die Wege zu zeigen. Einheimische in dem unbekannten Lande, Schlüssel-

bewahrer und Priester des Heiligthums: Mathematik und Physik heißen meine Führer.

Auf den Nordpol stelle ich, die mir folgen wollen, und heiße sie umher blicken. In Deutschland ist heute der heilige Weihnachtsabend, der kürzeste Tag und die längste Nacht. Hier, auf dem Pole ist kein Tag länger und keine Nacht kürzer als die andere: hier währt jeder Tag und jede Nacht 4386 Stunden, und wir leben augenblicklich in der grausigen Mitte einer dieser langen Nächte. An den Uhren zu Berlin schlägt es 12; bei uns, wenn wir, wie dort, von der Mittagsstunde zu zählen anfangen, schlägt die Uhr — aber verzählt euch nicht — die 4386ste Stunde.

Gänzlich Nacht ist es um uns her gleichwohl nicht, aber anstatt des wärmenden Sonnenlichtes umfängt uns eisig kalter Erdschein; wie Gespenster schweben, zucken, rasseln, poltern rings um uns die Nordlichter.

Nur ein Bekannter ist uns gefolgt aus der fernen Heimath, der Himmel. Nach ihm richten sich unsere Blicke, und mit Entzücken erkennen wir den Himmelswagen, das Reuterlein, den Polarstern, den Adler.

Jedoch auch sie stehen nicht an der bekannten Stelle. Genau über unserem Haupte steht der Angelstern; auf halbem Wege vom Horizont bis zu ihm umkreist ihn der Wagen; dicht am Horizonte hin geht der glänzende Altair. Vom Orion sehen wir blos noch Beteigeuze: verschwunden sind sein glänzender Gürtel und seine schönsten Sterne Rigel und Orion.

Der Lauf dieser Gestirne erinnert uns an die uns so geläufige Eintheilung der Zeit in 2mal 12 Stunden: in 24 Stunden haben sie den Himmel umkreist, und stehen wieder an derselben Stelle.

Von Tagen und Jahreszeiten, wie man in Deutschland hat, ist bei uns, die wir auf dem Pol stehen, keine Rede, nur der Kreislauf der Sterne um den Himmel erhält uns in Bekanntschaft mit dem Kalender unseres Vaterlandes, und sagt uns, welches Datum man dort auf Briefe und Urkunden schreibt; wo wir in Gedanken jetzt weilen, auf dem Angelpunkte dauert jeder Tag und jede Nacht ein halbes Jahr. Nennen wir Tag und Nacht zusammen einen Tag, so ist Jahr und Tag einerlei. Sommer ist Tag, Winter ist Nacht. Die Tage nehmen weder ab noch zu; jeder Tag ist so lang wie jeder andere, und jede Nacht ist so lang wie die andere.

Nachdem Nacht und Winter mit bleiernem Gewicht sechs Monate hindurch auf dem Pole gelegen, erscheint endlich kurz vor dem 21. März ein kleiner Kreisabschnitt der Sonne am Himmel, und am 21. März geht eine halbe Sonne rings um den Horizont.

Eben so wie keine Jahreszeiten, haben wir daher auch keine Himmelsgegenden. Jeder Wind kommt aus Süden, und zugleich

geht jeder nach Süden. Wollen wir annehmen, Osten sei da, wo die Sonne aufgeht, so geht sie eben um den ganzen Himmel herum auf und bedarf zum Aufgehen mehr als 3mal 24 Stunden.

Während bei uns Ost, Süd, West und Nord mathematisch genau bestimmte Punkte des Horizonts sind, ist auf dem Pole der Horizont Ost. — Eben so ist aber auch der ganze Horizont West, weil die Sonne beim Unter- wie beim Aufgehen einen Kreis um den ganzen Himmel beschreibt.

Nehmen wir, um die Himmelsgegenden zu bestimmen, unsere Zuflucht zu dem Nordpol, so finden wir, daß auch dieser uns im Stiche läßt; Norden, sagt er, ist über eurem Haupte, Süden genau unter euren Füßen; wo Ost und West ist, das weiß er nicht; freilich kann er es auch nicht wissen, denn Ost und West giebt es unter dem Pole nicht.

Indem wir uns mit der Bestimmung der Himmelsgegenden abmühen, gerathen unsere Führerinnen, Mathematik und Physik, in heftigen Streit mit einander.

„Wie!“ ruft die Physik der Mathematik zu, „wie? du behauptest, jeder Tag währe 4386 Stunden, und eben so lang sei die Nacht? am 21. Juni, lehrst du, gehe auf dem Pole die Sonne auf? Kennst du nicht das Zurückwerfen, hast du nichts gehört vom Beugen der Lichtstrahlen?“

Laßt uns auch sie hören. Die Physik ergreift das Wort und spricht.

Durch das Zurückwerfen des Sonnenstrahls entsteht die Dämmerung, welche am Pole schon mit dem 29. Januar beginnt.

Durch die Beugung wird das Bild der Sonne fast um einen Grad höher gehoben als es wirklich steht, so daß die Sonne, welche mathematisch erst den 21. März aufgehen dürfte, schon gegen das Ende des Februar über dem Horizonte erscheint.

Die Sonne windet sich nun, ohne unterzugehen, in schraubenförmigen Gängen am Himmel empor, bis sie am 21. Juni 23½ Grad über den Horizont sich erhoben hat. Sie steht daher in der Mitte des Sommers, wenn sie ihren höchsten Stand erreicht hat, nicht höher als bei uns um Weihnachten. Nach dem 21. Juni steigt sie, immer in Schraubengängen, wieder hinab. Den 22. September geht sie mathematisch, anfangs Oktobers geht sie physisch unter. Erst am 13. November verliert sich der letzte Dämmerschein vom Himmel.

Demnach währt auf dem Pole der mathematische Tag 4386 Stunden, der physische Tag und die Dämmerung 6885 Stunden, gänzliche Nacht ist es blos 1887 Stunden, und was das Licht anlangt, so kommt der Pol gegen die andern Erdtheile durchaus nicht zu kurz. Zwar hat er jährlich nur einen Tag, aber dieser ist so lang als alle unsere Tage zusammen, und an Dämmerung ist er

doppelt so reich als Deutschland, und fast doppelt dreimal so reich als der Aequator.

Hierzu kommt der Mond, welcher während der halbjährigen Nacht sechsmal seine bekannten Gestalten (Neu-, Halb-, Vollmond) annimmt, an der Sonne und ihrem Laufe sich gar nicht betheiligt, sondern mit den andern Gestirnen wandelnd wie diese binnen 24 Stunden einen Kreis am Himmel durchläuft, zugleich aber auch die bekannten 12 Himmelszeichen durchschreitet, und folglich, in Schraubengängen hinabsteigend, während des Neumondes die unter dem Horizont befindliche Sonne besucht, also für einige Zeit vom Himmel verschwindet.

Während der Mond abwesend ist, regieren am Himmel die Nordlichter, bei denen es oft so hell, ja wohl noch heller als beim Vollmonde ist; doch ist es merkwürdig, daß der Vollmond die meisten Sterne vom Himmel verscheucht, und nur die Sterne erster und zweiter Größe noch leuchten läßt: beim Nordlicht dagegen funkelt die Himmelsveste in voller Pracht, selbst durch die hellsten rothen Strahlen sieht man deutlich auch die kleinsten Sterne.

„Wo Licht ist, da finden wir gemeiniglich auch Wärme, demnach wird es wohl am Pole ziemlich heiß sein?"

Noch war Niemand am Pole, die grausigste Kälte macht ihn unzugänglich. Mond-, Nord- und Dämmerlicht sind bekanntlich kalt; das Licht aber, welches der Pol von der Sonne empfängt, ist stets nur ein schiefes.

Ein Blatt Papier gegen eine Kerze gehalten macht einen großen Schatten, wenn die Kerzenstrahlen senkrecht; einen kleinen, wenn sie schief darauf fallen; so auch das Licht der Sonne; auf den Aequator fallen ihre Strahlen senkrecht, und machen ihn heiß, über den Pol streichen sie in schräger Richtung und lassen ihn kalt.

Auf hohen Bergen herrscht bekanntlich fortwährend eine sehr große Kälte, so daß die höchsten Berge Gletscher, mit ewigem Eise bedeckte Berge sind. Auf dem Aequator ist aber die Grenze des ewigen Eises 15,000 Fuß über dem Meeresspiegel, in der Schweiz 7000 Fuß, auf dem 70. bis 80. Grade ist sie blos 100 Fuß über dem Meere und mit dem 80. Grade sinkt die Grenze des ewigen Eises sogar bis auf die Meeresfläche und unter dieselbe hinab, so daß dort für und für Eis herrscht und flüssiges Wasser gar nicht anzutreffen ist.

So erzählen Mathematik und Physik, die Einzigen, welche bis jetzt den Pol betraten. Als geistige Gestalten sahen sie weiter als das leibliche Auge, und haben nicht nöthig, gegen die furchtbare Kälte durch Pelze sich zu schützen.

2. Die Wunder der Nordpolargegend.*

Welche Mittel bot die Natur auf, um den grausesten Gegenden der Natur einige Bewohnbarkeit abzugewinnen? Durch welche Erleichterungen gelang es ihr, selbst dort dem Menschen sein Dasein zu fristen und sein Leben zu erleichtern, wo die Erde dem Samenkorn verschlossen bleibt, wo dem Hirten keine Weiden mehr grünen, und wo kaum noch ein eßbares Wild dem Jäger sich darbietet?

Zwei große Lufterscheinungen mögen bei der Aufzählung dieser Mittel den Anfang machen. Das erste davon ist die Strahlenbrechung, wodurch das Tageslicht bei dem Verschwinden und bei dem Herauftreten der Sonne um mehrere Wochen verlängert wird. Das zweite finden wir in jenem majestätischen Schauspiele, dem Nordlichte. Es schafft gleichsam die Nacht zum Tage um. Bei seinem Schimmer kann der Mensch seiner Handthierung, seiner Nahrung nachgehn; er kann jagen und er kann sich gegen das furchtbarste Thier, den Polarbär, schützen.

Diese beiden Erscheinungen rechne man nun zu dem langen Tage, den der Polarmensch durch die schiefe Lage genießt, in welcher unser Erdball ruht, um sich zu überzeugen, wie wohlthätig die Natur das traurige Leben in diesen Gegenden mildert.

Unter den Merkwürdigkeiten, welche sich auf dem Boden der dortigen Erde selbst darbieten, darf man das Treibholz zuerst nennen. Es ersetzt den Nordländern die fehlenden Waldungen, liefert Bauholz, Holzgeräthe, Feuerung, und der Isländer tauscht europäische Waaren dafür ein.

Jetzt zu den Erzeugnissen der Polargegenden selbst. Mit reichlicher Hand verschwendet dort die Natur die nahrhaftesten Pflanzen, die Moose; denn sie allein waren fähig, aus dem dürftigen, oft nur felsichten Grunde der Polarländer hinreichende Nahrung zu ziehen und dadurch den Menschen auf das kräftigste zu erhalten.

Noch mehr. Die dortige Kälte mußte mehrere Pflanzen, welche in den mildern Himmelsstrichen ungenießbar, ja widrig und daher verachtet bleiben, in eßbare und den Menschen gut ernährende Gewächse umschaffen. So das wilde Korn, so die Natterwurzel.

Endlich mußte gerade die nördliche Erde diejenigen Pflanzen in unermeßlicher Menge hervorbringen, welche sowohl den Menschen als das Vieh gegen die Hauptkrankheiten des nördlichen Klima's schützen.

Unter den großen Erhaltungsquellen des Menschen aus der thierischen Welt stehen die Erzeugnisse des Meeres oben an.

* Zimmermann.

Der Wallfisch ernährt den Eskimo und Grönländer und behagt dem Isländer. Sein flüssiges Fett ist ersterem ein köstliches Getränk; alle diese Völkerschaften erhalten dadurch ihre Erleuchtung und größtentheils ihre Feuerung; die Knochen dieser Kolosse dienen oftmals bei Gebäuden und Booten als Balken, die Sehnen zum Nähen.

Auch erstreckt sich dieser hohe Werth des Wallfisches fast auf alle übrigen Bewohner der Polarwelt, z. B. auf die Tschuktschen, die Samojeden und auf die Einwohner der durch Cook entdeckten Völkerschaften in dem nordwestlichen Südmeere.

Noch fast unentbehrlicher sind den zuerst genannten Völkern die Seehunde. Sie geben ihnen nämlich vielartige Nahrung und zugleich fast ihre ganze Kleidung, ihren ganzen Schutz gegen das furchtbare Klima; sie geben ihnen Seile und den so nothwendigen Ueberzug über die Fahrzeuge; sie verschaffen ihnen sogar Fenster für ihre Hütten, und die Zähne von einigen dieser großen Seethiere dienen zu schätzbaren Werkzeugen verschiedener Art.

Und wie trefflich stimmen die Meereserzeugnisse mit der Natur der Polarmenschen zusammen!

Zwar lebt das Geschlecht der Wallfische unter allen Zonen; allein die Natur wies ihnen dennoch vorzugsweise die kältesten Gegenden zu ihren Lieblingssitzen an. Hier kühlte das Eis der Pole ihre heißen, leicht entzündbaren Säfte; hier ließ sie für diese Kolosse die reichlichste Nahrung, die Tausende von kleineren Seegeschöpfen, hervorgehen.

Auch fand hier das Geschlecht der Robben den ungeheuren Ueberfluß der kleineren Meerthiere. In unzählbaren Zügen strömen diesen Ländern die Weißfische (Kabeljaue) zu. Das Meer mußte eigene, Meilen große Sandgebirge bilden, auf deren Rücken diese Fische jene Millionen Centner von junger Brut auf die ihr zuträglichste Art absetzen, und sich zugleich den großen Verheerern des Polarmeeres zur Beute darbieten.

In gleich merkwürdigem Ebenmaße stehen mit diesen Anstalten jene unermeßlichen Schaaren der Seevögel, welche unablässig über die Eisgefilde schweben; denn auch sie finden hier bald an kleineren Fischen und ihrer Brut, bald an den großen Seethieren tausendfältige Nahrung. Kaum zeigt sich ein solches von dem Menschen oder seines Gleichen verwundetes Geschöpf, so frohlocken schon Tausende der Mallemucken, der Petrelle und anderer Arten über die ihnen zu Theil werdende Beute, und trotzen ruhig durch die dicht am Körper anschließenden, von eigenen Glandeln beölten Daunen, der grausen Kälte des Pols.

Und nun denke man sich noch den wunderbaren Bau der Polarmenschen! Wie er fast Alles zu verzehren bereit ist, Alles zu verdauen vermag! Das rohe Kraut, das thranichte Fleisch der Möven,

der Taucher, der Seehunde, der Speck der Wallfische, der Thran, Alles ist ihm willkommen! Diese uns widerstehenden Speisen erzeugen bei ihm den gesundesten Körper und eine dicke, wärmende Fetthaut. Durch ihre Ausdünstungen heizt er seine Wohnungen, durchfährt dort die rauheste Winterwelle, bietet einer Kälte Trotz, worin der Branntwein erstarrt, und trennt sich von seiner grausen Heimath nicht minder ungern, als der Schweizer von seinen romantischen Gebirgen.

O der erhabenen Harmonie der Natur, der anbetungswürdigsten Weisheit und Macht ihres Urhebers! O der milden Vorsorge für seinen Liebling, den Menschen!

Nur durch sie ward das Eis der Pole und der glühende Erdstrich des Aequators für ihn bewohnbar; nur durch sie werden dem Grönländer die uns widrigsten, dürftigsten Speisen so wohlschmeckend und nahrhaft, als dem Neger oder dem Malayen der Sajo, der Pisang, oder gar der Alles übertreffende Mangostan.

Doch nicht genug. Die Vorsicht sorgte auch mittelbar für weitere Entwickelung des dürftigen Polarbewohners. Die vierfüßigen Thiere und das Geflügel dieser weiten Gegend sind durch das dunkelste Haar und den weichsten Flaum gegen die Kälte geschützt.

Der dortige Mensch, obgleich nur einer geringen künstlichen Wärme bedürfend, erlegte viele derselben für seine Nahrung und Kleidung und für seinen Hausbedarf. Aber nun landete der Europäer und siedelte sich dort an, und entdeckte bald in diesem Pelzwerk einen erstaunlichen Werth, einen wichtigen Handelszweig. Schnell weckte er in dem Indier den Trieb nach neuen Bedürfnissen. Jetzt jagt dieser den Biber, den Bär, den Schupp, das Elenn und andere jagdbare Thiere nicht blos für sich, sondern zum Eintausch für europäische Waaren, und so erzeugte sich ein Verkehr des Wilden und des gebildeten Fremdlings.

Freilich steckte dieser seinen neuen Bekannten mit den Blattern an, und, was noch trauriger war, er erregte in ihm die Lust zum Genusse starker Getränke. Dagegen führte er ihm aber auch die Hilfsmittel gegen Krankheiten zu; er gab ihm Mittel an die Hand, sein Leben leichter und sicherer zu erhalten. Der Missionär drang zur Belehrung des Indiers in die rauhesten Wüsten; der unermüdete Herrnhuter verwandelte die rohen Eskimo's und Grönländer in friedlich gesittete Menschen, und schon genießt mancher unstete und darbende Jäger und wilde kanadische Krieger durch Englands weise Einrichtungen den ruhigen, sichern Unterhalt, den der Ackerbau darbietet. Auf die Art verschwindet jener wüthende Geist der steten Verheerung und Rache; der Sohn erschlägt nicht mehr den abgelebten Vater; die ungeheuern jetzt todten Gefilde ernähren einst ohne dauerndes Jagen und Morden die zehnfache

Zahl ihrer Bewohner; die Bildung ebnet die Wege für die Humanität, und vielleicht während eines Jahrhunderts blühen da Städte und reiche Anlagen, wo jetzt der Bär und Wolf in seiner Tenne lauert, oder wo das Tomahawk vom Blute des sorglosen Nachbarn dampft.

3. Das nördliche Eismeer.*

Groß sind die Gefahren der Korallenriffe im stillen Ocean, aber sie können sich nicht messen mit den Schrecknissen des Polarmeeres, und dennoch reizt dieses heilige Meer, wie es an einer Stelle nördlich von Asien heißt, immer von Neuem wieder, seinen eisigen Schleier zu lüften, der noch so viele Geheimnisse birgt. Mancher Name eines kühnen Seefahrers steht schon an seinen Küsten eingegraben und zeugt von den Versuchen, die man anstellte, die nördliche Seite von Asien und Amerika zu umschiffen. Selbst bis dahin, wo die Sonne Monate lang verschwindet, das flüssige Quecksilber zu hammerhartem Stein wird, wo die Schneelerche und die Schneegans nicht mehr ausdauern können, die weißen Füchse und die Eisbären sich schleichend zurückgezogen haben, und die schaurige Todtenstille nur durch das donnernde Zerbersten des Eises unterbrochen wird, — selbst bis dahin sind kühne Schiffer vorgedrungen, aber den gewünschten Zweck haben sie nicht erreicht. Dort ist das Land des Todes, die ganze Natur ist zu einer Leiche erstarrt. Kein winterlicher Baum mit verglasten Aesten und Zweigen schlummert hier, auf ein frohes Wiedererwachen harrend; kein liederreicher Sänger, der in den Gezweigen nistet, läßt sich hören; kein Winterschläfer hat sich in den erstarrten Boden eingegraben. Ein endloses Gefilde, bedeckt mit Schnee und Eis, so blendend weiß, daß das Auge einen längeren Anblick nicht vertragen kann, eine eisige Luft, mit feinem Schneestaub untermischt, der einen brennenden Durst verursacht, ein kieselharter Schnee, der erst gekocht werden muß, wenn man den Durst damit löschen will, — das sind die Gaben des Pols. Wer dort Hütten bauen will, muß sie aus Quadern von Schnee und Eis bauen, wobei die Axt gar leicht wie Glas zerspringt.

Nähert der Schiffer sich der Eisregion des Polarmeeres, so stellen sich bald auch warnende Zeichen ein. Schneeweiße Sturm- und Eisvögel eilen ihm in Schaaren entgegen, ihrem Zuge die Richtung angebend, von woher das Meer die Schollen diesmal schickt, in ihrem stummen Fluge mahnend, daß, wer nicht mit ihnen zöge, in die Gefilde des Schreckens gerathe. Bald verräth ein weißer Glanz, der Eisblink genannt, daß der Feind näher rückt.

* Gube.

Das Quecksilber im Thermometer erstarrt plötzlich, ein donnerähnliches Rauschen und Krachen wird vernehmbar. Ob dieses aus der Luft, oder aus der Tiefe des Wassers kommt, läßt sich nicht unterscheiden. Das Rauschen wird immer stärker und furchtbarer. Die ersten Vorposten des Feindes schlagen als lockeres Grundeis an das Schiff, und bald ist es umringt von größern und kleinern Eisschollen. Es gilt jetzt, jeden Schritt mit der unglaublichsten Anstrengung dem immer mehr und von Neuem andringenden Feinde abzukämpfen. In tausenderlei Gestalten kommt er heran. Tagelang schickt er erst kleinere Schollen, es sind seine Kosakenschwärme. So weit das Auge reicht, zeigt sich oft nicht eine Stelle, wo sie nicht wären. Mit diesen Schaaren ist der Kampf noch zu bestehen, aber in ihrem Hintergrunde stehen die Unbezwingbaren. Es sind Riesenschollen von einer solchen Größe, daß man sie für Inseln gehalten, von einem solchen Umfange, daß manches deutsche Land Platz darauf hätte. Stehen sie noch fest, dann mag sich der Schiffer nicht blos an ihrer Form ergötzen, an ihren Eisbergen und Eisthälern, an ihren Eisschlössern und Eisgrotten, zum Aufjauchzen entzückt ihn auch das kühne Farbenspiel dieser Inseln. Das stechend blendende Weiß des Schnee's wechselt mit dem völlig durchsichtigen Krystall des Eises, das im hellen Strahl der Sonne alle Regenbogenfarben tausendfach um sich streuet. Ein Feenland steht vor den Augen, wie es nur die verwegenste Phantasie auszudenken vermag. Selbst an lebendigen Wesen fehlt es nicht ganz. Jene Schlösser und Thürme, jene Höhlen und Thäler, von Seehunden und Seerobben werden sie bewohnt, die sich im Winter auf dem Eise herumtreiben; von Eisbären werden sie durchstreift, die mit ihnen von einem Erdtheile zum andern wandern; von Eis- und Sturmvögeln werden sie besucht, die ihren Durst in dem süßen Wasser der Teiche löschen, die in der kurzen, immer erleuchteten Sommerzeit entstehen. Diese Bilder erstrecken sich jedoch nicht weiter nach Norden, als bis zum 82. Grad. Von hier bis zum äußersten Pole scheint alles Eis fest zu stehen, das ganze Gefild ein ewiges, unveränderliches Einerlei zu sein mit Grabesstille und Todtenschauer. Aber wehe, wenn jene starren Riesen Leben und Bewegung bekommen, wenn Sturm und Fluth sich noch mit ihrem Vorrücken vereinen. Vor Kampflust schäumend, schicken sie mit schnell auf einander folgenden Donnerschlägen die Wogen hämmernd voraus an die Planken des Schiffes und rücken, wie ihrer Macht sich bewußte, stolze Streiter, mit eben so viel Majestät als Getöse nach. Hilflos treiben dann die Schiffer umher, jede Sekunde kann die letzte sein, der nächste Augenblick Vernichtung oder Rettung bringen. Hier, inmitten des empörenden Elements, kann der Mensch nichts unternehmen; er muß zusehen, wie die freundlichen und die feindlichen Eisschollen um ihn den furchtbaren Kampf

kämpfen, und es den Schutzgeistern seines Schiffes überlassen, ob sie ihn aus der gefahrvollen Schlacht unversehrt herausführen. Der Athem will schier in der Brust vor Angst ersticken, wenn das Auge das Zusammenstoßen zweier Eisschollen in der Ferne gewahrt und das Ohr vor dem von Scholle zu Scholle sich fortpflanzenden Gekrach nicht mehr das laute Kommando des nahe stehenden Kapitäns hört. Die Luft scheint ganz erfüllt zu sein von diesem einen furchtbaren Knallen und Platzen. Geschieht es, daß die Eisinseln zerschellen, so wird das Meer dadurch oft in eine so stürmische Bewegung gesetzt, daß die größten Schiffe, welche sich in der Nähe befinden, dem Untergange nahe gebracht werden können, und kleine Fahrzeuge noch in weiter Entfernung verschlungen werden. Wird aber das Schiff von zwei gegen einander treibenden Eisschollen gefaßt, so bleiben von ihm nur die zerquetschten Holzfasern übrig.

Im Ganzen sind bis jetzt gegen hundert Entdeckungsreisen in das nördliche Eismeer unternommen, fast sämmtlich von Engländern. Obgleich alle diese Versuche in Bezug auf den Hauptzweck mißlangen, und eine Verbindung zwischen dem atlantischen und großen Ocean durch das nördliche Eismeer für die Schifffahrt immer noch nicht hergestellt ist, so entdeckte man doch eine große Küstenstrecke und gewann wenigstens Einiges durch Fischfang und Pelzwerke. Es wurden Pelzkompagnien gestiftet, wie z. B. die Hudsonskompagnie, und dadurch wurden zugleich die Küsten jener Länder immer mehr und mehr erforscht. Die ersten bedeutenden Schritte zur Beschiffung des Polarmeers geschahen schon von John Davis (1585—1587) und von William Baffin (1615—1616). Im Jahre 1831 machte John Roß die wichtige Entdeckung des magnetischen Nordpols, woselbst die Magnetnadel eine senkrechte Stellung einnimmt und in diesen Gegenden für die Schifffahrt unbrauchbar wird. Im Juli 1845 sandte die englische Regierung den Kapitän John Franklin aus. Zwei Jahre waren verflossen, ohne daß man etwas von ihm hörte. Da beschloß die Regierung, eine Expedition zur Auffindung des Verunglückten auszusenden. An der Spitze stand der Kapitän James Clark Roß, im Mai 1847. Am 3. November 1849 kam er mit seinen beiden Schiffen wohlbehalten nach England zurück, ohne eine Spur von John Franklin entdeckt zu haben. Er hatte in dem Eismeere länger als zwei Jahre zugebracht und am Kap Leopold überwintert. Die beiden Schiffe, welche hier 600 Fuß von einander entfernt lagen, wurden überdacht, ein sieben Fuß hoher Schneedamm von dem einen zu dem andern gezogen. Auch eine magnetische Warte, um Beobachtungen anzustellen, wurde für jedes Schiff gebauet, die Mauer von Schnee, die Fenster von Eis, Wasser, das alsbald gefror, diente als Mörtel. So vorbereitet, erwartete man die lange

Nacht; am 9. November verschwand die Sonne, um erst nach einer dreimonatlichen Abwesenheit zurückzukehren. Sonntags wurde Gottesdienst gehalten, in den Wochentagen gelesen, geschrieben, gerechnet; es wurden Schlitten angefertigt für die im Frühjahr zu veranstaltenden Landreisen. An Lebensmitteln fehlte es nicht, da man sich vor der Abreise mit denselben für tausend Tage versehen hatte, indem man darauf gefaßt sein mußte, zwei, drei Jahre lang nicht vom Eise loskommen zu können. Vierfüßige Thiere sah man, mit Ausnahme der weißen Füchse und einiger Bären, nicht. Eine Anzahl Füchse fing man in Fallen, schenkte ihnen jedoch die Freiheit, nachdem man sie mit einem kupfernen Halsbande versehen, das den Namen des Schiffes und die Angabe der Orte enthielt, an welchen die Gesellschaft Vorräthe an Kohlen und Lebensmitteln niedergelegt hatte. Man hoffte, es werde vielleicht ein solcher Briefträger von Franklins Mannschaft, falls dieselbe sich noch am Leben befinden sollte, eingefangen werden und Kunde geben von dem, was für ihre Rettung gethan sei. Obgleich Alles fruchtlos geblieben, so hat England dennoch eine zweite Expedition veranstaltet, die Unglücklichen von Neuem aufzusuchen.

4. Norwegens Eigenthümlichkeit.*

Norwegen reicht ungefähr eben so viel höher nach Norden, wie Schweden tiefer sich nach Süden erstreckt. Es ist durch und durch Gebirgsland; das Tiefland nimmt nur ein Sechstel des Ganzen ein. Das Hochgebirge kommt an Höhe und Ausdehnung den Alpen selbst nicht gleich; und steht ihnen an Gliederung und Wegsamkeit so bedeutend nach, daß es meist den Eindruck schauerlicher Oede und Wildheit hervorbringt. Hier lagern die massenhaften Formen unabsehbarer Eisfelder, welche der Menschen Wohnungen auf immer getrennt halten, über die einzelne, in ewigem Winter starrende Bergkuppen in unwandelbarer Pracht und Erhabenheit emporragen, und zwar in einer Einsamkeit, deren Schrecken bei Weitem die der afrikanischen Wüste übertrifft; daneben und an ihrem Fuß dehnen sich in den Tiefthälern der Flüsse frische Wiesen am Rande von Waldgebirgen mit weidenden Heerden, und See'n breiten neben den Wasserfällen wilder Gießbäche und Bergströme ihre ruhigen Spiegel aus. Die Passagen sind in der Regel nicht die Gebirgseinschnitte wirklicher Pässe; sondern die weiten Senkungen der breiten, steinigen und öden Kammflächen des Massengebirges. Die Getrenntheit der bewohnbaren Theile von einander durch steile Bergkämme führt auch eine Trennung der Menschen herbei, die daher meistens zerstreut und einsam wohnen und in

* E. Kapp.

Gefahr und Noth mehr auf eigene Umsicht und Thätigkeit, als auf die nachbarliche Hilfe und Unterstützung angewiesen sind. Feste Schulen kann es nur da geben, wo die Bodenbeschaffenheit der Art ist, daß sie den Kindern die Möglichkeit giebt, dieselben täglich zu erreichen. In den übrigen Gegenden giebt es für bestimmte Distrikte wandernde Schullehrer. Der norwegische Bauer ist genöthigt, seine Wohnung, seine Kleidung und seine Geräthschaften sich selbst zu verfertigen; denn die Entfernung von Städten und der Mangel an Straßen hindert ihn, in der Stadt die erforderlichen Einkäufe zu machen. Die Anlage von Landstraßen ist nicht möglich; schiffbare Flüsse giebt es nicht. Die Gewässer der kleineren Seitenflüsse flößen die Baumstämme mit nur geringer Nachhilfe von Seiten der Menschen in die Hauptströme und an die Küsten. Die Maschinen der Bergwerke, die Säge- und Kornmühlen werden durch sie in Bewegung gesetzt. Im Winter ersetzen die Eisbahnen der Gletscher und harten Schneeflächen die Eisenbahnen und verkürzen beim Gebrauch von Schneeschuhen und Schlitten die Entfernungen.

Norwegen zählt auf 5571 Geviertmeilen 1,200,000 Einwohner, also auf der Geviertmeile im Durchschnitt nur 215 Seelen. Am dichtesten ist die Bevölkerung in dem Küstengebiet des Stifts Christiania, wo ungefähr 1200 auf der Geviertmeile wohnen, am dünnsten in den Marken der Lappen, die eine meist nomadische Lebensweise führen, indem nur wenige Striche des Landes einen geregelten Ackerbau gestatten. Lappland ist eines der Heimathsländer des Rennthiers, des Thiers, welches überhaupt an allen Küstengebieten des Eismeers den Reichthum des Bewohners ausmacht. Wie das Pflanzenreich mit jedem Breitengrad nördlicher in Bezug auf Kraft und Mannichfaltigkeit eingeht und am Ende auf Moos und einige Kräuter beschränkt wird, so wird auch das Reich der Thiere immer ärmer, wenigstens schrumpfen die Hausthiere auf das Rennthier und den Hund zusammen, die allein noch das Loos des Menschen theilen. Und mit der Natur geht auch der Mensch gleichen Schritt; mit der Abnahme und dem Seltenwerden der Thier- und Pflanzengattungen werden auch der Menschen Wohnungen und Bleibstätten seltener und zerstreuter.

Der Unterschied von Norden und Süden tritt bei Ländern, welche ganz in der gemäßigten Zone liegen, nie so scharf hervor, als es Norwegens Lage mit sich bringt. Der Winter in München und der Winter in Hamburg werden ziemlich auf die nämliche Weise verlebt; die Bevölkerung ist im Norden Frankreichs eben so dicht, wie im Süden, und die Erntezeiten in Italien sind im Ganzen dieselben. Wie groß ist dagegen der Unterschied zwischen der planmäßig angelegten Residenz Christiania, dem Inbegriff aller auch sonst in Europa vorhandenen Kulturmittel, und jener

auf einer Waldwiese gelegenen finnmarkischen Ortschaft Altengard.

Die Küste Norwegens ist durch zahllose, tief eindringende Busen (Fiorde) zerschnitten, welche gewöhnlich die Ausgänge der von reißenden Bergströmen bewässerten Thäler der Vorgebirgsmassen sind, die an der Küste zu steilen Felswänden abstürzen und in vielfachen Klippen und Inseln im Wasser sich fortsetzen, wodurch die Fiorde gegen das offene Meer geschützt werden und mehr die Beschaffenheit von Landsee'n erhalten. Wäre Schwedens Tiefland bis an den Fuß seiner inneren Gebirge vom Meere ausgespült, so würden seine zahlreichen See'n gleichfalls die Form von Fiorden annehmen. An den Fiorden drängt sich alles Leben der Menschen zusammen, hier liegen Städte und Dörfer. Die Bewohner der Thäler des innern Landes leben als Bauern in ihren Gehöften zerstreut. Die Ufer der Fiorde haben bei ihrer sehr niedrigen Lage ein Klima, welches, bis nach Drontheim hinauf Obst- und Getreidebau zulassend, selten Schnee und Eis, aber desto mehr Regen und Nebel bringt. Die See bietet mehr Nahrung, als das Land; der Fischfang beschäftigt mehr Menschen, als der Ackerbau. Wo dieser aufhört, wird noch Viehzucht getrieben. Der Bergbau gewinnt immer mehr an Ergiebigkeit. Nirgends muß, so wie in Norwegen, Klima und Beschaffenheit für die verschiedenen Erzeugnisse des Ackerbaues erwogen und gewählt werden. Wo Weizen und Roggen fortkommen, bleiben oft Gerste und Hafer aus, und Erbsen und Bohnen wachsen nicht da, wo Kartoffeln gedeihen, während bei uns innerhalb der Grenzen eines mäßigen Landgutes alle jene Erzeugnisse neben einander gewonnen werden. Dennoch hat Norwegen seine Produkte zur Ausfuhr. Sie bestehen in Eisen, Mastbäumen, Brettern, Balken, Theer, Pelzwerk, Eiderdunen, getrockneten Fischen, Thran und Häringen. Es bezieht dagegen vom Auslande Getreide, Salz, Kolonialwaaren, baumwollene, leinene, seidene Manufakturwaaren und Glas. Der Wechsel in den Formen und Erscheinungen der skandinavischen Gebirgswelt muß auch dem Geist des Bewohners sich einprägen, sei es, daß dieser unter Mühe und Anstrengung ihn zu überwinden hat, sei es, daß er ihn auf Gemüth und Phantasie wirken läßt. Der Geist zeigt eine diesem Wechsel entsprechende Lebendigkeit, erscheine diese als Frohsinn oder Zufriedenheit, als Gastfreundschaft oder Redlichkeit, als Muth oder Freiheitsliebe; kurz, jener noch wenig gestörten Ursprünglichkeit der ganzen Berglandsnatur entspricht Gesundheit des Leibes und der Seele beim Bewohner.

---

5. Der Lappe und das Rennthier.*

Das Zelt des Lappen ist buchstäblich wenig mehr als ein Lumpen von einer Art groben Tuchs, welches hauptsächlich in Schweden und Norwegen gemacht wird und einen Hauptartikel des Handels mit den Lappländern bildet. Viel von diesem Tuche wird auch von den Küstenlappländern gewoben, die es gegen Rennthierfelle an die Gebirgslappen vertauschen, um aus den Fellen ihre Winterkleider und Betten zu machen. Das von ästigen Birkenstämmen unterstützte Zelt bildet die einzige Wohnung, und unter diesem schwachen Gedeck hält der Lappländer die lange dauernde, strenge Kälte der Wintermonate in den inneren Gegenden aus. Die Höhe des Zeltes ist ungefähr 6 Fuß, und der ganze Umfang des Innern übersteigt selten 15 bis 18 Fuß. In diesen engen Raum drängen sich der Lappländer, sein Weib und seine Kinder und sehr oft eine zweite Familie, die Mitbesitzer der Heerde ist, zusammen und lassen noch Ecken für ihr einfaches Hausgeräth, als Näpfe, eiserne Töpfe, Löffel, hölzerne Kästchen u. s. w., übrig. Dabei bleibt immer noch ein Plätzchen für die Hunde, die treuen Wächter der Heerde, welche ich zu Zwanzigen als Genossen eines Zeltes gesehen habe, wovon freilich viele auf den Leibern ihrer Herren eine bequeme Ruhestätte fanden. In der Mitte ist das Feuer, von einigen großen Steinen eingeschlossen; ein Theil des Rauches geht oben durch die Oeffnung des Zeltes, der übrige erfüllt den untern Raum fast immer mit einer dichten Wolke, hüllt die Bewohner gänzlich ein, daß der Eintretende sie kaum erkennt, und fällt dem Fremden beißend auf die Augen. Mir war der höchste Grad von Kälte noch erträglicher vorgekommen, als eine Stunde in einem lappischen Zelte. Oben an der Spitze des Zeltes, dicht an der Oeffnung für den Rauch, ist eine Art Reck aufgehangen, worauf die Käse gelegt werden, um schneller zu trocknen. Das Innere des Zeltes ist gewöhnlich mit Birkenzweigen, an welchen das Laub gelassen ist, bestreut und darauf eine Decke von Rennthierfellen gelegt, welche dem Lappländer in allen Jahreszeiten zum Bette dient. Der einzige Eingang zum Zelt ist durch eine schmale Oeffnung oder einen Schlitz an der einen Seite, vor welcher ein Lappen hängt, welcher, in die Höhe gehoben, von selbst wieder in seine vorige Lage zurückfällt und die äußere Luft abhält.

Der Lappländer ist sowohl von Natur, als aus Noth ein Nomade. Da sein Unterhalt völlig von seinen Rennthieren abhängt, welche ganz frei und sich selbst überlassen sind, so kann man sagen, daß seine Bewegungen durch sie geleitet werden, und daß seine

* Nach Grube's Charakterbildern.

ganze Lebensweise durch sie bestimmt wird. Die Anzahl der Rennthiere, die zu einer Heerde gehören, ist von 300 bis 500; mit einer solchen Heerde kann ein Lappe sich wohlbefinden und leidlich leben. Er kann im Sommer eine hinreichende Menge Käse machen für das Bedürfniß des Jahres, und im Winter kann er so viele Rennthiere schlachten, daß er und seine Familie fast beständig Fleisch essen können. Mit 200 Rennthieren kann ein Mann mit kleiner Familie sich so einrichten, daß er auskommt.

Besonders malerisch und für Lappland charakteristisch ist der Anblick des Melkens, wenn sich die Heerde zur Abendzeit um das Zelt versammelt. Auf allen Höhen rund umher wird Alles in einem Nu voller Bewegung und Leben. Die geschäftigen Hunde bellen überall und treiben die Heerden immer näher; die Rennthiere springen und rennen, stehen still und springen wieder in einer unbeschreiblichen Mannichfaltigkeit von Bewegungen. Welch schönen und majestätischen Anblick gewährt es, wenn das weidende Thier, von dem Hunde geschreckt, sein Haupt erhebt und seine breiten und mächtigen Geweihe zeigt! Und wenn es läuft, wie flink und leicht ist sein Schritt! Nie hören wir seinen Fußtritt auf der Erde, nur das beständige Knarren seiner Kniegelenke, als wäre es durch die Wiederholung elektrischer Schläge hervorgebracht, ein sonderbares Geräusch, das wegen der Menge von Rennthieren, die es hervorbringen, in großer Ferne gehört wird. Hat endlich die ganze Heerde das Zelt erreicht, so stehen die Thiere still, ruhen aus oder springen zutraulich herum, spielen mit ihren Geweihen gegen einander, oder umringen gruppenweis einen Moosfleck, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Thiere zum andern mit ihren Milchgefäßen herumlaufen, wirft der Bruder oder der Knecht einen Strick von Bast um die Hörner des Thieres, das ihm die Mädchen bezeichnen, um es heranzuziehen. Das Thier sträubt sich gewöhnlich und will der Halfter nicht folgen; und das Mädchen lacht und freut sich über die Mühe, welche dies verursacht. Auch läßt es zuweilen aus Muthwillen ein Rennthier wieder los, damit es noch einmal für sie eingefangen werde. Unterdessen hört man den Vater oder die Mutter sie schelten wegen des Muthwillens, der oft die Wirkung hat, die ganze Heerde scheu zu machen. Wer würde bei diesem Schauspiele nicht an Laban und Lea, Jakob und Rahel denken? Wenn die Heerde sich zuletzt hinstreckt, so viele hundert Thiere auf ein Mal rund um das Zelt, so bilden wir uns ein, ein ganzes Lager zu sehen, den Befehlshaber in der Mitte.

6. Island.*

Das Klima dieser Insel muß schon der Lage nach kalt sein; aber die Unruhe im Innern der Erde scheint sich auch demselben mitgetheilt zu haben. Es ist sehr unbeständig; plötzliche Wirbelwinde entstehen oft, und sie sind es, die den Anbau des dort so nothwendigen Holzes verhindern. Wenn das Treibeis die Insel umgiebt, so verbreitet sich die heftigste Kälte über die ganze Insel, die so lange anhält, bis es wieder verschwunden ist. Obgleich bei einem solchen Boden und in einem solchen Klima nicht viele Pflanzen und Thiere gedeihen können, so hat der Schöpfer dennoch auch diesem Theile der Erde diejenigen Produkte mitgetheilt, welche dort am nützlichsten sind. Kräuter, Wurzeln und Moose, die uns widerlich schmecken und ungenießbar erscheinen, werden dort zu nährender Kost gebraucht. Vorzüglich ist es das isländische Moos, welches in Grütze verwandelt, mit Milch und Wasser vermischt, zu einem höchst nahrhaften Gallert gekocht wird, wodurch die verlornen Kräfte schnell wieder ersetzt werden; hin und wieder bäckt man es mit etwas Mehl zu einem eßbaren Brote aus. Die wenigen vom Feuer verschonten Theile der Insel benutzt der Einwohner zur Grasung für seine Hausthiere, Schafe und Pferde. Das mangelnde Holz wird durch Treibholz ersetzt, welches sich, aus dem Meere kommend, häufig an der Küste findet. Reich ist Island an nützlichem wildem Geflügel. Unter diesem ist die Eidergans vorzüglich merkwürdig.

Das Innere Islands ist, der oben dargestellten Naturbeschaffenheit wegen, fast ganz unbewohnt. Die Bewohner haben sich an der Küste angesiedelt, und auch hier leben sie mehr in einzelnen Häusern und auf größern Gehöften, als in Städten und Dörfern, deren es in Island nur sehr wenige giebt und die so unbedeutend sind, daß selbst Islands Hauptstadt, Reikiawig, nur 500 Einwohner zählt.

Die ersten Bewohner Islands waren Normänner; zu ihnen gesellten sich späterhin Dänen und Schweden, so daß diese drei Völkerschaften als der Stamm der jetzigen Isländer angesehen werden können. Seit dem Jahre 861 ist diese Insel schon bevölkert, und am Schlusse des zehnten Jahrhunderts ward das Christenthum daselbst eingeführt. Der Körperbau der Isländer ist von mittelmäßiger Größe und dabei gedrungen. Ihre Nahrung ist, durch die Noth getrieben, sehr einfach; die Hauptbestandtheile ihrer Speisen sind, außer Schaf- und Kalbfleisch, Fische, die ihre vorzüglichste Nahrung ausmachen; das Hauptgetränk besteht aus saurer

* Straus.

oder geronnener Milch mit Wasser vermischt. Die wenigen wohlhabenden Familien leben aber nicht so einfach, sondern diese genießen z. B. Kaffee, Thee, Wein, Bier und andere in Europa gewöhnliche Speisen und Getränke, die ihnen durch die Handelsschiffe zugeführt werden. — Der Isländer kleidet sich mehrentheils in selbstverfertigte Zeuge; doch findet man wieder bei den Begüterten Seidenzeuge und andere ausländische Stoffe. Die Kleider der Mannspersonen gleichen Matrosenkleidern; eine kurze, rund abgeschnittene Jacke von blauer, grauer oder schwarzer Farbe, weite Beinkleider von demselben Zeuge, wollene Strümpfe und hoch heraufgehende Schuhe aus Ochsenhaut oder Schaffell, oder auch aus rohen Seehundsfellen. Die Fischer tragen Pelze von Schaf- oder Seehundsfellen, die häufig mit einer Kappe versehen sind, welche von hinten über den Kopf geschlagen werden kann. Sonst trägt der Isländer auch einen runden Hut. Der Putz der Frauenzimmer ist schon zusammengesetzter und mannichfaltiger. Sie kleiden sich in Röcke und Jacken, und haben darüber ein weites, schwarzes, in viele Falten gelegtes Kleid. Gewöhnlich sind alle Theile dieser Kleidungsstücke mit Sammtstreifen, seidenen Schnüren, silbernen Schnallen besetzt. Auch tragen sie häufig ein Leibband von Sammet mit Silbergeschmeide. Gehen sie in die Kirche, so wird noch ein Mantel übergezogen, der gleichfalls nach den Vermögensumständen mehr oder weniger verziert ist. Um den Kopf wickeln sie ein großes, weißes Tuch, und über dieses wieder ein feineres, so daß daraus ein ziemlich hohes, nach vorne gekrümmtes Horn entsteht, um welches zuletzt noch ein Seiden- oder Kattuntuch gebunden wird. — Es giebt in Island nur wenig steinerne Gebäude; einige sind aus Holz, die meisten gewöhnlich aus mehreren kleinen Häusern, deren jedes seine Bestimmung hat; alle sind aber wieder mit einander verbunden und bilden auf diese Art die ganze Wohnung. Die äußern Wände bestehen aus Torf; an der Außenseite pflegt man sie mit Rasen, Erde oder Steinen zu belegen, wodurch sie noch dicker werden. Die innern Wände sind gleichfalls aus Torf, aber nicht so dick. Jedes Gemach hat sein eigenes Dach, durch das, vermittelst Glasstücken oder dünner Schafhaut, das Licht hineinfällt; nur die Häuser der Vornehmen haben an der Vorderseite kleine Fenster mit Glasscheiben. — Die Hauptbeschäftigung der Isländer ist Viehzucht und Fischfang. Die Fischerei fängt mit dem Februar an. Alsdann ziehen viele Bewohner an die westlichen und südwestlichen Küsten. Mitgenommen wird Butter, geräuchertes Fleisch und ein guter Schafpelz. Als Leckerei nimmt man auch wohl ein wenig Roggenbrot und Branntwein mit. Auf der Reise ist der Isländer in jedem Hause willkommen, wo er ankommt, und zahlt selten etwas für die Bewirthung; so reist mancher 40 bis 50 Meilen mitten im Schnee

und in Dunkelheit, denn im Februar ist es noch wenig Tag auf Island. An der Küste angekommen, verdingt er sich bei dem Besitzer eines Bootes, verpflichtet sich bis in die Mitte des Mai zu dienen, und erhält dafür einen Antheil an dem Fang. Täglich gehen die Boote 8 bis 12 Stunden in die See, und die Leute halten in der Finsterniß und der starken Kälte so lange auf dem Meere aus, ohne etwas Anderes als saure Milch zu genießen. Am Ufer sind eine Menge kleiner Häuser, Kothen genannt, die aber nur zur Zeit der Fischerei bewohnt sind; hier werden die Fische gereinigt, gespalten und getrocknet, wobei die Frauen helfen. Im Mai gehen die Leute wieder nach Hause und lassen ihre noch nicht getrockneten Fische unter Aufsicht eines dort Wohnenden zurück. Im Juni ziehen die Pachter mit ihren verkäuflichen Waaren, als: Talg, Butter, Wolle, an die Küste, erhandeln dafür Fische und bringen diese zum Wintervorrath nach Hause. Die Fische, welche am meisten gefangen werden, sind Kabljaue, Schellfische, Butten und Schollen. Die Viehzucht erstreckt sich auf die Zucht der Pferde, Schafe und Kühe. Pferde und Schafe müssen sich fast das ganze Jahr selbst ihre Nahrung suchen und bekommen nur im Winter etwas Heu; die Kühe werden aber regelmäßig gefüttert und geben daher auch täglich 10 bis 12 Quart Milch. Die isländischen Schafe sind weiß, schwarz und bunt; ihre Wolle ist nicht fein und wird nicht geschoren, sondern gezupft. Sie werden im Mai in die Gebirge getrieben und laufen dort bis im Oktober herum. Dann versammeln sich alle Schafbesitzer mit ihren Knechten zu Pferde, wählen einen Anführer, und treiben unter dessen Leitung alle Schafe zusammen, worauf dann jeder sich die seinigen, die ihm durch Zeichen kennbar sind, aussucht. Die Pferde werden zu den Reisen gebraucht; man befestigt das eine Pferd an den Schwanz des andern, und so entsteht, wenn viele Pferde vorhanden sind, eine ansehnliche Reihe. Alles Gepäck ladet man ebenfalls auf die Pferde, und dazu hat man eigene Sattel aus viereckigen Stücken Torf, über denen ein gebogenes Rückenholz liegt, an dessen beiden Enden sich ein Pflock zum Anhängen der Sachen befindet. Im Winter sind die Beschäftigungen der Isländer auf das Haus beschränkt. Außer daß sie ihre Schafe, Kühe und Pferde warten, verfertigen sie Taue aus Wolle oder Pferdehaaren, oder arbeiten in der Schmiede. In der Stube wird gesponnen, gewebt, gestrickt, oder man näht Schafpelze zur Fischerkleidung. Sind mehrere beschäftigt, so liest Einer etwas vor, dasselbe geschieht auch, wenn sie sich einander besuchen. Lesen kann jeder Isländer, auch besitzt Jeder, außer der Bibel, einige gedruckte oder geschriebene Bücher. Diese tauschen sie einander, gewöhnlich in der Kirche, um; auch haben einige Kirchen eigene Büchersammlungen, aus welchen sie sich Bücher leihen können. Die meisten dieser Bücher

wurden in Island geschrieben; sie sind mehrentheils geschichtlichen Inhalts, vorzüglich Sagen der Vorzeit; einzelne solcher Sammlungen führen den Namen Edda. Ueberhaupt ist ein gewisser Grad von Bildung allen Bewohnern der Insel eigenthümlich. Das kommt zum Theil daher, daß jeder Hausvater sich regelmäßig mit dem Unterrichte seiner Kinder beschäftigt. Während seine Hütte ganz in Schnee begraben liegt und es rund umher dunkel und wüste ist, schlägt er beim Schein einer Oellampe ein Buch auf, worin er Nahrung für seine Kinder findet. Alle angesehene Isländer sprechen, außer ihrer Muttersprache, lateinisch, viele auch dänisch. Mehrere sind gute Dichter, Geschichtschreiber; auch für die schönen Küste entwickelt sich der Sinn in ihnen, wie denn einer der berühmtesten Bildhauer der jetzigen Zeit, Thorwaldsen, ein Isländer ist. Die Bildung ist also nicht allein das Eigenthum der Vornehmen und Reichen, oder derjenigen Völker, die unter einem glücklichen Himmelsstriche wohnen; sie dringt auch dahin, wo fast das ganze Jahr Nacht den Himmel und Schnee und Eis die Erde bedeckt; sie dringt in die Hütte des Armen, wenn er nur den Willen hat, sich dieselbe anzueignen; sie verbreitet sich auch da, wo nur wenige Hilfsmittel zu ihrer Beförderung vorhanden sind; um wie viel dankbarer sollte also die Jugend da sein, wo vielfältige, wohleingerichtete Anstalten zu ihrer Bildung vorhanden sind, und wo es an so manchen Hilfsmitteln zur Erleichterung des Lernens nicht fehlt.

7. Der Geyser.*

Auch die Menge der heißen sprudelnden Quellen macht Island zu einem der merkwürdigsten Länder. Einige derselben werfen mächtige Wassersäulen bis zu einer Höhe von 100 Ellen mit einem so krachenden Getöse, daß der Erdboden dabei zittert. Einige springen beständig, andere nur zu gewissen Zeiten, theils regelmäßig, theils unregelmäßig, und fast alle, oder doch die Mehrzahl derselben setzen eine Menge Kieseltuff ab, aus welchem sie sich nach und nach sowohl Röhre als Becken bilden. Die bekannteste unter diesen Sprudelquellen ist der Geyser, der alle Kunstwasserwerke weit hinter sich läßt. Seine Röhre hat eine Tiefe von 40 Ellen und sein zirkelrundes Becken hat einen Durchmesser von 37 Ellen. Wenn ein Ausbruch des Geysers bevorsteht, beginnt das Wasser nach und nach bis zur Hälfte der Höhe des Beckens zu steigen; anfangs in aller Ruhe, jedoch von unterirdischem Knallen begleitet, sobald es die halbe Höhe erreicht hat. Je mehr das Becken sich füllt, desto häufiger und stärker werden auch die Schüsse, und das

* Kannabich.

Sieden oder Aufbrausen nimmt im nämlichen Verhältnisse zu. Wenn das Becken voll wird, entstehen dann und wann kleinere Ausbrüche, in welchen das Wasser bis zu einer Höhe von 40 Fuß geworfen wird; das heftige Knallen nimmt zu, man hört wohl drei Schüsse in jeder Sekunde, der Boden bebt, und nun endlich geschieht der große Ausbruch, in welchem das Wasser während einer Zeit von gewöhnlich 5, bisweilen auch 10 und 15 Minuten mehrere Male, gewöhnlich 100 bis 120 Fuß, auch zuweilen 200 Fuß und noch höher geworfen wird und stets in das Becken zurückfällt. Solche große Ausbrüche geschehen regelmäßig jede sechste Stunde, so daß in 24 Stunden vier große Ausbrüche Statt finden. Wirft man Steine in das Becken, so werden sie mit dem Wasserstrahl in die Höhe geschleudert, fallen aber gewöhnlich wieder in das Becken zurück. In der Nähe des Geysers sind noch zwei andere nicht minder merkwürdige sprudelnde Quellen, welche dem Erdbeben von 1784 ihre Entstehung verdanken und der neue Geyser genannt werden, davon die eine kein Becken, sondern nur eine etwas über die Erde hervorragende Röhre hat, deren Tiefe 22 Ellen und Durchmesser 4 Ellen beträgt. Sie sprudelt zu keinen bestimmten Zeiten, doch geschieht es gewöhnlich jeden zweiten und dritten Tag, wo sie ihr Wasser dann meistens um ein Drittel höher wirft, als der alte Geyser. So lange sie nicht sprudelt, stößt sie Dampf aus; ehe man es aber erwartet, kommt sie plötzlich unter einem schrecklichen Getöse, das einer heftigen Kanonade nicht unähnlich ist, zum Ausbruch, und wirft das Wasser mit einer erstaunlichen Kraft empor, so daß die Erde bebt und Alles in Rauch und Dampf eingehüllt wird. Die über der Wassersäule sich zeigende Rauchsäule scheint bis zu den Wolken zu steigen und bleibt eben so lange wie die Wassersäule stehen, welche letztere eine Höhe von 150 Fuß erreicht und häufig einzelne kleine Wasserstrahlen schräg auswirft. Die andere Quelle hat ein länglich rundes Becken und eine Röhre von der Gestalt eines Schneckengangs, und wirft seltener als der alte Geyser Wasser, aber höher aus und bisweilen ununterbrochen in mehreren Stunden. Man sah sie schon eine unten 17 Fuß dicke Wassersäule bis zu einer Höhe von 150 Fuß werfen und die eingeworfenen Steine hoch über die Wassersäule emporschleudern.

8. Der Hekla.*

Die höchste Spitze des Hekla steht zwischen zwei andern und hat eine jetzt mit Schnee angefüllte Höhlung, den ehemaligen Krater. Der ganze Gipfel besteht aus Schlacken; an den Seiten

* Straus.

sind viele Oeffnungen, woraus wahrscheinlich in frühern Zeiten die Lava floß.

Einer der heftigsten Ausbrüche dieses Berges ereignete sich im Jahre 1755. Am 17. Oktober dieses Jahres bemerkte man Morgens um zehn Uhr in einem nahegelegenen Orte einige Erderschütterungen, wodurch die Häuser beschädigt wurden. Bald ergoß sich in drei Armen Wasser aus dem Berg und überschwemmte die ganze Gegend umher, fünf Meilen lang und vier Meilen breit. Die Wasserströme führten eine Menge Eisberge mit, einzelne Stücke von den zerborstenen Gletschern, in welchen Felsstücke saßen, so groß als ein Haus; überdies war das Wasser mit Asche und Bimsstein angefüllt, so daß es schien, Wasser und Feuer hätten sich verbunden, Alles zu vernichten. Dichte Rauchwolken stiegen gen Himmel und glühende Steine fielen weit um den Berg herum nieder. Zuweilen wurden große, helle Feuerkugeln hoch in die Luft geworfen, die oben in unzählbare Stücke zersprangen und in den entferntesten Gegenden niederfielen. In der Nacht auf den 18. schien der ganze Himmel in Flammen zu stehen und die Erde ein Raub der Gluth zu werden. Aus dem Berge stieg eine hohe Feuersäule hervor, aus der Blitze und feurige Kugeln sprangen, wodurch es weit umher so hell ward wie am Tage. Dabei dauerte das Brausen in der Luft, das Krachen der Erde und das Donnern in den Felsen fort, und dies war so stark, daß man es 25 bis 30 Meilen weit hörte; eben so weit sah man auch die Feuersäule und die Feuerkugeln. Erst den 7. November beruhigte sich der Berg etwas, die Feuer- und Wasserströmungen hörten auf und der Donner blieb aus. Die Zerstörungen, welche dieser Ausbruch anrichtete, erstreckten sich sehr weit. Vieles rissen die Fluthen mit sich fort. Asche und Steine bedeckten Wiesen und Wälder, und der Sand lag an einigen Stellen vier bis sechs Fuß hoch. Mehrere neue Klippen und Berge standen jetzt an der Seeküste, die vorher nicht dagewesen waren. Diese bestanden aus Stein und Eisklumpen, vermischt mit Bimsstein, Sand und Asche. Gegen funfzig Besitzungen mußten verlassen werden, und die Bewohner derselben waren an den Bettelstab gebracht. Alles Trinkwasser verdarb von dem Schwefeldunst, mit welchem während des Ausbruchs die Luft angefüllt war; dieser Dunst war so stark, daß die Menschen heftig davon angegriffen wurden; Geruch und Geschmack verschwanden, die Augen rötheten sich, die Augenlider schwollen auf und an dem Zahnfleische bildeten sich Beulen. Manches Stück Vieh ertrank in den Fluthen; der Steinhagel machte andere rasend, so daß sie wild umherliefen und zuletzt todt niederfielen; viele starben vor Hunger. Im Jahre 1783 spie ein anderer Berg Feuer aus, dessen Lava Feuersee'n bildete, die acht Meilen lang und sechs breit waren. Das ganze Land schien nur eine Masse

geschmolzenen Metalls; alle Spuren von ehemaliger Bewohnbarkeit, Anbau und Leben waren weit umher plötzlich verschwunden.

9. Die Marschen an der Nordseeküste.*

Die Nordsee ist an den deutschen Küsten bis weit vom Strande hinaus seicht. Eine lange Reihe von Sandbänken umgiebt die Küste in meilenweiter Entfernung. Bis zu ihnen hin wird bei der Ebbe der Boden ganz oder fast ganz trocken, so daß man von einer Insel zur andern waten kann. Daher heißt dies Land „das Watt“. Zur Fluthzeit steht dies Wasser einige Fuß hoch über dem Watt. Der erdige Niederschlag, den die Flüsse dem Meere zuführen, legt sich an die Küste des Festlandes oder an die Rückseite der Eilande an und bildet auf diese Weise den sogenannten Marschboden. So ist es von den schleswigschen Küsten an bis zu den westfriesischen. Auch die Küsten der Niederlande schützt ein Wall von Sanddünen, hinter denen sich Marschboden angesetzt hat. — Hat sich der Boden bis zur Höhe der gewöhnlichen Fluth erhoben, so bekleidet er sich mit verschiedenen Pflanzen. Bald kann er als Weide benutzt werden. Hohe Springfluthen jedoch überströmen ihn noch; darum wird er durch Deiche und Dämme geschützt. Unglaublich üppige Grasungen und, wenn diese mit dem Pfluge umgerissen werden, Aecker von beinahe unerschöpflicher Fruchtbarkeit belohnen die Mühe und die Kosten des Deichbaues. Nach anhaltendem Regenwetter wird der Marschboden zu einem klebrigen Schlamme, so daß zuweilen aller Verkehr in den Marschen aufhört.

Die Wohnungen der Leute sind weit und breit zerstreut. Sie liegen auf künstlich errichteten Hügeln von 10 bis 15 Fuß Höhe, welche „Wurten“ (anderwärts „Warfen“, auch „Warten“) genannt werden. Wie Burgen ragen die Hügelwohnungen aus dem Grasmeere hervor. — Auf diese Wurten wird Alles mit hinaufgezogen, was die Feuchtigkeit der Wiesengründe nicht verträgt, namentlich der Gemüsegarten. Kohl und Rüben werden überall an den Abhängen dieser Hügel gebaut. Im Sommer sind die Wurten alle von dem in der Blüthe stehenden Senfsamen gelb gefärbt. Auch steht hie und da ein Baum auf dem Gipfel des Hügels neben dem Hause. Sonst ist in der Marsch selbst nirgends ein Busch oder Baum zu erblicken.

Die Häuser sind hier in ganz anderer Art erbaut, als auf der Geest: sie sind nur einstöckig, lang, von Ziegeln, ohne vielen Holzaufwand; über den niedrigen Thüren ist immer ein kleiner, schmaler Bogen, der schneeweiß angekalkt ist. Neben den Thüren findet man

* Nach Kohl.

zwei eiserne Ringe eingeschlagen, um Reitpferde daran anzubinden; denn bei der Weglosigkeit der Marsch im Herbst und Winter reiten die Bewohner lieber zu einander, als daß sie gehen.

Einen eigenthümlichen Anblick in der Landschaft gewähren die Deiche, die sich in langen Linien durch die Wiesen strecken. Man unterscheidet sie in Binnen- und Seedeiche. Mit dem letzteren Namen wird der äußere Deich, der gegen die See schützt und unmittelbar an der Küste hinläuft, bezeichnet. Wenn das Land nach dem Meere zu anwächst, und wenn dann durch seine Eindeichung ein neuer Seedeich entsteht, so wird der alte dadurch ein Binnendeich; denn man läßt diese bestehen, weil ihre Wegschaffung sehr kostspielig sein würde, und weil sie auch beim etwaigen Durchbruche des Seedeiches noch schützen können. — Weil die Deiche meistens erhaben und daher trockener sind als die tiefliegenden Marschen, so legt man gern auf ihrem Rücken Wege an. Die Wagen, Fußgänger und Reiter auf denselben gewähren in der Ferne einen eigenthümlichen Anblick. Sie sehen gespenstisch aus, und man begreift, warum die Marschbewohner so oft Gespenster auf den Deichen wandeln sehen.

Als letzte Eigenthümlichkeit muß man noch die tiefen Gräben erwähnen, die durch alle Marschwiesen und Marschäcker gezogen sind, um sie trocken zu legen, und die Kanäle und Schleusen, welche die süßen Landgewässer ins Meer abführen. Im Sommer sind die Gräben zum Theil trocken; sie werden dann vom Vieh abgeweidet.

10. Die Halligen.*

An der Westküste des Herzogthums Schleswig finden sich, umfluthet von den Wogen der Nordsee, mehrere Inseln, die als Ueberreste einer zusammenhängenden Landstrecke, welche dem Meere zum Raube geworden ist, den Bewohner des Küstenlandes daran erinnern, sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Fluthen zu erwehren. Die größeren dieser Eilande sind theils durch Deiche, theils durch Dünen vor den Wogen geschützt, die täglich, mit Fluth und Ebbe kommend und gehend, immer neue Versuche zu machen scheinen, die letzten Brocken ihres großen Raubes in den gierigen Schlund des Meeres hinunterzuziehen. Bei der Ebbe geht die See so weit zurück, daß ein meilenweiter, weicher Schlickgrund bloßgelegt wird, der noch in kräuselnden Zügen das Bild der Wogen darstellt, die ihn vor wenigen Stunden überflutheten. Einzelne Rinnen und andere Senkungen werden auch dann nicht wasserleer, und besonders winden sich für jene Zeiten sichtbar rings

* Biernatzky.

um die Inseln die mit einander und mit dem zurückgewichenen Ocean zusammenhängenden, sogenannten Tiefen, gleichsam Schlangenarme, mit denen der eine Zeit lang an andern Gestaden kämpfende Riese die nie vergessene Beute umschlungen hält, daß sie nicht einen Augenblick der Hoffnung sich überlasse, von ihm aufgegeben zu sein. Diese Tiefen, welche dem einsamen Wanderer, der auf dem weichen, seinem Fußtritt für eine kurze Zeit überlassenen Meeresgrunde Krabben, Rochen oder einen von dem schnellen Abfluß der Wogen überraschten Seehund sucht, auch bei der hohlsten Ebbe unüberschreitbare Grenzen setzen, verhindern die Verbindung zwischen den Inseln zu Lande selbst dann, wenn sie am scheinbarsten ist. Nur einzelne kleinere Eilande erfreuen sich beim Rückgange des Meeres einer kurzen Gemeinschaft mit einander oder mit dem festen Lande auch ohne das umständliche Mittel der Schifffahrt; aber wehe dem Wanderer, der zu viel dem trügerischen Riesen vertraute! Dieser kehrt oft mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zurück, führt den Nebel mit sich als Bundesgenossen, und der Schlickläufer, so nennt man den, welcher die Ebbe zu größeren Wanderungen benutzt, siehet das heimische Gestade vor seinen Blicken verschwinden, er fühlt die Fluth um seine Füße spielen, Entsetzen sträubt sein Haar bei diesem Spiel, er eilt mit Todesangst vorwärts, die schon ganz erfüllten Rinnen versperren seinen Weg, er wendet sich seitwärts, um sie zu umgehen, er verliert dadurch seine Richtung, läuft hin und her, ist gefangen ohne Ausweg, und mit jedem Augenblick kriecht die Fluth höher an ihm hinan, sein Geschrei verhallt in der großen, weiten Wasserwüste und wird zuletzt von den ihn überraschenden Wogen ganz erstickt, die bald seine Leiche bedecken; denn ein tieffluthendes Meer ist da, wo noch vor Kurzem die Fußtapfen des Armen sichtbar waren.

Im Gegensatz der größeren, durch Deiche und Dünen gesicherten Inseln werden die kleineren Eilande Halligen genannt. Eine solche Hallig ist ein flaches Grasfeld, das kaum zwei bis drei Fuß höher liegt, als der Strand der gewöhnlichen Fluth des Meeres, und daher, weder durch Kunst, noch durch Natur beschützt, sehr oft und besonders in den Wintermonaten sogar wohl zweimal an einem Tage von der wogenden See überschwemmt wird. Die bedeutendsten dieser Halligen sind noch keine halbe Quadratmeile groß, die kleineren, oft nur von einer Familie bewohnten, kaum ein paar tausend Fuß lang und breit; die kleinsten und unbewohnten dienen nur dazu, ein Wenig kurzes und feines Heu zu gewinnen, das aber sehr oft, ehe es geborgen werden kann, von den Fluthen weggespült wird. Das geborgene Heu wird in Diemen zusammengehäuft, über die ein Flechtwerk von Stroh, an beiden Enden mit Steinen belastet, herabhängt, wodurch sie eine solche Festigkeit gewinnen, daß nur mit eisernen Spaten das zum jedes-

maligen Gebrauche Nöthige abgestochen werden kann, und diese Heuberge an der Seite des Hauses oft noch eine Zuflucht geben, wenn die Mauern von der Gewalt der Wellen niederbrechen. Auf künstlichen Erderhöhungen oder Werften stehen die einzelnen Wohnungen, die selten mehr Raum auf der sich schräg absenkenden Höhe lassen, als zu einem schmalen Gang um die Hütte erforderlich ist. Daher trifft man denn auch auf fast allen Halligen keinen Fleck Gartenland für ein Wenig Gemüse, keinen einzigen Strauch mit einer erquickenden Beere, keinen Baum zu einem Ruheplatz im Schatten. Für solche Genüsse müßte die Werfte größer sein, deren Aufführung und Unterhaltung aber schon, so klein sie ist, mehr Kosten erfordert, als das einfache Gebäude, das darauf steht. Auf der Ebene sproßt der Ueberschwemmung wegen kein fröhliches Gewächs, keine nährende Frucht. Sie ist eine Wüste, die freilich durch ihr fahles Grün, das noch dazu vielfach von schmutziggrau überschlickten Stellen unterbrochen wird, andeutet, wie das genügsame Schaf hier wohl seine spärliche Nahrung finden mag, die aber keineswegs jenen frischen, duftigen Graswuchs kennt, in welchem sich behaglich die fette Kuh hinstreckt, oder über welchem das wiehernde Roß muthwillig hin und her sprengt. Suchst du sprudelnde Quellen, die einen Labetrunk geben könnten, da wo die Sonnenstrahlen, ohne durch eine buschichte Blätterkrone gebrochen zu werden, auf das Grasfeld brennen? Wohl findest du vom Wellenschlag zerrissene Ufer, wohl tiefe Einbrüche des Meeres, die sich oft in langen Krümmungen weit ins Land hinein erstrecken, als wollten sie es in noch kleinere Stücke zertheilen, um leichter desselben Herr zu werden, wohl viele stehende Lachen, ein Nachlaß der letzten Ueberschwemmung, zur Erinnerung, daß das Land schon halb dem Ocean angehöre und ihm bald zufallen werde: aber Trinkwasser? Auf der Werfte wird ein Behältniß ausgegraben und ringsum mit Grassoden ausgesetzt, dahin mag sich Regenwasser von oben her sammeln oder von den Seiten durchsickern; es dient den Schafen zur Tränke und ihren Herren zur Bereitung ihres Thee's, obwohl es von dem mit Meersalztheilen durchdrungenen Boden den widerlichsten Geschmack angenommen hat, der es für den nicht daran Gewöhnten ungenießbar macht. Vielleicht bringt auch gar einmal ein Boot ein Tönnchen Wasser mit vom festen Lande, und in Zeiten der Dürre kann solche Zufuhr zur dringendsten Nothwendigkeit werden. Eine Freude hat doch wohl der Halligbewohner: das muntere Treiben eines täglichen und reichlichen Fischfanges? Nein, nicht einmal den schönen Anblick eines in hellen, grünlichen Wellen fluthenden Meeres hat er; ein widriges, trübes Gelb in Grau ist die gewöhnliche Farbe der Gewässer um ihn her, und vor dem Aufenthalt in einer Meeresstrecke, die bei der Ebbe stundenweit ihren Schlammboden aufdeckt,

hüten sich die Fische und überlassen gern dem Seehund und der häßlichen Roche allein das wenig einladende Gebiet. Und dies Meer, das die Halligen umgiebt und so oft überwogt, und das auf seinen verschiedenen Punkten nach den Namen der im Lauf der Jahrhunderte darin begrabenen Landstellen und ihrer Eigner bezeichnet wird, dies an Gaben so arme und an Raub so reiche Meer ist noch dazu fortwährend ein Räuber, der bald mit langsamer, bald mit wild stürmender Gewalt ein Stück Land nach dem andern von dem Eilande abbricht, so daß der Halligbewohner schon die Jahre zählen kann, wann den Hütten und den Heerden der letzte Raum genommen sein wird.

Doch glücklich die Hallig, wenn hiermit ihr Bild vollständig gezeichnet wäre! Aber es bleibt noch eine furchtbare Seite übrig. Zur Gewohnheit sind die Ueberschwemmungen geworden, die, alles flache Land überwogend, an die Werften hinaufsteigen und an die Mauern und Fenster der Hütten mit ihrem weißen Schaum anschlagen. Da blicken denn diese Wohnungen aus der weiten, umrollenden Wasserfülle nur noch als Strohdächer hervor, von denen man nicht glaubt, daß sie menschliche Wesen bergen, daß Greise, Männer, Frauen und Kinder unterdessen vielleicht ruhig um ihren Theetisch hersitzen und kaum einen flüchtigen Blick auf den umdrängenden Ocean werfen. Manch ein fremdes, aus seiner Bahn verschlagenes Schiff segelte schon in solchen Zeiten bei nächtlicher Weile über eine Hallig weg, und die erstaunten Seeleute glaubten sich von Zauberei umgeben, wenn sie auf einmal neben sich ein freundliches Kerzenlicht durch die hellen Fenster einer Stube schimmern sahen, die, halb von den Wellen bedeckt, keinen andern Grund, als diese Wellen zu haben schien. Aber es bricht der Sturm zugleich mit der Fluth auf das bange Eiland ein. Die Wasser steigen gegen zwanzig Fuß über ihren gewöhnlichen Stand hinauf. Die Wogen dehnen sich zu Berg und Thal, und das Meer sendet in immer neuen, langen Zügen seine volle, breite Gewalt gegen die einzelnen Werften, um sie aus seiner Bahn wegzuschieben. Der Erdhügel, der nur eine Zeit lang zitternd widerstand, giebt nach; bei den unausgesetzten Angriffen bricht ein Stück nach dem andern ab und schießt hinunter. Die Pfosten des Hauses, welche die Vorsicht eben so tief in die Werfte hineinsenkte, als sie darüber hervorstehen, werden dadurch entblößt; das Meer faßt sie, rüttelt sie. Der erschreckte Bewohner des Hauses rettet erst seine besten Schafe hinauf auf den Boden, dann flieht er selbst nach; und hohe Zeit war es! Denn schon stürzen die Mauern, und nur noch einzelne Ständer halten den schwankenden Dachboden, die letzte Zuflucht. Mit furchtbarem Siegesübermuth schalten nun die Wogen in dem untern Theil des Hauses; sie werfen Schränke, Kisten, Betten, Wiegen mit wildem Spiel durch einander, schlagen sich

immer freieren Durchgang, um Alles hinauszureißen auf den weiten Tummelplatz ihrer unbändigen Kraft, und der Stützpunkte des Daches werden immer weniger, des Daches, dessen Niedersturz rettungslos einer noch vor wenigen Stunden in häuslicher Gesellschaft mit einander wirkenden, oder im sanften Arm des Schlummers neben einander ruhenden Familie ein schäumendes Grab bereitet. Aengstlich lauscht das Ohr, ob nicht das Brausen des Sturmes abnehme; ängstlich pocht das Herz bei jeder Erschütterung; immer enger drängen sich die Unglücklichen zusammen. In der Finsterniß sieht Keiner das entsetzliche Antlitz des Andern; im Donnergeroll der tobenden Wogen verhallt das bange Gestöhn; aber Jeder kann an seiner eigenen Qual die marternde Angst seiner Lieben ermessen. Der Mann preßt das Weib, die Mutter ihre Kinder mit verzweiflungsvoller Todesgewißheit an sich; die Bretter unter ihren Füßen werden von der drängenden Fluth gehoben; aus allen Fugen quellen die Wasser auf; das Dach wird durchlöchert vom Wogensturz; ein irrer Mondstrahl dringt durch die zerrissenen Wolken, fällt hinein auf die Jammerscene, die, von seinem bleichen, zuckenden Lichte beleuchtet, in all' ihrer Furchtbarkeit erscheint und die angstverzerrten Gesichter einander spiegelt. Da kracht ein Balken. Ein furchtbarer Schreckruf! Noch eine martervolle Minute! Noch eine! Der Dachboden senkt sich nach einer Seite, ein neuer Fluthenberg schäumt herauf und — im Sturmgeheul verhallt der letzte Todesschrei. Die triumphirenden Wogen schleudern sich einander Trümmer und Leichen zu. — Dennoch liebt der Halligbewohner seine Heimath, liebt sie über Alles, und der aus der Sturmfluth Gerettete baut sich nirgends sonst wieder an, als auf dem Fleck, wo er Alles verlor, und wo er in Kurzem wieder Alles und sein Leben mit verlieren kann.

III. Vaterländische Bilder.

1. Deutschland, ein geographisch vortheilhaft ausgestattetes Land.*

Aus der Darstellung eines Landes in Bezug auf seine geographische Lage, auf die Ausdehnung im Raume und in Bezug der Unebenheiten ist die Beschaffenheit desselben größtentheils abzunehmen. Die geographische Lage bestimmt das Verhältniß des Landes zum Ganzen der Erdkugel; von diesem Verhältniß sind schon im Allgemeinen die Jahreszeiten, das Klima, die Temperatur, der Pflanzenwuchs und selbst die Thierwelt abhängig. Aus der

* Beitzke.

räumlichen Ausdehnung ergiebt sich seine wagerechte Gestalt, seine Berührung mit dem Meere und seine Stellung zu den Nachbarländern. Die Unebenheiten zeigen die Beschaffenheit der Oberfläche. Nach ihnen regelt sich der Stromlauf und sie geben dem Lande seine eigenthümliche Physiognomie. Alle drei Gegenstände durchdringen und bedingen sich wechselsweise, und sie sind, zusammengenommen, der Urgrund alles Bestehenden. Jedes Land hat hiernach seine eigenen klimatischen Erscheinungen, seine eigene Gestaltung, eigenthümlichen Pflanzenwuchs, seine ihm angehörenden Thiere u. s. w.

Aber auch der Mensch wird, wie Pflanzen und Thiere, das Gepräge seines heimathlichen Bodens tragen. Gestalt, Körper- und Gesichtsbildung, Charakter ꝛc. werden im Allgemeinen von seinem Wohnplatz abhängig sein. Die größere oder geringere Gluth der Sonne, die Erhebung des Bodens, die Nähe oder Ferne des Meeres, die Nahrungsmittel, welche aus dem Boden sprießen, die Beschäftigung, auf die die Eigenthümlichkeit desselben hinführt, wirken wesentlich ein. Der Charakter eines Menschen ist anders eingerichtet, wo heiß die Sonne scheint, selbst schon wo Wein sein gewöhnliches Getränk ist, als der eines Menschen in einem gemäßigten und kalten Himmelsstrich. Bewohner von Alpenländern haben den kühnen, aber starren Charakter ihrer Berge. Anwohner des Meeres, langsam und besonnen, haben mit jenen die Kühnheit gemein, aber sie sind unternehmender und erfindungsreicher. Schlafferen Charakters sind im Allgemeinen die Bewohner eines warmen, fruchtbaren Tieflandes; ohne Erhebung der Phantasie die einer kühlen, weiten Tiefebene. Der Bewohner heißer Länder ist zwar großer Regungen fähig, aber ihm fehlt die Ausdauer, die nachhaltige aussinnende Kraft; die Gluth des Elements drückt ihn nieder. Aus umgekehrtem Grunde fehlt dem Hochnordländer die Spannung und Erhebung. Der rauhe Himmel, der karge Boden nehmen seine Thätigkeit schon allein für den Lebensunterhalt in Anspruch.

Aber nicht allein in den verschiedenen Zonen, sondern schon in Europa allein ist bei den einzelnen Völkern der Unterschied der Körperbildung, des Charakters und der Geistesrichtung sehr bemerkbar. Selbst auf einem kleineren Raum, bei einem Volk, welches dieselbe Sprache spricht, ringt sich — je nach der Eigenthümlichkeit des Oertlichen — eine Abstufung hervor, und je verschiedener ein Land gestaltet ist, um desto merklicher wird sich diese herausstellen.

Der Mensch, ein Kind seines heimathlichen Bodens, konnte sich nur, gemäß der Eigenthümlichkeit desselben, darauf einrichten. Er fand diese oder jene Pflanzen zu seiner Nahrung vor, er baute sie fleißig an; er traf diese oder jene Thiere an, er bezwang die schädlichen und machte sich die nützlichen dienstbar; diese oder jene

Oertlichkeit reizte ihn zu einer bestimmten Unternehmung. Die Alpenländer luden zum Hirtenleben ein, ihre Thäler zum Gewerbe. Die wohnlichen breiten Thäler der niederen Hochländer, vorzugsweise aber die Ebenen, lockten zum Ackerbau. Die Meeranwohner trieb die Befreundung mit dem gefahrvollen Element den Ueberfluß einheimischer Erzeugnisse in fernen Ländern gegen andere umzusetzen. Vermehrung der Bewohner, engeres Zusammenleben, fortgesetzter Anbau erzeugten tausend Bedürfnisse, es entstanden Gewerbe, Kunstfleiß, ein immerwährender Austausch und es wurden die Gaben der Natur ausgebeutet, die günstigen Oertlichkeiten benutzt. Längst schon bedurfte die Gesellschaft einer gemeinsamen Lenkung, bedurfte Gesetze und Einrichtungen. Die Lenkung fand sich durch friedliche Uebereinkunft, häufiger durch Zwang der Mächtigen. Dieser Zwang, oft heilsam für das Ganze, ist zuweilen auch hemmend und störend für die Entwickelung gewesen. Völker Einer Zunge fanden sich wohl nach und nach zu Einem Reiche zusammen, zuweilen hat dies auch nicht gelingen wollen.

Bei den gemachten Aufstellungen ist angenommen, daß keine Störung von Außen her auf die Entwickelung eines Landes eingewirkt hat. Es können aber auch Nachbarvölker erobernd in dasselbe eindringen, sich bleibend darin festsetzen und die Art und den Charakter des einheimischen Volks, so wie seine Einrichtungen nicht unwesentlich modificiren. Eben so kann die Thier- und Pflanzenwelt durch Verpflanzung aus anderen Ländern in etwas verändert werden.

Soll ein Land geographisch möglichst vortheilhaft ausgestattet sein, so werden folgende Erfordernisse vorhanden sein müssen:

Das Land muß in der mittleren gemäßigten Zone gelegen sein.

Es muß einen gewissen Raum einnehmen, um eine Summe Bewohner aufnehmen zu können, die einem Feinde gewachsen sind.

Es muß ein beträchtlicher Theil am Meere gelegen sein, wohin große Ströme ausmünden, damit Unternehmungen zur See den Austausch des Ueberflusses erleichtern und regere Pulsirung durch das Land strömen kann. Die Küste muß nicht zu seicht und wieder nicht zu felsig sein, um die Anlage von guten Häfen zu gestatten.

Was die Unebenheiten betrifft, so würde ein Hochgebirge dem Lande zur Zierde gereichen und die Bewässerung vermehren; aber ein schon ausgedehntes Hochland darf nicht fehlen, damit es von vielen kleinen und verschiedenen großen und schiffbaren Strömen durchfurcht zugänglich wird und nicht zu einförmig erscheint. Dann werden von selbst Fruchtbarkeit und nützliche Erzeugnisse nicht ausbleiben. Hochland und Tiefland aber müssen harmonisch vertheilt sein. Zuviel Hochland schadet der Fruchtbarkeit des Landes und der Schiffbarkeit der Ströme; zuviel Tiefland erzeugt zuviel Sümpfe

und stehende Gewässer. Auch muß das Hochland so liegen, daß die Ströme noch eine weite Reise ins Meer haben, um das Land weit hinauf durch Schifffahrt mit dem Meer in Verbindung bringen zu können.

Endlich müssen die Gränzen gegen die Nachbarländer durch Hochland und durch das Meer geschützt sein, um gegen feindliche Annäherung natürliche Hindernisse zu haben.

Wenn alle diese Eigenschaften bei einem Lande zusammenkämen, so würde dies die Summe vortheilhafter geographischer Verhältnisse sein. Dies Land wäre gesegnet und das Volk — eins mit jenem — beneidenswerth. Aber diese Verhältnisse finden sich fast niemals ganz, und annähernd nur in Europa beisammen.

Bei der geographischen Ausstattung muß indeß auch den historischen Verhältnissen ein bedeutender Antheil, wiewohl im Ganzen ein geringerer, eingeräumt werden, wodurch die natürliche Entwickelung eines Landes gehemmt oder erhöht worden ist. Ein unternehmendes Volk stürzte sich auf ein anderes, behielt die Eroberung, verschmolz sich mit den Urbewohnern und drückte denselben einen veränderten neuen Charakter auf, wobei Gewinn oder Verlust sein konnte. So wurde Spanien romanisirt, später durch die Westgothen germanisirt, von den Arabern dem Typus von Afrika nahe gebracht, endlich dem germanischen Prinzip durch die Gothen wieder zurückgegeben. Zuletzt macht sich doch die Gewalt des Bodens wieder geltend. So ähnlich mit England: in das Blut der Ureinwohner mischt sich das römische, in dieses das angelsächsische und in diese Verbindung das normännisch-französische. Wenn nun auch von Allem sichtbare Spuren zurückbleiben, so macht sich doch das Land selbst immer wieder geltend u. s. w. — Zuweilen haben sich durch die Gewalt der historischen Zustände Reiche gebildet, wo sie vom geographischen Standpunkt aus am wenigsten zu vermuthen waren. Anderentheils ist auch durch entschieden ungünstige historische Einwirkung getrennt worden, was sich schon zu einem mächtigen Reiche zusammengefunden hatte und wo die geographischen Verhältnisse nur günstig waren.

Deutschland, unser Vaterland, worunter hier nicht der Theil verstanden wird, der jetzt nur zum Deutschen Bunde gehört, sondern wie dieses Land im Mittelalter war, so daß die Schweiz, diesseits der Alpen, Elsaß, Lothringen, Belgien und die Niederlande mit dazu gedacht werden, hat viel von den Erfordernissen, welche zu einem günstig ausgestatteten Lande gefordert worden sind. Die geographische Lage ist vortheilhaft, denn der südlichste Theil kommt dem 45. Breitengrade nah und hat den Anfang der Südfrüchte und Wein. Der mittlere Theil hat Wein und Getreide. Der äußerste nördliche, welcher dem 55. Breitengrade nahe kommt, hat noch alle Arten mitteleuropäischen Getreides und Obst. — Die

Ausdehnung ist imposant, denn die Länge von West nach Ost beträgt 170, die Breite von Süd nach Nord 135 deutsche Meilen und Flächeninhalt 14,000 Geviertmeilen. Außer Rußland hat es also die größte Ausdehnung von allen Ländern Europa's. Es nimmt die Mitte des Welttheils ein und ist von allen Seiten, wenn auch zum Theil durch Meere getrennt, von anderen Ländern und Reichen umgeben. Gegen Norden stößt es an zwei Meere, wovon eins ein Theil des Oceans, das andere freilich nur ein Binnenmeer ist. Gegen Süden hat es Antheil an dem großen mittelländischen Meere, wodurch ihm Süd-Europa, die Küsten von Asien und Afrika, selbst das Weltmeer eröffnet sind. — An Unebenheiten ist Deutschland sehr reich ausgestattet, und es besitzt die höchsten des Welttheils. Gegen Süden baut sich das mächtige Alpengebirge auf, zum großen Theil mit Lasten nie aufthauenden schimmernden Eises bedeckt. Dieses Hochgebirge nimmt etwas mehr als ein Fünftheil der ganzen Oberfläche ein. An dieses legt sich nördlich ein Hochland niederer Art, beinahe zwei andere Fünftheile des ganzen bedeckend, ein Gemisch von nicht zu rauhen waldbewachsenen Gebirgszügen, die sich nach allen Richtungen erstrecken, von größeren und kleineren Bergebenen, zum Theil rauhen, zum größeren Theil sanftgewölbten und breiten Thälern, des reichsten Anbaus fähig. Gegen Norden bis zum Meere folgt dann das Tiefland, die letzten zwei Fünftheile einnehmend. Eine sehr reiche Bewässerung durchfurcht das Ganze und mächtige Ströme durchfluthen das Land. Sie haben einen großen Theil ihres Laufs durch Hochland zurückzulegen, treffen Hindernisse, überwinden diese und bilden Durchbrüche durch Felsland, welche die erhabensten des Welttheils sind. Es münden aber in Deutschland selbst vier größere Ströme in heimische Meere, wovon glücklicherweise nur einer einem Binnenmeer angehört; der fünfte große Strom mündet freilich in ein weitentferntes Meer und geht durch zwei fremde Länder. Diese Ströme mit ihren Nebenflüssen eröffnen dem Verkehr weit ins Land gehende Wasserbahnen und setzen zugleich das tiefe Innere mit dem Meere in Verbindung.

Hiernach hat Deutschland einen außerordentlichen Reichthum an Formen und übertrifft an Erhabenheit, Schönheit und Mannichfaltigkeit derselben die meisten übrigen Länder Europa's. Rußland kann in dieser Hinsicht gar nicht in Betracht kommen. Skandinavien, großartig, aber starr und kalt, tritt weit zurück, noch weiter Dänemark. Frankreich ist gegen Deutschland im Ganzen nur einförmig, wenn es auch gegen dieses wieder andere wesentliche Vortheile darbietet. Auch Ungarn, welches der Berührung mit dem Meere entbehrt, bleibt merklich hinter ihm. Die pyrenäische Halbinsel, ganz aus Hochland bestehend, bei fast gänzlichem Mangel an Tiefland, im Innern waldlos, sonnenverbrannt,

wasserarm und daher ohne bequem ausgebildeten Stromlauf, reicht, bei allem Schmelz einiger Gegenden, im Ganzen nicht an Deutschland. Die italische und griechische Halbinsel haben beide zwar einen großen Reichthum an Formen, aber die erstere hat keine günstige Figur zur Bildung eines starken Reiches, die andere hat zu viel Hochland und außer der Donau keine schiffbaren Ströme. Die britischen Inseln vereinigen allerdings sehr viel Vortheile, wenn auch die Erhabenheit der Unebenen die von Deutschland nicht erreicht. — Nur in Rücksicht der natürlichen Gränzen steht Deutschland verschiedenen Ländern Europa's nach; sie finden nur nach drei Seiten statt, gegen Süden, Norden und Westen. Diese sind vortheilhafter bei der pyrenäischen und skandinavischen Halbinsel, bei Frankreich, England, selbst noch bei der italischen und griechischen Halbinsel.

Die geographischen Nachtheile von Deutschland sind etwa folgende: Der Antheil am Meere ist zwar sehr beträchtlich, nicht viel geringer als der von Frankreich, aber er ist durch die Ungunst der Oertlichkeit verkümmert. Die Ostsee ist nur ein seichtes, gefahrvolles Binnenmeer und hat keinen natürlichen guten Hafen für größere Schiffe. Die Nordsee verstattet zwar eine unmittelbare Verbindung mit dem Ocean, aber sie hat ebenfalls niedere sandige Dünenküsten mit gefahrvoller Annäherung und wenig gute Häfen für Kriegsschiffe. Der Antheil am adriatischen Meere ist wieder nicht groß genug. Hiernach ist Deutschland allerdings im Stande, wie die günstig ausgestatteten Länder Europa's, Theil am Welthandel zu nehmen und sein Antheil am Meere ist ganz unschätzbar; aber es hat größere Schwierigkeiten seine Häfen durch Kunst zu verbessern und die Masse des Landes ist gegen die Ausdehnung der Küsten so groß, daß das Land, mehr als andere, verhältnißmäßig mehr auf Ackerbau und Industrie als auf Unternehmungen zur See angewiesen scheint. — Ferner ist des ununterbrochenen Hochlandes fast zu viel, indem drei Fünftheile davon angefüllt sind. Dadurch wird zwar der Reichthum der Formen sehr erhöht, aber es wird zu viel Bergland dem Anbau entzogen und es werden der Anlage von Straßen, Eisenbahnen und Wasserverbindungen zu viel Hindernisse in den Weg gelegt. — Weiter liegt der nordwestliche Theil des großen Tieflandes zu niedrig, es stauen sich die Gewässer zu ausgedehnten Sümpfen und Mooren auf. In den Niederlanden sind diese wegen des Vortheils der großen Strommündungen durch den Fleiß der Einwohner bezwungen; in den Landstrichen östlich des Zuydersee's über die Ems bis gegen die Weser hin, wo sich kein so günstiges Verhältniß zur Belohnung des Fleißes zeigte, befinden sie sich noch sehr zahlreich und ausgedehnt. — Endlich sind die Küstengegenden der Nord- und Ostsee allerdings kühl, feucht und veränderlich. —

Bei diesen Mängeln, denen man noch verschiedene örtliche hinzufügen könnte, bleibt des Höchstwerthvollen und Herrlichen noch Vieles und das große reich ausgestattete Land ist von der Natur bestimmt, der Wohnplatz eines zahlreichen, hochbegabten, reichen, mächtigen Volkes zu sein.

Die Deutschen, als Urbewohner von Nord- und Mittel-Europa, haben sich auf deutschem Boden größtentheils rein und unvermischt erhalten. Nur im Osten haben sie sich mit den Slaven vermischt, wobei sie vielleicht nicht gewonnen haben. Sie zeichnen sich durch einen hohen, kräftigen Wuchs aus und übertreffen hierin die südeuropäischen Völker. Eine ursprünglich derbe und gewaltige Organisation, ein nicht zu kühles Klima, reiche kräftige Nahrung ließ sie sonst den hohen Eichen ihres Landes gleichen. Die milde, reine Sonne ihres Himmelsstrichs bräunt ihre Gesichter nicht, sondern überzieht sie mit der schönen Mischung von Weiß und Roth. Die Farbe des Himmels strahlt von ihrem Auge und das blonde Haar ist diesem Mittelnorden noch immer eigenthümlich. Zur größeren Hälfte Hochländer oder wenigstens doch Bergbewohner, zu einem großen Theil Meeresanwohner ist Tapferkeit ihr Erbtheil. Nicht heftig und glühend sind sie, vielmehr gleichmäßig und harmonisch, weder durch Schlaffheit noch durch Maaßlosigkeit verunziert. Gilt es etwas Großes, so wirft sich der Deutsche auch mit Begeisterung dem Ziel entgegen. Sein Sinnen und Ueberlegen dauert länger als bei südlichen Völkern und ist zugleich ein Erbtheil aus der Urzeit des wälderdunklen Germaniens; aber bei der Ausführung hat er auch eine größere Ausdauer als jene. Denk- und Erfindungskraft, Beharrlichkeit und nie ermüdender Fleiß zeichnen ihn aus. So wie Europa fast ganz der gemäßigten Zone zugewiesen, so ist wieder Deutschland, im Herzen und in der Mitte Europa's gelegen, für diesen Welttheil der Repräsentant des Gemäßigten, der Vermittler der Extreme, das Mittelglied zwischen Süd und Nord, West und Ost, nicht zu tief in den Süden, nicht zu hoch in den Norden gerückt. Auch in politischer Hinsicht bildet Deutschland das Mittelglied Europa's, denn von allen Seiten ist es von anderen Ländern und Völkern umlagert. Von diesen Ländern umringt, mußte Deutschland in vielfache Berührung mit ihnen kommen und auch ohne alle feindliche Verhältnisse würde es sich nicht ihres Einflusses haben erwehren können, denn es blieb immer das Durchgangsland zwischen West und Ost, Süd und Nord. Blieb das große Land beisammen, so daß daraus ein großer Staat im neueren Sinne entstand, was vollkommen naturgemäß gewesen wäre, so würde das deutsche Reich in politischer Hinsicht der natürliche Vermittler, aber auch zugleich der Schiedsrichter aller Spaltungen, Ansprüche und Streitigkeiten gewesen; Deutschland würde der Schwerpunkt der europäischen politischen Verhältnisse geworden sein.

2. Deutschlands Eigenthümlichkeit.*

> Ans Vaterland, ans theure, schließ' dich an!
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
> Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!
> Dort in der fremden Welt stehst du allein,
> Ein schwankend Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
> Schiller.

An die Eingangsschwelle unseres Vaterhauses, das mit seiner breiten Vorderseite nach Norden schauet, schlagen die salzigen Wellen zweier Meere, der Ost- und Nordsee. Sie sind die weitgeöffneten Thore zu einem geräumigen Vorsaale, der großen norddeutschen Ebene, und werden durch die flache Halbinsel Jütland, welche ein Ausläufer dieser Ebene ist, von einander getrennt. An der nördlichen Spitze jener Halbinsel ist die schmale Eingangspforte aus den Nordseefluthen des atlantischen Meeres in die gefahrvolle Ostsee. In einer Länge von 180 Meilen streckt sich diese von Süden nach Norden in Gegenden hinein, wo der Roggen und Hafer nicht mehr gedeihet, der Obstbaum verschwindet und die Birke verkrüppelt; aber hinter sich hat sie die reichen Obst- und Kornkammern unseres Vaterlandes, und lockend sind ihre Buchten an der ganzen Küste ausgebreitet, um alle Schätze in Empfang zu nehmen. Schwer beladen haben deutsche Schiffe von hier aus nicht nur die Waaren des Handels; sondern auch das Licht und die Gesittung des Geistes in die umliegenden Länder verbreitet, den Acker- und Bergbau eingeführt und den Samen zu blühenden Städten ausgestreut. Stolz flaggeten ihre Farben an den Wellen der Ostsee, so lange Amerika noch nicht entdeckt und der Seeweg nach Ostindien noch nicht aufgefunden war. Welch ein Leben dieses Meer, das damals nächst dem mittelländischen das einzig befahrene war, zu wecken vermochte, davon zeugt für alle Zeiten die Hansa, dieser Handelsbund von 85 deutschen Städten, die theils am Meere, theils landeinwärts lagen, durch die Fluthen der Ostsee an einander gekettet wurden und durch diese zu Macht und Ansehn gelangten. Drittehalbtausend Schiffe mit 12,000 Seesoldaten hielt dieser Bund im See. Lübeck, das Haupt desselben, bauete die ersten Schiffe, welche Kanonen aufnehmen konnten, und England lernte an diesen den Kriegsschiffbau. Fürsten und Könige bewarben sich um die Gunst dieses Bundes, die Seeräuber und Raubritter fürchteten ihn.

Die westliche Eingangspforte zu unserm Vaterlande führte ehemals den Namen: deutsches Meer. Das Gestade desselben ist der Ursitz des germanischen Stammes, und bis 1648 hatte das heilige deutsche Reich hier seine wichtigste Meeresprovinz, die Niederlande. Auch diese mit ihrem Rheindelta und der Schelde, dem

* Gude.

Dollart und der Maas waren in dem Hansabunde schnell zu einer großen Blüthe gelangt. Brügge ward so bedeutend durch denselben, daß alle Handelsvölker Gesandte dort hielten. Antwerpen mußte seine Mauern hinausrücken, um die Menge der aus aller Welt zuströmenden Menschen aufnehmen zu können, die an Markttagen nicht selten auf 800 Schiffen in seinen Hafen einliefen. Amsterdam vermochte ein Stadthaus zu bauen, das 12 Millionen Thaler kostete. Als das deutsche Reich durch innere Kämpfe hart darniederlag, trennte sich diese Meeresprovinz vom Mutterlande, und nachdem die Tochter selbstständig geworden, hat sie nicht abgelassen, dem Handel Deutschlands durch die Rheinsperre die drückendsten Fesseln aufzulegen, hat sie vergessen, daß sie ihre Entstehung recht eigentlich deutscher Erde verdankt, die von Alters her der Rhein hier absetzte, welcher noch jetzt so große Erdmassen in seinen Wellen fortträgt, daß man jährlich 600 Millionen Ziegelsteine daraus gewinnen könnte.

Wie die Nord- und Ostsee in vieler Beziehung sehr verschiedenartige Meere sind, so unterscheiden sich auch die ihnen anliegenden Ebenen von einander. Der breite, aber niedrige Küstensaum der Nordsee ist mit einer langen Kette kleiner Flachinseln in meilenweiter Entfernung umgürtet, durch deren Schutz die Küste mit gesegneten Marschländern eingefaßt wurde, strotzend von üppigen Wiesen und unerschöpflichen Aeckern. Der südliche Theil der Ebene dagegen ist ein welliges Hügelland mit Waldungen und Steinkohlen, mit Bergwerken und Hochöfen. In der Mitte wechselt fruchtbarer Boden mit Sandebenen und Torfmooren, mit Haidestrecken und umwaldeten See'n. Während zahlreiche Bienenschwärme die Haide suchend durchsummen, hämmern und feilen rüstige Arme in dem welligen Hügellande, weben und spinnen die Maschinen in den volkreichen Fabrikstädten, hüten in den Niederungen die Hirten, steuern in den Kanälen und Flüssen die Schiffer, besteigen in den Häfen die beharrlichen Kaufleute die schnaubenden Seerosse.

Das flache Ufer der Ostsee ist nirgends so niedrig, daß es, wie bei der Nordsee, durch Deiche vor dem Andrange des Meeres hätte gewahrt werden müssen. An seinen niedrigsten Stellen haben Wind und Wellen Dünen zum Schutz aufgebaut, ja selbst vor die Mündung mancher Flüsse solche meilenlange Sandbänke geschoben und dadurch der Ostsee-Ebene die ihr eigenthümliche Haffbildung verliehen. Eine andere Eigenthümlichkeit dieses Tieflandes sind zwei breite, platte Landrücken, welche sich in einer Höhe von 4—6000 Fuß durch dieselben ziehen. Der nördliche hält sich in der Nähe der Küste und unterscheidet sich von dem südlichen durch zahlreiche See'n und räthselhafte Granitblöcke, welche seinen platten Scheitel krönen. Eine große Menge Küstenflüsse haben ihre Quellen auf der mit Laub- und Nadelholz bewaldeten, mit Fischer-

dörfern und Ackerstädten belebten Seeplatte und enden ihren kurzen Lauf, gleich den großen Strömen, in tiefe, landseeähnliche, durch Insel und Riegel gegen das offene Meer geschützte Flußerweiterungen, wodurch die Küste mit einem Reichthum von Häfen ausgestattet ist, denen die Städtekette von Kiel bis Memel Entstehung und Blüthe verdankt. Die niedrigsten Stellen des Tieflandes liegen zwischen den beiden Landrücken und waren einst Sumpfland. Hier hat Schweiß und Ausdauer Großes geleistet. Da, wo sonst unwirthbares Buschwerk nutzlose Brüche deckte, wo das Vieh versank und der Sumpfvogel kreischte, die Flüsse austraten und die Wälder moderten, da sind jetzt üppige Wiesen und bevölkerte Dörfer, schiffbare Kanäle und schützende Dämme entstanden, und von den 2037 See'n, welche alte Schriftsteller aufzählen, sind nicht viel mehr übrig. Unermeßliche Verdienste hat sich der große Kurfürst, wie auch Friedrich der Große, um die Sumpfländer erworben. Kein Jüngling durfte sonst eher getraut werden, bis er nachgewiesen hatte, daß er mindestens sechs Obstbäume gepflanzt habe; keine Landstraße entstand, zu deren Schmuck nicht jeder Bauer 50, und jeder Halbbauer 25 Fruchtbäume geliefert hätte. Während man in den Schulen Unterricht in der Baum- und Bienenzucht ertheilte, waren in den Brüchen Tausende von Menschen mit Wagen und Pferden beschäftigt. Die ersten Einwanderer aus Deutschland waren 28 Ritter und 100 Reisige. Sie kamen aber nicht mit Pflugschaar und Erntesichel, sondern geharnischt mit Lanze und Schwert, um Deutschlands Grenze nach Osten zu erweitern und die Wenden, die Bewohner dieser Gegend, zum Christenthum zu bekehren. Neue Heerhaufen folgten dann mit Weib und Kind nach. Aus Frankreich fanden später die vertriebenen Hugenotten, aus Oestreich die Salzburger ein Unterkommen, erhielten Ländereien, oft mit Haus und Scheune, Vieh und Wirthschaftsgeräth. Ein wundersames Völkergemisch, das in allerlei Zungen redete, fand man daher sonst gegen Sonnenaufgang in unserm Vaterhause einquartiert, und noch jetzt muß in manchen Kirchen in zwei Sprachen gepredigt werden.

Das Getäfel der norddeutschen Ebene, die nach Osten immer breiter wird, steigt nach Süden allmälig zu dem zweiten Quartier unseres Vaterhauses und wird von diesem durch zahlreiche Gebirgsmauern getrennt. Mit den Karpathen beginnend, gehen dieselben in schräger Richtung bis zum Harz und von da in entgegengesetzter Richtung nach den Ardennen, von Zeit zu Zeit durch busenartige Einbiegungen der Ebene unterbrochen, welche vor den Sudeten und am Harz zu einer Höhe von 600 Fuß sich erhebt. Hinter diesen Mauern liegen die mannichfaltigsten Gemächer des mittleren Deutschlands, bewohnt von einer Menge kleiner Völkerschaften, gesondert durch Gebirge, die nach allen Richtungen verlaufen.

Den Zug von Süden nach Norden eröffnet der Schwarzwald mit seinen runden, in dunkelgrünes Nadelholz gekleideten Kuppen, mit seinen tiefen und engen Thälern, die mit beschwerlichen Wegen rasch zum Rhein hinabfallen und sich dort in Traubenhügel und Weizenfelder, in Kastanienwälder und Mandelbäume verlieren. Mit ihm und seinen Fortsetzungen gehen Parallelzüge jenseit des Rheins. Weiter nach Norden hinauf beginnt die Richtung von NW. nach SO. der viel bereiste Harz, dessen höchste Spitze die Sage einst nur von Hexen aufsuchen ließ. Ihm schließt sich eine lange Reihe von Gebirgen in derselben Richtung bis zu den Sudeten an, wo Rübezahl sein Wesen trieb. Ein dritter Zug geht von SW. nach NO. und wird durch die öden Ardennen, durch die lavareiche Eifel, durch das Siebengebirge und rheinische Schiefergebirge dargestellt, mit denen im Innern Deutschlands das Erzgebirge und das mährische Gebirge parallel streichen. Den vierten Hauptzug von Westen nach Osten vertritt der mit den Alpen fast gleichlaufende Jura. Durch ihn werden zwei große Hochländer, die unser Vaterland auch aufzuweisen hat, von einander getrennt. Das eine liegt unmittelbar am Fuße der Alpen, das andere südlich am Fichtelgebirge und Frankenwalde. Beide erheben sich gegen 2000 Fuß hoch. Selbst an einem Kessellande fehlt es nicht. Es ist das von vier fast gleich langen Bergreihen eingeschlossene und nach Norden geneigte Böhmen, die Riesenburg Deutschlands. So mannichfaltig und zahlreich die Gebirge im mittleren Deutschland aber auch sind, so mauern sie doch die einzelnen Landschaften nicht so von einander ab, daß die Bewohner nicht fortwährend mit einander in Berührung kommen könnten, und die Kunst hat der Natur fleißig nachgeholfen, so daß über den Rücken der Gebirge die Produkte des Bodens, wie die Produkte des Geistes herüber und hinüber wandern, auf daß wir uns auch hier noch trotz aller Trennung als Familienglieder eines Hauses fühlen lernen. Selbst das Hochgebirge Deutschlands, welches die südlichste Rückwand unseres Wohnhauses bildet, die Alpenkette nämlich, gehört zu den zugänglichsten der Welt. Zwar zeigen sich die runden und leicht zu ersteigenden Koppen und Köpfe des Mittelgebirges nur noch in den Vorbergen, denn in Hörnern und Nadeln, in Zähnen und Graten steigt zuletzt der Kamm empor, so hoch, daß er in den Himmel hineingewachsen scheint, gehüllt in unwandelbare Schneemäntel, welche die Wolken wie nebelige Geisterschaaren umfliegen; aber dennoch schlängeln fahrbare Alpenstraßen durch die Felsenpässe, zwar vorsichtig, aber bequem, und durch Schluchten schleichen und schlüpfen viele Gems- und Fußwege über Teufelsbrücken und Hexenstege. Das Alpengebirge, an dessen Südseite das schmale Ausgangsthor unseres Vaterhauses liegt, bietet den dritten charakteristischen Ausbau desselben. Hier entfaltet die Natur noch ein-

mal die ganze Fülle ihrer zauberischen Reize, wie ihrer schaurigen Schrecknisse. Während die sanften Ausläufer dieses Gebirges die entzückendsten Landschaften mit wonnigen Thälern und reizenden See'n einschließen, hängen hoch über diesen die wilden Zacken des todten Gesteins, zerrissen von düstern Felswänden, ausgehöhlt von öden Kesseln, die nicht selten das Leichengewand der Gletscher deckt. Während unten in den gelinden und ruhigen Luftschichten der Thäler die abprallenden Sonnenstrahlen Feigen reifen und Trauben kochen, verschwindet auf den rauhen Spitzen aller Baumwuchs, und der starre Boden ist nur noch mit Moos und Flechten überzogen, so daß die Natur an den Gehängen der Alpen noch einmal den ganzen Pflanzenwuchs Deutschlands, von der süßen Kastanie bis zum Wachholder und Haidekraut, das an der Ostseeküste den beweglichen Dünensand mit seinem Wurzelgeflecht festhält, hinmalt, ja bis über die Ostsee hinaus selbst die Moos- und Flechtenländer der kalten Zone zeigt. Dieselbe Mannichfaltigkeit wie die Pflanzenwelt bietet auch das Thierreich in dieser Gegend, wo kein Berg, kein Thal, kein Fleckchen Landes dem andern gleicht, wo es in ganz naher Nachbarschaft verschiedene Längen der Jahreszeiten giebt und man sogar Schluchten findet, die von der Sonne seltener beschienen werden, als der Nordpol. Auch der Mensch erscheint in den buntesten Gestalten und Formen, als Nomade und Jäger, als Ackerbauer und Winzer, als Fabrikant und Fischer, hier schön und schlank wie die Edeltanne, dort verkrüppelt wie die Mißgestalt des Krummholzes, hier in üppiger Fülle lebend, dort unter Mühsal und Noth in Winkeln und Verstecken seine Nahrung aufsuchend.

So sind in Deutschlands Ausbau eine Menge von Naturformen zu einem Ganzen verbunden, wie in keinem andern Lande Europa's. Die Plateaubildung Spaniens, die überraschende Mannichfaltigkeit Griechenlands, der eigenthümliche Wechsel zwischen Bergland und Ebene der britischen Inseln, die Hochgebirgsform Scandinaviens, die Tiefebene Rußlands — alle diese Bodenformen hat Deutschland in vollendeter Einheit. Dabei sind fast alle europäischen Nationen seine Nachbaren, und es ist keiner dieser Nachbaren, dessen Sprache und Sitten nicht in einem Theile Deutschlands verstanden würde, dessen religiöse und politische Verfassung nicht hier und da mit ihren äußersten Enden in Deutschland hineinragte; es kann daher auch keine Nation so leicht in den Verhältnissen fremder Völker heimisch werden, als die deutsche. Dazu kommt, daß unser Vaterland in seinen Ebenen und Bergen fast alle europäischen Produkte erzeugt, so daß man aus Deutschland eben so gut Weinbauer als Bergleute, Forstkundige als Ackerbauverständige, Handwerker als Künstler erhalten kann, und da keinem Volke ein so starker Wandertrieb innewohnt, als dem deutschen,

so hat es seine Kolonisten über die ganze Erde ausgeschickt. Nach O. wie nach NW. geht seine Tiefebene unmerklich in die Nachbarländer über, und wo Gebirge Grenzmauern bilden, da hat die Natur durch breite und tiefe Lücken gangbare Thore geschaffen und außerdem noch, nach innen wie nach außen, die Bergländer durch Flüsse vielfach durchbrochen. Trotz der ausgedehnten Berglandschaften gewährt Deutschland die Möglichkeit einer Flußverbindung, die einzig in ihrer Art ist, und nichts zeigt die Folgen davon anschaulicher, als daß durch geringe Kanalbauten eine Binnenschifffahrt zwischen Amsterdam, Marseille und Odessa hergestellt werden kann. Die große Breitenausdehnung der norddeutschen Ebene hat die Mündung der meisten Flüsse ihrer Quellen weit entrückt, wodurch eine Flußentwickelung und eine damit zusammenhängende Schiffbarkeit ermöglicht ist, wie sie alle Länder Europa's, denen breite Ebenen fehlen, nicht aufzuweisen haben. Dabei geht die Hauptrichtung der meisten Flüsse von S. nach N., so daß ihre Wellen aus den im Klima und Produkten verschiedenen Provinzen des S. nach dem in mancher Hinsicht ärmeren N. werfen, was einen lebhafteren Verkehr veranlaßt, als wenn sie nur von W. nach O. durch dieselben Pflanzenzonen gingen. Aber auch in dieser Richtung fehlt das einigende Band nicht, und mit einer kleinen Nachhilfe der Kunst ist es möglich gewesen, aus dem Flußgebiete der Elbe den Verkehr in das der entfernten Weichsel hinüberzuspinnen und auch in dieser Richtung Stadt an Stadt durch Wasserwellen an einander zu ketten, von denen einige durch die Fluthen der Nordsee so tief landeinwärts zum Vortheil des Verkehrs emporblühen konnten, daß man fern von der Küste den stolzen Indienfahrer wie den kleinen Fischerkahn auf- und abwogen sehen kann.

So tragen schon Fluß und Meer dazu bei, eine Trennung des durch seine vielen Gebirge mannichfach vertheilten Deutschlands zu verhindern, und wenn auch das Gebirgsland überwiegt, so strecken doch die Flüsse ihre Arme verlangend nach allen Seiten in dasselbe hinein, als sollten sie die Bewohner mahnen, sich in Friede und Freundschaft die Hand in dem ihnen zubereiteten Hause zu reichen und der glorreichen Thaten zu gedenken, die Deutschland, wenn es einig war, von Karl dem Großen bis in unser Jahrhundert auszuführen vermochte, auf daß solche Zeiten nie wiederkehren mögen, welche die Niederlande und die Schweiz, Lothringen und Elsaß vom deutschen Reiche lossprengten.

3. Deutsche Küste.*

Die deutsche Küste von Memel bis Emden bietet eine mannichfache Verschiedenheit ihrer Bewohner; dennoch ist eine Grundver-

* August Lewald.

wandtschaft unverkennbar, und diese spricht sich in einem unzerstörbaren Phlegma aus, so lange der Mensch auf dem Lande ist. Erst wenn sie in ihrem eigentlichen Elemente sind, zeigen diese Leute eine Rührigkeit und rüstige Ausdauer auch bei der härtesten Arbeit, die in Erstaunen setzt und für diese großen, kräftigen Gestalten erst einnimmt, über deren träge Lässigkeit man sich kurz vorher noch ärgern konnte.

Bis auf einen kleinen Strich zwischen Danzig und Stettin und der Landzunge, „kurische Nehrung“ genannt, die sich von Memel nach Königsberg zieht und das große Haff von der See trennt, wird an dem ganzen langen Küstenstriche das Plattdeutsche gesprochen. Die Häuser am Strande sind größtentheils einstöckig, mit hohen Strohdächern, von Dämmen umgeben. Ueberall herrscht große Reinlichkeit; die Fenster sind spiegelblank; das Holzgeräthe ist nett, oft mit glänzendem Wachs abgerieben, was man „gebohnt“ nennt. Um die Häuschen blühen hohe Staudengewächse; hübsche Blumen zieren die kleinen Gärtchen. Die Einwohner tragen sich in dunkeln Farben, größtentheils braun, hie und da schwarz. Die Beinkleider sind kurz und übermäßig weit, die Jacken breit, mit großen Knöpfen; der Hut ist gleichfalls breitkrämpig. Auf den Schuhen, und wo sie sonst schicklich angebracht werden können, prangen Schnallen. Der Charakter dieser Kleidung ist Bequemlichkeit und Ehrbarkeit. Kleine Abweichungen der Tracht hier wiederzugeben, kann nicht in der Absicht liegen; bemerkt muß es aber werden, daß es derselben unzählige giebt auf der langen Ausdehnung, die unsere deutsche Küste einnimmt, so daß sie sich selbst im kleinsten Distrikte dem Unterrichteten schon bemerkt machen. Daß die Küstenbewohner von Fischen leben, darf wohl nicht erst gesagt werden. Fleisch wird nur wenig und größtentheils in geräuchertem Zustande verbraucht; Mehlspeisen und Gemüse werden jedoch noch seltener genossen, weil das den Ueberschwemmungen ausgesetzte Land hart am Gestade zur Erzeugung von Früchten und Küchengewächsen nicht angehalten wird.

Der Mensch des Strandes ist nicht sehr zur Fröhlichkeit geneigt. Die graue, weite Fläche, welche so sinnlich die Unendlichkeit darstellt und in weiter Ferne mit dem Horizont in eins verschwimmt, stimmt ihn zum Ernste, wenn er daheim auf dem Lande weilt. Immer derselbe Zug der Wolken, die zwar in ewig wechselnden Gestalten, aber dennoch nach einem bestimmten Gesetze heraufziehen und von den Sternen abgelöst werden — das wechselnde Einerlei, wenn man sich so ausdrücken darf — prägt sich seinem Aeußern auf. Dazu kommt die Hanthierung, die mit der Gefahr so vertraut macht, daß der Tod wie mit zur Familie gehörig erscheint, ein böser Gast, der täglich hinter der Thüre lauert, um

hervorzufahren und Einen zu erhaschen. Die Lieder der Küstenbewohner sind so einförmig-trüb, wie das Uebrige: lang ausgehaltene, melancholische Töne, oft rührende Weisen, die zu den Arbeiten am Lande gesungen werden.

Die Gastfreundschaft herrscht durchaus am deutschen Meere; es hat keine unwirthliche Küste. Ueberall wird man willkommen geheißen, und Jeder macht gern den Wirth. Ich saß oftmals bei wildfremden Leuten zu Gaste, die mich gut aufnahmen, bis in die Nacht hinein, und manchmal klopften Vorüberziehende an, denen ebenfalls willfährig die Thüre aufgethan wurde. Die Reichern treiben diese Gastfreundschaft wirklich ins Großartige, und mir sind Amtleute in meiner Heimath bekannt geworden, deren Häuser wie eine Karavanserei des Orients betrachtet wurden, indem sie Jeder in Beschlag nahm, den die Nacht in ihrer Nähe überraschte. Oft fehlte es an Raum. Man kehrte ein und erhielt ein Zimmer; dann wurde man in das Gesellschaftszimmer geführt, um dem Herrn und der Frau vom Hause vorgestellt zu werden. Dieses Vorstellen nahm oftmals den ganzen Abend in Anspruch, bis daß man sich zu Tische setzte.

Was den Küstenbewohner besonders auszeichnet, ist sein Verachten der Lebensgefahr, wenn es gilt, in Sturm und Wetter sich in das Meer zu wagen, um Schiffbrüchigen beizustehen. Die Gastfreundschaft und alles Andere verschwindet davor; denn wie sollte der, welcher das Leben selbst so leicht für seinen Nebenmenschen in die Schanze schlägt, mit den Gütern des Lebens wohl karg thun? Die Lootsen mit ihrem Anführer, denen die Pflicht in ruhiger Zeit obliegt, alle einlaufenden Schiffe durch die Riffe, Bänke und Dünen sicher in den Hafen zu leiten und bei der Abreise ihnen ebenso den Weg in die offene See zu zeigen, stehen groß da im Sturme, wenn die wilden Wellen heulend den Strand umbrausen und der Hilfsschrei der Schiffenden durch Sprachrohre ins Getöse und Gedonner des Meeres tönt, und hie und da ein am Horizonte durch die Nacht auf und ab blinkendes Lichtlein die Richtung angiebt, wo sich das Schiff in Nöthen befindet, das seine Nothlaterne aufgezogen hat. Dann nimmt der wackere Lootse einen raschen Abschied von seiner Familie und hört nur den Schrei der Noth und den Ruf der Pflicht. Auf Gott, seine Geschicklichkeit und seinen kräftigen Muth vertrauend, eilt er hinaus, um den dem Untergange Verfallenen beizustehen. Unzählbar sind hier die Beweise des größten Heldenmuthes, der edelsten Selbstaufopferung; bewundernswerth ist die Entwickelung von Körperkraft und Geschicklichkeit, die der Küstenbewohner hier entfaltet; merkwürdiger die Kraft der Seele, die Ruhe des Gemüthes, die den Lootsen beherrschen, da er ohne diese nicht im Stande wäre, sein Werk zu vollbringen. Ehre sei diesen wackern, einfachen Menschen!

Doppelt gebührt sie ihnen, da kein großer Lohn, keine glänzende Auszeichnung ihnen zu Theil wird, und da sie die armen Küstenbewohner sind und bleiben, aber auch nichts Anderes werden wollen, da sie das Meer und den gelben Sand des Ufers ebenso lieb haben, wie nur der Aelpler seine Eisberge und grünen Matten, und weil sie in den Thaten, die sie ausüben und die der Fremde anstaunt, nur eben das sehen, was Andere ihr Tagewerk nennen. Und ist es nicht höchst rührend, wenn das Herz an einen öden, für jeden Fremden so schaurigen Fleck gefesselt ist? Wir sprechen hier von der eigentlichen Küste, von dem Flugsande, der das Marschland umsäumt, das wieder von der höheren Geest begrenzt wird. Hier sprießt kein Laubreis; hier grünt kein Saatbeet. Was heute ein winziges Gras deckt, das vom Vieh abgeweidet wird, ist morgen wieder ein vom Winde bewegtes Wasser. Wenn so die See anschwillt und gleichsam gegen die Küste Sturm läuft, dann ragen die Wohnungen der Strandmenschen aus den schäumenden Wogen empor, wie Wracke auf blinden Klippen und Scheeren. Manche Hütte wird weggespült; aber die Bewohner bleiben doch in den andern! Man wartet getrost sein Schicksal ab. Aber worauf warten sie? Warum bergen sie sich nicht in sichere Stätten? Warum ziehen sie nicht hin, wo schwere Frucht die Mühe des Landmanns belohnt, wo sich die blumenreichen Wiesen bis zum luftigen Laubwalde dehnen, wo den Rebenhügel das Kornfeld umgiebt, wo der Mensch in Wohlstand und Zufriedenheit, ohne alle Fährlichkeit, das Ziel seiner Tage erreicht? Der Küstenbewohner bleibt uns die Antwort nicht schuldig, aber er spricht sie nicht aus; er ist wortkarg. Er lächelt uns still und innig beseelt aus den großen, blauen Augen an, beißt herzhaft in sein Schwarzbrot, das er mit Butter bestrichen hat, kehrt dann den Blick zum Himmel und läßt ihn ruhig und gleichgültig auf das Meer hinausschweifen. Er bleibt! — Der Herr des Meeres und des Himmels wird ihn beschirmen! So baut auch der Gebirgsmensch da, wo er geboren, seine Hütte und will neben ihr begraben sein, und hinge der Fels noch so dräuend darüber hin, und drohte die Lawine auch jeden Herbst und Frühling Zerstörung. Je weniger man hat, desto mehr liebt man das Wenige. Es ist, als ob eine gütige Vorsehung große Entbehrungen durch größere Zufriedenheit ausgleichen wolle.

4. Die Insel Rügen.

Das Dampfschiff führt uns aus der Swine heraus. Zu beiden Seiten schwinden die Ufer von Usedom und Wollin mit ihrem weißen Sande, und die Molen (Steindämme) werden immer kleiner und kleiner. In alten Zeiten stand auf Wollin die große und

blühende Handelsstadt Julin, die aber im Kriege zerstört worden ist. Auf Usedom lag die weit berühmte Stadt Wineta, die bei einem heftigen Anprall des Meeres von den Wellen verschlungen worden sein soll. Jetzt fahren die Schiffer über die versunkene Stadt dahin, und in den Trümmern mögen wohl die Fische hausen. Die Fischer aber erzählen, daß man bei klarem Wetter unten die Stadt sehen und ein wunderbares Geräusch wie von großem Getümmel vernehmen könne. — Kaum sind die Ufer den Blicken im Osten verschwunden, so taucht im Westen die Insel Rügen als dunkle, tief am Himmel hängende Wolke auf. Bald wächst der dunkle Streifen, dehnt sich nach beiden Seiten aus, und weiße Häuser blicken freundlich vom Ufer herüber. Im schönen Bogen schwenkt sich das schmucke Schiff; ein Kanonenschuß blitzt vom Vordertheile, und nun legt es sich vor die Landungsbrücke, auf der wir ans Land steigen. Seit 1815 ist die Insel preußisch; vorher, seit dem dreißigjährigen Kriege, war sie schwedisch. Zweimal haben die Preußen das Land eingenommen: einmal 1678 der große Kurfürst, und das andere Mal 1715 Friedrich Wilhelm I., der mit dem alten Dessauer die Schweden verjagte. Das Andenken dieser rühmlichen Handlung sollen Denkmäler der Nachwelt überliefern. Das für den großen Kurfürsten ist von dem verstorbenen Könige, Friedrich Wilhelm IV., bei Neuenkämp aufgestellt. Auf einer 24 Fuß hohen Granitsäule steht der Kurfürst, aus Sandstein gemeißelt, wie er aus dem Schiffe steigend, in der einen Hand den Degen, in der andern den Feldherrnstab führend, die Seinen auf die Feinde weist.

Die Insel Rügen ist ungefähr 18 Quadratmeilen groß. Da das Meer tiefe Einschnitte in das Land gemacht hat, so ist der südöstliche Theil, Mönchgut, der nordöstliche, Jasmund, und der nördliche, Wittow, von dem nach Südwest liegenden Haupttheile fast ganz abgeschnitten. Nur schmale, mit niederem Gebüsche und Strandgrase bewachsene Streifen Landes verbinden Wittow mit Jasmund. Dieses, ebenso die Halbinsel Mönchgut, wird von Westphälingern bewohnt, die schon vor 600 Jahren eingewandert sind, aber dennoch ihre eigenthümlichen Sitten und ihre Tracht bewahrt haben. — Wenn du auf der Insel umherwanderst, so führt dich der Weg über Berg und Thal, durch Feld und Wald, Haideland und Dünenland, Sumpfland und Felsland. Willst du die ganze Insel wie eine Landkarte vor dir sehen, so mußt du entweder auf das schöne Jagdschloß des Fürsten von Putbus steigen, oder auf den Rugard, den höchsten Berg der Insel bei der Stadt Bergen. Von hier aus erblickst du gegen Norden den Leuchtthurm, der oben rund herum zolldicke Glasscheiben hat, hinter welchen in schön polirten Hohlspiegeln von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang viele Lampen ihr Licht in die See hineinsenden,

damit die Schiffe in dunkler Nacht nicht gegen das Vorgebirge anfahren und scheitern. Weiter rechts vom Thurme erhebt sich ein grüner Waldrücken, der unter seinen herrlichen Buchen und Rüstern einen See birgt. Um den See zieht sich an einer Seite ein hoher, mit Bäumen besetzter Wall. Hier ist der Herthasee und die Herthaburg, wo die alten Rügener die Göttin Hertha verehrten. Die Sklaven, welche die Göttin in ihrem mit weißen Kühen bespannten Wagen umhergefahren hatten, wurden in die dunklen Fluthen des See's versenkt. Nicht weit davon ist ein steiler, 500 Fuß hoher Kreideabhang, der gegen die See hart abfällt, die Stubbenkammer. Eine steile Schlucht, in der Mitte durch zwei emporgewachsene Bäume verengt, läßt den Blick auf den Strand treffen, an dem lauter kleine, runde Steine zu liegen scheinen. Bist du aber auf einem gewundenen, in den Kreidefelsen gehauenen Weg hinabgestiegen, dann findest du statt der kleinen Steine große Felsstücke, zwischen denen hindurch die Wellen Muscheln und kleine Stücke Bernstein ans Ufer spülen. Da die Kreidestücke viele Abdrücke von kleinen Seethieren und versteinerten Muscheln enthalten, so ist diese Kreide zum Schreiben nicht zu gebrauchen. Blickst du über die Insel hinaus, so siehst du die blaugekräuselte, endlose Fläche des Meeres mit den Schiffen und ihren weißen Segeln; und hättest du ein scharfes Auge wie die Raubvögel, die weithin in den Lüften schweben: so könntest du die glatten Köpfe der Seehunde sehen, die sich lustig im Wasser herumwälzen. Nach Süden erblickst du das Pommernland wie einen bläulichen Streifen mit einzelnen röthlichen Spitzen. Da liegen die Städte Stralsund und Greifswald und zwischendurch viele blühende Dörfer und fruchtbare Aecker. In deiner Nähe dehnen sich rechts und links schöne Ackerfelder wie kostbare Teppiche aus. Grell stechen im Sommer das gelbe Korn, die dunkelgrüne Gerste, der bläuliche Hafer, der goldfarbige Weizen und die bunten Wicken, die kaum vor den weißen Wucherblumen aufkommen können, von einander ab. Dörfer mit rothen Kirchthürmen, auch zierliche Städte mit weißen Häusern trifft dein Blick. — Unter kleinen, mit Gras bewachsenen Hügeln finden sich auf Rügen Hünengräber mit Hünenbetten. Hier liegen vielleicht seit Jahrtausenden die irdischen Ueberreste alter Helden. Oeffnet man ein solches Grab, so findet man meist ein Gewölbe, das aus kleinen Granitblöcken zusammengesetzt ist. In der Mitte stehen Urnen (runde Thongefäße) von gelblich grauer Farbe, die mit Asche und Knochen gefüllt sind. Daneben liegen mancherlei Waffenstücke aus Stein oder Metall, Schmucksachen und anderes Geräthe. Das beweist, daß die Rügener früher streitbare Männer gewesen sind; wir wissen, daß sie im Alterthume mit ihren Schiffen sogar Kopenhagen heimgesucht und die Stadt erobert haben. Jetzt aber sind

sie freundliche Ackersleute oder Fischer. Diese letzteren ziehen im Frühjahre, wenn die Häringe in zahllosen Schwärmen ankommen, auf's Meer. Ist der Fang reichlich, dann sind die Rügener fröhlich, wie die Weinbauer nach einem guten Herbste. Beide beten um volle Fässer. Von dem glücklichen Fange hängt das Wohl für's ganze Jahr ab. Selbst der Bauer auf Rügen, der keinen Fischfang treibt, bildet sich etwas darauf ein, eine Tonne „selbsteingemachter" Häringe, die er „grün" gekauft, im Hause zu haben, und setzt sie dem Fremden mit einem gewissen Stolze vor. So gemüthlich der rügensche Bauer und Fischer dir auch ein Willkommen bietet, wenn du in ihre Hütten trittst, so erbarmungslos sind sie doch, wenn der Sturm ein Schiff zerschellt an ihre Küsten wirft; denn sie betrachten alle Waaren des Schiffes, die sie bergen können, als ihr Eigenthum. Obschon seit 1168 das Christenthum auf der Insel eingeführt ist, hat es die barbarische Sitte des Strandrechtes noch nicht ganz vertreiben können.

5. Hamburg.*

Auf der Landkarte sieht Hamburg mit seinem 7 Quadratmeilen großen Gebiete sehr winzig aus, und seine 200,000 Einwohner wollen auch nicht gar viel sagen; aber die günstige Lage hat die Stadt zu einem der bedeutendsten Handelsplätze der Welt gemacht.

Schon Karl der Große erkannte die Vortheile, welche dem Fischerdorfe, aus dem das heutige Hamburg entstanden ist, durch seine Lage geboten waren. Er ließ darum in demselben eine Burg und eine Kirche erbauen. Im 13. Jahrhundert war Hamburg schon so mächtig, daß es mit Lübeck Kriegsschiffe und ein Heer zum Schutze des Handels halten konnte. —

Nahet man sich der Stadt auf dem Dampfschiffe, so erblickt man am rechten Elbufer einen ungeheuren Wald von Masten; die Luft ist voll wehender Wimpel aller Farben und Nationen; zwischen denselben blähen sich ungeheure Segel auf, und schwarze Rauchwolken steigen aus den Schornsteinen der Dampfschiffe. Dahinter erheben sich die gewaltigen Speicher für die Waarenvorräthe. An dem mit Mauern eingefaßten Ufer wogen geschäftige Menschen in allen Farben und Trachten auf und ab. Hier arbeiten sich Rollwagen die Uferstraße hinauf; dazwischen jagen Droschken und Reiter, schreien Kofferträger, singen Matrosen, rufen Verkäufer ihre Waaren aus, haschen Diebe nach fremden Taschen, und treiben sich müßige Zuschauer umher. Was die Erde Schönes und Kostbares trägt, das steht hier aufgestapelt in gewaltigen Fässern, eisenbeschlagenen Kisten, mächtigen Rollen und Körben.

* St. Galler Blätter.

Waaren, die Millionen werth sind, scheinen wie auf die Straße geworfen.

Außer den Menschen drängen sich am Elbufer auch Schiffe und Fahrzeuge aller Art durcheinander. Die einen wollen vom Ufer, lösen die mächtigen Ketten und suchen sich Bahn zu machen nach dem vollen Strom; andere drängen heran nach dem Ufer oder nach den Kanälen, welche in die Stadt hineinführen; wieder andere suchen eine bequemere Haltestelle, oder steuern nach dem Zollamte; zwischen den gewaltigen Seeschiffen schießen buntfarbige Gondeln oder leichte Fischerboote flüchtig hin und wieder. Zagend schaut ihnen der unkundige Binnenländer vom Ufer nach; denn jeden Augenblick fürchtet er, sie hier oder dort anprallen und umschlagen zu sehen. Aber siehe! sie wenden stets zu rechter Zeit und entkommen der Gefahr. —

Tage lang könnte man am Ufer stehen und dem geschäftigen Treiben zusehen. Dort kommt ein schwerfälliger Dreimaster mit den Schätzen Brasiliens; hier segelt ein schlanker Dampfer nach dem Kapland ab; neben dem heimgekehrten Wallfischfänger liegt der stattliche Ostindienfahrer, und an dem amerikanischen Kauffahrteischiff rauscht das englische Postdampfschiff vorüber. Welch Knarren der Halteseile, welch Klappern der Taue und welch Flattern der Segel; welch Gemisch verschiedener Sprachen und Trachten! Und dazwischen der Kommandoruf der Kapitäne, und das langgezogene Taktlied der an den Winden beschäftigten Matrosen! —

Jährlich kehren über 3000 Schiffe in Hamburg ein, von denen 300 aus außereuropäischen Ländern kommen; 500 Kaufleute besorgen diesen Welthandel, in welchem sie jährlich Millionen umsetzen in Kaffee, Tabak, Rohzucker, Reis, Indigo, Pfeffer, Baumwolle, Wein, Thierhäuten, Schreibfedern, Korkstöpseln, Lichtern, Pökelfleisch, Eisen- und Kupferwaaren, Silber und Seide, Leinwand und Seife, Nadeln, Zwirn und Kattun. Jährlich wird für 140 Millionen Thaler Waare ein- und für 130 Millionen Thaler ausgeführt. Wie viel Hände haben dabei zu thun!

Hamburg wird von der Alster durchströmt und durch sie in zwei Theile getheilt. Außerdem durchschneiden zahlreiche Kanäle oder Fleete die Stadt. Auf denselben fahren die Frachtschiffe bis an die großen Speicher der Kaufleute, während über die 84 Brücken der Kanäle Frachtwagen, Rollwagen und Karren hinüber und herüber rasseln. — In neuerer Zeit hat man auch in verschiedenen Richtungen unterirdische Abzugskanäle gebaut. In diese tritt die Fluth mit ihrem Salzwasser täglich zweimal; bei ihrem Rückzug nimmt sie den Unrath mit sich in die Elbe und weiter in das Meer.

Am 5. Mai 1842 wurde Hamburg von einem furchtbaren Brande heimgesucht. Drei Tage und eben so viele Nächte verwandelten genau den Kern der gewaltigen Stadt, und darunter

die unbedingt schönsten Straßen, in einen glühenden Aschenhaufen. An der Stelle der zerstörten Stadttheile sind eine Menge ganz neuer Straßen mit den prachtvollsten Häusern entstanden. Die meisten Häuser haben bei einer Höhe von 4 bis 5 Stockwerken platte Dächer, was uns bisweilen glauben machen kann, wir befinden uns in einer Stadt Südeuropa's. In diesen Palästen wohnen die reichen Kaufherren und Senatoren; auch enthalten sie eine Menge der schönsten Läden. — Auf offener Straße erblickt man hier fast gar nicht den Kleinhandel.

Den Glanzpunkt dieses von den Flammen verheerten und aus der Asche seitdem wieder neu entstandenen Hamburg bildet das Alsterbassin, das auf drei Seiten von den langen Palastfronten des Alsterdammes, des alten und neuen Jungfernstieges umrahmt wird. Dem schönen Jungfernstiege kann keine andere deutsche Stadt Aehnliches an die Seite stellen. Namentlich des Abends, wenn tausend Lichter der nahen Paläste und Gasthäuser in der blauen Alsterfluth sich spiegeln, wenn ringsum Gesang und Saitenspiel und frohes Leben erschallt und auf dem Wasser die Gondeln sich schaukeln: glaubt man nicht in einer nordischen Stadt, sondern in einem Venedig oder einer noch lebhafteren süditalienischen Stadt zu sein. Allerdings würde dieser schönste Theil Hamburgs noch schöner sein, bildete er statt eines gegen Norden zu offenen Vierecks einen kolossalen Halbkreis, was vielleicht bei der neuen Anlage möglich gewesen wäre, hätten die Erbauer nicht Nützlichkeitsrücksichten vorwalten lassen. —

Ganz anders ist es in dem alten Stadttheil. Die Straßen sind von Häusern mit hohen Giebeln eingefaßt, die von der Dachkammer bis in den Keller bewohnt sind. — Fußgänger, Rollwagen und öffentliche Fuhrwerke bewegen sich bunt durch einander. Das Wagenrasseln, der Peitschenknall und das Ausrufen der Verkäufer verursachen einen unaufhörlichen Lärm. Lange, bunt gefärbte Schilder bedecken die Vorderseite der Häuser. Hier sind Seefische und Austern abgemalt, dort Herrenröcke, Mützen, Stiefel, Stühle u. s. w. Da stehen hinter hohen Spiegelscheiben Südfrüchte, Kleider, Gemälde, Uhren und Goldwaaren. Die Erzeugnisse aller Länder sind hier zur Schau gestellt. — Noch größer ist der Lärm in denjenigen Straßen, in welchen die jüdischen Kleiderhändler auf zweiräderigen Karren ihre Waaren feil bieten. Sie warten nicht, bis ein Käufer herantritt, sondern sie rufen vom Morgen bis zum Abend ihre Waaren aus. — Hinter den Karren sieht man dunkle Gewölbe und Gänge in den Häusern, in welchen die Trödler ihre Waaren ein- und verkaufen. Da werden abgelegte Kleider umgearbeitet, gereinigt und wieder ausgeboten. Nichts ist zu schlecht und zu zerrissen, was da nicht zum Verkauf und zur Bearbeitung gebracht werden könnte.

6. Die Lüneburger Haide.*

Südlich von den Marschländern treten im nordwestlichen Theile Deutschlands, vielfach unterbrochen von fruchtbaren Gegenden, hier und da größere oder kleinere Strecken unfruchtbaren, meist sandigen, bisweilen auch moorigen Bodens auf, der außer dem ihm eigenthümlichen Haidekraute und den zum Theil schlanken und gesunden, zum Theil aber auch krüppelhaften Kiefern fast nur Buchweizen hervorzubringen im Stande ist, eine Pflanze, die sich mit dem magersten Boden begnügt und die wegen ihrer mehlhaltigen Samenkörner, welche den Bewohnern der Haidegegenden in vielen Fällen das Getreide ersetzen, auch Haidekorn genannt wird. — Der größte und einförmigste von allen diesen Landstrichen ist die Lüneburger Haide, eine weite Ebene, welche sich, ohne Anhöhen und Thäler, ohne See'n oder auch nur bedeutende Bäche, in einer Länge von zehn Meilen durch das hannöversche Land von Lüneburg bis Celle erstreckt. Zwei Drittel alles Bodens ist hier mit Haidekraut bewachsen, oder bildet Moor- oder Bruchland. Von der Elbe aus führt durch die Haide eine Straße nach Hannover, und wenn diese schon einsam und öde ist, so daß man oft meilenweit keinen Menschen zu sehen bekommt, so sind es die Nebenwege noch mehr. Nur von Zeit zu Zeit, nach vielstündiger Wanderung, gelangt man zu einem kleinen, weitläufig gebauten Dorfe. Hat man sich daher in der oft mannshohen Haide, welche dann und wann nur mit kümmerlichem Nadelholzgebüsch oder dünnen Fichten und Kieferwaldungen abwechselt, verirrt, so kann man tagelang darin umherstreifen, ohne eine bewohnte, oder auch nur bebaute Stätte anzutreffen. Nur von Bienen, welche es hier in so großer Menge giebt, daß man von ihnen jährlich für 200,000 Thaler Wachs und Honig gewinnt, wird man fast fortwährend umschwärmt, und man muß sich wohl hüten, sie zu reizen, denn der Fälle sind nicht wenige, daß sie in dichten Schwärmen über ihre Beleidiger hergefallen und ihnen mit ihren kleinen, aber scharfen Waffen höchst gefährlich geworden sind; solch grimmigen Angriffen müssen bisweilen die stärksten und muthigsten Pferde unterliegen. Auch von kleinen, schwarzen, unansehnlichen Schafen, Haidschnucken genannt, welchen die magern, aber gewürzhaften Haidekräuter ebenso gut bekommen, wie den Bienen die süßen Blüthen derselben, trifft man bisweilen große Heerden an; sie bringen den Einwohnern vielen Nutzen und machen oft den ganzen Reichthum derselben aus. Sonst sieht man auf dem ganzen Wege durch die Haide selten etwas Lebendiges, die Schaaren von hungrigen Raben noch abgerechnet, welche durch ihr hohles Gekrächze

* Gittermann.

die traurige Einöde nur noch unheimlicher machen. Die wenigen, in meilenweiter Entfernung von einander gelegenen Dörfer durchfließt zuweilen ein kleiner Bach, meistens indeß nur ein Graben, dessen öliges, eisenhaltiges, unschmackhaftes Wasser seinen Ursprung im Moorgrunde verräth. Um diese Dörfer herum wächst neben dem röthlich blühenden Buchweizen mit seinen zierlichen, eckigen Blättern auch etwas Roggen, Gerste, Hafer und Rüben auf dem von magern Grasplätzen unterbrochenen, urbar gemachten Sandboden; doch sind diese Felder, selbst wenn sie, um neue Tragkraft zu sammeln, jahrelang brach gelegen haben, nur dürftig mit dünnen, kurzen Hälmchen bedeckt, und die Ernte fällt fast ganz aus, wenn der Regen nicht rechtzeitig die Bemühungen der armen Landbauer unterstützt. Einzelne Birken, Buchen und Eichen, welche man bisweilen in der Nähe der Dörfer erblickt, bringen hier ebenfalls einige Abwechselung in die fast ununterbrochene Einförmigkeit. Einen eigenthümlichen Anblick gewährt auch nicht selten das Mauerwerk dieser Dörfer; es besteht nämlich aus auf einander gelegten und mit Moos verstopften Granitblöcken, deren an manchen Orten viele zerstreut umherliegen, und ist durch die Länge der Zeit mit grünem Moose dicht überwachsen.

Jetzt geht durch die Lüneburger Haide die Eisenbahn von Haarburg über Lüneburg nach Celle, um dann in die Bahn zwischen Braunschweig und Hannover einzumünden.

7. Die westphälische Pforte und die Weser.

Was ist die westphälische Pforte? So hat schon manch Einer gefragt, der's gern hätte wissen mögen, und hat es ihm Keiner gesagt, obgleich es ihm jeder kleine Schulbube bei Minden an der Weser herum hätte lehren können. Wir wollen es hier auch bald erfahren. Es kommen bei Hannöversch-Münden zwei ansehnliche Flüsse zusammen; der eine, die Werra, entspringt auf dem Thüringerwalde, der andere, die Fulda, im Rhöngebirge. Beide gehen durch das bergige Kurhessenland; an der Fulda liegt darin die schöne kurhessische Residenzstadt Kassel, mit dem am Habichtswalde erbauten Lustschlosse Wilhelmshöhe, das durch seine Wasserkünste weit und breit berühmt ist. Von Münden an heißen beide Flüsse zusammen die Weser. Kaum eine Meile von Preußisch-Minden durchbricht sie einen Bergzug und tritt ins freie, fruchtbare Flachland, in welchem sie alsbald vor der alten düstern Festung Minden vorbeifließt. Diese Weser-Durchbruchsstelle ist die berühmte westphälische Pforte. Aehnlicher Weise bricht die Glazer Neiße aus der Grafschaft Glaz bei Wartha hervor, und die Elbe eben so durch die sächsische Schweiz. Wer von Minden daher wandert, der steigt durch die Pforte hinauf auf die höheren

Flächen des Landes Westphalen, welche von jenen Bergzügen im Norden umsäumt werden. Von den freien Bergspitzen ist hier die Aussicht um so schöner, weil sie eine große Mannichfaltigkeit im Süden und Norden darbietet. Bunte Wiesen, wallende Saatfelder, dunkle prächtige Waldungen und überdies eine unabsehbare Fläche, aus welcher Städte, Flecken und Dörfer wie aus einem lieblichen großen Parke heraufschimmern: das ist's, was dieser Gegend hohen Reiz giebt.

Südwärts führt durch die westphälische Pforte der Weg nach Bielefeld, dem wichtigen Mittelpunkte der ravensbergisch-westphälischen Leinwandweberei, die bis Herford und Paderborn noch jetzt lebhaft getrieben wird. Dann folgen südlich die frucht- und salzreichen Strecken um Soest, Hamm bis gen Dortmund, wo vor Jahrhunderten auf rother Erde die Vehmgerichte blutige Urtel sprachen; und endlich noch weiter südlich kommt das eigentliche alte Westphalen, um Arensberg her, wo der Westerwald und das Rothhaargebirge das Sauerland umfassen, in welchem dem Bauer sein Ackerbau viel sauren Schweiß kostet. Dafür liegen aber dort Eisenerze und Steinkohlen die Fülle; es strecken sich Thäler Meilen lang hin, wo Eisen- und Stahlhämmer und Fabriken sich aneinanderreihen.

Der ganze nordwestliche Theil Westphalens von der untern Lippe bis zur Ems ist Flachland und zum Theil sandig und morastig. Der Boden ist wenig ergiebig, und die Bewohner ziehen darum Jahr aus Jahr ein in großen Schaaren um die Zeit der Heu- und Kornernte nach Holland auf Arbeit. Man nennt dies das Hollandgehen.

Das Westphalen-Land hat in weit ausgedehnten Strecken nördlich von der Lippe die altsächsische Einrichtung noch heute, daß die Bauern nicht in Dörfern nahe beisammen wohnen; sondern sie haben ihre einzelnen Gehöfte jeder inmitten seiner Felder und Wiesen. Diese Bauergüter sind also über die weite Ackerfläche hin einzeln ausgestreut. Der Besitzer herrscht wie ein kleiner König über seine Familie und alle zum Hausstande gehörigen Dienstleute, oft über eine Zahl von 30—50 Personen. Hier waltet noch alte, ehrenfeste Sitte, treuer Glaube und Gehorsam, Einfachheit und Derbheit in Sprache und Kleidung. Die größte Stadt in dieser Gegend, wie in ganz Westphalen, ist Münster in der Nähe der Ems. Das ist die Stadt, worin vor drei Jahrhunderten die Wiedertäufer ihr wüstes Wesen trieben, als sie ihr himmlisches Zion aufrichteten und ein gräuliches Regiment übten. Am hohen Lambertusthurme hängen noch heute die eisernen Käfige, worin die schwärmerischen Rädelsführer Bockold, Knipperdolling und Krechting zum schreckenden Gedächtniß zu Staub wurden. Das ist zugleich die Stadt, worin 1648 der westphälische Friede geschlossen wurde, welcher dem furchtbar zerstörenden dreißigjährigen Kriege ein Ende

gemacht und den Evangelischen in Deutschland ihre freie Religionsübung gesichert hat.

8. Brockenreise.*

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar und ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht Jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur Wenige gesehen; in meinen Augenwimpern flimmerten eben so kostbare Perlen, wie in den Gräsern des Thales. Morgenthau feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige thaten sich von einander, bewegten sich herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer verlornen Waldkirche. Man sagt, das seien die Heerdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Heerde stieß, und der Hirt, ein freundlich blonder, junger Mensch, sagte mir, der große Berg, an dessen Fuß ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einer Mahlzeit, die aus Käse und Brot bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben, blanken Kühlein sprangen um uns herum, klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen.

Wir tafelten recht königlich, nahmen darauf freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich in jeder Hinsicht Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersäet, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben

* H. Heine.

sie sich zu jener gewaltigen Höhe emporgeschwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester, als ihre bequemen Kollegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. — Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen, und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Thier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu tödten.

Allerliebst schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Wasserfälle. Da läßt sichs gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die Bäume flüstern wie mit tausend Zungen, wie mit tausend Augen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wundersamen breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen, es ist Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher.

Je höher man den Berg hinaufsteigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammenzuschrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeersträucher und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Hexen auf Besenstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen. In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberggeschichten zu denken. Es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

Dieses Haus, das auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stolberg-Werningerode erbaut. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter; das Dach ist niedrig. Vor dem Hause steht eine thurmartige Warte, und bei dem Hause liegen noch zwei kleine Nebengebäude,

wovon das eine in früheren Zeiten den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

9. Das Ilsethal.*

Je tiefer wir vom Brocken hinabstiegen, desto lieblicher rauschte das unterirdische Gewässer; nur hier und da, unter Gestein und Gestrüppe, blinkte es hervor und schien heimlich zu lauschen, ob es ans Licht treten dürfe, und endlich kam eine kleine Welle entschlossen hervorgesprungen. Nun zeigte sich die gewöhnliche Erscheinung: Ein Kühner macht den Anfang, und der große Troß der Zagenden wird plötzlich, zu seinem Erstaunen, von Muth ergriffen und eilt, sich mit jenem Ersten zu vereinigen. Eine Menge anderer Quellen hüpften jetzt hastig aus ihrem Versteck, verbanden sich mit den zuerst hervorgesprungenen, und bald bildeten sie zusammen ein schon bedeutendes Bächlein, das in unzähligen Wasserfällen und in wunderlichen Windungen das Bergthal hinabrauscht. Das ist nun die Ilse, die liebliche, süße Ilse! Sie zieht sich durch das gesegnete Ilsethal, an dessen beiden Seiten sich die Berge allmälig höher erheben, und diese sind bis zu ihrem Fuße meistens mit Buchen, Eichen und gewöhnlichem Blattgesträuche bewachsen, nicht mehr mit Tannen und anderem Nadelholz. Denn jene Blätterholzart ist vorherrschend auf dem Unterharze, wie man die Ostseite des Berges nennt, im Gegensatz zur Westseite desselben, die der Oberharz heißt und wirklich viel höher ist und also auch viel geeigneter zum Gedeihen der Nadelhölzer.

Es ist unbeschreibbar, mit welcher Fröhlichkeit und Anmuth die Ilse sich hinunterstürzt über die abenteuerlich gebildeten Felsstücke, die sie in ihrem Laufe findet, so daß das Wasser hier wild emporzischt oder schäumend überläuft, dort aus allerlei Steinspalten, wie aus tollen Gießkannen, in reinen Bögen sich ergießt und unten wieder über die kleinen Steine hintrippelt, wie ein munteres Mädchen. Ja! die Sage ist wahr: die Ilse ist eine Prinzessin, die lachend und blühend den Berg hinabläuft. Wie blinkt im Sonnenschein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre silbernen Busenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten! Die hohen Buchen stehen dabei, gleich ernsten Vätern, die verstohlen lächelnd dem Muthwillen des lieblichen Kindes zusehen; die weißen Birken bewegen sich tantenhaft vergnügt und doch zugleich ängstlich über die gewagten Sprünge; der stolze Eichbaum schaut drein, wie ein verdrießlicher Oheim, der das schöne Wetter bezahlen soll; die Vöglein in den Lüften jubeln ihren Beifall; die Blumen am Ufer flüstern zärtlich: „O nimm uns mit, nimm uns mit, lieb' Schwesterchen!“

* H. Heine.

10. Die Köhler und die Vogelsteller des Brockens.

Rings um den Brocken herum finden sich Meiler, in denen die Kohlen gebrannt werden. Im Innern der Meiler brennen Holzstöße, welche mit vieler Kunst aufgethürmt und mit einer Decke von Zweigen und Erde umhüllt sind, daß das Ganze eine große, hohe Halbkugel bildet. In der Decke sind Löcher angebracht, aus denen der Rauch in die Höhe steigt. Durch das Schließen und Oeffnen dieser Löcher wird das unsichtbar fortbrennende Feuer in regelmäßigem Zuge erhalten. Nach wochenlangem Brennen stürzt der Berg zusammen; das Holz aber ist alsdann in eine glänzende Kohle verwandelt und wird nun nach den Hochöfen der Eisenhütten und nach den Werkstätten der Schmiedemeister gefahren. Die Leute, welche das Meilergeschäft betreiben, heißen Köhler. Das Leben derselben ist ähnlich dem der Sennhirten. Ist der Schnee in den Bergen geschmolzen, so ziehen sie mit ihren zweiräderigen Kohlenkarren fort von Weib und Kind und kehren erst kurz vor Anbruch des Winters wieder heim. Sie sind unter allen Harzbewohnern diejenigen, welche am längsten im Walde verweilen.

Der Köhlermeister hat, wie der Sennhirt, seine Handbuben, die ihn bei der Arbeit unterstützen; auch Glocken klingen beständig um ihn; es sind die Glocken seiner Pferde, die das Holz auf Schlitten über Moos und Gras aus dem Walde herbeischaffen. Diejenigen seiner Leute, welche den Schlitten zu laden und das Holz zum Meiler zu fahren haben, heißen Schlittner. Die erste Arbeit, welche nach der Ankunft im Walde vorgenommen wird, ist der Aufbau einer Hütte, welche sie die Köthe nennen. Sie ist einfach genug und bald gemacht. Junge Tannenstämme werden mit den Spitzen zusammengestellt und alsdann mit Baumrinde ganz überkleidet. Eine einzige Oeffnung vertritt Thür und Fenster. In der Mitte ist die Feuerstelle, über welcher an einem eisernen Haken ein Kessel hängt. In die Zeltstangen sind Pflöcke geschlagen; an diese werden Beutel mit Salz, Zwiebeln u. dgl., so wie auch Kleidungsstücke gehängt. Einige hölzerne Kisten, Laden genannt, nehmen Brot, Kartoffeln, Wurst, Mehl u. dgl. auf. Die Lagerstätte besteht aus breiten Bänken, von dünnen Baumzweigen zusammengefügt, auf denen Moos und Moossäcke statt der Federbetten liegen. Jede Woche, gewöhnlich Mittwochs oder Sonnabends, kommen die Frauen der Köhler, um die nothwendigsten Lebensmittel zu bringen. Abends wird die beliebte Scheibensuppe gekocht. Man schneidet nämlich Brotscheiben in einen Napf, gießt kochendes Wasser darauf, thut etwas Butter, viel Salz und Kümmel daran, und die Suppe ist fertig. Ist einer von der Gesellschaft noch im Walde beschäftigt, so wird ihm ein Zeichen durch einen hölzernen Hammer

gegeben, mit welchem auf ein glattes Buchenbrett geschlagen wird, das zwischen zwei Stricken in der Schwebe hängt. Weit in den Wald hinein dringt der Ruf dieser Tischglocke. Beim Essen fährt zuerst der Köhlermeister mit seinem hölzernen Löffel in die Schüssel; dann kommt der Schlittner und dann erst der Lehrjunge. Legt der Meister seinen Löffel zur Seite, so thun es die Andern auch. Der Junge reinigt darauf den Napf und die Löffel, trägt Holz für die Nacht zur Feuerstätte und begiebt sich mit den Uebrigen zur Ruhe, wenn die Abendlieder der Drossel verklungen sind.

Am frühen Morgen zieht der Vogelsteller, die Leimruthen in der Hand, die Lockvögel im Bauer, in den Wald, um Gefangene zu machen. Wo ein Busch sich findet, da setzt er ein Bauer mit einem Vogel hin; fehlt es an Gebüsch, so steckt er einen buschigen Zweig in die Erde. An den äußersten Spitzen der Zweige befestigt er die mitgenommenen Leimruthen, und dann legt er sich in der Nähe auf die Lauer. Die Lockvögel fangen sogleich an zu singen. In den Tannen schallt der Gesang wieder, und immer näher rücken die freien Sänger. Da setzt sich ein sorgloser Vogel auf die Leimruthe, er wollte mit dem unbekannten Sänger um die Wette jubeln; aber das Lied erstickt ihm in der Brust. Der Vogelsteller springt herbei und steckt ihn ohne Erbarmen in einen bereitstehenden Käfig. So wird ein Vogel nach dem andern auf die Leimruthe gelockt, bis die Sonne hoch am Himmel steht. Dann wird es still im Walde; der Vogelsteller kehrt zufrieden in seine Hütte zurück.

Aber nicht nur Leimruthen, auch Netze werden angewandt, um die Vögel des Waldes einzufangen. Man spannt sie in Rahmen und befestigt diese so an einem großen, offenen Kasten, daß sie von zwei Seiten wie ein getheilter Deckel auf den an der Erde stehenden Kasten fallen können. Eine solche Vorrichtung heißt ein Vogelheerd. Soll der Fang beginnen, so werden die Netzdeckel in die Höhe geklappt. Eine Schnur zum Zuziehen geht nach einem Häuschen, in welchem der Vogelsteller sitzt. Auf dem Boden des Kastens laufen Vögel herum, angeschirrt und angezäumt, so daß sie nicht entweichen können. Die Lockvögel dagegen sind in der Nähe des Heerdes in Verstecken vertheilt und rufen in den Wald hinein. Sobald Vögel in den Kasten geflogen sind, zieht der Vogelsteller die Fallthüren zu, und es ist um die Freiheit der arglosen Thiere geschehen. — Die Vogelheerde des Harzes haben einen alten und hohen Ruf. Saß doch Herzog Heinrich an einem Vogelheerde des Harzes, als ihm die Krone von Deutschland angeboten wurde.

Den Krammetsvögeln, Weindrosseln u. s. w. stellt man ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen nach, und zwar mittelst Schlingen. Dies geschieht im Herbste, und der Brocken ist dann ganz von Schlingen umstellt. Sie sind aus Pferdehaaren gedreht und an einem hölzernen Bügel befestigt, der die Gestalt eines Steigbügels hat. Jeder Bügel hat drei bis vier Schlingen und außerdem noch als Lockspeise die Frucht der Ebereschen. Ein gabelförmiger Tannenzweig, den man mannshoch an dem Aste eines Baumes aufhängt, hält ihn, und es sind auf diese Weise oft in einem einzigen Jagdreviere an 2000 Tannen mit Bügeln versehen. Täglich wird nachgesehen, und man holt aus einem einzigen Reviere an manchem Tage 200 bis 250 Vögel. Ein großer Theil dieser Vögel kommt auf die Märkte der benachbarten Städte zum Verkauf. Auch die eingefangenen Singvögel bleiben nur zum kleinsten Theile im Harz. In kleine Bauer eingesperrt, wandern sie auf dem Rücken der Händler in die weite Welt. Man sieht in den Straßen der Städte oft vierzig, fünfzig solcher Bauer neben und über einander zum Verkauf aufgethürmt. Da flattert der Stieglitz neben dem Dompfaffen, der Zeisig neben dem Hänflinge; vergebens mühen sie sich ab, zwischen den Tannenstäbchen des Gefängnisses hindurch zu brechen. Wohl singen sie noch; aber ihre Lieder tönen nicht mehr so froh, und ihr Gefieder bleicht schon nach wenigen Jahren.

11. Die Baumannshöhle

liegt in dem Kalkfelsen des linken Bodeufers. Der Weg dahin führt, was ich nicht erwartet hatte, eine ziemliche Strecke weit bergauf. Vor dem Eingange wölbt sich ein weiter, jedoch nicht sehr hoher Bogen, eine Art Thor darstellend, unter welchem Tische und Bänke für die Besucher der Höhle angebracht sind. Da der Tag ziemlich heiß war und die Ersteigung des Berges unser Blut etwas in Wallung gebracht, auch einige Schweißtropfen hervorgetrieben hatte, so ermahnten uns die Führer (wir hatten deren zwei), hier ein wenig Platz zu nehmen und uns abzukühlen, indem es in der Höhle weniger warm sei, als hier draußen. Sie selbst zündeten eine Reihe von Lampen an und überreichten dann jedem von uns eine. Mir wurde ein wenig unheimlich zu Muthe, als es hieß: „Nun kann's losgehen!"

Der eigentliche Eingang der Höhle ist kaum etwas breiter, als eine gewöhnliche Hausthür, und dabei so niedrig, daß große Leute sich bücken müssen, wenn sie nicht anstoßen wollen. Man gelangt durch denselben nicht sogleich in die Höhle, sondern geht erst in einem schmalen, finstern Gange 80 Lachter 30 Zoll (1 Lachter hat 80 Zoll zehntheilig Maß) weit bis zu einer kleinen verschlossenen Thür. Nachdem der vorangehende Führer diese geöffnet, traten

wir in die wirkliche Höhle, welche ungefähr die Ausdehnung eines ziemlich großen Zimmers hat. Der Fußboden ist durch aufgeschüttete Sägespäne seinem größten Theile nach eben, die Decke hoch gewölbt, fast nach Art der Kreuzgewölbe in alten Klöstern; die Seitenwände dagegen sind durch unregelmäßig übereinanderliegende, bald weiter vor-, bald mehr zurücktretende Marmorblöcke von bedeutendem Umfange gebildet. Alle Felsenmassen, auch die der Decke nicht ausgenommen, sind dick mit sogenanntem Tropfstein überdeckt, der hier und da wunderliche Gestalten bildet. So zeigten uns die Führer an einer Wand das Leiden Christi, nicht weit davon eine knieende, betende Nonne und einen Weihkessel, an der Decke einen Baldachin oder Prozessionshimmel, an welchem sich als ehrwürdige Reliquie der Mantel des Elias und der Rock einer Heiligen findet.

Wie diese Tropfsteinfiguren sich nach und nach, d. h. in einem Zeitraume von Jahrtausenden, gebildet haben, kann man noch gegenwärtig sehen. Verhält man sich nämlich ganz ruhig in der Höhe, wozu die ganze Umgebung auffordert, so hört man deutlich überall das Geräusch herabfallender Wassertropfen. Diese Tropfen rühren von dem Regen und Thau auf der Erdoberfläche her, welche nach und nach durch das Gestein durchsickern und dies dabei zum Theil auflösen. Der Kalk nun, welchen die Tropfen enthalten, lagert sich in der Höhle wieder ab, nachdem das Wasser verdunstet ist, und bildet den Tropfstein.

Mit dieser ersten großen Höhle stehen, die vielen Nebenhöhlen nicht gerechnet, noch fünf andere in Verbindung, die theils höher, theils tiefer liegen. Man gelangt auf Leitern, die von der Feuchtigkeit ganz naß und deshalb nicht eben leicht zu besteigen sind, in dieselben. Die Eingänge dazu sind meist sehr enge und beschwerlich.

Zu den merkwürdigsten Tropfsteingebilden der zweiten Höhle gehört ein Mönch, der das Unglück hatte, von einer Höhe herabzustürzen und in der Mitte entzwei zu bersten; eine Orgel mit drei Reihen auf einander stehender Pfeifen und ein Bergschloß mit mehreren kleinen Thürmen. In der dritten Höhle befindet sich ein Taufstein mit drei darumstehenden Marmorklötzen, denen man die Ehre erwiesen hat, sie Pathen oder Taufzeugen zu nennen, ein Zuckerhut, ein Todtenkopf, eine Hand, ein versteinertes Herz, die Eingeweide eines Thieres und ein Kinderkopf; in der vierten außer andern Gegenständen eine starke, 8 Fuß hohe, inwendig hohle Säule, die mit einem Stocke geschlagen, dumpfe, schauerliche Töne, wie Grabgeläute erklingen läßt. In der fünften Höhle erhebt sich auf vier Pfeilern der Oelberg; nicht weit davon ist eine Stadt, eine Kanzel, ein Positiv (kleine Orgel), eine Eule, zwei kleine Thürme und ein

Kirchenthor. Die sechste Höhle liegt sehr tief, bietet aber sonst keine Merkwürdigkeiten dar.

Um den Eindruck zu erhöhen und alles auf einmal besser übersehen zu können, ließ mein Vater drei dieser Höhlen durch eine eigenthümliche Mischung von Kalk, Phosphor u. dgl. erleuchten, was in der einen beim allmäligen Verlöschen wiederholt die Erscheinung darbot, als würde die Luft von Blitzen durchzuckt.

Nachdem wir so eine gute Stunde im Innern der Erde umhergeklettert und des Wunderbaren in so großer Menge angestaunt hatten, waren wir wieder zur ersten Höhle zurückgekommen, in der uns einer der Führer zum Schluß aus dem hier befindlichen, nie versiechenden kleinen Brunnen ein Glas frisches Trinkwasser reichte, von dem ich jedoch aus Furcht, meinen Magen zu versteinern, nicht viel genoß; mein Vater löschte jedoch seinen Durst ganz vollständig, und wie ich sehe, hat es ihm nichts geschadet.

Außerdem zeigte man uns hier auch noch einige Ueberreste, d. h. Knochen, von vorweltlichen Thieren, die, nach des Vaters Meinung, wohl dem Höhlenbären angehören mögen.

Zuweilen nimmt man Musiker mit in die Höhle und läßt ein Konzert darin aufführen; ja vor einiger Zeit hatte sogar eine Gesellschaft darin getanzt. Das vermöchte ich nicht! In mir wollte das Gefühl der Bewunderung keinen andern Platz machen, am wenigsten einem solchen, welches Tanzende haben. Alles, was man sieht, erinnert hier an Gottes Macht und Größe und stimmt zur Andacht.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, wenn man aus diesen dunkeln Gewölben auf einmal wieder in die Tageshelle tritt: man wird fast geblendet, fühlt sich aber recht leicht und froh ums Herz und erinnert sich dabei unwillkürlich des unglücklichen Entdeckers der Höhle, des Bergmanns Baumann. Er bahnte sich, getrieben von Neugier und Verlangen nach Erzen, mit unsäglicher Mühe und Beschwerden einen Weg durch den schon bezeichneten engen Eingang und gelangte so glücklich in die ersten Abtheilungen der Höhle. Beim weitern Vordringen erlosch ihm aber plötzlich sein Grubenlicht, und er tappte nun, umgeben von der dichtesten Finsterniß, in diesen furchtbaren Schlünden umher, vergeblich den Ausgang suchend. Sein Angstruf verhallte in den grausigen Höhlen, ohne das Ohr eines Erdenbewohners zu erreichen. Endlich, nachdem er drei Tage und drei Nächte lang zehnfach die Angst eines Lebendigbegrabenen ausgestanden hatte, erblickte er den rettenden Lichtstrahl, der ihn wieder zur Oberwelt zurückführte. Hunger, Angst und Anstrengungen hatten aber seine Kräfte so erschöpft, daß er wenige Tage nachher starb. Indessen hatte er doch noch so viel Besinnung, seine Freunde auf die Geheimnisse dieser Höhle aufmerksam zu machen, weshalb sich auch bald mehrere fanden,

die seinen Versuch mit gutem Erfolg wiederholten, die Höhle aber, ihm zu Ehren, Baumannshöhle nannten. Die Zeit der Entdeckung kennt man nicht; doch soll die Höhle schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bekannt gewesen und bereits 1570 von den Grafen Ernst und Martin von Reinstein besucht worden sein.

Der Baumannshöhle fast gegenüber, also auf dem rechten Bodeufer, befindet sich eine ähnliche Höhle, welche nach dem auf der Thalwand sich erhebenden Bielstein die Bielshöhle heißt. Sie wurde 1672 bei Gelegenheit eines Waldbrandes, der den Eingang sichtbar machte, entdeckt, aber erst 1788 durch den Bergmann Becker zugänglich gemacht. Wir haben sie, da sie im Ganzen der Baumannshöhle ähnlich ist, nicht besucht, sondern setzten nun unsern Weg nach Elbingerode fort.

12. Das preußische Thüringen.

Der südwestliche Theil der Provinz Sachsen wird von einem Theile Thüringens gebildet. Das ist ein schönes Land, in welchem herrliche Auen und Thäler mit Bergen, Hügeln und Höhenzügen abwechseln. Unser König besitzt nur einen Theil dieses reich gesegneten Landes. Aber unsere Nachbaren in den anderen Theilen werden es uns gestatten, daß wir bei einer Rundschau auf das preußische Thüringen auch ihnen etwas über den Zaun gucken, damit wir uns mit ihnen des reichen Segens freuen können, welchen der liebe Gott dem Lande geschenkt hat.

Von den Höhen des Thüringer Landes blickt man in Thäler hinab, in denen Dorf an Dorf, Feld an Feld liegt. Zunächst den Flüssen und Bächen breiten sich Wiesen aus, dann Feldfluren und oben die Wälder. Die Dörfer sind von herrlichen Obstanlagen umgeben, und die Felder prangen in Fruchtbarkeit wie Gärten. Hier siehst du Weizenflächen, grün und dunkel, dort goldgelbe Rübsengefilde, da Fenchel, Anis, Kümmel, Flachs u. s. w. Und das Alles kannst du wie eine Karte überschauen, wenn du einige hundert Schritte auf die Höhe gehst. Du lagerst dich unter eine Buche und schauest Meilen lange Ebenen mit ihren Dörfern, Feldern, Gärten, Wiesen und Wäldern. Hinter dir hörst du im Walde das Geklingel der Heerde und die Axt des Holzhauers. — Der Thüringer hat Alles, was Deutschlands Boden und Witterung erzeugen kann, und das Alles dicht bei einander.

Die alten Eichen auf dem Thüringer Walde haben schon andere Zeiten erlebt, als du. Da steht noch manche, die in ihrer Jugend die Wölfe im Walde hat heulen hören, und der wilde Bär hat sich an ihrem Stamme gerieben, oder der blutdürstige Luchs hat in ihren Zweigen gelauert. Damals war der Mensch nicht sicher im Walde.

Jetzt ist der Wald frei von solchen Thieren, und du kannst froh und sorglos durch das Dickicht gehen. Die Hirsche, Rehe, Hasen und Füchse, die noch den Wald bewohnen, laufen davon, wenn sie dich sehen; und die wilden Schweine, die sich noch hie und da finden, sind unschädlich und meist eingehegt in Wildgärten. — Das einzige Thier, das du noch zu fürchten hast, ist die giftige Kreuzotter, die hie und da im Strauchwerk schleicht. Wen sie beißt, der kann den Tod davon tragen oder eine schlimme Wunde, wenn er nicht schnell Laugensalz oder Vitriol in die frische Wunde bringt.

Das Wild des Waldes gehört fast überall dem Fürsten. Dieser läßt von seinen Forstleuten Jagd auf dasselbe machen, daß es sich nicht zu sehr vermehre und dem armen Bauer nicht seine Feldfrüchte fresse oder zertrete.

Den Waldleuten erlaubt der Fürst die Benutzung der Waldweiden; auf denen grasen dann die schmucken Viehheerden und lassen ihr schönes Geläut weit durch den Wald ertönen. — Auch dürfen die Leute, die einmal das Recht dazu haben, im Herbste auf den Vogelfang gehen; der ist eine große Lust für Alt und Jung und gewährt einen guten Verdienst.

Im Thüringer Walde haben sonst auf vielen Bergspitzen hohe und starke Burgen gestanden; die sahen kühn und stolz in die Gegend hinaus. Manche solcher Burgen kannst du noch jetzt mit ihren Fenstern und Dächern im Sonnenschein blinken sehen; aber die meisten stehen trüb und traurig als Ruinen da; ihre glänzenden Gemächer sind zerschlagen und zerfallen, die Thore mit Schutt und Gesträuch verdeckt; die Fensterhöhlen stehen offen; die hohen Thürme sind verwittert. Manche sind auch ganz von der Erde verschwunden, und die Tannen wurzeln auf ihrem Grunde.

Auf den Burgen wohnten einst mächtige Ritter. Da tönte Sang und Klang in den hohen Sälen; in den Ställen scharreten die Rosse; Wasser floß in den Burggräben; Thore und Zugbrücken öffneten und schlossen sich. — Was für ein Leben war da!

Wenn der Wärtel auf dem Thurme ins Horn stieß, dann hieß es in der Burg: „Feinde kommen!“ Da schmetterte die Trompete; die Knappen rissen die Pferde aus dem Stalle; auf dem Burghofe stampfte und wieherte es; die Ritter klirrten daher mit schweren Sporen und mächtigem Schwert, in Eisen gekleidet von Kopf bis zu Fuß. „Zu Roß!“ ruft der Burgherr, und Ritter und Knappen springen rasselnd in die Sättel; Schwert, Speer und Schild blitzen im Sonnenschein; Helmbüsche und Fahnen flattern in der Luft; die Zugbrücke sinkt; schnaubend und stampfend donnert die Schaar hinüber, den Schloßberg hinab und dem Feinde entgegen. —

Und Abends, wenn die siegreiche Schaar heimkehrt mit gefangenen Feinden und erbeuteten Rossen, — wie ist da Jubel in

der Burg! Bei dem Mahle werden dann Geschichten erzählt von dem Kampfe, und der Wein perlt dabei in großen Bechern, und die Knaben horchen aufmerksam hinter den Sitzen der Ritter.

13. Der Kyffhäuser.

Unter den Bergen in Thüringen ist der Kyffhäuser einer der merkwürdigsten. Er hat seinen Namen von dem alten Schlosse Kyffhausen, welches vor Zeiten auf seinem Gipfel stand, und von welchem daselbst noch jetzt beträchtliche Trümmer zu sehen sind.

Der Kyffhäuser gehört zu der äußersten nördlichen Reihe der eigentlichen thüringischen Berge, welche durch ein reizend schönes Thal, die goldne Aue genannt, von den Vorgebirgen des Unterharzes getrennt wird. Er übertrifft alle umliegenden Berge an Größe und steiler Höhe. An seiner südlichen Seite trennt ihn ein tiefes, aber enges Thal von dem Brandberge; von seiner westlichen Seite zieht sich ein schmaler Bergrücken bis zu der Rothenburg, die eine kleine Stunde vom Kyffhäuser entfernt ist und auf welcher sich ebenfalls noch Ruinen einer alten Ritterfeste befinden. An dieser südlichen und westlichen Seite ist der Kyffhäuser mit dichtem Wald umgeben; die nördliche und östliche Seite verlaufen sich, durch kleinere Anhöhen, in die goldene Aue. Nahe am Kyffhäuser liegen zwei Dörfer, an der nördlichen Seite Sittendorf, an der östlichen Tilleda. Letzteres ist das größere, war aber vor Alters noch viel ansehnlicher, denn es befand sich hier sogar ein kaiserlicher Palast. — Die nächsten Städte sind Frankenhausen und Kelbra. Jene liegt südlich vom Kyffhäuser, etwas über zwei Stunden entfernt, diese nordwestlich, in einer etwas geringern Entfernung. Von der Seite von Frankenhausen oder der Rothenburg her ist der Kyffhäuser am leichtesten zu ersteigen. Der Berg hat einen breiten Gipfel und der Umfang der Ruinen, die man hier noch findet, beweist, daß Gebäude von seltener Größe hier prangten. Man sieht noch Spuren von tiefen, in den Berg gehauenen Graben und den daneben aufgeführten Mauern. Gegen die südlichste Seite des Berges hin steht noch ein Thor, das man gewöhnlich das Erfurter Thor nennt, weil man von diesem Standpunkte aus bei heiterm Himmel die Thürme von Erfurt erkennen kann. Etwas weiter aufwärts und westlich steht ein starker Thurm, der bedeutendste Ueberrest jener alten Bauwerke, der wegen seiner hohen und freien Lage auf eine ziemlich weite Entfernung sichtbar ist. Die alten Mauern dieses Thurmes sind 5—6 Ellen dick und auswendig von gehauenen Steinen. Von diesem Thurme etwas weiter abwärts, nach Osten zu, finden sich Ruinen von starken Mauern, welche vermuthlich das eigentliche Wohnhaus umfaßt haben. Noch weiter herab, auf der östlichen Seite des Berges,

über Tilleda, stehen noch die Ueberreste einer Kapelle, etwas weniger verfallen, als die andern Gebäude.

Die Geschichte sagt uns wenig von dieser vormals so großen und prächtigen Burg. Dagegen haben sich von ihr desto mehr abenteuerliche Sagen unter den Bewohnern der umliegenden Gegenden erhalten, die zum Theil sehr spaßhaft lauten.

Kaiser Friedrich (so erzählt man), der bei Lebzeiten gern auf dieser Burg und in ihrer Nähe verweilte, ist nach seinem Tode in den Berg hineingezaubert worden und wohnt da, weder lebend noch todt. Leute, die eben zur glücklichen Zeit, als der Eingang zu seiner unterirdischen Wohnung offen war, dahin kamen, haben ihn gesehn, wie er mit einigen seiner alten Diener auf einer Bank an einem großen steinernen Tische saß. Da sitzen sie nun schon so lange und unbeweglich, daß ihnen die Bärte durch den steinernen Tisch hindurch, bis auf den Boden gewachsen sind. Einst wird aber der Kaiser aus diesem Gefängnisse wieder in seiner vollen Macht und Schönheit hervorgehen, sein Kaiserthum wieder in Besitz nehmen, Deutschland über alle Völker groß und glücklich machen, die Türken aus Europa vertreiben und das gelobte Land mit dem heiligen Grabe wieder erobern. Es bedient ihn inzwischen eine schöne Prinzessin, die niemals alt wird und sich bisweilen außerhalb des Berges sehen läßt; auch hat er manchmal Zwerge zu seiner Bedienung. Daß an Gold und andern Schätzen in der zauberischen Wohnung des Kaisers ein großer Vorrath ist, läßt sich leicht denken.

Einmal saß ein Schäfer auf dem Berge und blies auf seiner Schalmeie so anmuthig, daß der Kaiser, im Innern des Berges, es mit Wohlgefallen hörte und einen Zwerg heraussandte, den Schäfer hineinzurufen. Unerschrocken folgte der Schäfer und blies dem alten Kaiser die lieblichsten Weisen vor, die er nur wußte. Der Kaiser ließ ihm darauf aus seinem Schatze eine Menge Gold geben und fragte ihn, ob die Raben noch um den Berg flögen? — Als nun der Schäfer antwortete: „Ja!“ — sprach der Kaiser: „So muß ich noch hundert Jahre schlafen!“ — Der Schäfer aber wurde durch den Zwerg glücklich wieder hinausgeführt. — Ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe wollte Korn nach Nordhausen fahren. Nicht weit vom Kyffhäuser begegnete ihm ein kleines, altes Männchen und gab ihm den Rath, sein Korn nach dem Kyffhäuser zu fahren, wo man es ihm gut bezahlen würde, nur müsse er Nichts dafür fordern, sondern mit dem zufrieden sein, was man ihm freiwillig reichte. Der Bauer folgte diesem Rathe. Am Berge kam ihm die Prinzessin entgegen, öffnete ihm eine Thür in den Berg, hieß ihm sein Korn abladen und gab ihm, als er damit fertig war, anstatt der Bezahlung eine Hemmkette. Der Bauer ärgerte sich, daß er für sein schönes Korn weiter Nichts

haben sollte, doch wagte er es nicht, seine Unzufriedenheit laut werden zu lassen, sondern warf die Hemmkette stillschweigend auf den Wagen und fuhr davon. Unterwegs war es ihm auffallend, daß seine Pferde gar nicht von der Stelle wollten, gleich, als ob sie an einer schweren Last zögen. Als er endlich nach Hause kam, war er mit seiner Frau und seinem Knechte nicht im Stande, die Kette vom Wagen herunter zu bringen; und als man die Sache genauer untersuchte, fand sich die ganze Kette in Gold verwandelt.

So ging es auch einer Gesellschaft Musikanten, die bei einer Hochzeit aufgespielt hatten und sich in ihrer Lustigkeit herausnahmen, dem Kaiser Friedrich ein Ständchen zu bringen. Die Prinzessin erschien und führte sie in den Berg, wo sie in einem großen Saale herrlich bewirthet wurden. Zum Abschiede steckte die Prinzessin Jedem einen grünen Zweig auf den Hut. Die Meisten warfen diese Zweige weg, unzufrieden, daß sie kein ansehnlicheres Geschenk erhalten hätten; nur Einer behielt den seinigen und fand, als er damit nach Hause kam, alle Blätter in lauter Goldstücke verwandelt. —

Dergleichen Geschichten werden noch in Menge erzählt, und es hat vor nicht gar langer Zeit noch Leute gegeben, die viel Mühe daran wandten, Gold im Kyffhäuser zu suchen; sie haben aber Nichts gefunden, sondern meistens noch das, was sie hatten, darüber verloren.

Wenn aber auch der Kyffhäuser kein Gold darbietet, so ist es doch sehr angenehm, ihn zu besuchen und dort etwas zu verweilen; denn wohin man von seiner Höhe nur blicken mag, da ist die Aussicht so schön und groß, daß man gar nicht weiß, wohin man zuerst sehen soll, und sich gar nicht sehnt, wieder wegzugehen. An der nördlichen Seite des Berges breitet die goldene Aue mit ihren reichen und bunten Gefilden sich aus, durch welche die Helme fließt, deren Lauf man in einer weiten Ausdehnung mit dem Auge verfolgen kann. Der westliche Theil der goldenen Aue wird zwar etwas durch die Rothenburg versteckt, doch schimmern jenseits derselben noch die Thürme der Stadt Nordhausen hervor; gerade vor sich sieht man die Vorgebirge des Harzes und unter denselben hingestreckt eine ganze Reihe kleiner Orte, unter denen Rosla und Bennungen als zwei der nächsten sich auszeichnen, während gegen Osten die Städte Artern, Sangerhausen und Altstädt mit seinem Schlosse, als die äußersten deutlich wahrnehmbaren Gegenstände, die Aussicht schließen. Südöstlich liegt die schöne Ebene, durch welche die Unstrut fließt, und in welcher man das Städtchen Heldrungen, das Schloß Wendelstein und viele andere Orte erblickt. Gegen Süden ruht das Auge zunächst auf dem dunkeln Walde; aber jenseit desselben fliegt der Blick über die Gefilde Thüringens

dahin, bis ihn am äußersten Ende des Gesichtskreises die blauen Berge des Thüringer Waldes begrenzen.

Dicht um die Ruinen, die verfallenen Werke der Menschenhand, regt sich das ewig junge Leben der Natur, die hier eine Menge schönblühender und gewürzreicher Pflanzen hervorbringt. Merkwürdig sind die großen Steinbrüche, die man am Fuße des Kyffhäusers, besonders an seiner südlichen Seite findet. Es wird hier ein sehr fester Sandstein gebrochen, den man vorzüglich zu Mühlsteinen verarbeitet, die weit versendet werden. In einem dieser Steinbrüche, der einen sehr engen Eingang hat, sieht man einen ganzen versteinerten Baum. Ueberhaupt findet man auf dem Kyffhäuser und in seiner Nähe viel versteinertes Holz in großen und kleinen Stücken, zum Theil von ausgezeichneter Schönheit. —

14. Die sächsische Schweiz.

Wer hätte noch niemals von der sächsischen Schweiz gehört? Von den hohen Bergen und tiefen Thälern, den Felsenkegeln und Steinschluchten, die dem Meißner Hochlande sein schweizerisches Ansehen geben? Da, wo die Elbe durch ein enges Felsenthal aus Böhmen nach Sachsen sich windet, von Gottleube und Berggießhübel bis in die Lausitz sich ausbreitend, liegt diese Gegend, welche man die sächsische Schweiz genannt hat. Hohe Berge mit reizenden Fernsichten und ungeheure Steinmassen wechseln mit freundlichen Thälern, mit fürchterlichen Schluchten und Abgründen; und die Sandsteinfelsen stellen oft die wunderbarsten, bald Staunen, bald Entsetzen erregenden Gruppirungen dar. Neben dichten Waldungen, welche die Berge umhüllen, ziehen sich Felder und Wiesen bis über die steilen Berghänge hinauf und geben dem Ganzen ein belebendes, freundliches Ansehen. Durch die bald weiten, bald engen Thäler, oft über Felsenmassen sich herabstürzend, strömen kristallreine und forellenreiche Bäche, die zahlreiche Mühlen in Bewegung setzen und dem Holzbetriebe aus den fernen Waldungen nach der Elbe die schönste Erleichterung verschaffen. Auf den Höhen und am Fuße der Berge liegen zahlreiche Dörfer, umgeben von Feldern und Wiesen oder versteckt hinter Bergen und Wäldern; und im Mittelpunkte der sächsischen Schweiz, am schmalen Wiesenufer der Elbe, winkt das freundliche Städtchen Schandau dem Wanderer entgegen. Mögen auch dem Meißner Hochlande die Berghöhen und Felshörner, die Gletscher und Eisfelder, die donnernden Wasserfälle und ungeheuern See'n, die Gemsen und Adler, die Kuh- und Sennhirten der echten Schweiz fehlen, immer wird es aus der Nähe und Ferne die Naturfreunde herbeilocken und den herrlichsten Gegenden Deutschlands den Vorzug streitig machen.

Wenn man von Pillnitz, wo der Porsberg den Eingang zur sächsischen Schweiz bewacht, über Lohmen und durch den Ottowalder Grund mit seinen hundert Ellen hohen, schauerlichen, überragenden Felsen auf den hohen Felsenvorsprung der Bastei hinaustritt, da sieht das Auge, nach Osten gewendet, nur Berge und Felsen, bald einzeln stehend, bald an einander gereihet, wie Riesen vor den erstaunten Blicken. Von der Bastei steigt der Reisende tief hinab in den Amselgrund, wo der brausende Amselfall über eine hohe Felsengrotte herabstürzt, und schreitet dann über die Höhe dem umwaldeten Hochsteine zu. In eine schauerliche Tiefe schaut das Auge hinunter zum tiefen Grunde, durch welchen der Polenzbach bald sanft und leise, bald tosend und rauschend dahinströmt. Durch eine Felsenschlucht führt der Weg auf Stiegen und Leitern in den Grund hinab, dann steil hinauf nach Hohnstein mit seinem halbzerfallenen Schlosse, und weiter den kahlen Felsenplatten des Brandes zu. Wie ein Silberfaden schlängelt sich die Polenz im tiefen Wiesengrunde um den Fuß des Felsen, und ringsum bis an den fernen Horizont liegt die Schweizergegend ausgebreitet. Auf fast senkrechten Treppen und steilem Sandwege gelangt man in die Tiefe des Thales, das immer freundlicher sich erweitert und endlich zum Elbthale und dem nahen Schandau leitet. Durch den frischen Waldesduft des romantischen Kirnitzschgrundes, von Felsenwänden, die wie Riesenmauern sich aufthürmen, und dichbewaldeten Höhen begrenzt, wandert der Reisende am Wasserfalle vorüber und dann auf Schlangenwegen hinauf zu dem mächtigen Felsenthore des Kuhstalls. Musik begrüßt ihn, und durch Spalten und Höhlen umklettert er die hohen Felsenmassen. Jetzt führt der Weg wieder hinab in das weite Waldthal und hoch hinauf zum Winterhäuschen bis auf die höchste Spitze des Meißner Schweizerlandes, den großen Winterberg. Weit schaut das Auge hier hinein in das Sachsen- und Böhmenland, und überall erheben sich waldige Bergreihen und Bergspitzen, und kahle Felsenwände und Felsenkegel. Nach Süden zu begrenzt den Horizont der riesengrabähnliche Schneeberg; weiter vor ihm stehen der große und kleine Zschirnstein, und näher dem Auge des Beschauers die Kaiserkrone und der Zirkelstein. Mehr nach Westen gewendet, erblickt man die Kuppelberge, den Papststein, den Pfaffenstein, den stark befestigten Königstein und ihm gegenüber den Lilienstein, und seitwärts an ihm vorbeigeschaut in nebliger Ferne den Spiegel der Elbe bei Pillnitz und die stolzen Thürme von Dresden. Oestlich schaut man ins Lausitzer Gebirge mit seiner höchsten Kuppe auf sächsischem Gebiete, der Lausche. —

Vom Winterberge geht's nach Böhmen hinein zum Prebisch-

thore, wo die Felsen eine hohe Brücke gebildet und in wunderbaren Gruppirungen sich gestaltet haben. Tief hinab steigt man ins Thal, das nach dem böhmischen Dorfe Hirnischkretschen führt, wo ein Dampfschiff, deren jetzt acht bis zehn den Elbstrom durchschneiden, des müden Wanderers wartet, um ihn auf Sachsens Hauptstrome hinabzuschaukeln. —

Wer möchte nicht an schönen Sommertagen einmal die Heimath verlassen und an diesen Reizen der Natur sich ergötzen? Wen dürfte es wundern, wenn alljährlich Tausende und oft ganze Karavanen dieser herrlichen Berggegend zuströmen?

15. Die Leipziger Messe.*

Das Königreich Sachsen besitzt an Leipzig einen Handelsplatz, der nicht allein ein vaterländischer, nein, ein deutscher, ein europäischer genannt zu werden verdient. Da ist Gewölbe an Gewölbe, Niederlage an Niederlage. Welch ungeheurer Verkehr, welche Handelsthätigkeit muß hier stattfinden! Das sollte Otto der Reiche, der Stifter der Leipziger Oster- und Michaelismesse, sehen! Wie klein und gering war damals die Stadt, und jetzt wie groß und prächtig!

Kaum ist Ostern vorüber, welch reges Leben beginnt auf den Straßen, welches Drängen, welches Treiben, welche Geschäftigkeit! Man muß sie sehen die fast endlosen Wagenzüge, welche auf seinen fünf Eisenbahnen fast stündlich heranrollen, muß Zeuge der Regsamkeit auf seinen Bahnhöfen beim Auf- und Abladen jener Kisten und Kästen, Ballen, Lasten und Fässer sein. Welche Wagenmassen rollen zu seinen Thoren herein, vom einspännigen Lederkarren des Rheinländers bis zum stattlichen Sechsgespann des Niederdeutschen, Badner und Würtemberger Fuhrmanns. Vor allen Gewölben, allen Niederlagen stehen große Kisten und Ballen, und was der Gewerbfleiß vieler Städte, großer Fabrikbezirke ganzer Länder in gedachter Zeit geschaffen, hier findet es im Zusammenflusse seinen Handelsplatz. Die Fabrikanten und Gewerbsmänner Sachsens, seine Handwerker neben den Fabrikanten Schlesiens, Brandenburgs, der Rheinlande, Würtembergs und Badens und der sächsischen Herzogthümer finden sich hier zusammen. Selbst die Schweiz hat zahlreiche Vertreter; Frankreich mit seinen Modeartikeln, seinen Seidenwaaren, seinen Rauchwaaren; England mit seinen gewaltigen Niederlagen wollener, baumwollener und Stahlwaaren. Firmen, drüber und drunter, Namen und Städte, wie sie kaum auf der Landkarte zu finden sind. Welches Drängen und Treiben in den ersten Wochen einer Messe unter den Ein- und Verkäufern! Allein

* L. Thomas.

oder mit einem Dolmetscher wandern sie von Niederlage zu Niederlage; freundlich heißt man sie willkommen, hier in englischer, dort in französischer, deutscher und italienischer Sprache. Dieser Jude mit dem langen seidenen Kaftan und der braunen Pelzmütze ist aus Polen; für mehr als 100,000 Thaler Waaren hat er schon gekauft und noch immer kann er nicht abreisen, noch immer wartet er auf neu ankommende Waaren. Vergnügt reibt dieser Fabrikant die Hände, fast geleert ist seine Niederlage, und reiche Bestellungen sind für die nächste Messe bei ihm gemacht.

Viele derartige Aufräumungen und Bestellungen, wie sie nicht zu den Seltenheiten gehören, welches Leben bringen sie in unsere armen Fabrikgegenden! Welcher Jubel, daß die Leipziger Messe „gut“ ausgefallen; daher das beständige Nachfragen nach dem Gange der Geschäfte während der Messe. — Ein Blick in jene großen Banquierhäuser, und wir staunen über die ungeheuren Geldmassen, welche hier täglich durch die Hände des Kassirers gehen. Welche kostbaren Schätze in jenen großen Seidenwaarenlagern, welche Massen von Tuch, von Leinwand, von Rauchwaaren, von Leder, von wollenen und baumwollenen Waaren in den Niederlagen und Gewölben zu ebener Erde, im ersten und zweiten Stocke! Und nun der Kleinhandel! Sechshundert Buden bedecken den schönen großen Markt in langen Reihen. Glas- und Steingut, Stroh- und Korbwaaren, Dosen und Blechwaaren, Farbekästen, Bleistifte, Federn, musikalische Instrumente, gebirgische Spitzen und Nähwaaren, Nürnberger Spielwaaren, Bürsten, Handschuhe, Zöblitzer Serpentinsteindrechseleien und tausend andere Sachen liegen und hängen hier schön geordnet zum Verkaufe.

Gewaltige Menschenmassen wogen vom Markte nach dem Augustusplatze zwischen der Post und dem ehemaligen Grimmaischen Thore. Eine ganze Bretterstadt hat sich hier in wenigen Tagen auf beiden Seiten der Straße erhoben. Hier ist der Hauptsitz des Kleinhandels! Längs des Augusteums die Buden der Juden, dahinter Glas- und Steingutbuden und die Kurzwaarengeschäfte. Ihre verführerischen Schilder mit „Stück für Stück 2 Groschen“ entlocken Vielen das Geld. Und nun ein Haupthandelszweig dieses Platzes — „die Schuhwaaren.“ Lange Budenreihen und nichts als Schuhe und Stiefeln, alle blank und schön, dauerhaft und weich, groß und klein.

Doch wir verlassen diesen Platz und gehen nach dem Roßplatze „unter die Buden.“ Es ist Meßsonntag. Welch ungeheurer Lärm umtobt uns! In langen Budenreihen sind hier die Sehenswürdig- und -unwürdigkeiten der Messe aufgestellt. Menagerien mit wilden Bestien lassen uns die Töne der Wüste und Urwälder hören; Dioramen, Panoramen und Kosmoramen versetzen uns, wie mit einem Zauberschlage, in die Hauptstädte der Erde, in die schönsten

Gebirgsgegenden, an die Wasserfälle und vor Prachtgebäude, ohne daß wir Leipzigs Thore zu verlassen haben; Wachsfiguren, beweglich und unbeweglich, führen uns Darstellungen aus der heiligen und der Weltgeschichte vor; daneben Buden, in denen Taschenspieler ihre Kunststücke, Kraftmenschen (Athleten) Beweise ihrer Stärke und der sonderbarsten Körperstellungen und Verrenkungen für Geld geben. Und unter diesen noch Karoussels, Schänk- und andere Buden; überall wird von böhmischen und anderen Harfenmädchen gespielt, gesungen, von Musikbanden musicirt, von Ausrufern an allen Schaubuden mit Löwenstimme oder durch Sprachrohre eingeladen, in den Thierbuden geläutet, und dazwischen von Löwen, Hyänen, Tigern, Bären gebrüllt, von der wogenden Menge gelärmt, gelacht, geschrien, gezankt.

Drei Wochen dauert die Messe, ungerechnet der vielen Geschäfte, die schon vor der Böttcherwoche im Großhandel abgemacht werden. Auf die Böttcherwoche folgt, durch Läuten der Rathsglocke angezeigt, die Meßwoche, die, auf gleiche Weise geschlossen, der Zahlwoche weicht. In ihr beginnt zu Ostern die Buchhändlermesse, die erst beendigt wird, nachdem alle übrigen Geschäfte ihr Ende erreicht haben. Oster- und Michaelismesse sind Hauptmessen; unbedeutend dagegen ist die von Friedrich dem Sanftmüthigen gestiftete Neujahrsmesse.

16. Das Erzgebirge.*

Das Erzgebirge umfaßt den größten und volkreichsten Theil des Königreichs Sachsen. Dort erheben sich die meisten und höchsten Berge, dort sind die größten Waldungen, dort ist der Born der meisten größeren Flüsse mit Ausnahme der Elbe, dort ist das Vaterland des sächsischen Bergbaues und der Bergfabriken, des Klöppelwesens, zum Theil auch der Baum- und Schafwollenweberei und Holzwaarenarbeiten, dort ist der größte Reichthum in und oft die größte Armuth über der Erde; denn während man oben klöppelt, spinnt, webt u. s. w., wird in und unter der Erde geklettert, gehämmert, gekarrt u. s. w. Die Fälle sind nicht selten, daß während Mutter und Tochter am Klöppelsack sitzen, tief darunter Vater und Söhne als Bergknappen arbeiten.

Vom Meißner und Leipziger Kreise steigt das Land allmälig an, erhebt sich wellenförmig, in stetem Wechsel von Berg und Thal, bis zu den höchsten Punkten an Böhmens Grenze und ist reich an Naturschönheiten aller Art, aber auch an Gegenden, wo nur düstere Wälder und kahle Bergrücken dem Auge sich darstellen, wo kein Singvogel nistet und nur selten eine Biene summt, weil sie den

* Engelhardt.

Rauch der Hammer= und Schmelzhütten flieht, wo keine Rebe prangt, wenig Obst und selten Korn gedeiht, und wo gewiß Unzählige sterben, die nie eine Pfirsiche oder Weintraube gesehen, geschweige denn gekostet haben. Ungeheure Waldungen decken besonders die höheren Gegenden und versorgen einen großen Theil des Leipziger und Meißener Kreises mit Holz, neben welchem es auch nicht an Torf und Steinkohlen fehlt. Des Bodens wellenförmige Gestalt und meist zu steinreicher Gehalt erschweren Feld= und Gartenbau, und rauhes Klima vereitelt in den höchsten Gegenden nicht selten die größten Anstrengungen des Landmannes. Der Felder bester Segen sind Hafer, Lein und Erdäpfel. Letztere, welche man vor etwa hundert Jahren statt Butter zu Brote aß, vertreten jetzt nicht selten des letztern Stelle und sind die wahre Brotfrucht des Erzgebirges, woran der Arme den größten Theil des Jahres hängt: die Frucht, die oft nur mit Salz, seltener mit Butter oder Leinöl, sein Morgen= Mittag= und Abendbrot giebt. Gar oft zählt man sie den Kindern wie Leckerbissen zu, und sich darin satt essen zu können, ist mancher Familie wahre Erquickung. — Ohne Getreidezufuhr aus Böhmen und den anstoßenden Provinzen würde der arme Erzgebirger oft hungern müssen, obschon er mit unglaublicher Anstrengung, gleich dem Tyroler und Schweizer, der Erde gleichsam abzuzwingen sucht, was sie ihm versagt. Halbe Stunden weit trägt er in Körben guten Boden und Dünger auf nackte Felsen, wo nicht selten ein Platzregen ihn wegschwemmt, Bergabhänge bepflügt er, die der Niederländer kaum beklettern kann. Gras mäht er auf Höhen, wo ein Fehltritt ihn verunglücken läßt. Heu holt er mitten im Sommer auf Schlitten, wo er mit Wagen nicht fortkommen kann. Mit Centnergeduld liest er Steine von den Feldern, und doch wird ihm meist nur dürftige, oft gar keine Ernte zu Theil.

Den Erzgebirger charakterisiren Zufriedenheit mit Wenigem, Treuherzigkeit mit Geradheit im Umgange, etwas Singendes beim Sprechen, ein häufiges Verdrehen üblicher, auch Einmischen fremder oder selbstgeschmiedeter Worte und noch so manche andere Eigenheiten. Ganz besonders eigen sind ihm Fleiß und Sinnen auf Erwerb, wozu ihn die Natur gleichsam spornt; denn fast jede Gabe läßt sie nur mit Mühe oder Gefahr sich abgewinnen. Sogar das Gehen erschwert sie ihm. Kaum viertelstündig sind im Erzgebirge die Ebenen, und es giebt dort in der That fast nur Fußsteige, nicht Fußwege, denn das Steigen und Klettern nimmt kein Ende. Mühsamer wird nirgends der Landbau betrieben und frühzeitiger wohl nirgends die Jugend zur Arbeit angehalten. Mit dem fünften bis sechsten Jahre schon hilft das Kind verdienen in der Klöppelstube, wie am Spinnrocken und in der Hütte.

Eigen ist ferner dem Erzgebirger, gleich dem Tyroler und Sa=

voyarden, das gewerbfleißige Wandern in ferne Gegenden und die doch ewig lebendige Sehnsucht nach den Bergen und Thälern der Heimath. Den Strichvögeln gleich, ziehen aus manchen Gegenden, besonders des Obergebirgs, im Frühjahre Hunderte mit Bändern, Spitzen, Blechwaaren, blauer Farbe u. s. w. in alle Länder deutscher Zunge, von der Schweiz bis Rußland, ja oft nur mit Axt und Kelle, anderwärts zu zimmern oder zu mauern. Zum Winter aber kehrt fast Alles heim, um, umnebelt von Hütten- und Hochöfendampf, nicht selten in verschneiter, ärmlicher Wohnung, den sauer errungenen Verdienst mit Weib und Kind zu verzehren. Knaben von 12 bis 13 Jahren fahren entweder auf eigene Faust, oder als Gehülfen ihrer Väter mit Karren voll kleiner Handelsartikel in die Welt, und manche Familie hat auf diese Art wohl ein halbes Dutzend Söhne in der Fremde, während die Töchter daheim klöppeln, spinnen u. s. w.

Nebel, welche die letzten Häuser kaum erkennen lassen und die höchstens in der Mittagsstunde weichen, kündigen den Erzgebirger den Winter an, der ihm gewöhnlich in der fürchterlichsten Gestalt erscheint; denn wochenlang schneit es oft in einem fort, ja wohl in einer Nacht so, daß man sich in Dörfern aus den Häusern schaufeln, bisweilen sogar aus dem Dache steigen muß, um einen Gang zur Hausthüre oder Gucklöcher für die Fenster der Unterstuben zu schaffen, die meist düstern Kellern gleichen. Ein 3 bis 7 Ellen hoher Schnee ist in strengeren Wintern nicht selten, und Stürme, die nirgends fürchterlicher heulen, bilden oft 20 bis 30 Ellen tiefe Windwehen, über welche der Gebirger, gleich dem Lappländer, mit angeschnallten Fußbrettern oder Schneeschuhen leicht hinweggleitet. Unglück zu verhüten, werden zwar Signalstangen gesetzt, auch bei starkem Schneewetter dem Wanderer, besonders Abends, durch Glockengeläute oder Trompeten Zeichen gegeben, in welcher Richtung er zu waten habe. Doch vergeht selten ein Winter, wo nicht Menschen im Schnee umkommen. Dessenungeachtet heißt der Erzgebirger den Winter allemal freundlich willkommen, denn er bringt ihm eine seiner liebsten Erscheinungen — Schlittenbahn, welche die Wege ebnet, Verkehr und Geselligkeit befördert und gewöhnlich länger dauert, auch weit schöner ist, als im Niederlande. Man fährt nicht, sondern fliegt gleichsam, der Gefahr trotzend, über Berg und Thal, und selbst Kinder gleiten in Rutschelschlitten, meist zwei und zwei, die steilsten Höhen hinab. Ueberhaupt ist die Jugend dort weit abgehärteter, als im Niederlande, und oft, wenn man hier schon nach Pelz und Mantel greift, springen dort Kinder unter freiem Himmel barfuß in bloßen Hemden herum, die noch dazu meist nur Hemden gewesen zu sein scheinen. So spielen sie auch vor den Thüren, so begleiten sie, um eine Gabe bittend, den Wagen des Reisenden.

17. Teplitz.*

An der Spitze der merkwürdigsten und unwiderlegbarsten Zeugnisse für den feuerflüssigen Zustand des Erdinnern stehen neben den Vulkanen die warmen und heißen Quellen, und als Gesundbrunnen und Bäder sind sie zugleich der Menschheit ein wohlthätiges Geschenk des Schöpfers. Schon in den frühesten Zeiten wurden ihre Heikräfte erkannt und es richtete die Dankbarkeit der Gottheit an solchen Orten Altäre und Tempel auf.

Kein Land in Europa ist gesegneter mit dieser Gottesgabe, als Böhmen, und die Gold- und Silbergruben des Kaiserstaates kommen in künstlicher Beziehung diesen Bädern nicht gleich. Teplitz theilt sich mit Carlsbad in den ersten Rang der böhmischen Kurorte. Anmuthig, in einem von der Tepel durchschlängelten Thale, umgeben von den Vorbergen des Erzgebirges, links das freundliche, reinliche Städtchen, das in 400 Häusern etwa 3000 Einwohner hat. Außer der Badezeit ist's hier still und einsam; aber sowie die Nachtigallen im Tepelthale gehört werden, beginnt der Zug der Kurgäste über die Berge; und ein reges, glänzendes Leben blüht, und verblüht nicht eher wieder, als bis der Herbst die ersten falben Blätter auf die Wege streut.

Uralt ist der hiesigen Heilquellen Ruf und er reicht bis in das Dunkel der Sage hinein; seine glänzendsten Tage aber hatte das Bad in dem Jahrzehnt, als der verstorbene König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., es jeden Sommer regelmäßig besuchte.

Die Teplitzer Quellen sind warm (zwischen 24 und 40 Grad. R.), und der Heizheerd ist ohne Zweifel der nämliche, der auch das Carlsbader Wasser kocht. Die Sage, daß ein unterirdischer Brand mächtiger Braunkohlenflötze das Wasser erwärme, ist ohne Grund und schon durch die Thatsache widerlegt worden, daß am Tage des Lissaboner Erdbebens (1. November 1755) alle Quellen plötzlich eine Viertelstunde lang ausblieben, dann aber mit unerhörter Gewalt und kochend hervorbrachen, und rundum Alles überschwemmten. Tief im Innern der Erde muß also die Ursache liegen, die zwei so weit entfernte Ereignisse zusammenknüpfen kann, und an eine engbegrenzte, örtliche, wie sie der Brand der nahen Braunkohlenflötze wäre, ist gar nicht zu denken. Das Teplitzer Wasser wird meist als Bad, selten als Trank gebraucht.

Bei Teplitz ist ein Wallfahrtsort für alle deutsche Herzen. Du kennst ihn doch? Es ist der Kirchhof — und der da ruhende Heilige ist Einer, der die Erde durchpilgert, ohne je eine Scholle davon sein nennen zu können; Einer ohne Titel, ohne Orden, ohne Adel; Einer, groß als Dichter, größer als Mann, als Mensch am größten: Seume.

* J. Meyer.

18. Das Riesengebirge.*

Die Kuppen des Riesengebirges sind ganz kahl, und die Gehänge und niederen Joche tragen meistens Nadelholz. Ueber der Höhe von 3600 Fuß wächst nur noch eine kleine Strecke hinauf die Zwergkiefer, das niedere Knieholz, aus welchem man in Schlesien allerlei niedliche Sachen verfertigt. Nur vereinzelt zeigt sich hier und da noch der Vogelbeerbaum (Eberesche). Auf den höchsten Punkten finden sich nur noch lange Flechten (Teufelsbart), isländisches Moos und wohlriechendes Veilchenmoos. Dörfer giebt es im eigentlichen Riesengebirge nicht, aber viele zerstreute Wohnungen, Bauden genannt, gleich den Sennhütten auf den Alpen, nur daß man einige derselben auch im Winter bewohnt (Winterbauden). Man zählt deren wohl an 3000, deren Bewohner Rindvieh- und Ziegenzucht treiben und gegen 20,000 Kühe und 12,000 Ziegen halten. Diese Bauden sind von Holz, auf einer steinernen Grundlage erbaut, welche eine Klafter hoch über den Boden hervorragt. Der Eingang ist durch das überhängende Dach vor dem Wetter geschützt; die Wohnstube, mit einem großen Kachelofen, einigen Tischen und Bänken ausgestattet, ist geräumig, daneben eine Kammer, und gegenüber, durch Hausflur und Küche getrennt, befindet sich der Stall. Das Dach ist mit Schindeln bedeckt und reicht bei den an Bergabhängen stehenden Bauden an der Hinterseite bis auf den Boden hinab; unter demselben ist der Futtervorrath und zuweilen die Schlafstelle für einen Theil der Familie oder der Gäste. Der Reisende findet darin eine gute Herberge.

Im Frühjahre ist das Viehaustreiben, im Sommer die Wanderung auf die Waldweide die Freude und Belustigung der Bewohner dieser einsamen Berghütten und Dörfer am Fuße des Gebirges. Um Johannis wird gewöhnlich das Vieh aus den Ställen „zu Berge getrieben". Beim Schalle langer, hölzerner Schalmeien, Hellahörner genannt, bei fröhlichem Gesange und dem Geläute der Glocken, deren jedes Rind eine an einem verzierten Bügel am Halse trägt, treibt man die blökenden Heerden zwischen Fichten und Tannen zu den Sommerbauden in das Hochgebirge, welches nun 14 bis 15 Wochen lang von diesen fröhlichen Tönen wiederhallt. Das ist die Zeit der Ernte: da wird Butter und Käse viel gemacht für den eigenen Bedarf und für auswärtigen Absatz; vorzüglich lobt man die runden Kräuterkäse (Koppenkäse), denen ein gewürztes Pulver von Majoran, Thymian, Bergsalbei, Bergmünze, Steinklee und Schafgarbe beigemischt ist.

Ein stets schneereicher Winter, welcher vom October bis in den Mai dauert, verkürzt die Frühlings- und Herbstzeit auf wenige

* Semmler.

Wochen, wie in den Gegenden des hohen Nordens. Der Herbst selbst beginnt mit Frösten, welche auf den Gebirgsrücken meistens von Schneegestöber begleitet sind, während derselbe im Flachlande noch von feuchter, regnerischer Beschaffenheit ist. Auf den höchsten Gebirgsrücken schmilzt dann gewöhnlich der Schnee nicht mehr, und nur auf den niedern Abhängen und in den Thälern herrscht vor dem gänzlichen Einwintern noch einige Wochen der Wechsel von Frost und Thauwetter. Die angehäufte Schneemasse, gewöhnlich die Höhe einer Klafter übersteigend, setzt dann die Baudner oft Wochen, ja Monate lang aus aller Verbindung mit den Thalbewohnern und macht den Verkehr schwierig, selbst lebensgefährlich. Oft müssen die Bewohner den Ein- und Ausgang durch die Dachluken oder den Schornstein suchen, die Richtung der gewöhnlichen Wege durch aufgesteckte lange Stangen bezeichnen und, falls ein Sterbefall in der Familie eintritt, die Leichen so lange im Schnee aufbewahren, bis das Thauwetter es ihnen erlaubt, sie hinab auf den Kirchhof ihres Ortes zu bringen. Diese großen Schneemassen verursachen aber auch hier, wie in allen Hochgebirgen, an den steilen Lehnen häufige Schneestürze, die den Lawinen der Alpen ähnlich sind; doch werden sie nicht so verderblich, wie diese. Im Winter sind Schlittenfahrten, auf kleinen Handschlitten die Bergabhänge hinab, ein gewöhnliches, dem Anscheine nach halsbrechendes Vergnügen, dessen Gefahren aber die Kühnheit und Gewandtheit der Lenker leicht beseitigt.

Während im Winter der Schnee die Baudner oft entsetzlich belästigt, erfahren sie im Sommer den häufigsten Wechsel von Nebel, Regen und heiterer Witterung mit Winden und Stürmen. Plötzlich ziehen Wolken zusammen und vertheilen sich wieder, einen lichten, bald zerrissenen, bald dichten und zusammenhängenden Schleier um die Gipfel der Berge ziehend. Schnell entstehen Windstöße von Norden und Süden und umgekehrt; unerwartet ergießen sich die heftigsten Regengüsse, und im schnellsten Wechsel erheitert und trübt sich der Himmel. Furchtbare Gewitter, welche auch im Hochgebirge häufig sind, entladen sich mehr an den Hängen und Thalrändern; doch treffen die Blitze nicht selten die höchsten Gipfel der Berge, wie schon oft die Schneekoppe selbst, namentlich am 18. Oktober 1828 in einer Stunde fünfmal.

Diese schnell wechselnden Erscheinungen in den höheren Regionen sind, nach der Volkssage, die Launen des gewaltigen Berggeistes R ü b e z a h l, welcher seit dem dreißigjährigen Kriege diese schauerlich große Gebirgsgegend beherrscht. Er ist indessen den Schlesiern mehr, als den Böhmen bekannt. In ihm laufen alle Mährchen und Sagen des Riesengebirges zusammen: bald erscheint er als Mensch riesenhaft und rußig, bald auch in verschiedenen Thiergestalten, die Bewohner der Gegend entweder beglückend oder

neckend. Im Ganzen ist jedoch der Charakter der Sagen von Rübezahl mehr launenhaft und komisch, selten tragisch. Seine Launen sind mannichfaltig und abwechselnd, wie das Wetter im Gebirge: er straft Diejenigen oft, die ihn durch Rufen seines Namens necken und reizen; betrügerischen Roßhändlern verkauft er ein stattliches Pferd, welches sich nachher in einen Strohwisch verwandelt; Abenteurern wird ihr Pferd plötzlich und ohne daß sie es selbst merken, zum Stocke, auf dem sie hernach im lächerlichsten Aufzuge durch das Dorf reiten; Armen dagegen füllt er den Korb mit trocknem Laube, das sie keuchend fortschleppen und nachher in Gold verwandelt sehen; Kinder und rechtschaffene Brautleute aber beschenkt er öfters. Er läßt sich statt des mit Unrecht Verurtheilten hängen, zappelt stundenlang am Galgen, und wenn man endlich nachsieht, findet man nur einen Strohwisch. Im höchsten Gebirge duldet er keine Jagd; nicht einmal Jagdhunde darf man dahin mitnehmen. — Von den hundert verschiedenen Ableitungen seines Namens ist die bekannteste: er habe sich von einer schönen Prinzessin foppen lassen, die ihm, während er auf ihren Befehl die Rüben seines Gartens zählte, entflohen sei.

19. Ein Bergwerk in Schlesien.

Von Breslau führt eine Eisenbahn nach Freiberg. Diese Stadt liegt am Fuße des Schweidnitzer Gebirges, das von der hier liegenden Festung den Namen hat. Es enthält dieser Theil der Sudeten freilich nicht so hohe Berge wie das Riesengebirge; aber er hat mancherlei, was eine Reise hierher lohnend macht. Sanfte, liebliche Thäler erfreuen den Blick; anderseits locken finstere Abgründe, an ihren reißenden Bergwassern dahinzuwandern und hinauf auf die Bergruinen zu schauen, welche die tannenbewaldeten Berge krönen. Reich an Heilquellen ist diese Gegend; Tausende finden jährlich hier Heilung oder Erleichterung ihrer Leiden. — Meilenlange Fabrikdörfer ziehen sich in den Thälern der Flüsse hinauf; von ferne schon sieht der Wanderer lange weiße Streifen auf grünen Matten ausgebreitet. Das ist die Leinwand, die hier gebleicht wird. — Der Hauptreichthum der Gegend sind aber die Schätze unter der Erde, die in zahlreichen Bergwerken oder Gruben gewonnen werden.

Ich machte mich eines Tags von Freiberg auf, ein Kohlenbergwerk zu besuchen. Ueber Berg und Thal führte mich die Straße wohl zwei Stunden weit. Je mehr ich mich dem Kohlenbezirk näherte, desto belebter wurde sie. Zahlreiche Kohlenwagen kamen mir entgegen, in deren Vordertheil Fuhrleute mit breitkrämpigem Hut und schwarzgefärbtem Gesicht saßen. Der Weg wendete sich, und ich sah auf einmal, im Tannenwalde unter mir

hier und da zerstreut, bretterne Hütten auf Haufen und Steinen. Bald stand ich vor der einen und bat einen vor der Thür stehenden schwarzgekleideten Mann um Erlaubniß, einzutreten. Ich sah inwendig eine Winde, an der volle Kohlenlasten aus einer dunklen Tiefe heraufgezogen wurden, während leere hinabgingen. Bog ich mich über den Schacht, der gleich einem Brunnen in die Tiefe ging, so sah ich nichts als einen kleinen leuchtenden Punkt, der von der Lampe eines Bergmanns herrührte. — Um die Erlaubniß zum Einfahren zu bekommen, mußte ich erst nach dem nächsten Orte gehen. Ich traf den Steiger (das ist der Aufseher); er forderte mich auf, am nächsten Morgen ihn ins Bergwerk zu begleiten.

Am andern Tage war die Sonne noch nicht aufgegangen, als ich schon zu dem hoch liegenden Zechenhaus aus den Thälern herauf die Bergleute kommen sah. Ich mußte eine Grubenkleidung anlegen und begab mich in das Zimmer, wo sich Alle versammelt hatten. Mit feierlichem Ernst sprach ein alter Bergmann ein Gebet, und nachdem wir uns so Gottes Schutz empfohlen hatten, stiegen wir ins Thal. Einzelne Bergleute kamen uns entgegen, welche die Nacht über gearbeitet hatten und heim gingen. Endlich erreichten wir eine Hütte, wie ich sie gestern gesehen hatte. Ich bekam eine Lampe. Die Bergleute begannen ihre Einfahrt. Man kann sich kaum einer innern Angst erwehren, wenn man die dunkelgekleideten, ernsten Männergestalten betrachtet, wie sie bei dem schwachen Schein ihres Lämpchens auf der Leiter in den finstern Schlund der Erde hinabklimmen. Einer nach dem andern verschwand; nun kam auch an uns die Reihe. Wir betraten die Sprossen und schritten, uns fest anklammernd, behutsam an der steilen Wand hinunter. „Achtung!“ rief von Zeit zu Zeit der Steiger, wenn eine besonders gefährliche Stelle zu passiren war. Noch behutsamer als vorher kletterten wir in die immer wachsende Finsterniß hinab, während im raschen Schwung volle und leere Gefäße neben uns auf- und niederstiegen. Endlich verließ der Fuß die letzte Sprosse; mit einem „Gottlob!“ fühlten wir wieder festen Boden unter uns und streckten mit Wohlgefallen die erlahmten Kniee. Aber auf dem kalten, nassen Boden war an kein Ausruhn zu denken. Der Steiger trieb zum Weitergehen, und so durchschritten wir die langen, finstern Gänge. Sie sind bald eng, bald weit, bald hoch, bald niedrig, nur erleuchtet durch die Lampen und erfüllt mit eintönigem Geräusch. Das Rasseln der Ketten, das Stöhnen der Wasserpumpen, das Halloh der Bergleute, das Krachen des Gesteins, das Rauschen des Wassers und das unaufhörliche Klopfen und Klingen der Schlägel und Bohreisen bilden eine schaurige Musik. Bergleute mit ihren beladenen Karren eilten an uns vorüber; dort schlugen Andere große Stücke los; Andere

stützten die Decke neuer Gänge mit Holzgerüsten; noch Andere bohrten, im Schweiß ihres Angesichts, ein Loch in den Felsen. „Es wird angesteckt!“ tönte es uns aus einer Halle, in die wir eben eintraten, entgegen. Der Steiger hatte kaum Zeit, uns hinter eine Felsenwand zu schieben, als ein Blitz die dunkle Nacht zerriß; ein dröhnender Schlag erfolgte, als sei die Erde geborsten; Stücke des losgesprengten Gesteins wurden umhergeworfen, und weißer Pulverdampf quoll uns entgegen.

Wir setzten unsern Weg in anderer Richtung fort und kamen in einsame Gänge. Das Rollen des Donners verhallte nach und nach, und wir hörten nur noch das Wasser, wie es langsam und eintönig von den Wänden tropfte. Mein Auge hatte sich an die Finsterniß gewöhnt. Einzelne Theile der Bäume, durch deren Verkohlung vor uralter Zeit die Steinkohle gebildet wurde, konnte ich deutlich erkennen.

Nun wurde der Boden immer feuchter. Von ferne hörten wir Plätschern und Geräusch, als wenn sich Ruder im Wasser regten. Wir bogen um eine Ecke und sahen in einer Halle eine Wasserfläche. Aus dem Dunkel tauchten schwarze Gestalten auf, einen Kahn mit kräftigen Schlägen lenkend. „Hier sammeln sich die Grubenwasser des Bergwerks; von hier aus führt ein schiffbarer Stollen die Kohlen zu Tage“, erklärte der Steiger. „Wir wollen ihn zum Rückzug benutzen.“ — Bald saß ich im Kahn und wurde in die Nacht hineingefahren. Leere Kohlenschiffe kamen uns entgegen. Nach halbstündiger Fahrt erschien ein Lichtpunkt wie ein Stern in der Ferne. Er wurde größer und größer. Endlich erkannte ich das langersehnte Licht des Tages. Wir kamen aus dem Berge herausgefahren und wurden mit „Glückauf!“ begrüßt.

20. Die Elbe.

Die Elbe ist zwar kein so mächtiger und großartiger deutscher Strom, als der schöne, breite Rhein, aber an Wasserfülle und Länge übertrifft sie die beiden andern nach Norden gerichteten deutschen Ströme, die Oder und Weser doch merklich. Sie ist über 150 Meilen lang und über 100 Meilen schiffbar; selbst ihre großen Nebenflüsse, wie die Moldau, die Saale und die Havel, sind eine große Strecke schiffbar. Ihren Ursprung hat die Elbe auf dem hohen, quellen- und bächereichen Riesengebirge unfern der Schneekoppe. Sie durchfließt die reichen Fruchtgefilde Böhmens in einem weiten Bogen, verstärkt sich durch die von Süden kommende, wasserreiche Moldau, woran die alte merkwürdige Stadt Prag liegt, und nimmt auch die vom Fichtelgebirge herkommende Eger unfern Leitmeritz auf. Durch diese Gewässer verstärkt, durchbricht sie am Nordrande des Böhmer-Landes von Lowositz an das

hemmende Elb-Sandsteingebirge und windet sich in vielen Krümmungen durch dessen hohe, wundersam gestaltete Felsen. Hier ist die vielgerühmte sächsische Schweiz mit ihren reizenden Bergeshöhen, der Bastei, dem Brand, dem Prebischthor und Kuhstall. Einige Meilen weiter abwärts öffnet sich ihr der herrliche Thalgrund, worin das liebliche königliche Lustschloß Pillnitz und die schöne sächsische Königsstadt Dresden in ihre Wellen hinabschauen. Nachdem die Elbe dann bei Meißen zum letzten Male sich zwischen den vorliegenden Felsen hindurchgezwängt hat, tritt sie in die große norddeutsche Tiefebene ein, in welcher sie ihren Lauf nun beruhigter bis in die Nordsee fortsetzt. In dieser Ebene ist es, wo sie durch die schwarze Elster, durch die schnelle Mulde, die schöne Saale und die see'nreiche Havel eine solche Wasserfülle erhält, daß sie bei Hamburg die größten See-Handelsschiffe tragen kann. — Ein guter Theil ihres Laufes fällt in das Gebiet des preußischen Sachsens. Auf ihrem bald zwischen mächtigen Wäldern und reichen Fruchtgefilden, bald zwischen Rebenhügeln und anmuthigen Wiesengründen hindurch gelenkten Laufe begrüßt sie zahlreiche blühende und gewerbreiche Städte, gewaltige Festungen, malerisch gelegene Burgen, Schlösser, Ruinen, Dome und viel reiche Dörfer. Josephstadt und Königgrätz, Theresienstadt und Leitmeritz, Königstein und Pirna, Dresden und Meißen, Torgau und Wittenberg, Magdeburg und Hamburg, Altona und Glückstadt und viele alte Schlösser im Sachsen- und Anhaltiner Lande spiegeln ihre Mauern und Thürme in den Fluthen der Elbe. Das Sachsenland, die Börde, die Wische, das alte Ditmarscher Land und viele schöne, grüne Werder im Strome bezeugen die große Fruchtbarkeit der Thalaue, aus welcher der Strom die Sandstrecken zur Seite geschoben hat. Je weiter stromabwärts, desto nothwendiger sind der niedrigen Ufer wegen die hohen Deiche, die zur Abwehr des Hochwassers, namentlich zur Zeit des Eisganges und der Schneeschmelze, auf beiden Seiten des Flusses mit großen Kosten erbaut sind. Dennoch richtet dasselbe bei Ueberfluthungen und Deichbrüchen in manchen Jahren ungemein großen Schaden an. — Die Elbe ist eine wahre Pulsader des menschlichen Verkehrs. Von der großen Handelsstadt Hamburg, deren größte Kaufleute ihre Schiffe nach allen Welttheilen hin senden, kommen die ausländischen Waaren stromaufwärts in das Land hinein. Auch die Eisenbahnen, welche die Elbe bald in geringerm, bald in größerm Abstande bis nach Böhmen hinein begleiten, fördern diesen Verkehr erstaunlich. In Hamburg, wo der Strom sehr breit ist, laufen an 6000 Seeschiffe aus und ein, und Dampfboote unterhalten die Verbindung sowohl mit England, Holland und Frankreich, als die Elbe aufwärts mit Magdeburg und

Dresden, ja selbst bis Prag. Was die rege Fabrikthätigkeit und der Ackerbau des Binnenlandes zur Ausfuhr erzeugt, findet zum großen Theil seinen Weg über Hamburg ins Ausland, an Werth wohl für 140 Millionen Thaler. Wer könnte ahnen, daß ein Strom, der bei seiner Mündung Hunderte von Schiffen aller Nationen trägt, aus einem so kleinen Ursprung entstanden ist!

21. Die Oder.

Die Sudeten scheiden das preußische Schlesien von den österreichischen Provinzen Böhmen und Mähren. Am Südostende dieses Gebirges entspringt die Oder. Aus einem von finstern Tannenwäldern umgebenen Sumpf kommt sie heraus, hier noch ein schmaler Bach. Folgen wir ihrem Laufe durch das niedrige Gebirge, so sehen wir, wie der Fluß in einem tief eingeschnittenen Thale mit reißendem Gefälle dahinbraust und endlich das niedriger gelegene Oberschlesien erreicht. Oberschlesien ist der Theil Schlesiens, welcher den Regierungsbezirk Oppeln bildet. In Ratibor besteigen wir einen Kahn und fahren den ruhig gewordenen Fluß hinab. Sein Thal ist breit. Zwischen Gebüsch und Wiesen schleicht er träge dahin, an seiner Seite todte Arme und Lachen bildend. Auf beiden Ufern bemerken wir dichte Forsten, hier und da unterbrochen von Aeckern und Wiesen. Aber der Boden ist mager; mühselig wird gearbeitet; dürftig ist die Ernte. Andere Schätze hat das Land; nicht solche, die da wachsen und blühen im Sonnenschein; unterirdische nur. Da sieh im Walde auf den Haufen von Steinen die vielen bretternen Hütten! Tritt in eine, und du blickst in die dunkle Tiefe, den Schacht, aus dem der Bergmann Kohlen und Erze holt. Nebenan ist die Eisenbahn. Unzählige Wagen werden beladen und fahren dahin. Wir folgen ihnen und kommen den hohen Schornsteinen näher, die schon von Weitem sichtbar sind und sich wie ein zweiter Wald über die Kiefern erheben. Aus Fabriken und Hüttenwerken steigt der Rauch und Dampf empor und breitet sich über die Wälder. Hier in diesem niedrigen, lang hingestreckten Gebäude werden die Kohlen in den verschlossenen Behältern erhitzt und verlieren so ihre Harz- und Schwefeltheile. Man nennt sie dann Koaks. Dort jener breite, thurmähnliche Bau ist ein Hochofen. Rüstige Hände füllen den untern Theil mit Koaks und zünden ihn an. Oben hinein werden die Erze geschüttet. Bald fließt zur Seite das geschmolzene Eisen heraus.

Andere Wagenzüge fahren nach dem Wasser. Was der Bergmann gewonnen, wird in die Schiffe verladen, um auch Fernwohnenden nützlich zu sein. Tiefgehende Kähne fahren den Fluß hinab, und aus Nebenflüssen und Kanälen kommen immer neue hinzu. Der Wind bläst in die Segel; langsam aber geht die Fahrt; denn

der Strom ist seicht und sehr versandet. Schneller führt uns der Dampfwagen nach Breslau. Kosel, die Festung, — Oppeln, die Regierungsstadt (beide an der Oder gelegen), liegen bald hinter uns. Bei der Mündung der Glatzer Neiße, die von den Festungen Glatz und Neiße herkommt, erreichen wir Mittelschlesien, den Breslauer Bezirk. Die Felder bei Mollwitz, wo Friedrich der Große seinen ersten Sieg errang, werden rasch durchschnitten, und bald sind wir am Ende der oberschlesischen Eisenbahn, in Schlesiens Hauptstadt. Auf schönen Plätzen stehen hier Denkmäler: die Bildsäule Blüchers auf dem einen; auf dem Markte die des alten Fritz, der hier nach dem ersten schlesischen Kriege Frieden mit Oestreich schloß. Aus den engen, geräuschvollen Straßen mit den alterthümlichen Häusern und hohen Kirchen gehen wir hinauf auf den Wall der alten Stadt, welcher zu Spaziergängen eingerichtet ist. Wir erreichen eine Höhe und begrüßen die Oder von Neuem. Zur Seite aber liegt die Stadt unter uns, und wir merken wohl an dem Gebrause und Gesumse, was herauftönt, daß auf diesem Fleck der Erde über 120,000 Menschen zusammen sind. Ist es aber Abend, und du stehst hier oben, so hörst du über dem weltlichen Getöne unter dir die Abendglocken der sehr zahlreichen Kirchen, des gewaltigen Doms zumal, durch die Lüfte erklingen. Den Strom siehst du bedeckt mit vielen, vielen Feuern. Die sind auf Flößen, und an ihnen bereitet der arme Pole, der sie von Oberschlesien heruntergebracht hat, sein kärgliches Mahl. Morgen stößt er sie weiter, durch Breslau hindurch.

Nur die Theile Schlesiens sind gebirgig, welche nach Oestreich zu liegen. Wer das nicht wüßte, doch aber von schlesischen Bergen gehört hätte, würde sich wundern, so wenig von ihnen zu sehen, wenn er auf der Oder weiterfährt. Hier und da guckt wohl eine blaue Kuppe über das linke Ufer herauf (so über das Schlachtfeld von Leuten der Zobtenberg); auch treten weiter hin an den Lauf der Oder in Niederschlesien (dem Regierungsbezirk Liegnitz) Höhenzüge heran; aber im Allgemeinen ist das Land immerfort flach. Das sieht man an dem nicht tief liegenden Flußbett. Wollten wir freilich an den von links kommenden Nebenflüssen der Oder, wie an der Katzbach und dem Bober, von der Mündung bis zur Quelle hinaufgehen, so würden wir Gebirge genug finden. Und daß Gebirgsflüsse ein ganz anderes Aussehen haben als unsere märkischen, könnten wir da auch sehen. Ihre Ufer sind steil, wovon die Franzosen am 26. August 1813 zu erzählen wußten. Auf dem Grunde liegen Kieselsteine, kleine, die als Sand gelten können, aber auch große, hoch wie ein Haus. Häufig wechselt der Wasserstand. Am Morgen noch fließt sparsam in einzelnen Rinnen das Wasser über die Steine hinweg. Hat es aber im Laufe des Tages in den Bergen gewittert, so wird in kurzer Zeit das ganze Fluß=

bett mit Wassermassen angefüllt. Am Abend vielleicht ist die ganze Masse schon wieder verlaufen, und die Steine ragen aus dem Wasser hervor. Schiffbar sind solche Flüsse nicht, höchstens in ihrem unteren Laufe. Wohl aber führen sie dem Hauptstrome die großen Wassermassen zu, die dessen Schiffbarkeit möglich machen. Sie sind es auch, die zu gewissen Zeiten im Jahre das Bett der Oder so füllen, daß die Dämme überschwemmt, oft sogar zerrissen werden. Wenn man zwischen Breslau und der Festung Groß-Glogau — das ist die wichtigste Oderstadt in Niederschlesien — den Strom so ruhig und still fließen sieht, meint man nicht, daß das derselbe ist, der noch im Jahre 1854 so viele Fluren und Dörfer verwüstet und zerstöret hat. —

Im Brandenburgischen ist anfangs der Lauf der Oder wie in Niederschlesien. Der Strom wird immer ausgedehnter; oft ist sein Thal eine halbe bis eine Meile breit. Neben ihm siehst du sumpfige Stellen, todte Arme und Gebüsch, innerhalb des Bettes Inseln die Menge. An einzelnen Stellen nähern sich dem Flusse Bergzüge, die sich theilweis steil und hoch aus dem Wasser erheben. So bei Krossen, wo der Bober mündet; dann weiterhin unterhalb der Mündung der Lausitzer oder Görlitzer Neiße. Da liegt auf einem Berge das stattliche Kloster Neu-Zelle und nicht weit davon Fürstenberg. In dieser Gegend kommt die von Breslau nach Berlin führende niederschlesisch-märkische Eisenbahn ganz nahe an den Strom heran. Man sieht von ihm aus die Dampfwagenzüge auf dem steil sich erhebenden Damme dahinbrausen. Oben selbst aber ist eine liebliche Aussicht. Man übersieht das breite Oderthal, jenseits von bewaldeten Hügeln begrenzt. Aus dem Wasser erheben sich fruchtbare Werder. Weidende Viehheerden beleben sie, und noch weit drüben erkennt man die braunen und weißen Punkte auf dem frisch grünen Rasen. Steil unter dem Beschauer ist das Fahrwasser. Viele der Kähne und Holzflöße haben zwar schon die Oder verlassen und sind durch den Friedrich-Wilhelms (Mühlroser)-Kanal nach der Spree gefahren; doch ist der Strom noch belebt genug. — Setzt man auf der Bahn den Weg fort, so wird immer mehr von einer Stadt sichtbar, welche sich auf dem linken Stromufer an einem Hügel hinaufzieht. Dies ist Frankfurt. Von hier geht die Eisenbahn weiter über Fürstenwalde nach Berlin.

Vom Bahnhof in Frankfurt führt der Weg durch die Stadt zur Oder hinunter. Zur Meßzeit mögen die Straßen nicht wenig geräuschvoll sein, wenn die 30,000 Einwohner noch durch so viele Meßgäste vermehrt sind. Eine 800 Fuß lange Brücke führt über die Oder nach der Vorstadt am rechten Ufer.

Unterhalb Frankfurt wird das Oderthal noch breiter, und bei Lebus beginnt das sogenannte Oderbruch. Dasselbe ist ein mehr als zwei Meilen breiter Landstrich, der sich besonders am linken

Ufer hinzieht. Er liegt nicht viel über dem Bette der Oder und ist durch Dämme gegen Ueberschwemmungen möglichst geschützt. Nachdem die früher hier befindlichen Sümpfe trocken gelegt worden sind, ist der Boden überaus fruchtbar geworden; man sieht deshalb zahlreiche Meiereien und Dorfschaften. Die Bewohner bringen die Erzeugnisse des Feldes nach den nahe gelegenen Städten, so nach Wriezen, Freienwalde, Küstrin und Oderberg. Die letzten beiden Städte liegen an der Oder; Küstrin, eine Festung, am Einfluß der Warthe, Oderberg am Nordende des Bruchs. Die Höhenzüge, welche das Oderbruch zu beiden Seiten scharf begrenzen, treten bei dieser Stadt nahe an den Strom heran und geben derselben eine malerische Lage. Sie breitet sich unmittelbar am linken Ufer der alten Oder aus. Die Höhen sind steil und bilden senkrechte Wände, die wie Felsmassen aussehen, aber aus Lehm bestehen. Weit überragen sie die Häuser der Stadt. Theile derselben ziehen sich in die Schluchten der Berge hinein. Unterhalb Schwedt, wo auf ähnliche Weise die Ränder des Stromthales scharf hervortreten, verläßt die Oder die Mark Brandenburg. —

Nun tritt sie in das Pommerland und sucht sich nach beiden Seiten hin auszudehnen; denn die hohen Uferwände treten allmälig zurück. Dadurch bilden sich an beiden Ufern Bruchländer, und in dem Flusse selber entstehen Inseln und Sandbänke, von denen die letzteren die Schifffahrt bei seichtem Wasser gefährlich machen. Bald darauf theilt sie sich bei Garz in zwei größere Arme, von denen der eine nicht weit von der Festung Damm in den Dammschen See, der andere aber links davon durch Stettin ins Papenwasser fließt. — Stettin, die alte Hauptstadt Pommerns, liegt auf beiden Seiten der Oder. Sie ist eine starke Festung. Ihre engen Straßen gehen bergauf und bergab. Der bedeutende Handel, welcher von hier aus getrieben wird, macht die Stadt sehr belebt. Die Oder, die bis Stettin sogar von Seeschiffen befahren wird, fließt von da ab am Fuße lieblicher Hügelreihen in das Papenwasser und sodann in das zehn Meilen breite Haff; endlich ergießt sie sich in den drei Armen, Peene, Swine und Divenow, zwischen denen die Inseln Usedom und Wollin liegen, in die Ostsee. An der Swine ist die Stadt Swinemünde von Friedrich II. erbaut worden.

22. Berlin.

Berlin, die Hauptstadt des preußischen Staates und erste königliche Residenz, ist eine der schönsten Städte von ganz Europa. Nur von London, Paris, Konstantinopel und Petersburg wird sie an Bewohnerzahl übertroffen; sie ist gegenwärtig mit ihren 500,000 Einwohnern die volkreichste Stadt Deutschlands, zugleich stärker

bevölkert als Wien. Ihr Umfang beträgt fast drei Meilen, ihre größte Ausdehnung von Südost nach Nordwest etwa halb so viel. Sie wird von der für kleinere Fahrzeuge schiffbaren Spree in mehrfachen Krümmungen durchflossen und in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt. — Unter allen Gebäuden verdient vorzüglich das vor anderthalbhundert Jahren vom ersten preußischen Könige mitten in der Stadt dicht an der Spree erbaute große königliche Schloß genannt zu werden, ein über 100 Fuß hohes, prachtvolles, in der neuesten Zeit mit einer Kuppel über der Schloßkapelle versehenes Bauwerk, das ein längliches Viereck bildet, und innerhalb zwei große und zwei kleine Höfe einschließt. Fünf hohe Portale führen in das Innere, welches große Prachtsäle, fürstliche Wohnungen, die Schatzkammer und eine Gemäldegallerie enthält. Drei große Wasserbehälter unter dem Dache enthalten beständig für alle Fälle der Feuersgefahr ein Paar Tausend Tonnen Wasser, welche durch eine Wasserdruck-Maschine emporgehoben und im ganzen Schlosse vertheilt werden können. Auf der Lustgartenseite zieht sich eine neu angelegte Terrasse hin, mit zwei erzenen kolossalen Pferdebändigern am Thoreingange, einem Geschenke des russischen Kaisers Nikolaus. Zu den schönsten öffentlichen Plätzen gehört besonders der Lustgarten, welcher vom königlichen Schlosse und dem Museum, der Börse, dem Dom, dem Zeughause und der Schloßbrücke umgeben wird. Eine große geschliffene Granitschale aus einem einzeln in der Mark aufgefundenen Granitblocke und ein mittelst Dampfkraft getriebener Springbrunnen zieren ihn. — Dem Schlosse gegenüber erhebt sich auf der andern Seite des Lustgartens das Museum, zu dessen mit herrlichen Wandgemälden geschmückter und von Säulen getragener offenen Vorhalle eine breite Treppe emporführt, auf deren einer Wange die erzene Amazone, ein Kunstwerk eines vaterländischen Bildhauers, aufgestellt ist. Das Museum selbst, eines der schönsten Gebäude in Berlin, 276 Fuß lang, 179 Fuß breit, enthält in den unteren Räumen die alterthümlichen Bildwerke von Erz, Marmor und Stein aus Griechenland und Rom, in den obern die fast anderthalbtausend Gemälde zählende Bildergallerie. Hinter diesem Museum und mit demselben durch eine lange, hohe Brücke verbunden, erhebt sich das neue Museum, zur Aufnahme der in den königlichen Schlössern zerstreuten Kunstschätze, namentlich auch der ägyptischen, bestimmt und nicht minder großartig und schön als das ältere. Hinter den Museen liegt das geräumige Packhofgebäude. Geht man über die Schloßbrücke, so kommt man an das unter dem ersten preußischen Könige erbaute große Zeughaus, welches einen geräumigen Hof umschließt, um welchen die innern Räume als ungetrennte große Säle herumlaufen. Der untere Saal enthält die schweren Geschütze, der obere die schön geordneten leichten Waffen und die

erbeuteten Kriegsfahnen und andere Feldzeichen. Gegenüber dem Zeughause liegt das von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm bewohnte Palais. Neben dem Zeughause stehen die Hauptwache, die Singakademie, das Universitätsgebäude und weiterhin das Akademiegebäude, welchem gegenüber das Opernhaus gelegen ist, das nach dem furchtbaren Brande von 1843 um so prächtiger wieder eingerichtet, jetzt eins der schönsten Opernhäuser in Europa ist. Den mit Gartenanlagen belebten Platz umgeben außer dem Opernhause die hinter demselben gelegene, katholische Hedwigskirche, das von dem Könige von Preußen, Wilhelm I., bewohnte Palais, welches die Häuserreihe zur Linken eröffnet, und die auf der andern Seite der Straße gelegenen Universitäts- und Akademiegebäude, sowie die Hauptwache. Vor dem Akademiegebäude steht das gewaltige Reiterstandbild König Friedrichs des Großen, das königlichste aller Standbilder in und um Berlin. Hoch zu Roß, umgeben von den Helden seiner Siegesschlachten, schaut der große Friedrich nach der Hauptwache hin mit den marmornen Standbildern von Scharnhorst und Bülow, denen schräg gegenüber die bronzene Statue des Feldmarschalls Blücher und zu beiden Seiten derselben die Standbilder York's und Gneisenau's am Opernplatze stehen und blickt zugleich nach dem Zeughause und dem königlichen Schlosse. Hier beginnt die großartigste aller Straßen Berlins, die 1600 Schritt lange und 85 Schritt breite, mit einer vierfachen Baumreihe von Linden besetzte Straße: „Unter den Linden“, welche sich zwischen prachtvollen Palästen, Hotels und Kaufhallen bis zum Brandenburger Thore hinzieht. Dieses zeichnet sich vor allen Thoren aus; es ist nach dem alten Burgthor in Athen erbaut. Das riesige, 64 Fuß hohe Mauerwerk, von zwölf gewaltigen, 44 Fuß hohen und fast 6 Fuß dicken korinthischen Säulen getragen, ist 195 Fuß breit und hat fünf Durchgänge, deren breitester mittlerer nur für königliche Wagen offen ist. Halberhabene Figuren schmücken die inneren Seiten der Thorwände, und außerdem sind noch zwanzig kleinere Säulen in der Front und an den Seiten der Flügelgebäude des Thores angebracht, welche letztere zur Thorwache dienen. Ueber dem Hauptthor erhebt sich noch ein hohes Mauerwerk mit einer geschmackvollen Einfassung einfacher Gesimse, um das berühmte Viergespann der Siegesgöttin auf ihrem Triumphwagen zu tragen. Vier starke, 12 Fuß hohe Rosse ziehen im wilden Laufe einen zweiräderigen Wagen, auf welchem die Siegesgöttin steht mit der Palme und dem lorbeerumwundenen eisernen Kreuze in der Hand, über dem der preußische Adler schwebt. Napoleon führte 1806 dieses Kunstwerk nach Paris, von wo es die siegreichen Preußen 1814 zurückholten.

Die Straße unter den Linden wird von der fast eine halbe Meile langen Friedrichsstraße ziemlich in der Mitte durch-

schnitten. Die regelmäßigste, geradeste Straße ist die Leipzigerstraße. Die Wilhelmsstraße, in ihrer Verlängerung bis zum Luisenthore noch länger als die Friedrichsstraße, enthält viele Paläste und Minister-Wohnungen. Die Königsstraße ist fast die belebteste von allen. Der Gensdarmen-Markt ist einer der größten Plätze; auf ihm steht zwischen zwei Kirchen das große Schauspielhaus. Den Belle-Alliance-Platz am Halleschen Thore schmückt eine auf einer hohen Granitsäule stehende Siegesgöttin. Um den Wilhelmsplatz stehen auf grünem umbuschten Rasen die marmornen Standbilder der alten Siegeshelden des siebenjährigen Krieges, Schwerin, Seidlitz, Winterfeld, Keith, Ziethen und des Fürsten von Dessau, zur lauten Erinnerung an ihre Thaten.

Von den Fabriken sei vor Allem die große, vortrefflich eingerichtete Eisengießerei vor dem Oranienburger Thore genannt, worin nicht blos ganze Brücken mit Bogen und Geländern, Maschinen und Maschinentheile der verschiedensten Art für den Handwerks- und landwirthschaftlichen Gebrauch, herrliche Bildsäulen und Brustbilder aus Gußeisen verfertigt werden; sondern wo auch durch die Kunst die feinsten Schmucksachen und Zierrathen aus Eisen geliefert werden.

In der Nähe der Stadt liegen eine große Anzahl von Vergnügungsörtern; der angenehmste und bekannteste derselben ist der Thiergarten, ein über 800 Morgen großer, über zwei Stunden im Umfange haltender Park mit zahlreichen Fuß-, Reit- und Fahrwegen, schönen Wiesenplätzen und Teichen, Blumenbeeten und Gebüschgruppen zwischen den Baumpartieen, sowie mit einer Menge Kaffeewirthschaften und andern Vergnügungsplätzen für die Berliner. Der Thiergarten liegt vor dem Brandenburger Thore und zieht sich zu beiden Seiten der Chaussee nach Charlottenburg hin, welche Nachts erleuchtet ist, was bei wenig andern großen Städten in den Parken der Fall ist. Berlin ist überhaupt des Nachts in allen Haupt-Stadttheilen glänzend erleuchtet. Man bedient sich dazu des Leuchtgases, das in einer großen Gasbereitungs-Anstalt aus Steinkohlen gewonnen und in unterirdischen, eisernen Leitungsröhren durch alle größeren Straßen und Plätze und in viele Privathäuser, Gasthöfe und Verkaufsläden, sowie nach den großartigen Eisenbahnhöfen hingeleitet wird, wo es aus verschließbaren Spitzen ausströmt, und, einmal angezündet, so lange als es nachströmt, fortbrennt.

Wegen des fast überall sandigen Bodens sind die nächsten Umgebungen von Berlin nicht besonders reizend; doch giebt es einige schöne Stellen darin. Dies gilt namentlich von dem über 200 Fuß hohen Kreuzberge vor dem Halleschen Thore, auf welchem der König Friedrich Wilhelm III. zum Andenken an die mit Gottes

Beistand siegreich beendeten Befreiungskriege gegen den Kaiser Napoleon ein 60 Fuß hohes thurmartiges, kunstvolles Denkmal aus Gußeisen hat errichten lassen. — In größerer Ferne liegt Charlottenburg mit einem großen königlichen Schlosse und dem Mausoleum, der von hohen ernsten Baumgruppen umschatteten, ehrwürdigen Grabstätte des verewigten Elternpaars des jetzigen Königs von Preußen.

23. Der Rhein.

Hoch oben von den Schweizer-Alpen, deren Riesenberge zackig und steil in die Wolken ragen, kommt aus den Gletschern, die wie ein Mantel am St. Gotthard hangen, eine Anzahl Riesel herab, welche bei ihrer Vereinigung in einem Alpenthale, das höher als die Riesenkoppe ist, den Vorder-Rhein bilden. In raschem Laufe, durch mächtige Alpenbäche verstärkt, namentlich durch zwei derselben, Mittel- und Hinter-Rhein genannt, eilt er durch den an Naturschönheiten reichen Kanton Graubündten, und beruhigt erst in dem großen, klaren Bodensee an der deutschen Südgrenze seine stürmische Eile. Bis dahin wälzt er zum Theil mächtige Felsblöcke aus den Gebirgen herab, zumal wenn er bei der schnellen Schneeschmelze bedeutend anschwillt. Man kann wohl ein paar Stunden weit in den See hinein den Zug seiner Fluthen verfolgen, bis sie in dem 7 Meilen weiten, in der Mitte über 900 Fuß tiefen Becken verschwinden. Da, wo auf der Abendseite des Bodensee's die durch Huß's Märtyrertod bekannt gewordene badische Stadt Kostnitz oder Konstanz gelegen ist, verläßt der Rhein den See, weitet sich noch ein Mal zu dem freundlich gelegenen Untersee, und fließt dann an Schaffhausen vorüber, wo er den berühmten Wasserfall bildet. Da stürzt sich der ganze Strom 60—70 Fuß tief hinunter; die herabgeschmetterten Fluthen spritzen als eine ungeheure Schaummasse hoch auf, und weithin hört man Getöse dieses Sturzes. Während er bis Basel auf der deutschen und schweizerischen Grenze fließt, wird er von da an auf eine Strecke von mehr als 20 Meilen zum Grenzflusse zwischen Deutschland und Frankreich. An der östlichen Seite zieht sich am Rheine entlang der mit düstern, mächtigen Tannenwäldern bedeckte Schwarzwald, und weiter zu Thal der liebliche Odenwald, während jenseit des Stromes die Vogesen liegen. Der schmale Streifen Landes, welcher sich von den bewaldeten Höhen bis an das Rheinufer herab vom Bodensee bis Neckar und Main erstreckt, ist das Großherzogthum Baden mit der Hauptstadt Karlsruhe; es ist ein mit Wein, Obst, Getreide und Schönheit reich gesegnetes Ländchen. Ueber dem Rheine liegt die große, alte, deutsche, leider jetzt französische Stadt Straßburg, mit ihrem ehrwürdigen, hohen Münster

und den gewaltigsten Befestigungen gegen den Rhein hin; weiterhin das alte Speyer, wo im Jahre 1529 die Lutheraner den Namen Protestanten erhielten, und wo 170 Jahre später im wüthendsten Glaubens- und Völkerhasse die Franzosen furchtbar Alles, selbst die Gräber, zerstörten, daß davon heute noch die Trümmer als zum Himmel schreiende Ankläger dastehen. An der Mündung des Neckars in den Rhein liegt ferner die schöne, gewerb- und handelsfleißige badische Stadt Mannheim; unfern davon, in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, auch am Neckar gelegen, der aus einem mit hohen waldigen Bergen eingeschlossenen Thale in einer ansehnlichen Breite hervorströmt und über welchen eine steinerne, 702 Fuß lange und 30 Fuß breite Brücke führt, die durch ihre 1386 gestiftete Universität und ihr ungeheures Weinfaß weltberühmte Stadt Heidelberg; am linken Ufer des Rheins finden wir das ehrwürdige, durch großes Unglück von seiner ehemaligen Höhe herabgekommene Worms, wo Dr. Martin Luther am 18. April 1521 vor Kaiser und Reich seine berühmte, glaubensmuthige Antwort mit den Worten schloß: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen!“ Da liegt endlich auch das alte Mainz, gegenüber der Einmündung des Mains in den Rhein, mit seinem uralten Dom, seinen fast uneinnehmbaren Festungswerken zu beiden Seiten des Rheins und auf den Inseln, mit seinem schiffreichen Hafen, seiner fast 1700 Fuß langen Pontonbrücke, und seinen Erinnerungen an die Erfindung der Buchdruckerkunst und an die geschwundene Herrlichkeit der früheren, mächtigen und üppigen Kurfürsten. Doch es ist eigentlich eine ganze Kette von Städten, Flecken und Dörfern, welche zu beiden Seiten den königlichen Strom begleiten, und eine Menge alter Schlösser, Pfalzen und Burgen, wo vor Zeiten Könige und Kaiser ihr Hoflager hatten oder Gericht hielten. Und der vom mildesten Klima begünstigte sorgfältige Anbau des Bodens, der rege Fleiß der Leute in den Ortschaften, die lebhafte Schifffahrt stromaufwärts und stromabwärts mit Segel- und Dampfschiffen, die Munterkeit der Bewohner: Alles gestaltet diese weiten Auen, welche zuletzt vom Hardt- und Donnersberge im Westen, vom Odenwalde im Osten und bald auch vom Taunus und seinen wilden Höhen umkränzt werden, zu einem herrlichen deutschen Gau, dessen Hauptschönheit immer wieder der echt deutsche Rheinstrom bildet. — Von Mainz an fließt nun der Rhein in einer Breite von 2000 Fuß, so daß kaum die menschliche Stimme von Ufer zu Ufer zu reichen vermag, durch den vielgepriesenen Rheingau, den eigentlichen Weingau mit den ausgedehntesten und kostbarsten Weinbergen und tritt dann beim Binger-Loch, durch die Nahe verstärkt, in das enge, romantische Thal, zwischen Taunus und Westerwald auf der rechten nassauischen, Hundsrück und Eifel auf der linken

preußischen Seite, wo Bergtrümmer an Bergtrümmer sich reihen, und jede Wendung des Stromes neue Schönheiten entfaltet. Da liegt Caub, wo der alte Blücher in der Neujahrsnacht 1813 die siegreichen Preußen über den Rhein führte, um dem stolzen Kaiser Napoleon in Paris den Frieden zu diktiren, und Stolzenfels, unsers Königs schmucke Burg, der Lahnmündung gegenüber, und Koblenz, mit der unüberwindlichen Feste Ehrenbreitstein hoch auf den Felsen über der Stadt. Da mündet die schlangengekrümmte Mosel in den Rhein, und weiter hinab thürmt sich das Siebengebirge mit seinen runden Häuptern hart am rechten Stromufer auf, Bonn mit seiner Hochschule für die Fürstensöhne spiegelt sich im Strome, und das altehrwürdige Köln, mit seinem mächtigen Häusermeere, seinem unvergleichlichen deutschen Dom, seiner bis nach Deutz hinüberführenden eisernen Gitterbrücke, seinen zahlreichen Schiffen und Schanzen hält sichere Wacht. Weiter zu Thal tritt dann der Fluß in breite, flache Auen, die er schon öfter durch schlimme Ueberfluthungen heimgesucht hat, die aber der fleißige Ackerbau und der mannichfaltigste Gewerbfleiß in zahlreichen und schönen Städten immer wieder rettet, bis er endlich, durch Ruhr und Lippe noch verstärkt, auf holländischem Boden in ein reiches Frucht-Niederland tritt, wo er mit mächtigen Wogen an den reichen Handelsstädten vorüber in mehreren Armen in die Nordsee sich ergießt, nach einem stolzen Lauf von über 180 Meilen. Derjenige unter seinen Armen, welcher den Namen Rhein bis zur Mündung beibehält, ist freilich einer der schwächsten. Schon beim Eintritt in Holland geht von dem Hauptstrome zur linken Seite die weiterhin durch die wasserreiche, durch Frankreich und Belgien herankommende Maas verstärkte Waal ab. Der Hauptstrom theilt sich dann abermals, indem er die zur Zuyder-See rechts sich wendende Yssel noch vor Arnheim und weiterhin die an der altberühmten Stadt Utrecht vorbeigehende Vechte, die in der Nähe der großen Handelsstadt Amsterdam ebenfalls die Zuyder-See erreicht, abgiebt, während der Leck nach Abend fortströmt und über Rotterdam hinunter zur Nordsee eilt. Nur ein schwächerer Rheinarm geht an der großen Stadt Leyden vorbei, unfern der holländischen Residenzstadt Haag, unter dem Namen Rhein in die Nordsee.

Das ist der uns Deutschen so hochwichtige, in Liedern verherrlichte Rheinstrom! Seit 1814 ist der Strom wieder deutsch geworden, und so jetzt der nach ihm lüsterne Franzmann seine Hand noch einmal danach ausstrecken wollte, heißt es wiederum wie aus einem Munde: „Sie sollen ihn nicht haben!“ Preußen steht dort im Norden mannhaft zur Wacht, und die deutschen Brüder in Hessen und Baiern und Baden schirmen die Mitte und den Süden; die Quellen haben die tapfern Schweizer umlagert.

So mag es mit Gottes Hilfe wohl geschehen, daß der Rhein von den Alpen bis zum Meere für alle Zeiten der deutsche Rhein bleibe.

24. Ein Weinland.

Das Moselthal von Trier bis Koblenz hat eine Länge von ungefähr 13 Meilen und eine Breite von einer Meile. Auf diesem Streifen giebt es wenigstens 200 menschliche Wohnorte: Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Schlösser, Klöster, deren Bevölkerung man (Koblenz und Trier eingerechnet) wohl auf 130,000 Menschen veranschlagen kann. Dieselben leben fast nur vom Weinbau. — Die vielfachen Krümmungen der Mosel bewirken, daß die Ufer-Abhänge eine sehr mannichfaltige Stellung zur Sonne haben. Hier ist ein kleiner, eine oder zwei Stunden langer Busen, dessen Abhänge ganz nach Süden gekehrt sind, in dessen Felsengeklüfte die Sonnenstrahlen heiß hineinfallen und die Reife des Weines vorzüglich begünstigen. An diesen Abhängen ist dann jedes Fleckchen für den Weinbau in Anspruch genommen und mit Reben besetzt. Bald ist ein solcher Busen auf der rechten Seite des Flusses, bald, wenn dieser eine große Windung macht, wieder auf der linken. Solche ganz dem Süden zugekehrten Busen erzeugen die schönsten Weine, und hier strebt Jedermann, ein kleines Gebiet zu gewinnen. Andere Felswände sind mehr nach Osten oder Westen gerichtet; sie bringen die mittleren Weinsorten hervor. Endlich giebt es auch Abhänge, die ganz dem Nordpol zugewendet sind. Diese liegen entweder ganz, oder doch einen großen Theil des Tages und Jahres im Schatten. Sie sind kalt und für den Weinbau ganz ungeeignet; doch werden sie benutzt. Sie sind mit den sogenannten Lohhecken oder Rodehecken bedeckt, einem niedrigen Eichengebüsche. Die jungen Eichen werden von den Anwohnern der Mosel geschält, und die Rinde wird an die Lohgerber verhandelt. Fünfzehn Jahre läßt man die Gebüsche wachsen; dann haut man sie um, benutzt das gewonnene Holz zu Stäben u. dgl. beim Weinbau und verbrennt den Rest. Manche Dörfer lösen jährlich 20—30,000 Thaler aus der Lohe und dem Holze ihrer Hecken. Auch diese Eichenpflanzungen liegen wegen der vielen Krümmungen des Flusses bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer desselben; sie wechseln überall in kurzen Zwischenräumen mit den lachenden und wohlgeordneten Weinbergen und mit den freundlichen Wiesen ab.

Die Bergabhänge, an denen der Wein gepflanzt wird, sind höher, als an allen andern deutschen Flüssen. Stufen erheben sich über Stufen, und selbst die höchsten Spitzen bieten noch Reben dar. Diese übereinander angelegten Terrassen nennt man Chöre; es sind manchmal zwanzig bis dreißig übereinander. Auf die mannich-

faltigste Weise hat man sie angelegt. Die Felswände hier sind nämlich von Natur sehr zackig, zerklüftet und schräg abgedacht. Um nun so viel flachgeneigtes Land zu gewinnen, daß etwas Erde und die Wurzel des Weinstocks haften können, hat man oft große Bauten unternehmen müssen. Zuweilen führen hohe Brücken über die unter ihnen grünenden Weingärten hinweg und verbinden die Felsenspitzen mit der Hauptmasse des Berges. Ueberall sieht man auf hohen Pfeilern Gewölbe, die den Weingarten zu tragen bestimmt sind. — Vom Ufer des Flusses führen zu diesen hochgelegenen Stellen Bergpfade; oft erfordern dieselben über eine Stunde mühsamen Aufsteigens.

Dem schroffen, felsigen Ufer der Mosel liegt in der Regel ein flaches und niedriges gegenüber. Auf diesem sind dann die Wiesen und Aecker, so wie auch die Häuser und Dörfer. Der Weingartenbesitzer muß doch auch ein wenig Wiese und Graswuchs für sein Vieh haben, wo möglich auch etwas Acker und Garten. So liegt denn der eine Theil der Besitzungen, nämlich Weingärten und Rodehecken, auf der einen Seite des Flusses, das Uebrige auf der andern. Eben deswegen ist in jeder Wirthschaft ein Kahn so nöthig wie anderswo ein Wagen, um bei der Ernte die Trauben, oder das Heu, oder die Lohe, oder das Getreide hinüber und herüber zu schaffen.

Groß ist die Mühe, welche der Anbau des edlen Weinstocks dem Menschen macht. Es geht von der heurigen bis zur nächsten Ernte die Kette von Arbeiten für den Winzer fast ununterbrochen fort. Den ganzen Winter über muß er die Schiefersteine aus den Felsen hervorkratzen, zerhacken und in den Weinbergen zerstreuen. Sie halten den Boden feucht und düngen ihn, indem sie verwittern. Zugleich müssen, wenn es die Witterung erlaubt, die Mauern in den Weinbergen ausgebessert, die Felsen geflickt und gestützt werden. Dann im Frühlinge müssen die Winzer die Stöcke aufstellen, den Boden lockern, umgraben und düngen. Und hier fährt man nicht etwa mit einem vierspännigen großen Wagen den Dünger aufs Feld hinaus, sondern derselbe muß in kleinen Mengen oft stundenweit in die Berge hinaufgetragen werden. Der Landmann hat im Sommer nur zuzuschauen, wie die Kornähren wachsen, blühen und reifen; der Winzer darf seine Stecklinge fast das ganze Jahr nicht außer Acht lassen. Gleich nach dem Aufstellen der Stöcke und dem Graben muß im Frühjahr auch das alte Holz ausgehauen werden. Der Boden ist immer locker zu halten, damit er Licht, Wärme und Wasser in sich aufnehme. Die Winzer müssen ihn daher im Sommer abermals graben und ihn von dem überflüssigen Holze befreien. Dies sind aber nur die großen, regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten. Zwischendurch geht noch die kleinere Mühe und Noth, das Anbinden losgerissener Zweige, das Jäten u. s. w. Außerordentlich sind auch

die Anstrengungen, welche durch die Zerstörungen von Wasser und Wind veranlaßt werden. Der Regen richtet zuweilen große Verwüstungen an. Es sammeln sich wilde Bäche, welche den auf die Felsenabhänge gebrachten Erdboden wegschwemmen und den Acker von oben herabführen. So finden die armen Leute am Morgen zuweilen alle ihre mühselig hergeschleppten, zerhackten und sorgfältig ausgebreiteten Erdklöße und Schieferstücke mit dem Erdreich ihrer Nachbarn am Fuße des Berges zu einer Schlamm-Lawine vermischt.

Um das beständige Hin- und Herschleppen der Geräthschaften und Werkzeuge zu vermeiden, haben die Weinbauer sich hier und da kleine Winzerhäuschen gebaut, die dann in der Zeit der Traubenreife als Wachthäuser dienen. Sie gewähren vom Flusse aus einen sehr lieblichen Anblick. Zuweilen hat man irgend ein altes Mauerwerk, einen von den Rittern des Mittelalters oder gar von den Römern erbauten Wachtthurm dazu benutzt. Zuweilen hat man blos die Felsengrotten und die Höhlen in den Bergabhängen mit verschließbaren Thüren und Eingängen versehen. Vor diesen Höhlen sitzen die Wächter des Abends beim Feuer, oder die Arbeiter während der Mittagssonne im kühlen Schatten, sich mit Trank und Speise labend.

25. Die Gegend zwischen dem Taunus und dem Westerwalde.*

Nassau, das abgerundete Ländchen unserer Karte und das reizende Stück von Gottes Erdboden mit seinen 85 Quadratmeilen, wie ein buntes Tuch am Rheine ausgebreitet und von zwei bedeutenden Falten, dem Taunus und dem Westerwalde, durchzogen, ist eine wahre Perle unter den deutschen Landen. Dort ziehen sich die beiden Gebirgszüge, mehrere tausend Fuß hoch, hin. Der Salzburger Kopf auf dem Westerwalde, wenigstens 2000 Fuß hoch, ein ziemlich isolirter Bergriese, beherrscht das Gebirge, wie die fruchtbaren nassen Auen, welche Rhein, Main, Lahn und Wied durchströmen. Drüben droht der Feldberg und der alte König vom Taunus herüber; hier breiten sich auf dem Rücken des Waldes kahle Hochflächen aus; tiefer beginnt der üppige Holzwuchs der gemischten Wälder, indeß drunten am Fuße des Westerwaldes links und rechts freundliche Städte winken; Städte und Dörfer, die Köstliches unter ihren Füßen bergen und sich doch nicht, wie unweit davon die Bergmannsschaaren, abmühen dürfen. Nein, diese Schätze brechen hervor in den zahlreichen Gesundheitswässern, in den Heilquellen des Landes, wie der Menschheit überhaupt; Tausenden haben sie Gesundheit und Leben erhalten; viele tausend Krüge gehen noch jetzt alle Jahre außer

* Stiehler.

Lands und bringen dem Lande in manchen Jahren allein mehrere 100,000 Thlr. Reinertrag. Die berühmtesten Quellen und Bäder, deren Ruf ein Weltruf ist, sind zu Ober- und Niederselters, Braubach am Rheine, Wiesbaden, Ems, Schlangenbad, Langenschwalbach, Fachingen, Geilnau und Montabaur. Was mittelbar dem Lande durch die vielen Badegäste zufließt, ist wiederum von höchster Bedeutung, und Mancher gedenkt unter diesen lieber des nicht so gut mundenden Sauerbrunnens, als des ebenfalls auf nassauischem Grunde wachsenden Rheinweines, als des Rüdesheimers, Hochheimers, Johannisbergers, Asmannshäusers und wie die feurigen Rheinkinder noch heißen. Am meisten sind unter den Trinkquellen Selters, (Niederselters liegt unweit Limburg), welches 1525 entdeckt wurde, und unter den Bädern Wiesbaden und Ems besucht. Selters verbraucht jährlich 2,000,000 Kannen Mineralwasser. Was aber mit dieser Versendung von Mineralwässern nothwendig zusammenhängt, ist der ungeheure Verbrauch von Thongeschirren, dem sogenannten „groben Steingute". Auch dafür hat der Schöpfer dem Lande zugleich unterirdische Schatzkammern gegeben. Ich meine die ungeheuren Thonlager von oft 30 Fuß Mächtigkeit am westlichen Abhange des Westerwaldes. Der Ensgergau gleicht einer gewaltigen kalifornischen Goldgräberkolonie; da wird gegraben, gewaschen, getreten, gekarrt — aber das Gold, was man hier fördert, kommt als schmutzige Thonscholle zu Tage. Das ganze Thal heißt das Kannenbäckerviertel, weil man hier Krüge und Kannen bäckt und brennt. Das Wasser hält sich gerade in diesem starken, grauen Geschirr gut; der Thon dazu ist ein feiner, wenig Eisen und Kalk enthaltender Thon, dem man feinen Sand beimengt. Die Waare muß lufttrocken werden, ehe man sie brennt, und sie bleibt dann 6—8 Tage im Ofen; theils glasirt man sie mit Salz, theils mit klarem Schlackenpulver; so entstehen unsere Mineralwasserflaschen.

Das Eine aber brachte das Andere mit, und nicht nur Mineralwasserkrüge bäckt man, nein von Nassau aus bekommt die Welt auch die gar netten, weißen, mit Tragant, Weißwachs und Seifenwasser polirten und billigen Thonpfeifen, welche stark nach den östreichischen Staaten, den Niederlanden, England, ja selbst nach Amerika gehen. Oft liefert ein und derselbe deutsche Töpfer dem neapolitanischen Lazzaroni so gut, wie dem Haager Schiffer das Pfeifchen. — Ja, man bäckt jetzt sogar Wasserrinnen, Butter-, Fleisch- und Sauerkrautfässer, welche nach dem Süden gehen, weil die Waaren gerade in solchen Gefäßen vor der Hitze gut bewahrt sind und keinerlei Beigeschmack annehmen. Selbst im Glaspalaste erwarben sich diese Waaren den wohlverdienten Beifall, um so mehr, da unsere Industrie Nützliches mit Schönem zu

verbinden und neuerdings saubere Trinkkrüge, bayerische Biertöpfchen, Dombecher, Blumen und Ornamente flugs aus dem schmutzigen Thonschlamme zu backen weiß.

26. Die Donau zwischen Linz und Wien.*

Das Stück der Donau, das man zwischen Linz und Wien befährt, ist ohne Zweifel der herrlichste Theil des ganzen großen Flusses, denn es haben sich hier Natur und menschliche Kultur in einem so hohen Grade bemüht, die Ufer und Anlande reich zu schmücken, wie sonst nirgends mehr auf der ganzen, 400 Meilen weiten Strecke des Flußlaufes. Die Donau fließt bei Linz, von Bergen eingeengt, in einem ungetheilten Strome. Unterhalb der Stadt aber fängt sie bald an, sich ausbreitend, viele große und kleine Inseln zu umfassen und sich in viele Arme zu spalten, von denen indeß gewöhnlich einer als die Hauptader betrachtet werden kann. Dies geht so fort bis in die Gegend des berühmten Strudels bei Grein, wo dann wieder alle Gewässer vereinigt in demselben Kanale zehn Meilen weit fortpulsiren, bis sie bei der Stadt Krems sich durch die Gebirge und Engpässe durchgearbeitet haben, ebneres Land betreten und ihre Insel- und Armbildung wieder beginnen, was sie dann bis über Wien hinaus fortsetzen.

An vielen Stellen heben sich aus dem Flusse Sandbänke so hoch, daß sie aus dem Wasser hervorragen. Sind dieselben bewachsen, so nennt man sie Auen. Diese mit Espen, Ellern, Linden, Pappeln, Ahornen, Weiden und Gebüschen aller Art bestandenen Auen bieten große Weideplätze für eine unzählige Menge von Wild, worunter auch Hirsche, dar, sowie die kleinen Arme, Einbuchten und See'n zwischen den Sandbänken und Inseln gewöhnlich mit zahllosem Wassergeflügel bedeckt sind, mit wilden Enten und Gänsen, mit Reihern, Kranichen, Kiebitzen und Krähen, und vor allen Dingen mit Möven. Außerdem erhöhen den Genuß der schönen Bildergallerie zwischen Linz und Wien noch herrlich gelegene Dörfer und Schlösser, welche auf der Donau und deren Inseln und Auen aus den Gebüschen wie aus einem Versteck hervorsehen; die Raubritter, denen einige der letztern ihr Dasein verdanken, haben die Lage ganz ausgezeichnet gut zum Raube auf dem Flusse gewählt. Der Rhein entbehrt in seiner schönen und so oft mit diesem Donaustücke verglichenen Partie von Mainz bis Bonn ganz jener wilden Insel- und Auenansichten. Viele setzen ihn darum um so höher; aber ich muß sagen, mir schien die Donau in diesen wilden Scenen nur noch einen Reiz mehr zu haben. Diese Schlösser, im Schilfe versteckt, diese Inseln, nur hier und da von einem einsamen Fischer

* J. G. Kohl.

bewohnt, diese viel gespaltenen Flußadern, die sich ganz in Wildniß verlieren und zu verirren scheinen und doch nach einiger Zeit wieder aus den Wäldern klar und unversehrt hervorkommen, um sich mit dem großen Strome zu verbinden — bilden einen Reiz, dessen der Rhein entbehrt, wo man Alles mehr an den Ufern, im Flusse weniger suchen darf. Am Rhein ist die Kultur mächtiger, fast zu mächtig; an der Donau ist die Natur wilder, fast zu wild.

Das erste Stück, welches sich uns darstellte, war Mauthausen, der Mündung der Ens gegenüber. Dies Gemälde ist den Rheinbildern ähnlich. Der Ort ist uralt, liegt dicht am Ufer des Flusses, ein verfallenes, thurmähnliches Schloß in der Nähe. Sonst läßt sich hier im Ganzen wenig erblicken, denn die Ens strömt auf einem niedrigen, flachen Vorlande, welches sie sich selbst geschaffen hat, in die Donau ein. Dann aber erscheinen wieder viele Auen und Inseln mitten zwischen großartigen Berglandschaften. Fischer sind am niedrigen Ufer mit der Herrichtung eines Netzes beschäftigt. Eine Wassermühle ist in der Mitte des großen Stromes, flache Inseln, mit schwankenden Weiden und Pappeln bewachsen, in der Nähe; ein Müller sitzt auf der Spitze eines ins Wasser hinausragenden Balkens und scheint mit irgend einer Reparatur beschäftigt. Einige Schiffer laden Holz in ein kleines Fahrzeug, um es nach Wien hinabzuführen. Sonst rund umher Nichts wie Wasserfläche und waldreiche Aueneinsamkeit. Auch die Biber haben hier in den Bruchstätten der Donau ihre versteckten Wohnungen und machen Ausflüge in die Auen des Flusses, in denen sie, wie die Holzhacker, die Bäume fällen.

Sechs Meilen unterhalb Linz, von Wallsee an, hängen die schönsten Gemälde an der Donau. Für uns war es, als wir bei Wallsee anlangten, noch Morgen, und dies schöne Schloß am rechten Donauufer war noch in seiner schönsten Beleuchtung aus Osten oder Südosten zu sehen. Auf senkrecht abfallenden Felsen, welche die Donau in leidenschaftlicher Umarmung rauschend umströmt, erhebt sich dies prachtvolle Rittergebäude. Auf der andern Seite sieht es sich von schönen, üppigen Gefilden, wie von friedliebenden, arbeitsamen Unterthanen umlagert, und fern, in den Hintergrund zurückgedrängt, stehen die Bergriesen, die Häupter von dunkeln Waldungen umschattet. Die andern herrlichen Anschauungen, die sich von Wallsee aus entfalten, müssen Jeden zum Entzücken und zur Bewunderung hinreißen. Ruinen, Schlösser, Paläste, Klöster, friedliche Dörfer, kleine Städte, Einsiedeleien, ferne Berge, nahe Thürme, dunkle Schluchten, offne Thäler, schroffe Abhänge, lachende Auen, das Alles war prächtig durch einander gemischt.

Hunderterlei hübsche Täuschungen führt der vielverwundene Lauf des Stromes herbei; hunderterlei Erwartungen, kleine Hoffnungen und Befürchtungen macht er rege. Zuweilen zieht er sich

lang gestreckt vor den Blicken hin wie eine große Chaussee und stellt in nebliger Ferne viel Schönes in Aussicht. Zuweilen wieder ist er wie in Stücke zerhackt. Berge schließen ihn von allen Seiten ein, und wir fahren wie in dem engen Kreise eines einsamen Bergsee's. Wir drehen uns, und wieder schießen wir in solche abgeschlossene Wassermasse hinein; es scheint, als reihe eine Kette von See'n sich an einander, an deren schroffen, felsigen Ufern wir zu scheitern fürchten. Und welche geschichtliche Erinnerungen tauchen uns hier auf! Da liegt der Nibelungenort in der Donau, da ziehen die Nibelungenhelden an ihren Ufern herab. König Etzel zieht herauf ihnen entgegen; die Klänge der Hunnenschlachten tönen im Donauthale wieder. Karl der Große dringt siegreich herab und kehrt triumphirend zurück. Da kauern sogar noch die Geister der Römer in zahllosen Schaaren, und die italienischen Weiber kommen weinend und den Germanen fluchend herbei, um den Tausenden ihrer hier gefallenen Geliebten einen Kranz zu winden. Dann wieder ziehen deutsche Bebauer, Franken, Baiern und Schwaben singend den Fluß hinunter. Aber der Ungarn wilde Schwadronen stürzen über das Alles herein, und, durch die Donauschluchten brechend, bringen sie Trauer und Wüste wie eine mächtige Fluth über die entferntesten Völker. Doch zwischen alle dem welch neuer Wechsel, welche mächtigen Klänge, welche frommen Gesänge? Hunderttausend und aber hunderttausend Männer, Ritter aus Norden und Westen wallen den Strom in wenigen Jahrhunderten hinab in ferne Zonen, um des Erlösers Grab mit Thränen und Blut zu netzen.

Jetzt gelangen wir an den Donaustrudel bei Grein. So wie ein Held, wenn er zum Tode geht, seinen schönsten Schmuck anlegt und dann auch noch mitten im Kampfe sich mild und edel erweist, so geht die Donau in den düsteren, von schwarzen Waldungen beschatteten Schlund nicht ein, ohne noch zuvor in einem höchst romantisch gestalteten Landschaftsgemälde kurz vor dem Strudel Schönes und Liebliches zusammenzudrängen. Freundlich grüßend, spiegelt der Strom die Angesichter des hübschen Schlosses Greinsburg und des Städtchens Grein zurück, bevor er, melancholisch von den Fichtenwaldungen gefärbt, seine Wellen auf die Folterbank des Strudels wirft. Dies geschieht denn endlich bei dem Inselchen Wörth, das wie ein verfallener Brückenpfeiler mitten im Thorwege des Strudels daliegt. Von diesem Pfeiler aus ziehen sich zu beiden Seiten noch niedrige Steintrümmer quer durch den Fluß und schließen sich an die hohen, eckig hervorspringenden Felsen des Ufers an. Zwischen diese Felsen hindurch ließ Kaiser Joseph mittelst dreizehnjähriger Arbeit durch Hinwegschaffung der die Schifffahrt am meisten hemmenden und gefährdenden Felsen eine Durchfahrt bahnen.

Der Felsen der Insel Wörth ist höchst malerisch; er hat verschiedene Absätze und am Fuße, ganz auf der Spitze der Insel, liegt eine alte Warte. Auf der Krone des Felsens prangt neben mehreren Heiligenbildern ein großes Kreuz. Dicht vor dem Eingange zum Strudel kommen in der Regel kleine Boote zu den großen Schiffen herangerudert und bieten den frommen Matrosen Heiligenbilder als Amulete zum Verkauf. Dem Wörther Felsen gegenüber ragen andere hohe und malerisch gestaltete Riffe tief im Wasser hervor und tragen auf ihrer festen Stirne die Ruine des alten Schlosses Werfenstein empor. Die Felsen von Werfenstein schließen sich an die mächtigen Wände und schroffen Abhänge, von denen sie nur ein kleiner Theil sind, und die sich nur in dunkler Enge etwa auf die Länge einer halben Stunde, einander gegenüber stehen. Mitten in dieser Schlucht, die man sich indeß immerhin nicht allzuschmal denken darf, schießt der Strom mit unaufhaltsamer Gewalt sich fortwälzend, brausend dahin; schon in weiter Entfernung hört man dieses Getöse als ein dumpfes Rauschen. Die beim Strudel zusammengepreßten Gewässer empfangen in der Schlucht eine solche Richtung, daß ihre Hauptmasse gerade auf einen großen Felsen zuströmt. Sie prallt hier an und wird zurückgeworfen, zugleich aber auch durch die nachfolgenden Gewässer wieder herumgedreht und weiter gestoßen. Auf diese Weise entsteht dann hinter dem Strudel, in einer Entfernung von 1000 Schritten, der berühmte Wirbel. Ueber den Strudel hin schoß und schnellte unser Schiff, obgleich die Dampfmaschine hier etwas gedämpft wurde, mit einer ungeheuren Geschwindigkeit. Aber wie ein walzendes Paar, das in der Eile des Tanzes auf seine Vordermänner stößt, etwas leise für einige Augenblicke den Krebsgang geht und dann mit einen Ansatz seinen Weg wirbelnd fortsetzt, so drehten wir uns im Wirbel eine Zeit lang herum, gingen schief und rückwärts, faßten dann aber wieder mit erneuerter Schaufelkraft die Wellen, wandten das Ruder und schossen auf der geraden Linie weiter vor, als wäre nichts passirt.

Wir kamen darauf noch bei mehreren Städten, Burgen und festen Schlössern vorüber, sowie auch bei vielen großen Wassermühlen, die überall dicht bis an das Fahrwasser der Schiffe reichen und fast mitten im Strome liegen, auch bei Maria-Taferl, den berühmten Wallfahrtsorte, wo jährlich an einem bestimmten Tage viele tausend Menschen zusammenströmen, und wo sie auf der Höhe des Berges auf einer steinernen Tafel vor der Kirche nach dem Gottesdienste ihre Speisen aufstellen. Noch manch altes Donauschloß ging durch die Lüfte, wenn auch nicht aufgesprengt von Pulverdampf, so doch hoch über uns fort- und vorübergerissen vom Wasserdampf. Auf einmal hieß es: „Da ist Mölk! Mölk, die schönste Abtei des ganzen heiligen römisch-deutschen Reichs.“

Alles stürzte die Kajüten-Treppe hinauf, um sich Mölk anzusehen. Wir führten schon Einiges an, was in unserm Auge die prachtvolle Gemäldegallerie der Donau zwischen Linz und Wien von der des Rheins zwischen Mainz und Bonn charakteristisch unterscheide. Ich glaube, daß auf solche Unterschiede auch diese Erwägung noch führen könne, daß es am Rhein auf der einen Seite Ruinen, auf der andern neue, elegante Landhäuser in überwiegender Anzahl giebt, an der Donau dagegen nicht so zahlreiche Trümmer, weniger Villen, Vorwerke oder Weinbergschlößchen, aber häufiger große Schlösser im alten Stile mit neuer Bekleidung. Die schöne Abtei Mölk, oder, um uns besser und richtiger auszudrücken, die prachtvollen Paläste und Kathedralen dieses unvergleichlichen Prälatensitzes liegen, oder besser, stolziren und thronen auf einem Granitrücken, der das äußerste Vorgebirge eines von den Alpen auslaufenden Gebirgsarmes ist und mit geschmückten Abhängen gegen die Donau hin abfällt. Auf jeder Seite des Hügels zieht sich ein Fluß heran und schüttelt sein Wasser in die Donau, und ihre Thäler legen sich wiesen- und äckerreich der sie beherrschenden Abtei zu Füßen.

Die Donau ist hier im Erzherzogthume Oestreich mehr als sonst in irgend einem Theile ihres Laufes die Hauptlebensader des umliegenden Landes, von dem alle Nebenadern ausgingen, das Hauptrückgrat, an dem sich das ganze Gerippe des Landes ansetzte. Hier liegen die reichsten Stifter, welche die Thäler hinaufwärts bebauten und beherrschten, — hier liegen auch die ersten deutschen Kolonien, welche die Seitenthäler dann weiter besamten, — hier liegen die Hauptschlösser, die der Feind zuerst erstürmen mußte, wenn er das übrige bewältigen wollte, — hier liegen die kleinen Handelshäfen, welche die Bergbewohner des Innern von jeher mit der Welt in Berührung setzten. Hier liegen aber auch die feste Burgen, von denen aus die Tartaren, Hunnen, Ungarn und Türken, sich seitwärts verbreitend, das Land verwüsteten, oder in denen viele Raubritter hausten, die Plager und Zwingherren der Bauern und Kaufleute weit und breit. Da liegt die Teufelsmauer unweit Mölk, welche, der Volkssage nach, der Böse baute, um damit den Fluß zu sperren, und in ihrer Nähe sieht man die Schlöser Schönbühel und Aggstein, bei denen, der Geschichte nach, den Raubrittern das wirklich gelang, was der Teufel selber nur vergebens versuchte. Der Ritter Schreckenwald zog hier in dieser wilden Gegend eine Kette über die Donau und plünderte und brandschatzte die vorübergehenden Schiffe. Auf diesem Schlosse hatte der genannte Ritter sein Rosengärtlein, wie er einen tiefen Abgrund nannte, in welches er durch eine eiserne Thür die gefangenen Reisenden über Felsen hinabstürzte. Endlich liegen hier auch unterhalb Mölk die Ruinen Dürrensteins, des

berühmtesten und besungensten Donauschlosses. Die Donau macht kurz vor diesem Punkte eine Krümmung und kurz nachher wieder eine, und das Schloß zeigt sich daher, auf grausigen Felszacken thronend, ziemlich plötzlich, und da es im Rücken wieder von Felszacken und Bergmauern umschlossen wird, so erscheint es sehr isolirt und wie in einer felsigen Einöde liegend. König Richard von England, als er in diesem Gefängnisse saß, mag daher wirklich nicht wenig gelitten haben.

Hinter Dürrenstein nun, wenn man um die Ecke nach Mautern zu herumkommt, steht das letzte schöne Bild in der herrlichen Gemäldegalerie, die wir durchliefen, und in der es so unerschöpflich viel Schönes zu sehen giebt, daß man ein Argus mit hundert Augen sein müßte, wenn man Alles darin entdecken wollte. Zur Rechten und Linken der Donau liegen die kleinen, freundlichen Stäte Stein, Mautern und Krems, lauter alte und im Nibelungenliede bereits besungene Orte. Von einem Orte zum andern zieht sich über die Donau hin eine Schiffbrücke, auf der ganzen Strecke von Linz her die erste. Beides, die Brücke und die Städtchen, interessante Erscheinungen hier an der Scheide des Donaugebirgslandes und der Donauebenen. Vorn, aus dem Fenster eines Hauses, das weit in die Donau hinausgreift, blicken gemüthlich ein Paar Mönche auf das unruhige Treiben auf dem vorüberrauschenden Dampfschiffe hin. Eine über den Fluß hinausragende Terrasse des Hauses ist mit Blumen besetzt. Im Hintergrunde sieht man die Prachtgebäude des dritten großen Donaustiftes Gottweih auf einem 700 Fuß hohen Berge hervorragen. Weingärten bekränzen überall die Hügel, welche sich zu den Seiten der kleinen Städte erheben. Im Vordergrunde und in der Mitte an dem sich krümmenden Flusse bewegen sich Schiffe hin und her. Ein reizendes Bild!

Endlich gelangten wir nach Nußdorf. Dieses Nußdorf ist der Donauhafen für Wien. Hier landen die meisten für Wien bestimmten Donaufahrzeuge; es ist hier daher ein beständiges Gewimmel von Fahrzeugen, Menschen und Wagen, für das man sich mit Langmuth und Aufmerksamkeit rüsten muß, um inmitten des Strudels nicht in Wirbel zu gerathen.

27. Wien.*

Der Wiener hat Recht, wenn er singt: „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien!“ Denn nicht nur durch ihre Größe und die Schönheit ihrer Lage, sondern auch durch die vielfachen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, sowie ganz besonders durch

* L. Gittermann.

die hervorstechenden liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner ist die Hauptstadt des östreichischen Kaiserstaates zugleich die merkwürdigste Stadt Deutschlands. Schon von den alten Römern angelegt, widerstand sie späterhin mit ihren festen Mauern, Thürmen und Wällen, vertheidigt durch die standhafte Tapferkeit ihrer Bewohner, mehrmals den furchtbarsten Angriffen der siegreich vordringenden Türken; mächtigen deutschen Kaisern aus dem habsburgischen Geschlechte diente sie zur Residenz, und die bedeutendsten unserer deutschen Musiker, Haydn, Beethoven und Mozart, haben den größten Theil ihres Lebens darin zugebracht und hier, unter den für alle Kunst empfänglichen Wienern, ihre Meisterwerke geschaffen.

Die Stadt liegt in einer trefflich angebauten, durch Abwechselung von Berg, Ebene und Wasser sehr angenehmen Gegend am rechten Ufer der Donau, deren Spiegel fortwährend mit einer großen Menge fremder Schiffe bedeckt ist, welche die Erzeugnisse des fernen Orients vom schwarzen Meere aus unserm Vaterlande zuführen. Im Norden der Stadt bildet der Fluß mit seinen verschiedenen Armen mehrere reizende Inseln, die mit schattenreichem Gehölz, herrlichen Anlagen und prächtigen Gebäuden geschmückt sind; im Westen erblickt man einen kleinen Gebirgsrücken, aus einer Kette nicht sehr hoher Berge gebildet, an und zwischen welchen anmuthige Wälder, liebliche Weinpflanzungen, lachende Fluren, blühende Gärten mit prachtvollen Landhäusern die angenehmste Abwechselung darbieten; im Osten eröffnet sich dem Blicke eine unabsehbare, fruchtbare Ebene, welche sich bis nach Ungarn hin erstreckt, und im Süden endlich begrenzen hohe, zum Theil mit Schnee bedeckte Berge die weite Aussicht.

Um die eigentliche Stadt herum, deren enge, meist unregelmäßig gebaute Straßen mit den drei bis fünf, bisweilen sogar sechs bis acht Stockwerk hohen Häusern fortwährend vom Menschengewühl und dem ununterbrochenen Strome auf- und abfahrender Wagen und Karossen so sehr wimmeln, daß der Fußgänger dadurch nicht selten in Lebensgefahr kommt und sich nur durch das Hineinspringen in einen Wagentritt oder in die naheliegenden Häuser vor Zerquetschung retten kann, liegen, weitläufiger und freundlicher gebaut, die 34 Vorstädte Wiens, von denen die zwei nördlichen, die Jägerzeil und die Leopoldstadt, durch die Donau von der Stadt getrennt und durch fünf Brücken mit derselben verbunden sind. Die 32 übrigen umgürten die Stadt in einem großen Halbkreise und sind von derselben durch ein 600 Schritt breites, mit herrlichen Alleen, üppigen Baumpflanzungen und grünen Rasenplätzen versehenes Glacis geschieden. Auf einem Flächenraume, welcher $3^1/_2$ deutsche Meile im Umfange hat, wohnen hier gegen eine halbe Million Einwohner, Deutsche, Italiener, Ungarn u. s. w.,

die vielen, besonders orientalischen Fremden abgerechnet, welche sich fortwährend in Wien des ausgedehnten Handels wegen aufhalten und in ihren eigenthümlichen Nationaltrachten ein buntes Farben- und Formengemisch der Kleidung auf den Straßen zur Schau tragen. Auf die innere Stadt kommt indeß nur der zehnte Theil jener Bevölkerung.

Wien, der Zusammenfluß des höchsten Adels und der Sitz der reichsten Kaufmannschaft des ganzen Kaiserstaates, ist reich an großen, prachtvollen Palästen und andern Gebäuden, welche mit geschmackvollen Läden, in welchen der Luxus zur Schau gestellt ist, oft ganze Straßen einnehmen. Doch unter allen tritt ein Bauwerk ganz besonders hervor, es ist die Stephanskirche mit ihrem 420 Fuß hohen Thurme. Diese herrlichste Kirche Wiens ist zugleich eine der schönsten in der Welt und ein vorzügliches Denkmal altdeutscher Baukunst. Sie ward 1144 angefangen und in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts vollendet. Ein Reisender beschreibt uns dieses prachtvolle Werk menschlicher Kunst also: Vor uns steht der altersgraue Dom in seiner ganzen ehrwürdigen Pracht mit der Riesenpyramide. Der ganze Bau ist aus Sandsteinquadern aufgethürmt, und doch erscheint er uns mit seinen zahllosen Gipfeln wie eben so vielen Blüthenzweigen und frischen Sprossen, mit seinem durchbrochenen Laubwerk, aus welchem plötzlich abenteuerliche Thiergestalten hervorspringen, mit jenem ungeheuren Stamme, dessen Blüthenkrone, der Sonne frei aufgeschlossen, Kreuz und Adler trägt, — wie ein Wald, dessen tausend Stämme unten an den Wurzeln an einander gewachsen sind; und treten wir in sein Inneres, so belebt das in Farben gesplitterte Licht jenes steinerne Volk von Engeln, Heiligen, Blutzeugen und Fürsten; blicken wir zu den schlanken Schäften empor, die hoch oben, dem Auge fast unkenntlich, die Aeste in einander schlingen, so wähnen wir uns in ein fernes Wunderland versetzt. Dazu prangt im Sonnenscheine das Dach im Farbenglanze seiner glasirten, bunten Ziegel.

Der geeignetste Punkt, die ganze Kaiserstadt zu überblicken, ist die Spitze des Wienerberges im Süden der Stadt, wo eine Säule von altdeutscher, kunstreicher Arbeit steht, die sogenannte Spinnerei am Kreuze. Von ihren Stufen aus bietet sich uns das reichste und schönste Rundgemälde dar, welches derselbe Reisende in folgender Weise schildert: Das Getümmel der Hunderttausende, welche die Straßen durchwimmeln, schallt nur gedämpft, wie das ferne Brausen des Meeres, an dein Ohr herauf. Die zahllosen Bauten unter dir stehen an und in einander gedrängt, wie ein Volk, das im Anschauen von Kampfspielen zu Stein wurde, und mitten daraus raget, wie ein unbezwungener Sieger in allen Kämpfen, ernst und stolz gen Himmel des Stephansdomes altergrauer Riesen-

thurm. Neben ihm verschwinden die zahlreichen andern Thürme und Kuppeln der Kaiserstadt. Wo eigentlich die Marken der Stadt beginnen, suchst du vergebens zu unterscheiden; denn alle Orte, nahe und ferne, mit ihren aus Gärten und Saaten und Rebenhügeln auftauchenden rothen Dächern und zierlichen Thürmen scheinen nur neue Anbaue der Kaiserstadt. Kaum schmilzt der Schnee auf den Bergen, kaum beginnen die Wälder in frischem Grün zu prangen, so sind alle jene sanften Höhen, jene reizenden Thäler, die dich so anheimeln, von Kolonien lustiger Wiener bevölkert. Denn der Wiener liebt die Natur und versteht die Kunst, sie zu genießen. Doch inniger noch, als die Natur, liebt er sein Wien. Es ist ihm sein Höchstes, sein Stolz, seine steinerne Bibel mit tausend und abertausend heiligen Blättern, die er in der Ferne so wenig vergißt, wie der Alpenbewohner seine Gletscher und Firnen.

Unter den vielen öffentlichen Vergnügungsorten, in denen wir das Wienerleben in seiner Gemüthlichkeit und Ausgelassenheit zugleich beobachten können, zeichnen sich besonders zwei aus. Vor allen bekannt ist der in der Nähe der Stadt auf einer ausgedehnten Donauinsel mit üppigem Wiesengrunde gelegene Lustgarten, Prater genannt, welcher, abwechselnd Garten- und Waldpartien darbietend, fortwährend von den fröhlichen Wienern besucht wird, und in dessen langer, prachtvoller Hauptallee oft Tausende von stattlichen Karossen mit geschmückten Herren und Damen sich hin und her bewegen. Der eigentliche Tummelplatz des Volkes ist der sogenannte Wurstprater, wo unzählige Volksmassen, in Kaffee-, Bier- und Weinhäusern, Kegelbahnen, Schaukeln, Caroussels und Panoramen, oder bei Marionettenspielern, Kunstreitern und dgl., welche ihre Zelte zwischen den grünen Bäumen aufgeschlagen haben, ihrem Vergnügen nachgehen. Denn ein Hauptzug des Wiener Charakters ist Leben und Lebenlassen. Selbst mitten unter ernsten Bedrängnissen verläßt den Wiener sein fröhlicher Muth, der oft in ausgelassene Laune übersprudelt, so leicht nicht. Auch die Brigittenau ist gar oft der Schauplatz der Lustbarkeiten des Volkes, besonders an dem allgemeinen Volksfeste, welches am Brigittenkirchtag dort begangen wird. Da strömen viele Tausende zusammen, Reich und Arm, Jung und Alt; kein Unterschied des Ranges und Standes gilt; Alle huldigen nur der Freude des Augenblicks. Auf dem grünen Rasen lagern ganze Familien, während andere in vielen Hunderten von geschmückten Zelten oder in dem bei der Kapelle erbauten Jägerhause sich gütlich thun. Türkische Musik, Jubel und Lärmen von Erwachsenen und Kindern erschallt überall, aus Zelten, wie auf freien Plätzen. Unter Gauklern, Luftspringern, Thierbändigern und Komödianten wähnt man in einer Zauberwelt zu sein, wenn nicht der Blick zufällig an

irgend einer freien Stelle der Au' den alten, ehrwürdigen Stephansthurm gewahrt, der ernst in das Getümmel hineinschaut.

28. St. Stephan.*

Von welcher Seite man sich Wien auch nähern mag, so sieht man in meilenweiter Entfernung den Riesenbau des St. Stephan aus dem Häusermeere aufragen, welches sich an der Donau, ihren Kanälen und Bächen dahinzieht. Obschon der gewaltige Bau des Mittelalters noch nicht vollendet ist und wegen der jahrhundertelangen Dauer des Baues die Einheit des Stils überhaupt vermissen läßt, so gehört er dennoch zu den Wunder- und Prachtwerken deutscher Baukunst, auf welche unser Volk stolz sein kann. Denn an Höhe wetteifert der Thurm mit den vielgerühmten Pyramiden, da er mit dem Aufsatz, der vor einigen Jahren an die Stelle der damals sich neigenden Thurmspitze gesetzt ist, 435½ Fuß mißt, während die höchsten Pyramiden in senkrechter Erhebung nur 450 Fuß hoch sind. Vergleicht man aber die Kunst des Baues, so müssen die Pyramiden zurückstehen, denn sie sind nur Steinkolosse, die durch die ungeheure Masse des Materials in Erstaunen setzen, während der Stephan vom Fuß bis zum Gipfel ein wohldurchdachtes und gar herrlich ausgeführtes Kunstwerk, ja eigentlich nur ein schön verzierter Schrein ist, in welchem Tausende von Kunstwerken in Nischen, Kapellen, an Pfeilern, Altären, Baldachinen, Kanzeln, Fenstern, Gesimsen, Auffätzen, Galerien und Bogen angebracht wurden.

Der Dom ist aus Quadern von Grobkalk nach einem Plane Rudolf IV. in einer Länge von 333 Fuß, in einer Breite von 222 Fuß und einer Höhe des Schiffs von 86 Fuß aufgebaut, bis zum Dachgiebel mißt er gar 105 Fuß. Er bildet ein Kreuz, an dessen Ende je ein Riesenthurm stehen sollte, doch ist am Südende nur einer bis zur Spitze ausgebaut, während an der Westseite die beiden achteckigen, 202 Fuß hohen Heidenthürme den Bau nach dieser Seite schließen.

Schon im Jahre 1144 baute Markgraf Heinrich Jasomirgott mitten in der heutigen Altstadt ein Münster, welches mannichfach erweitert und verschönert wurde. Feuersbrünste und andere Unfälle zerstörten das Gebäude zum Theil wieder. Da that Rudolf IV. am 11. März 1359 mit eigener Hand den ersten Schlag zur Grundveste des Neubaues und legte am 7. April den ersten Stein zum Bau, den die Meister Wenzla, Helbing, Hobusch und Ulrich begannen, aber nicht vollenden konnten, weil vielfache Störungen das Unternehmen hemmten, ja 1407 mußte ein Theil des

* Fr. Körner, Geographische Bilder aus Oestreich. Leipzig. Spamer.

Baues wieder abgetragen werden. Erst am 3. October 1433 konnte Meister Hans von Prachatitz, denn Meister Wenzla war schon 1404 gestorben, Rose und Knopf auf den einen Hauptthurm aufsetzen, worauf der Bau des andern Thurmes begonnen wurde, der aber bis 1511 nicht fertig wurde, wo der Weiterbau ganz aufhörte, so daß dieser wunderreiche Dom eigentlich eine Ruine geblieben ist. Das Obertheil der Kirche mit dem Dache war erst 1490 fertig geworden, worauf Meister Pilgram das Innere weiter ausbaute. Unter den Ausbesserungen ist die letzte jedenfalls die genialste, denn da die 38 Fuß hohe Thurmspitze massiv war, so verursachte sie so heftige Erschütterungen und ein so bedenkliches Neigen, daß 1839 durch den Hofzimmermeister Fallner die 63 Fuß lange und 2000 Pfd. schwere Helmstange abgetragen wurde, an deren Stelle er im Herbst 1842 einen steinernen vergoldeten Knopf mit einem gußeisernen Gerippe von 800 Pfd. Schwere aufsetzte, der als Spitze einen 4 Fuß hohen beweglichen Doppeladler von Kupfer trägt, über welchem ein 4 Fuß hohes vergoldetes Kreuz steht.

Die 144 Fuß breite Stirnseite zeigt an den Ecken die achteckigen Heidenthürme und dazwischen als Haupteingang, den ein Vorbau überdacht, das Riesenthor, welches 36 Fuß lang, 30 Fuß hoch und 12 Fuß tief ist, indem es aus einer Spitzbogenwölbung besteht, welche nach innen zu durch zierliche Pfeiler in mehrere Felder getheilt ist und über der Thür im Giebelfeld Christus mit zwei knieenden Engeln sehen läßt. Auf den Gesimsen und selbst an der Außenseite sind mystische Figuren von Menschen und Thieren angebracht und an den Enden des Spitzbogens der Steinmetz und der Bauherr. Ueber dem Riesenthor stehen gleichfalls Figuren, über denen sich ein Fenster von 54 Fuß Höhe in kühnem Bogen wölbt. Die beiden Heidenthürme steigen in vier Stockwerken kräftig empor, werden von acht Giebeln gekrönt und tragen ein spitzes Steindach und in der Hälfte ihrer Höhe einen Rundgang. Blätterknäufe, Pfeiler, Dachspitzen und Figuren schmücken Ecken, Bogen und Friese dieser Thürme.

Gewaltige Strebepfeiler und zwischen ihnen reich verzierte mächtige Spitzbogenfenster schmücken die Südseite des Domes, in dessen Mitte das baldachinartige Singerthor den Eingang bildet, neben welchem das von den Franzosen 1809 verstümmelte Grabmal des Nithart Fuchs steht. Bis zum Dach steigen die Fenster, und über ihnen erheben sich zierlich gearbeitete Giebel.

Am Fuße des Stephanthurmes führt das Primthor mit seinen Glasfenstern in das Innere des Domes, während der Thurm selbst nach oben zu von Stockwerk zu Stockwerk sich verjüngt und endlich in eine achteckige Nadel ausläuft, welche den Knopf trägt. Von Zeit zu Zeit umkränzen ihn Giebel mit allerlei Bildwerk, Wappen und Verzierungen, während schlanke Pfeiler mit Blätter-

knäufen seine Ecken und die Räume zwischen den hochsteigenden Fenstern füllen. Je höher der Thurm steigt, um so mehr scheint er seinen Schwung zu beflügeln, da aus einem Giebelkranz stets ein neuer Schoß der Steinpflanze sich erhebt, Fensterbogen über Fensterbogen emporwachsen und an zwei Stellen ein Gürtel von Giebeln wie Knoten am Halme gewissermaßen Ruhepunkte seines Fluges bilden. Von den 535 steinernen Stufen führen die ersten 250 zu jener Bank, von wo aus Stahremberg während der Belagerung Wiens 1683 das Türkenlager beobachtete, und die Wacht haltenden Jesuiten durch Raketen Nothzeichen gaben; weitere 285 bringen zur Galerie, dann 200 hölzerne zur halben obern Pyramide und von hier auf Leitern im Innern der durchbrochenen Thurmspitze bis zur Rose empor, wo bei festlichen Gelegenheiten die Kaiserfahne geschwenkt wird.

Betrachtet man den Thurm von oben, so erscheint er mit seinen durchbrochenen Wänden, Wappen, Figuren, ausgezackten Baldachinen, Zackenlinien, Giebeln, Spitz- und Rundbogen wie ein Spitzengewebe. Riesenhaft wie alle Verhältnisse des Thurmes sind auch seine Uhr und seine Glocken. Die Gewichte der Uhr haben jedes die Last eines Centners und der Pendel die Länge von 18 Fuß, der Stundenzeiger 6 Fuß, die Ziffern 2 Fuß und das Uhrblat ziemlich 12 □Fuß. Die große Glocke, welche 1711 aus den eroberten türkischen Kanonen gegossen wurde, wiegt 354 Centner, ihr Klöppel 13 Centner. 200 Menschen schleiften sie bis an den Thurm, und sechzehn Personen sind nöthig, sie in Bewegung zu setzen, deren Klang man stundenweit hört. Die Glocke des unvollendeten Neuthurms, die Pummerin, wiegt 20,800 Pfund und tönt mächtig von ihrer Höhe über die Stadt hin, um die Gläubigen zum Gotteshause zu rufen, in welches das Adlerthor unter ihr einführt, neben welchem noch das Bischofsthor sich öffnet.

Das steile Kirchdach ist mit glasirten bunten in Zickzacklinien gelegten Ziegeln gedeckt, die wunderbar im Sonnenschein schimmern. Um das ganze Dach zieht sich aber ein Gang mit einer Einfassung von durchbrochener Steinarbeit, welcher dem gestickten Rande eines Taschentuchs gleicht.

29. Das bairische Hochland.*

Steht man auf der Theresienwiese bei München, am Fuße des Bavaria-Kolosses, übersättigt von allen Herrlichkeiten dieser wahrhaft königlichen Stadt und sieht, gewaltiger, als alle die Monumente, die ein kunstbegeisterter Monarch durch seine großen Künstler hervorrief, die ewigen unwandelbaren Denkmale einer unsichtbaren

* Gartenlaube 1858.

Hand, die riesigen Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung, von der Mädelegabel im Allgau bis zum Watzmann bei Berchtesgaden und den Salzburger Bergen, gekleidet in ruhiges Blau, dazwischen eine schimmernde Felswand, dahinter ein weißer Gletscher, oder in seltenen Momenten, an herrlichen Sommerabenden, getaucht in glühendes Roth: dann füllt sich die Brust mit unwiderstehlichem Sehnen nach ihren schwindelnden Höhen, zerklüfteten Felsen, stürzenden Bergwässern und grünen See'n.

Zwar ist das bairische Hochland keine Schweiz. Die Gebirgsstöcke sind dort höher, ausgebreiteter, gewaltiger, die Gletscher häufiger, die See'n größer, die Fälle stürzen tiefer; doch erreichen hier die höchsten Punkte die gewiß respektable Höhe von 8—10,000 Fuß, wie die Zugspitze, der Watzmann, Mädele, Karwendel und andere, man trifft alle Typen der Alpennatur, und der wahre Naturfreund, der sich nicht von Namen und dem allgemeinen Fremdenzug bestimmen läßt, findet sich gewiß hier eben so befriedigt wie dort. Auch ist es für den einzelnen Reisenden, der dem Geräusch großer Städte für einige Zeit zu entsagen kommt, wohlthuend, hier nirgends den Zügen reisender Engländer zu begegnen, die in der Schweiz allenthalben jene großartigen und theuren Gasthöfe da hervorgerufen haben, wo man Ländlichkeit und Einfachheit suchen möchte, und nur ausländischen Luxus für theures Geld findet.

Wer das bairische Alpenland durchreisen will, muß sich begnügen, in einem einfachen Wirthshause beherbergt zu werden, wo er sich jedoch bei mäßigen Ansprüchen befriedigt und vor Allem allenthalben Reinlichkeit finden wird, ohne daß es ihn übrigens belästigen dürfte, wenn vielleicht am andern Tische Knechte und Mägde des Wirthes aus einer gemeinschaftlichen großen Schüssel ihr einfaches Mahl einnehmen, während sich neben ihn einer jener schmucken, stattlichen Söhne der Alpen setzt, wie sie von solcher Größe und Muskelkraft weder Schweizer, noch Tyroler, ihre Nachbarn, aufzuweisen haben. Er darf sich nicht gekränkt fühlen, wenn ihn dieser in seiner treuherzigen schlichten Weise mit „Du" begrüßt, darf jedoch durchaus nicht glauben, dadurch mit Zudringlichkeiten belästigt zu werden. Hat der Mann einige „Hoalbi" Bier getrunken, so wird er lebendig, und beginnt seine „Schnattahüpf'ln" vorzutragen, kleine vierzeilige Lieder, die meist improvisirt werden, und ihr Wirthshaus-, Schützen- und Liebesleben besingen; nun rücken mehrere zusammen, und Einer sucht es dem Andern zuvorzuthun. Dabei wird in die Hände geklatscht, mit den Füßen gestampft und gejodelt. Es findet sich dann gewöhnlich eine Cither vor, das Instrument, welches ausschließlich den Alpen gehört, und hier fast von jedem ihrer Söhne gespielt wird. Bald ist nun auch ein „Deandl" (Mädchen) bei der Hand, und nun wird „Landler" getanzt, dieser gemüthliche und zugleich graziöse Nationaltanz, der

auf unsern Bällen noch keine Gnade finden konnte, während man Polka, Mazurka u. a. von fremden Nationen entlehnt. — Leider folgen dann auch manchmal ernstliche Händel, wie dies bei Naturkindern, die sich von ihren Leidenschaften blind beherrschen lassen, leicht möglich ist. Es werden die stählernen Schlagringe gedreht, die sie am Finger tragen, und selten legt sich der Kampf, bis er sein Opfer gefordert. Doch haben die Leute Takt genug, in Gegenwart Fremder sich zu beherrschen.

Beachtenswerth sind die Symbole, die die Decken der Gastlokale zieren. Liegt das Dorf an einem der See'n, und sind daselbst Kähne zum Gebrauch für Reisende, so hängt von der Decke herab das Modell eines Kahnes mit einer Puppe als Fährmann; außerdem Fleischer- und in gläsernem Behälter ein Frachtwagen in Duodez, wenn hier Einkehr der Fuhrleute stattfindet. Es deutet das, sowie die mit geschnitzten Figürchen besteckten Maibäume, die zahlreichen bunten Heiligenbilder u. a. m., gewiß auf ein schon südlicheres, dem Italienischen verwandteres Element des Volkes hin, das, genährt durch das Bilderreiche des katholischen Kultus, sinnliche, farbige und plastische Anschauungen als Brücke zur Vermittelung seines Ideenganges mit den aufzunehmenden Begriffen bedarf.

Denselben Grund mögen die dramatischen Spiele dieser Gebirgsleute haben, die, eben so originell als alt, nur Scenen aus der christlichen Legende oder Jesusgeschichte darstellen, und uns so einen Begriff von der Bühne des Mittelalters geben. Hat irgendwo eine Gemeinde ein derartiges Schauspiel beschlossen, dann wird es durch Anschlagzettel in allen benachbarten Dörfern bekannt gemacht. Die Aufführung geht in einer Scheune vor sich, und hat ein zahlreiches und aufmerksames Auditorium. Eine andere eigenthümliche Volkssitte ist die des „Haberfeldtreibens". Hat Jemand durch Wucher, Geiz, Unsittlichkeit oder sonst ein Laster, das von den Gerichten nicht direct bestraft werden kann, den öffentlichen Unwillen erregt, so versammelt sich vor seinem Hause des Nachts ein vermummter Haufe bei Fackelbeleuchtung, mit Waldteufeln, Pfeifen, metallnen Becken, alten Töpfen, mit denen sie, unterstützt von Geschrei und Gejole, einen Höllenlärm so lange vollführen, bis der zitternde Missethäter in dem Haufen erscheint. Hier werden ihm von einem Sprecher seine Vergehen vorgehalten, und mit dem Versprechen der Besserung beruhigt, gehen die Leute aus einander.

Bergsteigen und Wildern ist ihnen, wie allen Bergbewohnern, angeborene Leidenschaft, dabei lockt auch die nahe östreichische Grenze zur Schmuggelei, und Alles ist ihnen lockend, was Gefahren bringt, die hier weit größer sind, als irgendwo, wozu sich aber auch hier weit mehr Schlupfwinkel bieten. In vielen

Familien erbt sich dieses Geschäft vom Großvater auf den Urenkel fort; und manche hat schon im Kampfe mit den Grenzwächtern ihr Oberhaupt eingebüßt. Aber in stetem Kampfe mit den Elementen und dem Gesetz, geht der bairische Aelpler gestählt und ausdauernd daraus hervor, mit scharfem Blick und feinem Gehör jede Gefahr erkennend und sie mit athletischer Kraft bekämpfend, und ist einer jener Söhne der Natur mit allen ihren schlimmen, aber auch vortrefflichen Eigenschaften, die in unsern Tagen nur noch schirmende Berge oder dürre Steppen vor dem unaufhaltsamen Strom der Kultur, die alle Welt beleckt, bewahren.

30. Die fränkische Schweiz*

breitet sich im nordöstlichen Franken, zwischen den Städten Bayreuth und Erlangen aus und wird von den Vorbergen des Fichtelgebirges gebildet. Sie ist schön, sehr schön, malerisch, wild, romantisch und lieblich in reicher Abwechselung. Thäler, von dem weichsten Wieswachs bedeckt, und durchströmt von kristallklaren, schäumenden kleinen Flüssen, eingeengt bald von schönen Waldbergen, bald von Felsen, deren Anblick so wild ist, als kämen sie so eben erst aus dem Kampfe der Natur mit dem Chaos (Urgemisch), in ihrem Innern noch voll jener Höhlen oder unermeßlichen Gewölbe, worin die Urwelt ihre organischen Gebilde für die Forschung späterer Zeiträume aufbewahrte; über dies Alles schweben auf himmelhohen Klippen Ritterburg an Ritterburg, Schloß an Schloß, Trümmer an Trümmer: Solches zusammen bildet in einem Umkreise von etwa zehn Meilen die fränkische Schweiz; — ein einziger See der wirklichen würde sie bedecken.

Dieses kleine Gebirgsland wird begrenzt und durchschnitten durch die drei Flüsse: Rednitz, Wiesent und Aufseeß. Die letztere ergießt sich bei Muggendorf in die Wiesent und diese wieder bei Vorchheim in die Rednitz. Die Gebirgsart der Felsen ist ziemlich im großen Umfange dieselbe: sie besteht aus grauem, dichtem Kalksteine, welcher jedoch nicht überall von gleichem Alter zu sein scheint. Innerhalb der Höhlen nämlich ist er von gröberem Korne, so daß er sich bisweilen dem körnigen Kalksteine nähert; die Oberflächen mehrerer Berge dagegen scheinen aus mächtigen Lagern einer spätern Formation zu bestehen, die sich von der vorigen durch mehrere Dichtigkeit, ein feines Korn und eine Beimischung von unzähligen Versteinerungen von Seethieren auszeichnen. Ueberall sind die Felsen auf wunderbare Weise zerklüftet, zertrümmert und zusammengesunken, und in einem Umfang von fünf bis sechs Stunden um Muggendorf, dem

* G. v. Heeringen.

Hauptorte der Landschaft, herum, durch viele große und kleinere Höhlen, die zum Theil wenig Aehnlichkeit mit einander haben, unterwölbt.

Das Gebiet der sogenannten fränkischen Schweiz verdankt mehr noch als der Schönheit seiner Thäler, seiner besonderen Naturbeschaffenheit, den wunderbaren Höhlungen seiner Gebirge einen allgemein verbreiteten Ruf und zog durch letztere schon seit Menschengedenken gelehrte Forscher von nah und fern, selbst aus fremden, weit entlegenen Ländern herbei. Deutsche, französische und englische Naturforscher kamen und untersuchten die Klüfte der Felsen und die Beschaffenheit ihrer unterirdischen Dome. Zahlreiche Reisebeschreibungen verkündeten der Außenwelt die Ergebnisse ihrer Forschungen und schilderten nebenher die Lieblichkeit reizender Thäler, die Biederherzigkeit ihrer Bewohner und die romantischen Ansichten der Felsenburgen. So geschah es, daß Jahr für Jahr der Besuch der Muggendorfer Thäler zunahm, und gegenwärtig wallen in jedem Sommer zahlreiche Schaaren Fremder von nah und fern nach dem reizend gelegenen Muggendorf, um von hier aus, so ziemlich dem Mittelpunkte, die Thäler zu durchwandern, die Berge zu erklimmen und in die Höhlen hinabzusteigen.

Von Vorchheim kommend, betritt man bei Streitberg die fränkische Schweiz. Ueber diesem Dorfe erheben sich die Burgtrümmer gleiches Namens, die nur noch in wenigen Ueberresten die Größe des Schlosses verkünden, welches einst hier stand. Ihnen zur Seite westlich droht der sogenannte hängende Stein auf den Ort hinabzustürzen, eine Drohung, die seit Jahrtausenden Drohung geblieben, von den Bewohnern des Dorfes kaum mehr beachtet wird. Die schönste Aussicht über das Thal, bewässert von der Wiesent, welche der Rednitz entgegeneilt, und geschmückt mit zahlreichen Ortschaften, auch von den Thürmen des Städtchens Ebermannstadt, bietet sich von der Höhe Streitberg dar. Verschiedene Höhlen, eines Besuches würdig, öffnen schon hier ihre mächtigen Wunder dem Wißbegierigen.

Auf dem Wege von hier nach Muggendorf stellt sich die Ruine Neideck dar; sie ruht auf schroffen Felsen und umschließt fast in ihren Höfen noch eine im Gebüsch verborgene Steingrotte, welche tief in den Berg führt. Der angenehme Wiesenpfad leitet uns nach dem nahen Muggendorf, einem ansehnlichen Marktflecken, der in der weitesten Oeffnung des Thales liegt, und Raum hat, seine friedlichen und zierlichen Wohnungen auszubreiten. Von hier aus besucht man vier höchst merkwürdige Höhlen: die Rosenmüllers-, Oswalds-, Wunders- und Witzhöhle, so benannt nach den Namen ihrer Entdecker. In jeder dieser unterirdischen Wölbungen treten uns die wunderbarsten Tropfsteingebilde entgegen; wir finden Lager fossiler Knochen, so wie große

Wasserbecken; ferner den Guckhäll, einen der höchsten Punkte der Gegend, und Ludwigs-Wundershöhle, deren Räume durch den weißen Ueberzug (Mondmilch) ihrer Wände ausgezeichnet sind.

Auf einer andern Wanderung erreicht man das Dorf Engelhardsberg, und wendet sich von da aus zum Adlerstein, einem hohen, durch eine Treppe zugänglich gemachten Felsen mit herrlicher Aussicht ringsumher bis zum Fichtelgebirge und über alle hervorragende Plätze und Schlösser der Gegend. Vom Adlerstein geht es wieder nach Engelhardsberg zur Riesenburg. Kein von Menschenhänden gethürmter Bau, sondern eine natürliche Felsengruppe mit Klippen und Thürmen ist die Reisenburg. Verbindende Brücken, Brüstungen, Pallisaden an gefährlichen Stellen sind innerhalb der Felsen angelegt und verdienen den Dank des Wanderers. Wieder in das Thal hinabgestiegen, gelangen wir zu dem schon in der Ferne gehörten Wasserfall beim Zusammenflusse der Auffseeß und Wiesent, Toos genannt, dem Mittelpunkte dreier hier zusammenlaufender Thäler. Wir schlagen das Rabenecker ein. Durch die mannichfachste Abwechselung von Felsenthürmen und weichen Matten kürzt sich der Weg, und bald blickt die altersgraue Burg Rabeneck ernst in das Thal hinab. Sie liegt hoch und malerisch auf starren Klippen, ist noch keine Ruine, sondern ein bewohntes Schloß, wie auch das eine halbe Stunde weiter gelegene Rabenstein, wo sich eine bedeutende Sammlung fossiler Knochen findet. Unweit Rabenstein sind einige merkwürdige Höhlen: die König Ludwigs-Höhle, in deren großartigem, erhabenem Dome der Boden das mehrere Fuß tiefe Lager einer Erde darbietet, welche aus der Verwesung von Tausenden vorweltlicher Thiere entstanden sein soll; ferner die neuentdeckte große Zoolithenhöhle, voller Merkwürdigkeiten für Geologen, in welcher sich namentlich die Ueberreste der ungeheuren, urweltlichen Thiere, des Mammuths und des Höhlenbären, vielfältig finden. Von dem Letzteren sind bereits über vierzig Schädel aus dieser Höhle zu Tage gefördert worden.

Dem Besuche der merkwürdigsten Höhlen, welche in den Umgebungen der alten Burgruine Gailenreuth liegen, muß ein ganzer Tag ausschließlich gewidmet werden. — Es giebt viele beschwerliche Dinge auf Erden; der Zugang der Kappshöhle gehört zu diesen. Durch Hilfe eines Seiles muß man sich gegen fünfzig Fuß hinablassen, um den halsförmigen Eingang der Höhle zu gewinnen, der sich spiralförmig in fast senkrechter Richtung noch über hundert Fuß in die Tiefe hinabzieht. Ein weites, mit den herrlichsten Tropfsteinfahnen und Wasserfällen geziertes Gewölbe thut sich hier dem staunenden Auge auf. Die Tropfsteinfahnen, welche fast den Boden berühren, geben beim Anschlagen einen

hellen Klang. Ueberall hängen die Fledermäuse von der Gattung Hufeisennase an den Felsen. Leider kann diese schöne Höhle wegen ihrer Tiefe nur mit Hilfe eines Flaschenzuges und eines sehr langen und starken Seiles, und auch da nicht ohne Fährlichkeit befahren werden. Die nicht gar weit entfernte Gailenreuther Zoolithenhöhle ist, nach der neuentdeckten bei Rabenstein, die in jeder Beziehung merkwürdigste. Drei bis vier Etagen wölben sich hier über einander, und jede dieser Etagen ist in verschiedene Kammern getheilt. Diese Kammern sind angefüllt mit Ueberresten von Bären, Löwen, Hyänen, Wölfen und Katzen. Acht Nürnberger Metzen großer Zähne wurden zusammengelesen. Welche Menge von Thieren muß hier ihr Grab gefunden haben!

Auf einer anderen Wanderung kommen wir ebenfalls durch das Wiesenthal, in welches die Burg Gailenreuth wie aus einem Verstecke herabblickt. Bald darauf zeigt sich auf schwindelnder Höhe das Schloß Gösweinstein, welches, von unten betrachtet, in der That den Anblick gewährt, als könne es von seinen Klippen in das Thal hinabstürzen. Wir erklimmen den Bergrücken und sind überrascht, auch ein hübsches Städtchen auf dieser Höhe zu finden. Es hat eine Wallfarthskirche, die stark besucht wird, und ein Kapuzinerkloster. Das gut erhaltene Felsenschloß wird vom Städtchen aus auf einer langen, hölzernen, überdeckten Treppe erstiegen, und so überraschend sein Anblick aus der Ferne war, so entzückend ist die Aussicht von seinem Felsenaltane. Vier Thäler breiten sich tief unten am Fuße des Berges aus. Am Abhange desselben aber sind verschiedene Anlagen, Einsiedeleien und Ruheplätze angebracht. Eine Stunde von Gösweinstein treffen wir auf das Städtchen Pottenstein, welches sich durch seine wahrhaft malerische Lage auszeichnet.

31. Das alte und das heutige München.*

München ist eine Oase in der Wüste. Auf einer weiten Hochebene gelegen, die überdies durchaus unfruchtbar ist, besitzt es keinen schiffbaren Fluß, welcher Handel und Wandel zwischen dem Hochlande und dem fruchtbaren Grunde des bairischen Hauptstromes vermitteln könnte, die Alpen sind noch ziemlich weit entfernt und das Donauthal ist es nicht minder. Und dennoch müssen es sehr verwöhnte Augen sein, die hier nur eine traurige dürre Gegend sehen. Wenn man die Sendlinger Höhe besteigt, von welcher das mächtige eherne Standbild der Bavaria weithin leuchtet, hat man eine wahrhaft entzückende Umschau. Rechts nach Süden erblickt man die kecken Spitzen der Alpen, ihre phantastischen

* Illustrirte Zeitung 1858.

Hörner ragen mächtig empor am blauen Horizont, ihr Schnee glänzt herüber, die Unterberge legen sich in blauen Umrissen vor sie. Links nach Norden erstreckt sich die Stadt mit ihren Thürmen, Kirchen und Palästen und ihren Häuserreihen, zwischen denen allerwärts das Laubwerk seine grünen Zweige hervorhebt. Und weiterhin an den Vorstädten entlang kommen wir zur Isar, einem wilden, prächtigen, schäumenden Wasser, das mit opalgrüner Fluth munter ins Land strömt, wandern an den Ufern hin und gelangen unterhalb der Stadt in den Englischen Garten, eine stundenlang ausgestreckte Anlage mit so schöner Vegetation, daß sie sich wahrhaftig sehen lassen darf. Auf dieser Strecke entwickelt das rechte Isarufer unbestreitbare Reize und die Häuser und Gärten, die auf seinen Hebungen und Vertiefungen liegen, erscheinen durchaus malerisch und einladend, ebenso die vielen andern Straßen, die von einer Reihe Villen gebildet werden, die wohnlich und verlockend aus den umgebenden Gebüschen hervorsehen. Namentlich hat München durch die Schöpfung der neuen Maximiliansstraße gewonnen, mit welcher der schönste Zugang zu seinem eigenthümlichsten Naturreiz, zu der frischen, brausenden Isar, gebahnt und München endlich in die Möglichkeit versetzt wurde, von den natürlichen Vortheilen seiner Lage Nutzen zu ziehen.

Wir sind hiermit aus der Umgebung der Stadt in den Kern gelangt, und fragen wir, wie es hier aussieht, so lautet die Antwort: das alte München hat sich sicherlich vor andern deutschen Städten nicht besonders ausgezeichnet, namentlich in einer Zeit, wo die heutige Sauberkeit noch nicht herrschte, wo das Pflaster schlechter war und wo man weniger auf die gefällige Verputzung der Außenseite gab. Damals mögen die innern Theile der Stadt mit ihren ziemlich winkeligen, nicht allzubreiten Straßen und hohen Giebelhäusern nicht den heitersten Eindruck gemacht haben. Es ist sogar keinem Zweifel unterworfen, daß damals Augsburg und vor Allem Nürnberg die Hauptstadt Baierns übertroffen haben. Dennoch besitzt das alte München einige ganz achtungswerthe architektonische Werke aus vergangener Zeit. So erhebt sich die in späterm gothischen Stil um 1468 erbaute Frauenkirche recht stolz über die neue Königsstadt und trotzt auch gewissermaßen den im kleinern Maßstabe angelegten Werken der neuern Baukunst. So stolziren ferner die Theatiner- und Jesuitenkirche in den phathetischsten Formen bourbonischer Kunst, und nicht minder erinnert die 1253 erbaute Ludwigsburg, welche unter dem Namen des Alten Hofs noch jetzt zum Theil in der Form besteht, in der sie 1327 Kaiser Ludwig wiederherstellte, an die früheren Tage. Herzog Albrecht V. gründete die Bibliothek, die Gemäldegaleri, den Antikensaal, das Münzkabinet und die Schatzkammer. In derselben Weise fuhren seine Nachfolger fort. Wilhelm V. baute die Neue oder

Maxburg und sein Sohn Maximilian führte die gegenwärtige Alte Residenz auf, die von gleichzeitigen Schriftstellern als das achte Wunder der Welt gepriesen wurde. Ein verjüngtes Leben begann, als ein frischer Zweig der Wittelsbacher, das Haus Birkenfeld-Zweibrücken, mit Maximilian Joseph auf den baierschen Thron kam. Die Festungswerke wurden geschleift, ringsum entstanden Vorstädte, die unter dem Namen die Aue, St. Anna und Schönfeld bekannt sind. Die Wissenschaften erhielten vielfache Pflege, in gleicher Weise begann sich die Kunst zu regen und der Geist des neuen Deutschlands hielt seinen Einzug in die baiersche Hauptstadt.

Das alte München ist von verhältnißmäßig geringer Bedeutung gegen das neue. König Ludwig hat Wort gehalten, wenn er vor mehr als dreißig Jahren in Rom gesagt: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Zierde gereichen soll, daß Keiner Deutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat!“ und in der That hat er eine Kunstepoche herbeigeführt, in der in kurzer Zeit riesenhafte Dinge geleistet worden sind, und die sein Nachfolger in konsequenter Verfolgung eines ganz bestimmten Ziels und in immer größerm Maßstabe fortsetzt.

Betrachten wir uns zuuächst die königlichen Schlösser. Nahe dem Max-Josephsplatze steht der neue Königsbau, von Leo von Klenze aufgeführt. Derselbe enthält im Erdgeschoß Bilder nach den Nibelungen, in den Gemächern des Königs Bilder zu den griechischen und in denen der Königin zu den deutschen Dichtern, sämmtlich von Schnorr, Kaulbach, Schwind und andern bedeutenden Meistern. An der andern Seite nach dem Hofgarten hin liegt der Saalbau im spätern italienischen Stil von demselben Baumeister. Im Erdgeschoß findet man Bilder zur Odyssee nach Schwanthaler; den Banketsaal schmücken Schlachtgemälde, ferner sind dort die Säle mit der Geschichte Karls des Großen, Friedrichs Barbarossa's und Rudolphs von Habsburg, von Schnorr, während der Thronsaal zwölf kolossale vergoldete Erzstatuen von Fürsten aus dem Hause Wittelsbach, von Schwanthaler aufweist. Außerdem sind als Fürstensitze noch der im gothischen Stil von Gärtner erbaute Wittelsbacher Palast, den König Ludwig nach seiner Abdankung bewohnt, und die Villa der Königin an der Landstraße vor dem Siegesthor von demselben Baumeister anzuführen.

Eine ungleich größere Anzahl von Monumenten ist dem bairischen Volke und seinen früheren Fürsten gewidmet. Das wichtigste und umfangreichste Werk in dieser Beziehung ist die Ruhmeshalle, die auf der Sendlinger Höhe über der Theresienwiese nach einem Plane Klenze's im dorischen Stile aufgeführt ist. Vor dem hufeisenförmigen Geländer erhebt sich, von Schwanthaler entworfen, das kolossale Erzbild der Bavaria. Ein anderes treffliches Denk-

mal ist das Siegesthor am Ende der Ludwigsstraße, von Gärtner und Metzger ausgeführt. Prächtig erscheint hier eine von vier Löwen gezogene Bavaria in Erzguß von Wagner in Rom, die das Ganze krönt. Den 30,000 Baiern, die im russischen Kriege den Tod fanden, ist ein 100 Fuß hoher eherner Obelisk auf dem Karolinenplatze, den tapferen Oberländern, die im Jahre 1705 aus freiem Antriebe für das Vaterland starben, ein schönes Monument auf dem Friedhofe gesetzt. So ist das Isarthor mit seinen Freskobildern der Verherrlichung Kaiser Ludwigs des Baiern gewidmet. An den Kurfürsten Maximilian I. erinnert die Reiterstatue vor dem Königsbau, an König Maximilian Joseph das sitzende Standbild vor dem Theater. Endlich gehört hierher noch die Feldherrenhalle, welche die Ludwigsstraße nach der Straße hin schließt, und die Statuen Tilly's und Wrede's enthält; an den Arkaden am Hofgarten sind die Kriegs- und Friedensthaten bairischer Fürsten geschildert.

Auch für Staats- und öffentliche Zwecke sind viele neue Gebäude errichtet worden, so das Postgebäude, die Reitbahn, der Eisenbahnhof, die Bergwerks- und Salinenadministration, das Kriegsministerium, das Blindeninstitut, die Universität, die Bibliothek und endlich der Glaspalast, der die Industrieausstellung der Jahre 1854 und 1858 in sich faßte und der ersten historischen Kunstausstellung zum Sitze dient.

Was schließlich die Kirchen anlangt, so ist auch in dieser Richtung Unglaubliches geschaffen worden. Die Basilika zum heiligen Bonifazius schließt sich an den ältesten christlichen Stil aus dem fünften und sechsten Jahrhundert an und ist von Ziebland erbaut, sowie mit Gemälden aus dem Leben des heiligen Winfried geschmückt. Die Allerheiligen- oder Hofkapelle ist mit Bildern von Heß ausgestatet. Außerdem sind noch bemerkenswerth: die Mariahilfkirche in der Vorstadt Au, die Ludwigskirche und die protestantische Kirche.

Die neue Maximiliansstraße ist die Schöpfung des Königs Max. Es erhebt sich jetzt allmälig ein Prachtbau an dem andern in der neuen Straße. Gleich am Eingange derselben rechts erhebt sich die neue Façade des Münzgebäudes. Gegenüber sehen wir die Ergänzung des Hoftheaters durch einen Anbau vollendet und das Fundament zu einer Reihe von Privathäusern zwischen diesem und dem Hotel zu den vier Jahreszeiten gelegt. Dort öffnet sich das kolossale Gebäude der Regierung zur Linken, dessen rechter Flügel ebenfalls unter Dach gebracht ist, während das Taubstummeninstitut bereits vollendet war, als es die Bestimmung erhielt, dem neuen bairischen Nationalmuseum angefügt zu werden.

Unter den Männern, welche in den letzten Jahren in München eine neue Heimath gefunden, zeichnen sich besonders aus als Dichter:

Franz Dingelstedt, Emanuel Geibel, Fr. Bodenstedt, Paul Heyse, Franz von Kobelt und Moritz Carrière.

An der Spitze der wissenschaftlichen Anstalten steht natürlich die Universität, die gar manche berühmte Namen besitzt, ebenso die Akademie, an welcher Fr. H. Jakobi, Schelling und Thiersch nacheinander Präsidenten waren. Ferner nennen wir die politechnische, die Landwirthschafts- und Gewerbe-, die Baugewerk- und die Handelsschule, sowie das Taubstummen- und Blindeninstitut und endlich die Gymnasien und lateinischen Schulen, welche zu den genannten Anstalten vorbereiten sollen. Reich ist München auch an den mannichfachsten Hilfsmitteln, besonders der Naturwissenschaften, und wenn die einzelnen Sammlungen nur den einzelnen Zweigen des menschlichen Wissens dienen, so vereinigt die Bibliothek mit ihren Schätzen die Hilfsmittel der sämmtlichen Wissenschaften in sich. Der wißbegierige Wanderer, wie der Mann der Wissenschaft, findet hier ein Feld, das sowohl der Neugier als dem tiefen Studium die reichste Ausbeute bietet.

Doch auch das gesellige München steht nicht zurück, und der Fremde kann überall hingehen, ohne sich Etwas zu vergeben; denn hier gilt kein Stand und Namen, und der Vornehme sitzt neben dem schlichten Arbeiter, der hohe Staatsbeamte neben dem Subalternen — beim Seidel. Will man aber Natur genießen, so bietet der Englische Garten das herrlichste Waldleben und der Starnberger See die großartigsten Naturschönheiten; und wer längere Zeit in München bleibt, der kann noch eine Menge von schönen Ausflügen machen, zu denen die nahen Alpen einladen.

32. Die Stammburg des preußischen Königshauses.

In dem südlichen Theile des herrlichen, sagenreichen Schwabenlandes liegen, ganz abgetrennt von den übrigen preußischen Landen, die seit dem Schlusse des Jahres 1849 zu diesem gehörigen hohenzollernschen Lande. Großentheils auf der rauhen oder schwäbischen Alp gelegen, welche mit ihren wogenförmigen, wasserarmen Gebirgsrücken und ihren engen, wasserreichen Querthälern, an deren nördlicher Seite zumal sich zahlreiche, steile Bergkegel aufthürmen, von der Grenze Badens im Westen bis zur Grenze Baierns im Osten quer durch Hohenzollern hinzieht, ist das Land auf dem Gebirge weit minder fruchtbar als in den Thälern, wo Getreide und Flachs vortrefflich gedeihen. Unter den zahlreichen Kegelbergen dieses Gebirges sind besonders zwei berühmt geworden: der Hohenstaufen und der Hohenzollern. Auf dem kahlen Gipfel des ersteren stand das schon im Bauernkriege 1525 verwüstete Stammschloß eines mächtigen Kaisergeschlechtes, der Hohenstaufen, von dem heute nur noch

Ruinen vorhanden sind. Das auf dem Hohenzollern gelegene Bergschloß ist die Wiege des preußischen Königshauses. Es ist vor mehr als 800 Jahren von einem Grafen von Zollern erbaut. Da die späteren Burgherren öftere Fehde und Zerstörungszüge gegen die schwäbischen Städte unternahmen, so thaten letztere, namentlich Reutlingen, Eßlingen, Rottweil und Ulm, sich zusammen und zerstörten nach harter, zweijähriger Belagerung die sehr feste Burg. Kurze Zeit nachher fester als zuvor wieder aufgebaut, verfiel sie im Laufe der Zeiten doch wieder. Sie liegt eine halbe Stunde von Hechingen, der kleinen früheren Residenz des nunmehr königlich preußischen Fürstenthums Hohenzollern. Den Gipfel bildet ein Kalkfelsen, dessen Seiten überall senkrecht abgeschnitten sind. Zu dieser Spitze, auf welcher das Schloß liegt, führt nur ein einziger, mit Brücken verbundener Zugang; überdies aber war früher die Burg noch absatzweise durch neun stark mit Eisen beschlagene Thore verwahrt. Die mehrere Stockwerke hohen Burggebäude bilden ein längliches Viereck mit offener Vorderseite. Sie bestehen aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln, von denen der auf der südöstlichen Seite längst eingestürzt ist, mit Ausnahme der alten Burgkapelle, unter welcher die Fürstengruft sich befindet. Rechts hat der Eintretende das Zeughaus, worin einiges alte Geschütz und eine sehenswerthe Sammlung von Waffen des Mittelalters aufbewahrt wird: eiserne Panzer, Helme, Streitäxte, Morgensterne, Schlachtschwerte, Spieße und was sonst von Waffen der veränderte Kriegsgebrauch längst unnütz gemacht hat. Es zeichnen sich darunter einige schön von Stahl gefertigte und mit Zierrathen versehene Rüstungen der alten Grafen von Hohenzollern besonders aus. Das Ganze ist in einem alten, nunmehr würdig erneuerten Saale aufgestellt. Neben dem Zeughause sind zwei Mühlen übereinander von eigenthümlicher Einrichtung; die untere kann durch Pferde, die obere durch Menschen in Bewegung gesetzt werden. — Die Burg hatte keinen Brunnen mit lebendigem Wasser; ein großer, 30 Fuß tiefer und oben 10 Fuß weiter kupferner Kessel in einer gemauerten Grube, welcher die dahin abgeleiteten Traufen der Dächer auffing, vertrat für die Bewohner seine Stelle. Den übrigen Theil des Schlosses nehmen hohe und geräumige Säle und Zimmer ein, in denen seither nur einige alte Bildnisse östreichischer Kaiser zu sehen waren. Im Hofe stehen einige sehr alte Bäume, und unter der Oberfläche des Berges ziehen sich überall in den Kalkfelsen gehauene Gewölbe hin. — Das Ganze der Burg war schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts dem gänzlichen Verfalle nahe. Seitdem aber hat die hohe Regentenfamilie, welche dieser Burg entsprossen ist, sich des Hauses ihrer Väter angenommen. Als im Sommer 1823 der verstorbene König Friedrich Wil-

helm IV., damals Kronprinz von Preußen, einen Abend auf seinem ahnherrlichen Schlosse verweilt hatte, wurden bald Anstalten getroffen, daß die Gebäude wieder erneuert und in wohnlichen Stand gesetzt würden. Dem Ganzen wurde ein hoher, steinerner Aussichtsthurm hinzugefügt, der die sich sonst wenig in die Höhe thürmenden Ruinen und die noch erhaltenen Gebäude hob, und eine unermeßliche, überraschende Aussicht auf 50 Stunden in die Runde über Berge, reizende Thäler und ganze Landschaften mit ihren Städten und Dörfern, von den Alpen an bis weit nach Schwaben hinein, eröffnet. Westen, Norden und Nordosten liegen ganz offen da; der Süden bietet uns die Alpkette mit einem Kranze der schönsten Wälder, deren Berge sich in amphitheatralischem Halbrunde vor dem gern auf ihnen ausruhenden Auge lagern. Seitdem im Herbste 1850 der Prinz von Preußen (jetzt König Wilhelm I.) den Grundstein und im August 1851 sein königlicher Bruder bei Entgegennahme der Huldigung der hohenzollernschen Unterthanen den Schlußstein zum Gewölbe eines neuen Außenwerks der nunmehr wieder befestigten königlichen Stammburg gelegt haben, ward an ihrer würdigen und stattlichen Wiederherstellung fort und fort rüstig gearbeitet, so daß sie jetzt als ein herrlicher Schmuck des Reiches der königlichen Hohenzollern dasteht, das sich vom Fels zum Meere mächtig ausdehnt.

33. Der hohe Staufen.

In der Mitte des schwäbischen Landes, fast gleich weit vom Rhein, vom Lech und dem Bodensee entfernt, erhebt sich der hohe Staufen, ein kegelförmiger Berg, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der schwäbischen Herzoge und Kaiser gestanden hat. Weithin ist des Berges Haupt sichtbar, und du magst kommen, von welcher Richtung du willst, so zeigt sich dir sein kahler Scheitel. Er beherrscht eben so die Gegend und die niederen Berge, wie die mächtige Regentenfamilie, die einst hier hausete, die niedern Geschlechter und die Landschaft umher beherrscht hat. Der baumlose Gipfel des Berges gewährt eine herrliche Aussicht. Gegen Süden übersieht man die schwäbische Alp mit ihren begrünten Höhen oder zackigen Felsen; hinter ihr ragen in bläulicher Ferne, wie Wolken am Horizont, die Schneegebirge Tyrols und der Schweiz hervor. Gegen Westen erblickt man die schönen Gegenden, die der Neckar durchströmt: das reiche würtembergische Unterland, das schwarzwalder Gebirge, und in weiter Ferne die Berge Lothringens. In einem schönen Halbkreis gelagert, von Nordwest bis Nordost, von der Mündung des Neckars bis zum Ausflusse des Lechs begrenzen die

limburgischen und fränkischen Waldungen den Horizont, und verhindern die weitere Aussicht. Dies sind die äußersten Linien des Kreises, von dem dieser Berg der Mittelpunkt ist.

Aber innerhalb dieses Kreises, welch' eine bunte Landschaft, welch' schönes Gemälde! Wie abwechselnd Thal und Berg, Wälder, Fluren und Flüsse! Welche Menge von Höfen, Dörfern und Städten, die allenthalben, bald mehr, bald minder versteckt, mit ihren Thürmen und schimmernden Dächern und Zinnen einen ungemein heitern Anblick gewähren. Ganz nahe, dem Anscheine nach nur einen Steinwurf weit, liegt am nördlichen Fuße des Berges die Stadt Gemünd, ehemals ein Eigenthum des hohenstaufischen Hauses. Eben so nahe, nur auf des Berges südlicher Seite, breitet sich in einem fruchtbaren Thale das schöne würtembergische Städtchen Göppingen aus, das gleichfalls zu dem Besitzthum der hohenstaufischen Familie gehörte. Das frohe Gefühl, in das den Beschauer die lebendige Gegenwart versetzt, wird getrübt bei dem Anblick so vieler in Trümmern liegender naher Bergschlösser, die sich rings über die niedrigen Oerter erheben, und wie Diener oder Vasallen um den sie alle überragenden hohen Staufen herumstehen. Rechberg, Staufeneck, Helfenstein, Ramsberg, Scharfeneck, Berneck, Drachenstein waren ehemals die Sitze blühender Geschlechter, deren Andenken sogar zum Theil nun verweht ist.

Noch mehr dringt sich der Gedanke an die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe deinem Geiste auf, wenn du deine nächsten Umgebungen betrachtest; denn von dem Stammhause der Hohenstaufen ist, bis auf ein kleines Stück Mauer, auch die letzte Spur verschwunden, und mit Gras und Disteln ist der Schutt überwachsen. Einsame Ziegen weiden an den steilen Wänden des Berges und halbnackte Hirtenknaben tummeln sich auf der luftigen Höhe, wo einst der mächtige Friedrich der Rothbart seine Jugend verlebte. — Im Bauernkriege 1525 wurde von dem Schlosse verbrannt, was verbrennlich war. Die sieben Fuß dicke Ringmauer desselben, zwei feste Thürme, der Buben- und Mannsthurm genannt, und die Thore blieben stehen und standen noch 1588. Seit jener Zeit wurden die Steine von den benachbarten Bauern geholt, die Thürme niedergerissen, der Brunnen verschüttet. Sie wühlten nach Schätzen und fanden Menschenknochen, die sie verschleuderten. Die Natur selbst scheint hier oben zu trauern über den Untergang der großen Familie, die hier ihren Wohnsitz hatte. Menschenleer ist die Gegend, verlassen sieht sich der Wanderer, und nur das Geläute der Heerden oder einer nahen Kirchenglocke dringt hin und wieder zu seinem Ohr.

Am südlichen Abhange des Berges liegt das Dorf Hohenstaufen. In der alten Kirche desselben, die schon stand, als die

Staufen Könige der Deutschen waren, ist eine kleine, niedrige Thür gegen den Berg zu; über derselben befindet sich ein uraltes Wandgemälde, welches den Kaiser Friedrich Barbarossa in seiner Rüstung vorstellt; unter dem Bilde sind einige deutsche Reime, welche sagen, daß Friedrich oft durch diese Thür in die Kirche gegangen sei. Tiefer unter dem Dorfe auf der Ebene ist ein dichter, großer Wald, in welchem ein paar alte, ganz mit Moos überzogene Eichen stehen; von ihnen geht die Sage unter den Landleuten, daß sie aus den glanzvollen Zeiten des hohenstaufischen Geschlechts die einzigen noch lebenden Ueberreste seien. Wenn diese Sage auch nicht wahr ist, so thut es doch dem Gefühl wohl, sich in die Zeiten zu versetzen, da diese Bäume jung waren, sich jene längst entschwundenen Menschengestalten wieder vorzustellen, wie sie in diesem Forste dem Eber auflauerten und den schnellen Hirsch mit ihren Speeren fällten; es thut dem Gefühle wohl, nach einem so oft wiederholten Wechsel von Geschlechtern, Zeiten und Reichen, eine Kreatur, einen Eichbaum anzuschauen, der alle diese Wechsel überlebt hat, der dem stolzen Menschen die Kürze der ihm zugemessenen Zeit vorrückt und ihm zu sagen scheint: „Dein Leben währet siebenzig Jahre, wenn es hoch kommt achtzig, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; — ich hingegen trotze der Zeit und grüne für und für.“

34. Der Schwarzwald und seine Bewohner.*

Begrenzt im Süden vom Rheine und im Norden von der Ebene zwischen der Enz und dem Neckar, zieht sich der Schwarzwald in einer Länge von etwa 18 Meilen und einer Breite von 8 bis 4 Meilen von Süden nach Norden. Auf der Abendseite gießen sich seine Flüsse: Kinzig, Murg, Neckar, Enz, Nagold u. s. w., in den Rhein; auf der Südostseite finden wir die Donau, die hier selbst ihren Ursprung nimmt. In der gesegneten Rheinebene liegen die Städte Freiburg, Offenburg, Rastatt, Durlach, Karlsruhe, Bruchsal an seinem Fuße. Seine größte Höhe erreicht das Gebirge östlich von Freiburg, da, wo der bekannte Paß, die Hölle, sich befindet. Unter den höchsten Spitzen sind der Feldberg und der Katzenkopf, über dessen Spitze die Grenze von Baden und Würtemberg läuft, die bedeutendsten. Der ganze Schwarzwald ist Urgebirge, sein Gerippe Granit. Die höheren Punkte sind mit Sandstein bedeckt und ringsum von Flözgebirgen umgeben. Am Fuße des Gebirges erscheint der Gneuß. Porphyr und Thonschiefer finden sich auf mehreren Höhen, desgleichen auch Silber, Blei, Kupfer,

* Nach Th. Schacht u. A.

Eisen, Kobalt und Mineralwässer. Groß ist der Reichthum an Waldungen. Der Fruchtbau ist dagegen mühsam und beschränkt sich auf Roggen, Hafer und Kartoffeln. Der vorzüglichste Zweig der Landwirthschaft ist die Viehzucht. Auf dem eigentlichen Gebirge finden sich wenige in Städtchen und Dörfern zusammengezogene Gemeinden, die meisten bestehen nur aus zerstreuten Höfen und Häuschen von eigenthümlicher Bauart.

Vor allen aber birgt der Schwarzwald ein kräftiges, gesundes, wackeres Volk von Hirten, Holzhauern, Flößern, Ackerbauern, das alte Sitte, alte Kühnheit erhalten hat. Riesenhohe Tannen und Fichten flößt der Schwarzwälder auf seinen Gebirgsbächen hinunter zum Neckar und Rhein, auf dem sie in große Flöße verbunden werden, so groß, daß oft vierzig Menschen auf demselben sind, um sie mit Rudern und Stangen zu regieren. Mit dem breitkrämpigen Hute, der rothen Weste und den weißen Hemdsärmeln stehen diese kräftigen Gebirgssöhne in langer Reihe auf dem schwimmenden Walde und lassen ihn im taktmäßigen Ruderschlage nach den Niederlanden hinabgleiten, um reichen Städten feste Unterlage, schwellenden Segeln eine Stütze zu gewähren. — Für Holz tauscht der Schwarzwälder das Brotkorn ein, das ihm sein Boden auf den Bergeshöhen verweigert. Seine Holzschnitzereien, Uhren, Strohhüte u. s. w. sind durch ganz Deutschland bekannt. Man findet überdem im Schwarzwalde Hammerwerke, Glashütten, Pech- und Theersiedereien, besonders aber viel Sägemühlen. Die Wohnungen liegen in den wildschönen Thälern zerstreut umher, von Holz, Stroh oder Schindeln gedeckt. Die Stuben zu ebener Erde sind schwarz getäfelt, mit vielen Fenstern versehen, ohne darum viel Licht zu haben, wegen der weit hervorspringenden Dächer. Zu den Schlafgemächern führen Gänge von außen. Unter diesen Gängen draußen am Hause liegt der Holzvorrath. Keine Hütte ist ohne plätschernden Brunnen, und nicht selten steht eine kleine Kapelle daneben mit einem Glöckchen zum Morgen- und Abendgebete.

35. Der Gletscher des Großglockner.

Am südlichen Abhange der norischen Alpenkette liegt am Fuße des Großglockners ein wundervolles enges Alpenthal, durchströmt von der aus dem Gletscher des Riesenberges kommenden Möll. Von den Felsenwänden, die es auf beiden Seiten einschließen, stürzen zahlreiche Alpenbäche über schroffe Steinmassen oder ziehen sich in dünnen weißen Fäden an den Felsen herab. Dicht neben der Straße hat die Möll sich einen Weg unter den Felsen hinweg gebahnt und stürzt, aus dem unterirdischen Gange

herauskommend, wohl 20 Ellen tief in einen grausigen Felsenkessel. — Jetzt wendet sich der Weg, und plötzlich sieht man im Hintergrunde des Thales das Alpendorf Heiligenblut, 4500 Fuß hoch über dem Meere. Und dahinter, wo das Thal sich schließt, ragt zwischen den zwei grünen Bergen eine weiße, zackige, unförmliche Masse hervor; — es ist der Gletscher des Großglockner, und oben darüber in die Wolken hineinragend der 11,988 Fuß hohe Großglockner selbst, der höchste Berg der norischen Kette, starrend von Schnee und Eis und schwarzen Felsen.

Muthig ritten wir in Begleitung von zwei Führern die erste Anhöhe hinan. Voraus zog eine Küh- und Ziegenheerde auf eine andere Alpenweide, und der pfeifende und jodelnde kleine Kuhbube mit rothbrauner Jacke trug ein großes Milchfaß auf seinem Rücken. Als wir an der öden Sennhütte ankamen, wo die Heerde sich einquartiren wollte, erhob das Vieh ein freudiges Brüllen und die Ziegen kletterten fröhlich über die Felsen zur Hütte hinan. Der Weg ward immer steiler. Links lag der schöne Leiterfall und weiter oben eine ungeheure Felsenwand mit rothen Alpenröschen geradezu überdeckt. Es war ein wahrer rother Teppich, und hocherfreut pflückten wir die lieblichen Blumen, um unsere Hüte damit zu schmücken. Jetzt kamen wir an eine steile Felswand von glattem, schwarzem Thonschiefer, — da hinan ging der Saumweg. Ein einziger Fehltritt des Pferdes auf den in Felsen gehauenen Stufen würde uns in die Tiefe hinabgestürzt und an den Felsen zerschellt haben. Aber die Pferde steigen hinan mit bewunderungswürdiger Kunst und Sicherheit. Jetzt ward der Weg immer noch steiler und gefährlicher. Abgestiegen von den Pferden wateten wir durch Gras und Sumpf unverdrossen der Höhe zu. Da mit einem Male, nachdem wir zwei Stunden gestiegen, erblickten wir den Gletscher dicht neben uns. Ein kostbarer Sonnenblick erleuchtete die weißen und blauen Zacken und Spitzen des ungeheueren Eiskolosses. Hier zwischen zwei grünen Bergen eingeklemmt, endigt er sich, und aus seinem kalten Schooße stürzt das eisige, graue Wasser der Möll heraus. Es war ein herrlicher, unvergleichlicher Anblick! Wie Kinder freuten wir uns über die prächtigen Schneeweißchen, eine Art silberweißer Immortellen, die zahlreich am Wege standen, über die tiefblauen Vergißmeinnicht, die rothen Bergnelken und die kleinen rothen Blümchen auf den grünen, runden Stöckchen, die in runden, festgefilzten Büschen, oft mit dem kleinen, blauen Enzian vermischt, wie Kinderweihnachtsgärtchen anzuschauen waren.

Während die Führer weiter oben über die Schneedecke gingen, setzten wir zu Pferde über ein reißendes Bergwasser und standen bald vor dem in Nebel gehüllten Steinpalaste eines Gaisbuben, dessen schwarze, weiße und braune Ziegen und Schafe an dem

steilen Berge unter den Felsblöcken und dem Steingerölle herumliefen. Der Gaisbube saß vor seiner Residenz, d. h. einer kleinen Höhle unter dem Felsblocke, zu welcher man auf mehreren Stufen hinabstieg. Im Hintergrunde unter dem drohenden Felsenvorsprunge brannte ein flackerndes Feuer, an das der Gaisbube schnell den Kaffee setzte, der dann wohlthuend unsere erstarrten Glieder durchwärmte.

Die Pferde hier zurücklassend nahmen wir die Alpenstöcke und wanderten dem Gletscher näher. Bald lag die ungeheuere Eismasse zu unseren Füßen, ein großes, mehrere Stunden langes und etwa eine halbe Stunde breites Thal, mit einer ungeheueren Eismasse angefüllt. An der Oberfläche sieht das Eis grau aus und ist von Luft und Sonne bröcklich geworden. Am Ende des Gletschers hängen haushohe Zacken und Spitzen ins Thal hinab. Weiter oben ist die Oberfläche ziemlich glatt, wellenförmig abgerundet und mit größeren oder kleineren Spalten, fast durchgängig der Quere nach, durchschnitten. Diese ungeheuere Eismasse schiebt sich im Winter weiter vor und geht auch wieder zurück, an der Seite Steine und Gerölle mit sich fortnehmend.

Wir stiegen jetzt über das Gletschergeschiebe, auf welchem die schönfarbigsten, rothen Blumen wachsen, auf den Gletscher selbst. Das Eis ist nicht glatt, aber man muß sich vor den Spalten hüten. Diese Spalten, in welchen das Eis eine herrliche blaue Farbe hat, sind meist mit dem reinsten Wasser angefüllt. In allen Klüften und Ritzen, am Rande und in der Mitte, strömt und rieselt Wasser, und oft hört man es in ungeheuere Tiefen hinabfallen. Aus diesen Eismassen bilden sich die Gletscherflüsse, die sich später in den Bergseen von ihrem Schmutze reinigen und dann eine wunderherrliche grüne Farbe erlangen. Eine Stunde wanderten wir scherzend und singend auf dem Pflaster hin und sprangen über die Risse hinweg, wobei uns die Alpenstöcke gute Dienste leisteten. Oft mußten wir große Umwege machen, um zwischen breiten Klüften eine Brücke von Eis zu finden. Donnernd stürzten die Steine, die wir in die Eisklüfte warfen, hinunter und ihr spätes Eintreffen unten am Boden gab einen Beweis, wie tief die Klüfte hinabgehen müssen.

Auf dem warmen Schindeldache einer nahen, leerstehenden Hütte überschauten wir noch einmal all' die Herrlichkeiten. Ueber dem Gletscher drüben stieg der majestätische Großglockner in die Luft, der nur einmal auf kurze Zeit sein Haupt entschleierte und uns seine Spitze sehen ließ. Im Hintergrunde des von dem Gletscher gefüllten Thales lag ein reizender Schneeberg, von den hellen Sonnenstrahlen beschienen. Auf dem ganzen Berge war auch nicht ein Fleckchen, kein Felsen, keine Erhöhung oder Vertiefung zu erblicken. Wie eine zarte, ungeheure, abgerundete Schneepyramide

war er anzuschauen. Nur die dunklen Schatten der darüberfliegenden Wolken zogen wie dunkle Flecken über die schneeweiße Oberfläche des Berges. Wir waren fern von Menschen in der großartig schönen Einsamkeit der Alpenwelt, in der Nähe der Wolken, umgeben von ewigem Eise und Schnee.

36. Der Tyroler.*

Der deutsche Tyroler ist ein gesunder, kräftiger, schöner Menschenschlag mit offenen Zügen und einem klugen Ausdrucke des Blickes, hoch und breitschulterig, langlebig, mehr als ein anderer Alpensohn, und bis ins hohe Alter ungeschwächt an Rüstigkeit. Mannichfach von einander abweichend sind die Mundarten in Tyrol; doch lassen sich im Ganzen drei Hauptgruppen unterscheiden, die Bregenzer, die Unterinnthaler und die Zillerthaler.

Malerisch ist die Tracht in diesem Lande insgemein, obwohl fast in jedem Thale eine besondere vorherrscht. Wie stattlich tritt der Innthaler auf in seinen das Knie bloß lassenden Wadenstrümpfen und kurzen, dunklen, ledernen Hosen, mit dem breiten Gürtel und dem breiten Hosenträger über der rothen Weste, der kurzen Jacke und dem großen runden, mit breiten Bändern geschmückten Hute; — dann die Unterinnthalerin mit dem hohen, spitzigen Hute auf dem hübschen Kopfe, im kurzen Faltenrocke und dem stattlichen Latz; die Oberinnthalerin mit dem grünen Filz- oder gelben Strohhute, im grünen Leibchen, mit weiten, blendend weißen Hemdärmeln. Der Passeier hat seine braune Jacke roth und grün eingefaßt, die Hosenträger braun und den Hut gelb. Die Bregenzerin, die an Schönheit den übrigen Tyrolerinnen so vorangeht, wie der Zillerthaler den Mannsleuten, trägt im Sommer eine himmelblaue Mütze, im Winter eine Pelzhaube auf dem Kopfe, ein buntes Leibchen und ein weißes, gesticktes Busentuch darüber.

Der Tyroler liebt seine Heimath und hat auch Ursache, sie zu lieben; er liebt sein Fürstenhaus, und wie er es liebt, getreu bis in den Tod, das hat er wahrlich dargethan. Eine wunderliche Mengung ist das in ihm: Wandertrieb und Heimweh, Naturbehagen und Kunstfertigkeit, Arbeitsamkeit und Handelsgeist. Dabei ist er, das kann ihm Keiner abstreiten, von Haus aus ein poetischer Mensch. Was seines Landes Natur in Himmelsbläue und Alpenglühen, im Rauschen der wilden Wasser und im Donner der Schneelawinen Poetisches hat, in ihm ist das Alles so recht unmittelbar lebendig, es jauchzt oder trutzt aus ihm heraus. Es ist Alles frischer

* E. Duller.

Naturtrieb, der stimmt ihm die Kehle zum Gesang seiner „Gaßlreime“, seiner „Trutzliedl“ u. s. w., die auf der „Alm“ zu Hause sind. Wenn die Leuchtspäne geschnitzt oder die „Latschen“ (Schuhe aus Ruthen) geflochten werden, dann quillt und strömt das Lied prächtig und unaufhaltsam, und das Hackbrett, die Maultrommel, die Schwögelpfeife tönen dazu. Im Etschthale schreiten vor den Weinbergen abenteuerlich ausstaffirte Menschen herum, die „Saltner“ (Weinhüter) mit gewaltiger Hellebarde, auf dem Kopfe einen Hut mit Federn oder einen Eichhornsbalg, ein Paar Gemshörner auf der von einem ledernen Koller bedeckten Brust; die wissen in der ganzen poetischen Welt Tyrols Bescheid und lassen den Bronnen rieseln.

Der Tyrolertanz besteht in mannichfachen, künstlichen Windungen und Stellungen, in denen sich der Tänzer mit lebhafter Geberde unaufhörlich um die Tänzerin unter Geklatsch und Gestampf dreht und kreiselt. Aber außerdem giebt sich das poetische Talent des Tyrolers auch im Streben des einfachen Handwerkers oder Bauern nach Erreichung künstlicher Formschönheit kund, zumal in Malerei, Bildhauerei, Baukunst u. s. w., und so sieht man nicht blos die Kirchen, sondern auch die Giebel der meisten Häuser, wie sie massiv und in freundlicher Helle aus dem grünen Grunde der Landschaft blendend hervortreten, mit Bildern geschmückt, und auch der fromme Spruch fehlt nie darauf, noch die das sinnige Gemüth bekundende Blumenzier auf der Gallerie, welche das erste Stockwerk eines Blockhauses umgürtet.

Die Mannhaftigkeit des Tyrolers erinnert noch an jene alte Zeit, da der deutsche Bauer mit seinem Schwert an der Seite, seiner Feder auf dem Hute und seinem Stoßringe in der Faust trotzig und herausfordernd einhertrat. Der Tyroler trägt noch, wie sein Nachbar, der Bauer im baierschen Hochlande, seinen Stoßring von Eisen und Silber mit einem großen Knopfe zum Faustkampf. Und nun die „Robler“ (Raufer), zumal im Unterinnthal und im Zillerthal! Ihr hört plötzlich einen gellenden Schrei im Gebirge; da steht der trotzige Robler, der ihn ausgestoßen und dem sich alle Muskeln vom Verlangen nach einem tüchtigen Raufen ausspannen, steht und erwartet mit Ungeduld, bis ein Anderer den herausfordernden Schrei vernimmt und erwiedert; ist das der Fall, dann geht jeder dem Schrei nach, bis die beiden zusammenkommen. Nun gilt's. Ist Volk in der Nähe, so macht es den Kampfrichter. Es ist kein sanftes Werk, es geht hitzig her, daß die Glieder krachen, und oft heißt's: Zahn um Zahn, Aug' um Aug', oder Nase um Nase. Der Preis des Sieges ist, daß der Ueberwinder dem Ueberwundenen die Feder vom Hute nimmt. Steckt er drei auf den eigenen, so soll dies sagen: er scheut Keinen, er nimmt's mit Jedem auf. Leidenschaftlich liebt

der Tyroler auch das Scheibenschießen und die Jagd, und wie gut er zielen kann, hat er oft bewiesen.

Eigenthümlich sind die Hochzeitsbräuche; fast jedes Thal weicht darin von dem andern ab, und namentlich sondern sich die Deutschen scharf von ihren romanischen Nachbarn. Die Morgensuppe, wobei außer Suppe noch Rindfleisch, Würste und Kuchen gereicht werden, eröffnet die Festlichkeiten; ihr folgt ein Tanz, diesem um 10 Uhr der Zug zur Kirche, wobei die Musikanten, flott aufspielend, voranziehen; hinter ihnen schreiten dann die jungen Bursche heran; dann kommen zwei „Mantelträger“ und hierauf die Dirnen mit Kränzen in den Haaren, den benestelten Hut in der Hand. Sodann sieht man den Bräutigam, begleitet von einem Geistlichen und von einem Hochzeitsbitter, hinter ihm kommen die Männer; die Braut, die einen Rosmarinkranz, einen Gürtel mit einem Spitzentuch und den Rosenkranz trägt, begleitet auch ein Geistlicher und die Brautmutter (ihre leibliche Mutter, welche nicht mit zur Hochzeit geht, wird durch diese vertreten); hinterher kommen dann die Weiber alle. In der Kirche ist erst Messe oder Hochamt, dann Trauung, Opfergang und endlich Johannissegen. Von der Kirche geht's zum Mahl! Da wird stattlich aufgetischt, selten unter zehn bis zwölf Gerichten; in der Mitte wird Suppe, zum guten Schluß das „Ehrenkraut“ (Speckkraut mit Knödeln, Klößen) gegeben, dann — das Mahl währt oft sechs Stunden, denn es wird wacker dazwischen getanzt — eine Predigt und ein kurzes Gebet gehalten, und nun beginnt ein neues Essen. Dabei wird eine Schlange von Butterteig aufgetragen, zu gutem Schluß mit süßem Wein wacker angestoßen, und dann bringen die Gäste dem Brautpaar das „Weißat“, ein Geldgeschenk zur Bestreitung der Hochzeitskosten.

IV. Bilder aus der Schweiz.

1. Ueberblick dieses Landes.

Auf! lasset uns heute im Geiste einmal in die schöne romantische Schweiz wandern! — — Mir ist, als erblickte ich wirklich schon in der Ferne die hohen Alpengebirge mit ihrem ewigen Schnee und ihren Eisfeldern, die nie an den warmen Strahlen der Sonne ganz zerrinnen. Auf dem Abhange dieser Gebirge aber und auf tausend grünen, niedrigen Bergen sehe ich zahllose Heerden Kühe und Ziegen; und mitten unter ihnen sitzen auf dem weichen Grase oder auf schroffen Felsen muntere Hirten, die fröhlich den Kuhreigen blasen, der die Herzen aller Schweizer mit

Freude und Vaterlandsliebe erfüllt. Auf den Bergen zerstreut liegen eine Menge kleiner Hütten, Sennhütten genannt, wo die Kühe und Ziegen gemolken werden, und wo man aus ihrer fetten Milch köstliche Käse bereitet, die als Handelsartikel durch die halbe Welt versendet und überall gern gekauft und gegessen werden.

Ja, Kinder, ein schönes, herzerhebendes Land ist die Schweiz. In keinem andern findet man mehr Veranlassung, die Größe und Allmacht Gottes zu bewundern, dessen Hand diese ungeheuren Bergmassen aufgethürmt hat, von denen manche Spitze noch nie von eines Menschen Fuß betreten worden ist.

Die Schweiz ist im Ganzen ein rauhes Gebirgsland; und ob es gleich südlicher liegt, als Deutschland, so ist doch die Luft des vielen Schnee's und Eises wegen viel kälter als bei uns. Doch scheint der nördliche Theil, der unserm Deutschland zugekehrt ist, milder, und hat nur wenige Gebirge. Von Frankreich aus wird die Schweiz durch den Jura getrennt, der nicht so hoch ist wie die Alpen, die sich vom mittelländischen Meere durch Piemont, Savoyen, die Schweiz und Tyrol bis gegen die Türkei hinziehen. Besteigt man diese Gebirge, so findet sich, daß in einer Höhe von 7800 Fuß der Schnee anhebt, versteht sich, mitten im Sommer, denn im Winter ist ja das ganze Land damit bedeckt. Durch diesen Gebirgsschnee entsteht im Frühjahre, wenn er anfängt weich zu werden und zu schmelzen, oft schreckliches Unglück; denn wenn sich von den steilen Felsen auch nur ganz kleine Klumpen ablösen und von dem hohen Gebirge herabrollen, so werden sie, ehe sie in das Thal kommen, zu so ungeheuren Massen, daß öfters ganze Dörfer mit allen Einwohnern und allem Vieh darunter begraben werden. Man nennt dies Schneelawinen. Der seit Jahren in den Hochgebirgen angehäuft liegende Schnee aber wird nach und nach grobkörniger und verwandelt sich durch Zusammensetzen allmälig in Eis, welches man Firn nennt. In manchen Alpengegenden werden die mit Schnee und Eis bedeckten Berggipfel deshalb auch Firner genannt. Durch das Herabsenken der Hochschnee- und Firnmassen in Schluchten und Thäler drücken sich die einzelnen Eistheilchen immer fester an einander, und da sie zugleich von Thauwasser aus dem im Sommer von den Bergen abschmelzenden Schnee durchzogen sind: so bilden sie durch wiederholtes Zusammenfrieren eine feste Eismasse. Ihrer eigenen Schwere folgend und von oben gedrängt, gleiten oder fließen diese Eismassen immer tiefer hinab, und so wird nach und nach der ganze Zwischenraum zwischen zwei Bergen mit Eis ausgefüllt, so daß ein Eisberg zwischen ihnen entsteht: und das nennt man Gletscher.

Man sieht in der Schweiz Berge, die 12—14,000 Fuß hoch sind, wie z. B. das Schreckhorn, die Jungfrau, der Monte-

rosa. Wenn ihr nun bemerkt, daß selten ein Kirchthurm 400 Fuß hoch ist, so könnt ihr euch die außerordentliche Höhe dieser Berge ungefähr vorstellen. Ihre Gipfel verlieren sich in den Wolken, und wenn man auf der Spitze steht, so hat man oft das Vergnügen, unter seinen Füßen den Donner zu hören und den Blitz zu sehen.

So hoch diese Berge sind, so sind doch über einige derselben Landstraßen geführt, z. B. über den St. Gotthard zieht sich die Straße bis zu einer Höhe von 6430 Fuß. Ueber den Simplon ist, auf Napoleons Befehl, eine neue Straße gebahnt worden, die über 264 Brücken und öfters durch Höhlen führt, welche in die Felsen gesprengt worden sind. — Diese Berge nun verbreiten ihre Aeste über das ganze Schweizerland, und sind Ursache, daß nirgends große Ebenen gesehen werden. Sie enthalten auch die Quellen einer Menge Bäche und Flüsse, unter welchen der Rhein und die Rhone die bedeutendsten sind.

Die Schweiz ist auch sehr reich an großen See'n. Der vorzüglichste darunter ist der Genfersee, der 16 Quadratmeilen groß ist; dann kommt der Bodensee, an der Grenze Deutschlands; ferner der Neuenburger, der Zürcher, der Vierwaldstädter See u. s. w. Diese See'n haben meistens eine ungeheure Tiefe; der Genfersee soll an manchen Orten 950 Fuß, der Zürcher und Vierwaldstädter 600 Fuß tief sein.

Die Berge, See'n und Flüsse lassen in der Schweiz wenig Land zum Ackerbau übrig; sie kann daher nicht unter die fruchtreichen Länder gerechnet werden. Wo man aber ackern oder hacken kann, da ist der Boden ziemlich ergiebig an Getreide, und in manchen Gegenden baut man daneben ziemlich viel Wein. Auch fehlt es in der Schweiz nicht an gutem Obste. Besonders reich aber ist das Land an fetten Viehweiden, denn die niedrigen Berge und die Abhänge der größeren sind mit den kräftigsten Futterkräutern bewachsen: deswegen übertreffen auch die Schweizer Kühe im Ganzen viele andere an Größe. Die Flüsse und See'n liefern eine Menge Fische, die Wälder etwas Wildpret, auf den hohen Gebirgen sieht man oft Gemsen umherklettern, und auf den Spitzen der Alpen hausen die zwei größten und stärksten europäischen Raubvögel: der Goldadler und der Lämmergeier, welcher Gemsen, Hasen und Lämmer aus der Heerde raubt und auch wohl schon Kindlein mit seinen gewaltigen Klauen gepackt und durch die Lüfte davongetragen hat.

So ist denn die Schweiz ein Gemisch von angebauten Fluren, fetten Thälern, kräuterreichen Triften, grünenden Hügeln, schroffen Felsen, hohen Gebirgen und Eisgletschern. Auf den Bergen, die oben ewiger Schnee bedeckt, hat man oft in den Sommermonaten alle vier Jahreszeiten: Herbst, Sommer, Frühling und Winter. Während an dem untern Theile schon die Heuernte vorbei ist,

wird auf einer nachfolgenden höhern Stufe erst gemäht und getrocknet. In den noch höheren Gegenden blühen die ersten Grasblümchen, und auf den Spitzen der Berge liegt der Schnee haushoch.

Die Schweizer Eisgebirge und Eisfelder werden von vielen Reisenden besucht; solche Besuche sind aber mit großer Gefahr verbunden, denn oft bekommt das Eis Risse und Klüfte, die so verschneiet werden, daß man sie nicht sieht. Geräth man in eine solche Kluft, so versinkt man ohne Rettung. Dies begegnete im vorigen Jahrhunderte einem Reisenden, der 24 Jahre lang vermißt wurde, und den man endlich zerquetscht in einer Eisspalte fand. Seine Haut war ganz unverletzt und der Körper unverweset. Was mußte er nicht ausgestanden haben, ehe ihn der Tod von seiner Angst und Verzweiflung befreite!

„Ist die Schweiz stark bevölkert, und was treiben die Bewohner außer der Viehzucht?“ — Nein, Kinder! die Schweiz hat auf 800 Quadratmeilen nicht mehr als 2,400,000 Einwohner, aber es sind brave, treuherzige und achtbare Menschen, meist Deutsche. Diese reden die deutsche Sprache; ein anderer Theil spricht französisch, noch ein anderer italienisch. Sie haben in manchen Gegenden gute Fabriken und Manufakturen; sie weben schöne Baumwollen- und Seidenzeuge, Bänder, Tuch und Leinwand; ihre Frauen und Töchter klöppeln Spitzen; dann wird auch in der Schweiz viel gutes Papier gemacht. Ferner kommen aus der Schweiz eine Menge goldener und silberner Uhren, auch andere Goldarbeiten, vorzüglich aus Genf. Mit diesen Waaren, besonders aber mit Vieh, Butter und Käse treiben die Schweizer einen ansehnlichen Handel, und da sie auf ihren Bergen auch Eisen, Kupfer, Silber, Marmor und viele andere Mineralien erbeuten, so finden auch hier eine Menge Menschen Beschäftigung und Gelegenheit zum Handel.

Die Schweiz ist eine Republik oder ein Freistaat, der in 22 Kantone eingetheilt ist. Der Religion nach bekennen sich einige Kantone zur katholischen, andere zur evangelischen Kirche, noch andere sind gemischt. Die bedeutendsten Städte sind Zürich, Bern, Basel, Genf, Luzern, Schaffhausen u. s. w. Keine dieser Städte ist von ansehnlicher Größe, denn Genf, die größte, zählt nur 36,000 Einwohner.

2. Die Alpen.*

Das majestätische Alpengebirge, welches sich von der Schweiz aus über einen großen Theil des südlichen Deutschlands erstreckt, hat eine Länge von 120 und eine Breite von 20 bis 40 Meilen.

* L. Gittermann.

Aus den Thalgründen, welche den Felsenleib der Alpen theils der Länge, theils der Quere nach durchschneiden, und von denen viele so hoch liegen, daß sie die höchsten Spitzen unserer übrigen deutschen Gebirge überragen, erheben sich himmelanstrebende Berge bis zu einer Höhe von 15,000 Fuß. Diese Berge sind entweder gar nicht, oder doch nur zum kleinen Theile angebaut; die meisten jener Thäler aber sind der Schauplatz der menschlichen Betriebsamkeit und die nicht zu hoch gelegenen mit Feldern, Obst- und Weingärten, die sich auf die Berge hinaufziehen, soweit die Gegend es gestattet, reichlich bedeckt. Inmitten derselben gewahren wir nahe an einander gedrängte, gewerbreiche Städte und freundliche Dörfer mit zerstreut liegenden Wohnungen in eigenthümlicher Bauart, deren Bewohner von denen der benachbarten Thäler oft durch unübersteigliche Berge getrennt, oder mit ihnen durch mehr oder minder bequeme Pässe, durch welche künstliche und natürliche Straßen führen, verbunden sind. Oder die weiten, tiefen Thalschluchten sind oft viele Meilen weit mit Wasser angefüllt und bilden jene größeren und kleineren Bergsee'n von ausgezeichneter Klarheit und verschiedener Färbung, deren Ufer sich theils schroff und steil erheben, theils in anmuthige Ebenen auslaufen.

Einen unendlichen Genuß gewährt dem Freunde der Natur das Besteigen eines Alpenberges. Wir nehmen durch die angebauten Thäler unsern Weg bergaufwärts; Gärten, Aecker und Wiesen, freundliche Obstpflanzungen und liebliche Weingärten lassen wir hinter uns und schlagen uns durch die stolzen Waldungen, welche den Berg umgürten. Anfangs sind es kräftige Laubhölzer; weiter hinauf erheben sich schlanke, kernhafte Tannen, Fichten und andere Nadelhölzer. Noch höher hört der üppige Baumwuchs auf; nur niedriges Knieholz und mancherlei Beerengesträuch kommt noch kümmerlich aus dem rauhen, unfruchtbaren Boden fort. Nacktes oder mit Moos bewachsenes Gestein breitet sich vor unsern Blicken aus; Granitmassen von erstaunenswürdiger Größe liegen überall in furchtbarer Verwirrung zerstreut und lassen auf eine frühere gewaltsame Zerstörung mächtiger Berge schließen; himmelwärts thürmen sich senkrechte Felswände zu allen Seiten auf, und tiefe, schauerliche Risse und Spalten drohen, den Wanderer in ihren fürchterlichen Schlund zu verschlingen. Da ist alles Leben erstorben, und schauerliche Stille herrscht in der furchtbaren Einöde. Wilde Bergströme stürzen in die tief gerissenen Schluchten und unterbrechen durch ihr grausiges Getös die lautlose Einsamkeit. Oft zerrinnt im hohen Fall ihr Wasser zu Staub, und dann gewähren sie, besonders wenn die Sonne die Wasserstäubchen regenbogenartig färbt, ein unbeschreiblich schönes Schauspiel. So wechselt das Schauerliche mit dem Schönen und Erhabenen und macht einen um so tiefern Eindruck auf das empfindsame Gemüth. Hin und

wieder treten noch Waldstreifen hervor, freilich nur von verkrüppelten Kiefern gebildet, und Heidelbeeren bedecken den steinigen Boden, der gleichwohl auch noch herrlich gefärbte Alpenrosen hervorzubringen im Stande ist. Hier streifen im Sommer Marder und Wiesel umher, um die Eier der Berg- und Schneehühner zu ergattern; hoch in den Lüften kreist der Lämmergeier, der nur auf den höchsten, unzugänglichsten Felsen horstet und Gemsen und Ziegen verfolgt. Aus den Löchern kriecht das harmlose Murmelthier, um Gras und Alpenkräuter zu suchen, und auch der Berghase kommt zu gleichem Zwecke aus seinen Schlupfwinkeln hervor; die flüchtige Gemse aber macht ihre gefährlichen Sprünge über Schluchten und Abgründe und wird vom kühnen Jäger unter beständiger Lebensgefahr rastlos verfolgt.

In derselben Höhe breitet sich auch der Teppich buntfarbiger Alpenpflanzen vor unsern Blicken aus, würzhafte, duftende Kräuter mit prächtigen Blüthen, welche die reine Alpenluft auf dem schwellenden, dicht in einander gefilzten Rasen erzeugt. Auf diesen grünen Matten weiden die Aelpler oder Sennen in den wenigen Sommermonaten zahlreiche Heerden von Ziegen, Schafen und Kühen, deren melodisches Glockengeläut schon in der Ferne uns wohlthuend entgegenscholl. Ermüdet von der mühseligen, gefahrvollen Wanderschaft, kehren wir bei einem Sennen ein. Er wohnt in einer armseligen Sennhütte; aber wir sind froh, bei ihm ein Obdach zu finden. Gastlich nimmt er uns auf, theilt freundlich sein Mahl mit uns und freut sich, einmal Menschen bei sich zu sehen. Freilich müssen wir mit Milch, Molken und Käse fürlieb nehmen, denn das ist seine einzige Kost, selbst grobes Brot hat er selten; nur von Zeit zu Zeit wird ihm dergleichen hinaufgebracht und hält dann nicht lange vor. Wir übernachten bei ihm auf einem weichen Lager von Heu und decken uns mit unsern warmen Mänteln zu. Um die Alpenwirthschaft näher kennen zu lernen, verweilen wir den folgenden Tag auf der Alp (so nennt nämlich der Schweizer diese fruchtbare Berggegend, welche in Tyrol Alm heißt). Wir besuchen mehrere Sennhütten; alle sind aus rohem Holz oder aus kunstlos auf einander gefügten Steinen gebaut; die Ritzen und Fugen sind mit Gras und Moos verstopft, doch nur oberflächlich, so daß nicht selten des Morgens in der Hütte hohe Schneestreifen liegen, die ein nächtliches Gestöber durch jene Fugen wehte. Das Dach ist mit großen Steinen gegen die Gewalt des Windes beschwert. In der Regel haben diese Sennhütten nur ein Gemach, in welches, da keine Fenster vorhanden sind, das Licht durch die offene Thür, die des Nachts mittelst eines Riegels verschlossen wird, hineinfällt. Bisweilen finden sich auch zwei Abtheilungen, in deren vorderer ein großer, viereckiger Herd steht, der zugleich auch als Ofen, Tisch und Bank dient, und über welchem ein großer, beweglicher,

zur Käsebereitung dienender Kessel hängt. Diese Abtheilung ist Küche, Wohn- und Schlafzimmer. Um Raum zu gewinnen, ist das Bett sehr oft oben an der Wand befestigt, und hölzerne Zapfen in derselben dienen als Leiter. Die zweite Abtheilung giebt die Milch- und Käsekammer ab, welche sich bei den einzimmrigen Sennhütten in der Erde befindet. Ganz nahe bei der Wohnung des Sennen erblicken wir die eben so kunstlos erbauten Stallungen, in denen die Heerde zur Zeit eines Unwetters sichere Zuflucht findet.

Die Hirten sind meistens arm; selten besorgen sie eigene Heerden, noch seltener auf eigener Alp. Gewöhnlich werden sie von Besitzern der Alpenplätze hinaufgeschickt, oder sie pachten eine Alp und oft die Kühe dazu. Im blauen Kittel, mit zwillichnen Hosen, die bis übers Knie reichen, gehen sie barfuß oder auf hölzernen Sohlen; ihr Kopf ist mit einem ledernen Käppchen bedeckt. Dabei sind sie kräftig und heiter, stolz auf ihre Heimath, ihren Beruf und ihre einfache, genügsame Lebensweise.

In der Schweiz versehen meistentheils nur Männer das Geschäft des Melkens und der Käsebereitung; Butter wird wenig gemacht. Schon im Mai ziehen die Sennen mit den Ziegen und Schafen auf die Alp; vier Wochen später kommen die Kühe nach. Solche Auffahrt auf die Alp ist ein allgemeines Fest. Die Hirten sind dabei voll ausgelassener Freude, und auch das Vieh scheint gern das Thal zu verlassen und klettert munter die oft mühsamen Anhöhen hinan. Vorweg zieht der Senn, mit bunten Bändern reichlich geschmückt; ihm folgt die größte, kräftigste Kuh, welche in den Kämpfen des Viehes am häufigsten siegte, mit einer mächtig großen Glocke am Halse; dann kommt der Handbub, des Sennen Gehilfe, mit der ganzen Heerde, deren Reihe der große Stier schließt. das nöthige Geräth wird Tags darauf zur Sennhütte geschickt. Jede Kuh empfängt vom Hirten ihren Namen und hört auf seine Stimme, sowie auf die einfachen, lieblichen Töne, die er auf seiner Schalmei hervorzubringen versteht, welche Kuhreigen genannt werden. Es ist eine Lust, das Vieh in seiner Freiheit auf der Alp fröhlich und übermüthig umherspringen und mit einander kämpfen zu sehen; man merkts ihm an, wie gut das kräftige Alpenkraut in hoher, reiner Bergluft ihm bekommt. Wenn es die Witterung erlaubt, bleiben die Heerden Tag und Nacht im Freien und werden auch da gemelkt; sobald aber böses Wetter heranzieht, treibt sie der Senn den Ställen zu; die Ziegen, welche sich dann vorher jedesmal um die Hütte sammeln, dienen ihm dabei als Wetterpropheten. Beim Einbruch der Kälte, gemeiniglich im September, werden die Sennhütten wieder verlassen und die Heerden in die Thäler hinabgetrieben.

Nachdem wir dies theils mit unsern eigenen Augen gesehen, theils uns vom Senn haben erzählen lassen, setzen wir unsern

Weg noch vor Anbruch des Tages bergaufwärts fort. Vom Thale aus haben wir mehrere Führer mitgenommen und uns mit einer Axt, einer Leiter, festen Stöcken mit Stacheln und scharf beschlagenen Schuhen versehen. Bald sollen wir von alledem Gebrauch machen, denn die herrlich grüne, mit tausendfarbigen Blumen geschmückte Alp liegt hinter uns, und vor uns breitet unabsehbar sich eine Schneeebene mit wellenförmigen, ungleichen Erhöhungen aus. Die Grenze ist hier oft so scharf, daß man mit der einen Hand vor sich in den Schnee greifen und mit der andern hinter sich prangende Blumen pflücken kann. Aus dem ewigen Schnee aber ragen hohe, düstere Felsspitzen hervor, an deren steilen Wänden der Schnee nicht haftet. Es sind dies jene schroffen Felsengrate, die jäh in die Luft sich erheben, mit ihren starren Formen einen grellen Abstand gegen den blendend weißen Schnee bilden und Hörner genannt werden. Unbeschreiblich schön war der Anblick, den wir schon vom Thale aus auf diese Gegend hatten. Es war an einem schönen Abend, das tief liegende Land bereits mit Dämmerung bedeckt, und nur die hohen Bergspitzen und die schroffen Hörner prangten purpurn noch im Sonnenlichte. Welch majestätische Pracht! Der Schnee erschien nicht weiß, sondern röthlich glühend und spielte da, wohin der Schatten fiel, in verschiedenen Farben. Solche Erscheinung, welche Abends und Morgens nicht selten ist, nennt man das Alpenglühen.

Jetzt schlagen wir unsern Weg seitwärts über einen Firn oder Gletscher ein, dergleichen es viele in der Alpenwelt giebt. Wenn die Höhen der Berge mit Schnee so sehr beladen sind, daß sie ihn nicht mehr halten können, sinkt derselbe in ungeheurer Masse in ein naheliegendes Thal. Selbst die größte Hitze des Sommers kann die Menge nicht überwinden; der herannahende Winter gefriert den wäßrig gewordenen Schnee zu Eis und führt neue Massen hinzu. So entstehen zuletzt hohe Eisflächen oft in Gegenden, wo noch vor wenigen Jahren grüne Matten prangten. Unsere Stöcke in den Händen, die Eisschuhe an den Füßen, betreten wir die vor uns liegende. Bei jedem Tritt entwickelt der Gletscher neue Schönheiten, aber auch neue Gefahren. Herrlich schimmert im Sonnenglanz das Eis in rother, blauer und grüner Farbe. Bergauf, bergab schreiten wir stundenlang über den Firn fort, wobei die Fußtapfen oft mit der Axt vorher gehauen werden müssen, damit wir nicht gleiten; auch die Leiter wird nicht selten gebraucht, um steile Vorsprünge zu erreichen. Hier und da erscheinen hohe Kuppen von Eis, die im Sonnenlicht wie blankes Silber leuchten, und wir erstaunen über den wunderbaren Bau, welchen die Natur dabei befolgte. Da öffnet sich vor uns ein breiter, tiefer Schlund; schauerlich schön ist der Blick hinunter; wir vermögen nicht, das Ende des Eises in der Tiefe zu erspähen,

wo weit unten Schneewasser zu rauschen scheint; alle Farben, herrlich anzuschauen, bietet uns die sonst so grausige Schlucht. Von Eis hat sich an einer Stelle eine Brücke darüber gewölbt, aber sie ist so schmal, daß der Fuß kaum Raum hat, und doch müssen wir sie überschreiten. Tod und Grabesschweigen herrscht hier, das nur durch unsere Fußtritte unterbrochen wird. Doch neue Schönheiten entfalten sich vor unsern Blicken. Hier erheben sich eine Menge hoher Kuppen, deren von Eis gebildete, lange, spitze, durchsichtige Nadeln im Sonnenlichte herrlich flimmern; dort stehen runde Eispyramiden, die mit einem Steine wie mit einem Hute bedeckt sind; unsere Führer nennen sie Gletschertische. Viele Bäche rauschen in blauen Eisrinnen dahin, versenken sich oft in tiefe Eisschichten und fließen unter der Oberfläche, nur dem Ohre vernehmbar, weiter fort. Links und rechts fassen himmelanstrebende Wände den Gletscher ein, der sich vor unsern Blicken in eine andere Thalschlucht hinzieht. Da auf einmal vernehmen wir aus weiter Ferne ein donnerähnliches Getöse. Wir erheben und wenden uns erschreckt an unsere Führer, um die Ursache jenes fürchterlichen Krachs zu erfahren. Diese sagen uns, es müsse irgendwo im Gletscher ein neuer Riß entstanden, oder ein Eisgewölbe, das sich in der Tiefe durch Wasser gebildet, zusammengestürzt sein. Gott dankend, daß wir fern genug von jener Stelle sind, setzen wir unsern Weg etwas ängstlicher fort, zumal frisch gefallener Schnee das Eis vor uns bedeckt; langsam schreiten wir vor, den Schnee mit unsern Stöcken untersuchend, ob er nicht vielleicht trügerisch einen Abgrund unsern Blicken verhüllt.

Wir erklimmen nun eine der höhern Bergspitzen; der Weg ist beschwerlich; die Luft ist immer kälter und dünner, dabei ist sie hell und klar; unser Puls geht schneller, das Herz klopft rascher. Nach mehrstündiger, gefahrvoller Wanderung haben wir den Gipfel erreicht. Aber welch eine Aussicht! Alle Mühen sind vergessen, denn ein Genuß, unbeschreiblich schön, belohnt sie tausendfach. Eine unermeßlich weite Welt liegt ausgebreitet vor unsern erstaunten Blicken; das Alpengebirge stellt sich uns in seiner ganzen Majestät dar, und die Seele erbebt, indem sie die Allmacht Gottes schaut. Zahllose Bergketten, umlagert von waldigen Vorbergen, weite Schneefelder, aus denen die mit Eis bedeckten, glänzenden Spitzen hoher Granitfelsen hervorragen, tiefe Schluchten, wunderbar gestaltete Felsengrate, fruchtbare Alpenweiden, herrliche See'n, blühende Thäler, übersäet mit Städten und Dörfern, die uns von oben freilich winzig klein vorkommen, Bäche und Ströme, die im Thal als blaue Streifen erscheinen, und alle die mannichfaltigen Naturwunder, welche das Alpengebirge darbietet, wechseln bunt mit einander ab. Wir wissen nicht, wohin wir unsern Blick zuerst richten sollen, überall Großartigkeit und Pracht. Da wirds dunkler

im Thale; während der Himmel über uns klar und tief blau ist, ziehen sich unter uns dichte Nebel zusammen, und wir erfahren von den Führern, daß es für die im Thale schwere Gewitterwolken sind. Der unter uns rollende Donner, die sich kreuzenden Blitze bestätigen bald ihre Behauptung. Wir sehen dem erhabenen Schauspiele zu, ohne zu erschrecken, denn Donner und Blitz haben hier keine Gewalt über uns. Endlich zerreißt das Wolkenmeer unter uns und läßt hier und da einen freien Blick ins Thal zu, bis endlich alles Gewölk gänzlich verschwunden und die Luft ebenso klar und rein unter uns, wie über uns ist. In Andacht versunken, sitzen wir auf einem Felsenblock; da tönt abermals ein Donner an unser Ohr; unser Auge folgt unwillkürlich seinem furchtbaren Schalle: eine Lawine rollt unaufhaltsam von einem entfernten Berge hinunter. Wehe denen, die sie auf ihrem ungestümen Laufe ereilt! — Gott sei Dank! sie hat kein bewohntes Thal erreicht; eine tiefe, öde Thalschlucht hat sie ausgefüllt.

Unsern Gedanken noch nachhängend, werden wir von den Führern an die Rückkehr gemahnt. Ungern verlassen wir den Ort, der eine ganze Welt von Wundern uns erschloß; doch der Tag ist schon weit vorgerückt, und kein gastlich Dach bietet sich hier für die Nacht uns dar. Wir müssen noch vor Untergang der Sonne das nächste Hospiz zu erreichen suchen. Wehmüthig nehmen wir Abschied von diesem erhabenen Punkte und schlagen den Weg nach der nächsten Straße zu ein, an deren höchster Stelle ein Hospiz zur Aufnahme der Reisenden bereit liegt. Nach mühevollem Bergabsteigen langen wir noch zu rechter Zeit hier an, werden freundlich aufgenommen und bewirthet und setzen am andern Morgen auf einer der bequemern Straßen, welche über die Alpenketten aus einem Thale ins andere führen, unsere Rückreise fort. Diese Wege gehen nicht über die höchsten Spitzen der Berge hinweg, sondern ziehen sich an ihren Abhängen durch Pässe und Thalschluchten hindurch; der menschliche Fleiß hat sie selbst für Fuhrwerke zugänglich gemacht. Viel Ausdauer gehört freilich zu solch einer Riesenarbeit. Hier muß ein ungeheurer Felsen gesprengt werden, damit eine Schlucht sich bildet; dort muß man einen andern Felsen unterhöhlen, um durch das daraus entstehende Felsengewölbe hindurchfahren zu können; noch an andern Stellen, wo die Straße an ganz schroffen Wänden oder Abgründen hinläuft, müssen Pfeiler und Gewölbe vom tiefen Thale bis zur Straße hinauf gebaut werden. So geht oder fährt man häufig an dem jähen Absturz nackter Klippen entlang, rechts von himmelhohen, steilen Felsen, links in schauerlicher Tiefe von den schäumenden Wogen eines in Wasserfällen herunterstürzenden, reißenden Stromes begleitet. In hundertfachen Windungen und Abwechselungen schlängelt sich der Weg dahin, von Zeit zu Zeit den Wanderer zu einem einsamen,

aber freundlichen Hospiz führend. An Stellen, wo der Sturz zerstörender Lawinen nicht zu den Seltenheiten gehört, sind durch ungeheure Felsenüberhänge und dergleichen Vorkehrungen getroffen, daß dieselben, dem Wanderer ohne Schaden, über den Weg hinwegrollen, denn manche Gegenden sind schon von jeher gleichsam als Werkstätten der Lawinen bekannt. Da muß man Alles vermeiden, wodurch man sie herbeiführen könnte. Man geht an solchen Stellen behutsam über den thauenden Schnee hinweg, um nicht mit den Füßen von demselben etwas hinabzurollen; man vermeidet das Schießen, denn die geringste Erschütterung könnte größere oder kleinere Massen von Schnee lösen und eine Lawine veranlassen. Im Fall wächst diese dann unaufhaltsam; Bäume, ja selbst ungeheure Felsblöcke reißt sie mit sich fort und stürzt sich endlich verheerend in das Thal, wo sie ganze Dörfer überschüttet, große See'n ausfüllt und durch das austretende Wasser Ueberschwemmungen veranlaßt, ja selbst denjenigen Gegenständen gefährlich wird, die nicht unmittelbar von ihr berührt werden, indem schon der Luftdruck, den sie weit um sich her ausübt, Häuser einstürzt, Thürme und Wälder umreißt und Menschen und Thiere weit fortschleudert.

Wir indeß sind froh, von dergleichen auf unserm Wege verschont geblieben zu sein, und kommen endlich glücklich im Thale wieder an.

3. Die Gemsjagd.*

Die Gemsjagd! — welchen eigenen Zauber das Wort allein schon auf mich ausübt! Kaum nehme ich die Feder in die Hand, und lasse die Erinnerung zurückschweifen zu jenem wilden, fröhlichen Leben, so tauchen auch schon die grimmen Berge in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit empor. Wieder sehe ich jene schroffen Kuppen und Joche, jene Schluchten und Wände hoch über mir emporragen — unter mir in schwindelnder Tiefe liegen — wieder höre ich in weiter Ferne das Donnern der Lawinen, das Prasseln der aufgescheuchten Gemsen auf dem lockeren Geröll der Reißen, und wie mit einem jähen Schlag steht plötzlich jene wunderbare Welt in ihrer ganzen Pracht und Größe bewältigend um mich her.

Das Herz fängt mir an zu schlagen, als ob ich noch einmal da draußen, halb in einen Laatschenbusch hineingeklemmt, auf überhängender, vorspringender Felsenspitze klebte, und kaum athmend, mit der gespannten Büchse in der Hand, in ängstlicher, fast peinlicher Lust, die Sinne zum Zerspringen angestrafft, des flüchtigen Wildes harrte — und Alles wird lebendig um mich her:

In den gelblich schimmernden Lärchentannen, die tief unter mir

* Fr. Gerstäcker.

ihre halbtrockenen Spitzen heraufstrecken, rauscht und murmelt der Wind, schüttelt und schaukelt die elastischen zähen Zweige der Krummholzkiefer und fegt den Staub aus den trockenen Ritzen und Spalten der weiten Klamm, die sich neben mir, mit ihren gähnenden Schluchten und Spalten, tief in den Berg hineingefressen hat. Dort drüben balgt sich ein Schwarm schreiender munterer Alpendohlen, und still darüber hin, in stummer gewaltiger Majestät, zieht ein einzelner Jochgeier seine lustige Bahn.

O komm! — fort, fort aus dem flachen Land. — Dort hinten ragen schon die starren, lichtübergossenen Joche aus dem duft'gen Nebel auf, der wie ein Schleier auf den Bergen liegt; neben uns rauscht und funkelt die blaue Isar, und trägt den flüssigen, wie mit leuchtendem Silber übergossenen Bergkrystall zum niederen Lande hinab. Die kleinen zierlichen reinlichen Häuser mit ihren steinbeschwerten Dächern, hölzernen Veranda's, bunten Heiligenbildern und Außenwerken von gespaltenen Winterscheiten werden häufiger, freundlich grüßende Gesichter mit spitzen, federgeschmückten Hüten darüber, das unvermeidliche „Regendach" unter dem Arme, begegnen uns, und jetzt rasselt der Wagen über das Pflaster des Bergstädtchens Tölz die lange Straße hinab, die wie eine Bildergallerie an beiden Seiten alle möglichen „Schildereien" aus der biblischen Geschichte und christlichen Sage zeigt. — Den Hang nieder gehts durch eine plankenbelegte mit blauen Hemmschuhspuren gestreifte Gasse über die Isar hinüber, die hier ärgerlich schäumt, weil sie da urplötzlich in ein Wehr gedrängt und Mühlen treiben soll, das freie Kind der Berge und jetzt — o wie uns das Herz da weit wird und die Brust noch einmal so leicht in der reinen Luft zu athmen scheint, strecken die alten lieben Berge die Arme aus, uns zu begrüßen, und enger, tiefer wird das Thal mit jeder Meile, grüner der Fluß, an dem wir aufwärts ziehen, reiner der Himmel, schmaler der Weg, dem der leichte Wagen folgt. Schon nickt die Krummholzkiefer, der Laatschenbusch, wie sie der Tyroler nennt, uns von den nächsten Hängen ein freundliches Willkommen zu und läutende, trefflich genährte Heerden — die Lieblingsthiere mit riesigen Glocken um den Hals — Schafheerden der Bergamasker Race mit herunterhängenden Ohren — und Hirten, schwer mit allerlei Alpengeräth bepackt, begegnen uns in der Straße. Es ist Oktober, und Hirten wie Heerden weichen dem nächst zu erwartenden Schneefall aus, der die höchsten Kuppen des Gebirges schon dann und wann einmal auf ein paar Tage mit seinem weißen Mantel überwirft — nur als ob er sehen wollte, ob ihnen die alten Kleider vom vorigen Jahre noch passen — und sie sitzen wie angegossen.

Es ist Herbst, und die Hirten „drin im Gebirg" haben selbst die letzten „Unterleger" verlassen, ihre Thalwohnungen aufzusuchen

und ihre Heerden vor Lawinensturz und Wintersturm in Sicherheit zu bringen.

In den Bergen wirds jetzt leer, da Vieh und Heerden thalab gezogen, und wunderhübsch schildert Tschudi das in seiner Alpenwelt:

„Weißt du doch selber, Alpenwanderer,“ sagt er, „was für ein schwermüthig drückender Ton im Herbst über diesen Felsen liegt, wenn Menschen und Heerden, Pferde und Hund, und Feuer, Brot und Salz sich ins Thal zurückgezogen. Wenn du an der verlassenen und verrammelten Hütte vorübersteigst, und Alles immer einsamer und einsamer wird, wie wenn der alte Geist des Gebirgs den majestätischen Mantel seines furchtbaren Ernstes über sein ganzes Revier hinschlüge. Kein befreundeter Athemzug weht dich meilenweit an, kein heimischer Ton — nur das Krächzen des hungrigen Raubvogels, das Pfeifen des schnell verschwindenden Murmelthiers mischt sich in das Dröhnen der Gletscher und das monotone Rauschen des kalten Eiswassers. Die kahlgeweideten Gründe, in denen die kleinen Gruppen der giftigen Kräuter mit frischen Graskränzen, welche das Vieh nicht berührte, sich auszeichnen, haben die letzten anmuthigen Tinten des Idylls verloren. Der schwarze Salamander und die träge Alpenkröte nehmen wieder Besitz von den verschlammenden Tränkbetten der Rinder, und die verspäteten Bergfalter schweben mit halbzerrissenen und abgebleichten Flügeln durch das Revier, aus dem die beweglichen Unken in trostlosen Chören die sömmerlichen Jodelgesänge der Hirten wie spottend zu wiederhohlen scheinen.“

Nicht wahr, wie schade, daß der Jäger gerade in diese Berge einzieht, wenn sie der Hirt mit seinen idyllischen Heerden verläßt, und der Jäger bedauert das gewiß —

„Gott sei Dank, daß das langweilige Vieh mit seinem Gebimmel endlich abzieht“, murmelt er vergnügt vor sich hin, „jetzt bekommen die Berge doch endlich eine Ruh, und man braucht nicht zu fürchten, auf jedem Pirschgang — jedem Joch, statt einem Rudel Gemsen eine Heerde Schafe anzutreffen.“

Die Poesie der Berge verträgt sich recht gut mit der Jagd und der echte Jäger weiß sie gewiß zu würdigen, denn sein ganzes Leben und Treiben ist poetisch; aber — sie darf ihm nur nicht ins Gehege kommen, sonst sind sie eben die längste Zeit Freunde gewesen. Wo sie die Ausübung seiner Jagdlust stört, hat sie für ihn aufgehört Poesie zu sein, und — wenn er sie nicht zum Teufel wünscht, geschieht das nur in einzelnen Fällen aus ganz besonderer Rücksicht.

Aber das Gebirg wird schon wilder. — Rechts von uns ragt eine hohe schroffe Steinwand, von der Sonne mit ihrer flammenden Gluth übergossen, wie eine riesige Silberstufe auf; nach links zu öffnet sich jetzt das Thal, und herüber grüßt da plötzlich mit

seiner scharfgeschnittenen, schneegedeckten Pyramidenkuppe der Schafreuter, während weiter nach vorn, wo jetzt die Riß sich in die Isar gießt, der Stuhlkopf und dahinter der gewaltige Steinkegel, der große Falken sichtbar wird. Das sind alte Bekannte, alte Freunde, und es ist fast, als ob sie die mächtigen Hälse reckten und freundlich herüberwinkten, uns zu grüßen.

Nein, es war nur Täuschung. In grimmer stolzer Majestät stehen sie dort, und bieten den Jahrhunderten die Stirn. Ob sie Orkane umrasen, ob der Föhn durch ihre Schluchten tobt, und die Lawinen von ihrem Nacken niederdonnern, das Entsetzen in die Thäler wirft — oder ob kosende Frühlingslüfte ihre Hänge und Wände und Blüthen decken, was kümmerts sie. Geschlechter gehn und kommen und vergehn aufs neu, und starr und trotzig recken sie die Häupter nach wie vor dem blauen Aethermeer entgegen.

Da hinein — an jenen Wänden hinauf, jene Schluchten mit ihren eingerissenen Klammen und schwindelnden Abgründen kreuzend, bald auf, bald nieder, jetzt ein Laatschendickicht durchdringend, jetzt über rollendes Gestein mit flüchtigem Fuße hinüberspringend, liegt unsere Bahn, und wirklich nur der, der selbst die Jagdlust — die Leidenschaft der Jagd kennt und mitfühlen mag, wird auch begreifen können, wie Menschen mit zäher Ausdauer, allen Strapatzen, allen Gefahren trotzend, in diese Berge klettern können, das scheue flüchtige Wild, die Gemse zu erlegen.

Wenn auch manches Märchen über diese Art Jagd erzählt ist, das den gemüthlichen Leser im flachen Lande unnöthigerweise mit Schaudern und Entsetzen erfüllte — wenn er auch nicht z. B. zu glauben braucht, daß sich der Gemsjäger die Schuhe und Strümpfe auszieht und die nackten Sohlen aufschneidet, um mit seinem eigenen Blute an den glatten Hängen und Gletschern zu kleben, bieten doch die schroffen Wände in Wirklichkeit der gefährlichen Plätze genug, die Jagd eben interessant zu machen.

Wo Weg und Steg aufhört, wo der niederbrechende Fels mit seinen Trümmern die Hänge überstreut und wild Geröll ins Thal gerissen hat; wo hier und da an glatten Wänden nur kleine grasbewachsene Streifen oder vorstehende Steine dem Fuß gestatten, zweifelhaften Halt zu finden; wo überhängende Laatschen dem aufklimmenden Jäger freundlich die zähen Arme niederhalten — mit einem Worte, wo irgend nur ein Anhaltspunkt sich bietet, vorwärts zu kommen, und der Kletternde, den Blick nicht rückwärts wendend, oft Stellen ersteigt, die er nie wieder an demselben Platze zurückpassiren könnte, sucht er sich die Bahn. Nur erst die Höhe muß gewonnen, das Wild gefunden werden, das ist der einzige Gedanke, der ihn treibt und nach beendeter Jagd giebt es dann Stellen genug, wo man ins Thal zurückklettern kann.

Oft mag er stundenweit auf grasigen, nicht allzusteilen Lannen

rasch und bequem aufwärts steigen. Oft bietet ihm gerade das niedergebrochene, fest liegende Gestein vollkommen sichern Anhalt. Wo noch Bäume wachsen, kann er dabei leicht alle etwa gefährlichen Stellen umgehen. Sie selber oder ihre Wurzeln verstatten ihm guten, oft bequemen Grund, darauf zu fußen. Selbst wo die Krummholzkiefer, die sogenannte Laatsche, wächst, hat er wohl beschwerlichen, aber immer noch verhältnißmäßig sichern Weg aufwärts, denn deren zähe, elastische Zweige brechen nicht, und ihre Wurzeln klammern selbst in dem lockersten Boden mit erstaunlicher Festigkeit. Ein fingerdicker niederhängender Zweig trägt das Gewicht eines Mannes.

Nur da, wo Lawinen oder niederstürzende Bergwasser Spalten und Schluchten zwischen sie hineingerissen haben, was der Bergjäger dort Klammen nennt, beginnt die Gefahr des Kletterns, und nicht allein ein sicherer Fuß, nein auch ein sicherer Blick gehört dazu, die Stellen auszuwählen, wo ein Ueber- oder Aufgang möglich ist.

Der Gemsjäger ist hierzu schon durch seine Schuhe und seinen Stock ausgerüstet, und seine ganze Tracht nicht allein der Jagd selber, sondern auch das Terrain, auf dem er sich befindet, angepaßt — praktisch und malerisch zugleich.

Auf dem Kopf trägt er den bekannten Tyroler Hut, mit einigen nach rückwärts gebogenen Spielhahnfedern, dem Stoß eines Schnee-, Hasel- und Steinhuhns und manchmal einen Gemsbart. Der Hals ist frei, und das weiße Hemd wird durch ein schwarz oder bunt seidnes Tuch locker zusammengehalten. Vortrefflich unter den Hut paßt aber die graue Joppe mit dem grünen Kragen — die Joppe eigentlich gewöhnlich etwas zu dunkel für die Berge, weil die lichteren Farben viel besser mit dem Wettergrau der Steine verschmelzen. Unter diesen reichen dann die schwarzen Lederhosen nur bis zum obern Rand des Knie's, das sie bloß lassen, während unter dem Knie der dickwollene, weiß gewebte, grüne oder graue Strumpf beginnt. Die Füße stecken in mächtigen Bergschuhen, von festem, wenig geschmeidigem Leder, das den Fuß kräftig zusammenhält, während die darunter eingeschlagenen Nägel nur beim bloßen Anblick einem, mit Hühneraugen geplagten Menschenkinde Entsetzen einflößen müßten.

Es sind das auch nicht etwa gewöhnliche Nägel. Nach innen scharf abschneidend, nach außen aber mit breitem Griff die Sohle fassend und schützend, bilden sie einen wirklichen scharfen eisernen Rand um den Schuh herum, und ahmen dadurch die ähnlich eingeschnittenen Schalen der Gemse nach. Ohne diese Schuhe würde nicht einmal der, von kleinauf an diese Berge gewöhnte Jäger im Stande sein, an den steilen platten Graslannen und schroffen Hängen, die oft nur zollbreite Vorsprünge auf ihrer starren Fläche bieten, fortzukommen. Mit solchem scharfen Eisenrand schneidet

man aber fest in die Wände ein, und wenn der Kopf nicht schwindelt, läuft man mit einiger Uebung sicher über nicht eben ganz senkrechte Hänge hin.

Dazu aber braucht man außer den Schuhen noch ein anderes, höchst nöthiges Instrument, und zwar den Bergstock. Dieser, von etwa 6 Fuß Länge, mit oder ohne eisernem Stachel, gewöhnlich nur roh aus einer Haselstaude geschnitten und getrocknet, bietet dem Bergwanderer die Hauptstütze und Hilfe. Ohne den Stock wäre er nur wenig nütze da oben.

Noch darf ich den Bergsack nicht unerwähnt lassen. Er ist, wie Alles, was der Alpenjäger braucht und mit sich trägt, so einfach, leicht und praktisch wie nur irgend möglich eingerichtet. Er besteht aus einem grünleinenen Sack, der hinten mit einem starken aber dünnen Seil auf- und zugeschnürt werden kann, und auf dem Rücken, wo er keine Bewegung hindert, mit zwei ledernen oder gurtenen Achselbändern getragen wird. Birgt der Jäger nun seinen Proviant, seine Steigeisen, Munition und vielleicht die Regenjoppe mit etwas Wäsche darin, so nimmt er, zusammengefaltet, wenig Raum ein, läßt sich aber so weit ausbreiten, noch mit Leichtigkeit den größten Gemsbock darin aufzunehmen. Die „Gams“ wird dann so zusammengelegt, daß Kopf und Läufe mit den Krickeln (Hörner der Gemse) zum Schlitz herausschauen.

Einen außerordentlichen Vortheil bietet diese Tracht der nur bis zum Knie reichenden Hosen besonders beim Bergaufsteigen. Lange Hosen würden das Knie bei jedem Schritt reiben und spannen, und dadurch das Bein weit eher ermüden, während dasselbe so frei und ungehindert bleibt und keinem Druck unterworfen, den Körper leicht und kräftig aufwärts trägt.

Der Stock ist beim Aufsteigen weit weniger nützlich, als beim Bergabklettern, obgleich man sich auch oft mit ihm heben und auf ihn stützen kann. Bei Aufsteigen müssen die Hände fast so viel mithelfen als die Füße, und das Gewehr auf den Rücken gehängt, an jedem Busch sich anklammernd, in jede enge Spalte sich einklemmend, jetzt einen vorspringenden Stein, jetzt eine Wurzel, jetzt einen einzelnen Alpenrosen- oder Grasbüschel benutzend, hebt sich der Steigende daran empor. Auch nicht gut ist es, viel zurück zu schauen. Beim Niedersehen in die Tiefe faßt uns leicht Schwindel an, und die Sinne braucht man dort droben alle zusammen und in guter Ordnung, damit der Fuß nicht etwa strauchele. Nur immer vorwärts, Freund, dort oben hast du wieder festen sichern Boden, und erst den hohen Rand erreicht, von dem der Blick die Schluchten weit übersieht, magst du die scheue Gemse auch berücken.

Da rasselts da drüben an der Wand, Steine rollen und kleine dunkle Punkte, nicht größer wie Ameisen, springen blitzesschnell über die lichten Wände hin.

Mit dem Fernrohr, nach Büchse und Bergstock das wichtigste Instrument für den Gemsenjäger, suchen die Schützen indessen das Terrain, das sie übersehen können, ab — unerwartet kann ihnen überhaupt hier kein Wild kommen, denn der steinige, rauhe Boden verräth es schon auf größere Entfernung. Da drüben ist ein dunkler Punkt an der nämlichen Wand, über der der erste Treiber sichtbar wurde — richtig es ist ein alter Bock, der sich hier unter einen Felsvorsprung gestellt hat, nach unten hin aufmerksam die springenden Gemsen betrachtet, nach oben ganz erstaunt hinaufhorcht, woher auf einmal all' die großen dicken Steine kommen, von denen er freilich, grad' wo er steht, wenig zu fürchten hat.

Dort und da wird er jetzt lebendig. Ueber den tiefen Thalgrund des weiten Felsenkessels springt das stärkste Rudel gerade dort hinauf, wo ein Jäger, die Büchse im Anschlag, fest hinter einen hohen Stein gedrückt steht. Näher und immer näher kommen sie hinan — der Wind schlägt auf und sie wittern nicht die Gefahr, der sie sich nahen. Prachtvoll sieht es dabei aus, wie die dunklen, schlanken Thiere an den lichtgrauen Seitenwänden hin und aufwärts setzen. Jetzt bleibt die Leitgeis auf einer vorspringenden Zacke mit dicht zusammengeschobenen Füßen stehen und sichert umher — aber nicht lange braucht sie nach der vermutheten Gefahr zu suchen — der Treiber dort oben auf dem nackten Joch schwenkt den Hut nach ihnen hinüber, seine ganze Gestalt zeichnet sich ihnen scharf und rein gegen den blauen Himmel ab, und fort stürmen sie wieder, geschützteren Platz zu erreichen, und aus so gefährlicher Nähe zu kommen — die armen Dinger.

Jetzt setzen sie die Schlucht hinauf, an dessen oberem Ende der Jäger steht — kaum 50 Schritt an ihm vorbei springt das Leitthier — hält einen Augenblick auf dem Kamm, sieht den neuen Feind, thut einen scharfen Pfiff und verschwindet auf der anderen Seite des Jochs. — Und kein Schuß? — noch eine Gems und noch eine folgen ihr und jetzt — eine kleine blaue Wolke steigt hinter dem Felsen auf — jetzt noch eine, und zwei Gemsen sind schon lange zusammengeknickt und von der steilen Höhe niedergerollt, als der dumpfe Knall der Büchse sich erst donnernd an den Wänden bricht und in das Thal seine Schallwellen niederwälzt. — Wie die übrigen Thiere stutzen und schrecken — aber die Leitgeis ist voraus, der müssen sie folgen, und nach drängt deshalb, trotz dem Schuß, der ganze Trupp, nur einen scheuen Bogen um die gestürzten Kameraden beschreibend.

Wieder steigt in zwei kurzen Stößen der blaue drohende Dampf empor, und wieder taumelt eine Gemse. Wild vorbei stürmen die entsetzten Thiere. Aber noch ist der Donner nicht verhallt, als aufs Neue die tödtliche Kugel ihr Opfer sucht.

Sechs Mal hat es aus den drei Doppelbüchsen gesprochen und drei Gemsen liegen verendet auf dem Platze und schwer verwundet schleppen sich zwei andere noch über das Joch hinüber, davon eine der Hund nach kurzer Suche in einem Laatschenbusche antrifft und niederreißt. Die andere ward später verendet gefunden.

Die übrigen Rudel brechen zwischen den Treibern durch, und nur der eine alte Bock ist halsstarrig in seinem wohlversteckten Platze stehen geblieben, bis die Jäger ihn längst passirt haben. Dann dreht er sich und verschwindet plötzlich in einer der zahlreichen Spalten, wie in die Wand hinein.

Und nun der fröhliche Heimzug von der Jagd! Rasch versammeln sich die Jäger, guter Dinge, daß der mühselige „Trieb“ gelungen; brechen das erlegte Wild auf und werfen es aus, thun sorgfältig das gesammelte Feist wieder hinein, packen die Gemsen in ihre Bergsäcke und heimwärts geht es jetzt, am Rücken des Jochs auf einem ziemlich guten Pirschwege hin.

Viele Menschen, besonders die Flachlandleute, glauben, daß es viel bequemer sei, einen Berg hinab-, als ihn hinaufzusteigen. Bei nicht zu steilen Hängen und auf kurze Strecken, oder in dem kleinen lockeren Geröll der Reißen, auf die ich noch später zu sprechen komme, mögen sie auch Recht haben. Wer aber den ganzen Tag in den Alpen herumgeklettert ist, und mit müden Knieen dann Abends noch auf dem Heimweg die steilen Hänge, die er den Tag mit Mühe und sauerem Schweiß erklommen, wieder hinab muß, der weiß, was es zu sagen hat, das Niedersteigen.

Schneller gehts jedenfalls, als bergauf; die Brust ist nicht so eingezwängt dabei, und hat freieren Athem. Die Glieder brauchen den Körper nicht fortwährend zu heben, sondern geben nur dem Druck von oben nach. Wenn aber die Knie besonders vom Steigen angegriffen sind, und müssen nun einen steilen Hang auf Stundenweite hinab, dann staucht das doch gar bös, und man würde viel lieber noch einmal dieselbe Strecke aufsteigen als hinab.

Auch gefährlicher ist der Niedergang an steilen oder „schiechen“ Stellen. Aufwärts hat man weit eher festen Halt. Die Fußspitzen sind vorn, man sieht den Fels dicht vor sich, an dem man aufklettert, sieht jeden kleinen Vorsprung, den man benutzen kann — versucht hie und da die beste Stelle und rückt, wenn auch langsam, sicherer empor. Anders ist das beim Niedersteigen, wo der Blick die Tiefe suchen muß, den nächsten Anhalt für den Fuß zu finden. Der Hacken ist dabei lange nicht so biegsam als die Fußspitze, und ruht der Körper auf ihm und giebt dann der Stein, auf dem er rastet, nach, dann kann die Hand nur in seltenen Fällen helfen stützen, und vor dem Sturz bewahren.

So mühselig es z. B. sein mag, in den Krummholzkiefern aufwärts zu klettern, wo uns die langen stachligen Zweige alle ent-

gegendrücken, so wenig gefährlich ist es dabei. Abwärts dagegen, wo man in dem dichten Gestrüpp, das nur die grüne Decke bildet, nicht sehen kann, was darunter liegt, ist man stets der Gefahr ausgesetzt in irgend eine senkrechte Wand, über die sich diese Büsche nur zu gern hinüberhängen, einzugleiten.

Ist der Boden gebrochen, mit großen Steinen oder Wurzeln bedeckt, und nicht zu glatt und abschüssig, so geht es noch eher. Auch von nicht zu steilen Lannen läuft man ziemlich rasch hinab. In dem Fall ist dann der Bergstock die beste Stütze des Jägers. Aber nur nicht voraus darf man ihn einstemmen, denn rutschte er ab, wäre es um den Mann geschehen. Wagerecht hält ihn der Kletternde deshalb in der Hand, die Spitze an die Wand zurückgedrückt, die eine vorn am äußersten Ende untergehalten, die andere etwa in der Mitte aufgestemmt, das Gewicht des Körpers darauf vom Abgrund fortzulehnen. Der Stock dient solcher Art als Hemmschuh, der mit dem Stachel in den Boden reißt und selbst bei etwaigem Ausgleiten des Fußes den Körper immer noch zu halten vermag.

Am leichtesten und schnellsten läuft sichs die sogenannten Reißen hinab.

Diese „Reißen" sind weiter Nichts als Geröll; von steilen Wänden losgebröckeltes Gestein, das ins Thal hinabgeworfen, sich in den Jahrhunderten höher und höher gethürmt hat. Die meisten derselben sind nicht übermäßig steil, da sie sich eben nur dadurch vergrößern, daß die abfallenden Massen auf ihnen eine Strecke niederrollen und, wenn ihr ärgster Fall gebrochen, liegen bleiben. Zum Theil bestehen sie dabei aus riesigen Felsbrocken, die entweder durch ihr eigenes Gewicht losbrechen, oder durch eine Lawine zu Thal gerissen wurden. Was aber auch die Unterlage bildet, obenauf sind die meisten von ihnen mit klarem kleinen Steinzeug bedeckt, das dem darauf tretenden Fuß weicht und ein Aufsteigen wohl nicht gefährlich, aber entsetzlich beschwerlich macht. Bei jedem Schritt aufwärts rutscht man wieder fast ebensoweit zurück; kein fester Punkt bietet den sich immer nur mit aller Kraft einhakenden Sohlen sicheren Halt. Hinunter geht es aber dafür desto leichter, und auf steilen, klaren Reißen braucht man kaum selbst den Stock zur Stütze. Bei jedem Schritt weicht das Geröll mit dem Fuß, und läßt den Körper oft seine ganze Länge tiefer gleiten. Ihm nach poltern allerdings die Steine, und rutscht oft das ganze Geschiebe nach, aber was thuts — kommt es zu arg, so braucht man nur mit ein paar Sprüngen seitwärts auszuweichen, und ich habe solche Niederfahrt auf klarem Geröll immer nur mit dem Gefühl des Schlittschuhlaufens vergleichen können. In zehn Minuten legt man dabei oft eine Strecke bergab zurück, zu der man auf demselben Terrain stundenlang gebrauchen würde, sie bergauf zu steigen.

Doch was sind alle die Beschwerden und selbst Gefahren in dem einen seligen Gefühl der Jagd!

Ihr Tagewerk war wahrlich kein leichtes, und wer ihnen zusieht, wie sie an den steilen Wänden hinlaufen, oft über Abgründen hangen, wo der geringste falsche Tritt sie rettungslos in die Tiefe schickt — jetzt im Schweiße ihres Angesichts durch ein Laatschendickicht arbeiten, jetzt über das Geröll einer Reißen springen, und immer munter, immer vergnügt dabei, der muß die Leute wahrlich bewundern.

Und trotz den oft furchtbaren, immer höchst mühseligen Wegen, die sie zu steigen haben, achten sie nicht blos auf ihren schmalen Pfad, nicht blos auf das Wild, auf das sie losgehn sollen. Nein, ihr Auge späht dabei noch, sorglos um die Gefahr, die sie umgiebt, nach dem spärlich, und nur an den rauhsten, wildesten Stellen wachsenden Edelweiß, nach einer einzelnen, vom Sommer übrig gebliebenen Scabiosa, nach einem tiefblauen Enzian oder einer, in dieser Jahreszeit sehr seltenen Alpenrose, mit diesen Blüthen, neben Spielhahnfedern und Gemsbart, den Hut zu schmücken.

Der Brauch von einer Laatsche an Mütze oder Hut ist dann das Siegeszeichen der gelungenen Jagd, und das Behagen erreicht den höchsten Grad, wenn Abends die erlegten Gemsen am Pirschhaus mit den Krickeln oben am Dach eingehakt werden, und zur Zierde, als eben soviel Trophäen, dort über Nacht hängen bleiben.

So verfliegt der Tag draußen in den Bergen — man weiß wahrhaftig manchmal gar nicht, wo er hingekommen, und der Abend dann, am lodernden Kamin, vergeht noch schneller fast. Recht eigentlich müde wird der Körper auch nie in dieser reinen leichten Luft, selbst nach solchen Anstrengungen, die den stärksten Mann im flachen Land zu Tod erschöpfen würden. Die Zwischenzeit zwischen Tag und Nacht ist deshalb auch nicht Erholung, sondern wieder nur ein Vergnügen anderer Art. Man hat eben nicht zu jagen aufgehört, weil man müde — sondern einfach, weil es dunkel wurde, und beginnt frisch wie am vorigen Morgen, sobald die Sonne sich im Osten zeigt.

4. Die Simplonstraße.*

Die Straße über den Simplon, in den Jahren 1801—1806 von Napoleon angelegt, ist die einzige, auf welcher Lastwagen aus der Schweiz über die Alpen nach Italien fahren können. Sie ist 14 Stunden lang, überall 25 Fuß breit, nirgends stark ansteigend und daher selbst für die schwersten Fuhrwerke fahrbar. Es giebt keine Straße in der Welt, bei deren Erbauung so viele und so

* J. Meyer.

große Hindernisse und Schwierigkeiten zu bekämpfen waren, als bei dieser. Häufig windet sie sich an jähen Abgründen hin, in deren Tiefen wilde Bergwasser brausen; oft geht sie im Zickzack senkrechte Bergwände hinan; oft mußten Felsen durchbrochen werden, und sie durchläuft unterirdische Gänge, die mehrere hundert Schritte lang sind und durch schlotähnliche Oeffnungen beleuchtet werden. Ueberraschend ist es, aus diesen Gallerien bald in liebliche Thalgründe mit Sennhütten zu treten, bald von hohen Felsenzinnen über schwarze Tannenwälder hinweg auf schimmernde Gletscher und Schneeberge zu blicken, oder über tiefliegende Thäler in das Blau des Himmels. An mehreren Stellen führen kühne Brücken von einem Berge zum andern und über Schluchten von unabsehbarer Tiefe. Manche dieser Bauten scheinen das Werk dämonischer Mächte, nicht das des schwachen Menschen zu sein.

Die Straße beginnt bei dem Flecken Brieg und steigt auf dem Simplon bis zur Höhe von 6090 Fuß an. — Schon tausend Fuß tiefer, bei der sogenannten Gletschergallerie, wo der Weg knapp am Fuße der Eisberge und zum Theil unter denselben hin durch lange Gallerien führt, hört der Baumwuchs auf. Auf der Höhe steht ein Hospitium für Reisende, ein von Napoleon großartig begonnenes, nach seinem Sturz aber unvollendet gebliebenes Gebäude.

Anderthalb Stunden vom Gipfel auf der italienischen Seite liegt das Dorf Simplon, 4500 Fuß über dem Meere. Bald hinter demselben führt der Weg einer engen Schlucht zu, in welcher der wilde Davedro braust. Enger und immer enger wird die Stromschlucht, und oft treten die beiden Bergwände, die sie bilden, so enge zusammen, daß auf weiten Strecken der Weg aus ihren Seiten gehöhlt werden mußte. Rechts und links stürzen, oft viele hundert Fuß hoch, Gießbäche donnernd herab, vor deren Fluthen gewölbte Bogengänge schützen. Manchmal überhängt der Weg, von in die Bergwände eingelassenen Streben getragen, die Abgründe, oder er zieht sich hoch auf Brücken hin, deren Pfeiler in den Vorsprüngen der Felsen ruhen.

5. Das Hospiz auf dem großen Bernhard.*

Die Natur und die Menschen haben sich vereinigt, um aus dem Hospiz ein Wunderwerk zu schaffen. Es ward im Jahre 962 vom heiligen Bernhard gegründet und liegt am östlichen Ende des See's, welcher ein Thal einnimmt, das eng und länglicht und auf dem höchsten Punkte des Weges über den Bernhardsberg befindlich ist. Seine Höhe über dem Meeresspiegel beträgt 1253 Toisen. Diese menschliche Wohnung ist ohne Zweifel die höchste, die es giebt,

* Uebersetzung aus dem Französischen.

nicht blos in Europa, sondern in der ganzen alten Welt. Sie liegt sehr nahe an der Grenze des ewigen Schnee's. Auch ist die Kälte hier acht Monate im Jahre furchtbar, und selbst im Sommer bedarf es nur eines leichten Nordwindes, um diese schneidend kalte Luft herbeizuführen. Man kann sich einen Begriff von dieser schrecklichen Oede machen, wenn man weiß, daß hier in keiner Art etwas geerntet wird, man müßte denn Salat und Kohl ausnehmen, der kümmerlich auf kleinen Erdwällen wächst, die durch benachbarte Felsen geschützt werden; indeß bauen die Mönche diese Gemüse mehr zu ihrem Vergnügen an, um etwas keimen zu sehen, als um davon Nutzen zu ziehen.

Die trefflichen Männer, die sich hier, um mit eigener Lebensgefahr der leidenden Menschheit zu Hülfe zu eilen, dazu weihten, die Langeweile und den schauderhaften Anblick ewigen Schnee's und unfruchtbarer Felsen zu ertragen, so wie eines stets halb zugefrorenen See's; welche ferner keine Furcht hegen, daß ihre Gesundheit durch die stete Kälte und die ungesunden Nebel untergraben werde, denen sie beständig ausgesetzt sind, und die sich vor den Kränklichkeiten nicht fürchten, denen sie bei einer solchen Lebensweise nothwendig entgegen sehen müssen, sind Chorherren, welche der Regel des heiligen Augustin folgen. Ihr Oberer führt den Titel Propst, und den Bischofsstab und die Bischofsmütze. Er empfängt sein Bestallungspatent vom Papste, nachdem er vom Kapitel gewählt worden ist. Seinen Platz behält er auf Lebenszeit. Die übrigen im Kloster Angestellten bekleiden ihre Posten nur drei Jahre lang; da aber die Würde eines Propstes nur dadurch verdient wird, daß jemand in seiner Jugend auf dem Hospiz thätig war, so steht es dann, wenn der Propst mit seiner Würde bekleidet ist, ihm frei, in Martigny, am Fuße des Berges, zu wohnen, wo das Kapitel ein Haus besitzt. Die Anzahl der Mönche ist nicht bestimmt. Gewöhnlich beläuft sie sich auf zwanzig bis dreißig, von denen zehn bis zwölf im Kloster wohnen und unmittelbar den Dienst im Hospiz verwalten. Acht verrichten in den von dem Kapitel abhängigen Pfarreien die kirchlichen Gebräuche. Die, welche ihres hohen Alters und ihrer Kränklichkeit wegen die Gebirgsluft nicht vertragen können, leben bei dem Propst in Martigny.

Es giebt kein interessanteres Schauspiel, keins, das die Seele tiefer zu erschüttern vermöchte, als diese ehrwürdigen Mönche an Tagen, wo die Zahl der Wanderer über den St. Bernhardsberg groß ist, zu sehen, wie gütig sie dieselben aufnehmen, speisen und pflegen, ohne Rücksicht auf Stand, Geschlecht und Religion zu nehmen. Man leidet — genug, um auf ihre sorgfältigste Pflege Ansprüche zu haben. Vorzüglich aber im Winter und im Frühling ist ihr Eifer am verdienstlichsten, weil sie sich dann den größten Beschwerden und den größten Gefahren aussetzen. Vom November

an bis zum Mai üben sie ihre menschenfreundliche Arbeit ununterbrochen. Ein Diener von bewährter Treue muß täglich bis zur Hälfte des Abhangs den Reisenden entgegen gehen. Mehrere Hunde, die so abgerichtet sind, daß sie die Wege genau kennen, begleiten ihn. Sie finden diese Fußsteige selbst während des Nebels, bei den heftigsten Stürmen und im tiefsten Schnee, und suchen so verirrte Reisende auf. Die Mönche üben dieses wohlthätige Geschäft häufig selbst, um den Reisenden auf der Stelle Hülfe zu leisten und sie mit Arzneimitteln unterstützen zu können. Wenn der vertraute Diener (Maronnier genannt) die Verirrten nicht allein zu retten vermag, so eilen sie, ihm beizustehen; sie führen, unterstützen sie, ja, sie tragen sie selbst nach Kräften auf ihren Schultern nach dem Kloster. Häufig müssen sie sogar gegen die Reisenden Gewalt brauchen, die ermüdet und erstarrt dringend bitten, daß man ihnen erlauben möge, zu ruhen und auf dem Schnee zu schlafen. Aber die ehrwürdigen Geistlichen geben nie solchen Bitten Gehör; sie entreißen sie einem trügerischen Schlummer, der sie unfehlbar dem Erfrieren, folglich dem Tode Preis geben würde.

Trotz der Vorsichtsmaßregeln, welche diese rechtlichen Männer nehmen, trotz ihrer Sorgfalt, vergeht doch kein Winter, in dem nicht ein Reisender stürbe oder mit erfrornen Gliedern im Hospiz ankäme. Indeß ist niemals ihrem Eifer oder ihrer Thätigkeit das Geringste davon beizumessen; denn wenn bei solchen Wanderern, die vom Schnee fortgerissen und zu tief begraben wurden, als daß der Instinkt und Geruch der Hunde die Stelle, auf welcher sie liegen, bezeichnen könnte: so untersuchen die edlen Geistlichen dann die Umgegend mit großen Stangen, von Stelle zu Stelle, und an der Art, wie ihnen Widerstand geleistet wird, erkennen sie, ob sie auf einen Felsen oder auf einen menschlichen Körper stoßen. Im letzteren Falle verlieren sie keinen Augenblick, um den Schnee wegzuräumen, und oft haben sie so die Freude, Menschen zu retten, die ohne ihre Hülfe niemals das Licht der Sonne wieder gesehen haben würden.

Außer den Diensten, welche die Mönche des großen Bernhardsberges der Humanität leisten, nützen sie auch den Wissenschaften dadurch, daß sie ein Tagebuch halten, in welchem sie ihre meteorologischen Beobachtungen aufzeichnen, und das regelmäßig in den Denkwürdigkeiten der ökonomischen Gesellschaft zu Bern abgedruckt wird. Einige beschäftigen sich auch mit historischen Untersuchungen, besonders mit solchen, welche die Schweiz betreffen.

Eine Stunde vom Kloster entfernt, auf dem Wege vom Bernhard nach dem Dorf St. Peter, erblickt man zwei gewölbte Gebäude, die das Hospital genannt werden. In dem einen derselben nimmt man die Reisenden auf, die unterwegs erstarrten, um sie wieder zu erwärmen, und in dem andern bewahrt man die Leich-

name unbekannter Wanderer, die auf diesem Wege sterben. Man läßt ihnen alle ihre Kleidungsstücke, damit ihre Angehörigen sie im Nothfall wieder erkennen können. Das erstere dieser Hospitäler ist auch zu einem Magazin von Brot, Wein und Käse bestimmt, welche Lebensmittel der Maronnier täglich vor der Nacht dahin bringt, wenn er den Reisenden entgegen geht.

Auf der dem Hospiz entgegengesetzten Seite, am äußersten Ende, auf dem Wege nach Italien zu, liegt eine kleine Ebene, auf welcher ehemals ein dem Jupiter geweihter Tempel stand. Das ganze Gebirge hieß damals mons Jovis, woraus durch Verstümmelung mont Joux entstand, welche Benennung so lange dauerte, bis die große Berühmtheit des vom heiligen Bernhard gestifteten Hospiz den Namen des alten Schutzheiligen gänzlich verdrängte. Die große Zahl von Gelobungsbildern, die man beim Durchwühlen dieses Tempels fand, beweist, daß dieser Weg sehr häufig besucht wurde, und da man nie ein Gelübde für etwas Geringfügiges, leicht zu Bestehendes thut, das keine Gefahr ahnen läßt, so kann man wohl daraus schließen, daß diese Reise höchst gefahrvoll war.

6. Der Zuger See und der Rigi.*

Dreimal heilig ist mir Zugs stille, klare Fluth; denn Tells That ward auf ihr geboren, und sein Kirchlein steht an ihrem Ufer. Seitdem die Geistersonne der Freiheit ihre ersten Aufgangsstrahlen blutigroth über Zugs Gewässer geworfen hat, seitdem ist sie höher und immer höher gegen den Zenith heraufgestiegen. Schon leuchtet sie vielen Völkern, schon spiegelt sie ihr Bild in vielen Meeren und in mehr als einem Welttheile schimmerts auf den Auen im Morgenthau. Darum sei gepriesen, o See, an dem die Freiheit die ältesten Jubelfeste feiert.

Der Zuger See ist unter den bekannteren Schweizer Wasserbecken der Alpen der kleinste. Er ist vom Vierwaldstädter See nur durch eine sehr schmale Landzunge geschieden. Weil er überall von hohen Gebirgen eingeschlossen ist, so hat er etwas Düsteres, Schwermüthiges in seinem Wesen. Nur beim Städtchen Zug, an der Nordseite, wird die Landschaft heiterer.

Der **Rigi**, mit seiner höchsten Spitze **Rigi-Culm** 5772 Fuß über der Meeresfläche, hat einen Umfang von 4—5 Meilen; seine Länge von Nordwest nach Südost beträgt 3 Stunden. Herrliche Weiden bedecken seine Höhen, weiter herab trägt er frische Wälder, dann folgen üppig wuchernde Wiesen und an seinem Fuße endlich gesegnete Fluren und fruchtreiche Gärten, in denen auch die Dattel und Feige reift. Von drei See'n, dem **Vierwaldstädter**, **Zuger**

* J. Meyer und R. Trentzsch.

und Lowerzer See, bespült, schaut er mit würdevoller Anmuth sein Bild in den klarsten Gewässern. Gegen 150 Sennen erbaute man auf seinen Almen und 3—4000 Kühe nähren sich von seinen würzigen Kräutern. Als Aussichtspunkt erwarb er sich den stolzen Namen eines Königs der Berge, und mehr als 20,000 jährliche Besucher verkünden sein Lob allen Ländern. Neun Gasthäuser bergen unter gastlichem Dache die glücklichen Wanderer. Engländer und Russen, Franzosen und Schweden, Deutsche und Amerikaner, kurz Gäste aus allen Reichen der gebildeten Welt begrüßt die aufgehende Sonne auf seinem erhabenen Gipfel.

Ich bestieg ihn von Weggis aus. Dieser Weg ist ziemlich bequem und dabei oft belebt wie eine starkbesuchte Straße. Man trägt Körbe mit allerlei Lebensmitteln hinauf, leere bringt man herunter; Pferde und Maulesel tragen müde oder bequeme Reisende; schwerbeladene Führer, mit hölzernen Sandalen beschuht, geleiten eine lustige Gesellschaft junger Herren und Damen; Bettler und Bettlerinnen bitten schön um „a paar Batzen“, oder um „das Brödli, das aus dem Täschli hervorgehet“; in der Nähe eines Hotels wird man von allerlei Kellnern angehalten, die Einen durchaus bei sich beherbergen wollen; an den Kapellen und Stationen, die der fromme Glaube errichtete, knieen andächtige Wallfahrer, und Hirtenbübeln von den nächsten Sennen jodeln nach Herzenslust ihre lieblichen Schweizerweisen. Es war bereits Abends 10 Uhr, als ich das Hotel oben erreichte.

Halb 4 Uhr erwachte ich und begab mich auf den höchsten Punkt des Rigi. Der Mond stand noch voll und rein am Himmel, und über der ganzen, weiten Gegend waltete eine geisterhafte, magische Beleuchtung. Mehr als hundert Freunde der erhabenen Natur waren schon hier versammelt. Da zeigt sich das erste strahlende Roth, das Roth wird Gold, die Vergoldung wird immer glanzvoller und durchdringender! Endlich blickt es auf, das Auge Gottes, klar und heiter schaut es empor und — das bleiche Licht des Mondes ist verwandelt in das Licht des hellen Tages. Das rosige Gold der Felshörner und Bergkuppen fließt über die ganze Fläche der Gebirge, das Eis der Gletscher funkelt in majestätischem Glanze, und die Alpensee'n zittern vor der hohen Pracht der Strahlen, die sich in ihrem klaren Spiegel beschauen.

Der Vierwaldstädter und Lowerzer See liegen freundlich und klar zu meinen Füßen, über dem Zuger See aber schweben flockige Nebelmassen. An den See'n ruhen friedliche Dörfer und liebliche Städte, dann wieder trifft der Blick auf bunte Felder, dunkle Waldungen, lachende Wiesenmatten. Nach Norden zu gewendet, schweift das Auge über das flachere Land nach dem Bodensee hinaus längs bis zum Schwarzwalde hin, und im Süden und Osten haftet es an der unbeschreiblichen

Hoheit der riesenhaften Alpenketten. Der Tödiberg, der Titlis, die Wetterhörner, Schreckhörner und noch viele andere blicken mit ihren Schneehäuptern wie uralte Riesen nach dem Rigi herüber. Auf Augenblicke zeigt sich auch die Jungfrau mit ihrem glänzenden Silberhorne, von zurücktretenden Wolken wie von einem Heiligengewande umgeben.

Die vormalige Stille der Beschauer hatte sich später in ein lauteres, buntes Gewühl verwandelt, und Verkäufer hatten Tischchen mit allerlei kleinen Gegenständen aufgestellt, die als „Andenken an den Rigi" in ziemlicher Anzahl gekauft wurden.

7. Der Staubfall im Lauterbrunnenthale.*

Wie alle Hochgebirge reich an Wasserfällen sind, so ist es auch unser europäisches Alpenland, in welchem wir fast kein Thal durchwandern können, ohne daß uns nicht von seinen Wänden ein Gießbach entgegenstürzte. Der großartigste aber von allen Wasserfällen der schweizer Alpen ist der Staubfall im Lauterbrunnenthale, der von dem Pletschbach gebildet wird. Dieser Bach entspringt auf der Pletschen Alpe aus sieben nahe beisammenliegenden Quellen, und fließt von hier zwei Stunden weit in einem tiefen Felsenbette bis zu einer hervorragenden Felsenwand, die, von unten gesehen, die Gestalt eines Gewölbes hat und die Staubbach-Balm genannt wird. Hier stürzt der Pletschbach herab und bildet so den oberen Fall, der, obwohl er an sich selbst nicht zu den bedeutendsten gehört, durchaus nicht mit dem unteren Sturze verglichen werden kann, welcher der eigentliche, so berühmte Staubfall ist. Früher legte man ihm eine Höhe von 1100 Fuß bei, aber Tralles' Barometermessungen haben gezeigt, daß sie nur 925 Pariser Fuß betrage.

Zunächst an einem Sommertage, da ist die erste Bedingung zum Vollgenusse der Sonnenglanz, und dieser währt an den längsten Sommertagen von ungefähr 7 Uhr des Morgens bis halb 1 Uhr des Mittags. Nicht nur die Regenbogen im Kessel, wo die zerstobenen Wasser sich sammeln, auch die fliegenden Wasserflocken in der Luft bedürfen des Sonnenscheins. Man schreitet gewöhnlich zuerst nach der Stelle hin, wo der Bach zu Boden regnet, als wolle man ihn erst fühlen, bevor man ihn ruhiger betrachtet. Am linken Ufer des Baches, durch Erlen, wandert man von der Straße, die nach dem tieferen Thale führt, rechts abgehend, hinauf und fühlt sich bald auch bei wolkenlosem Himmel in einem Regenschauer, gegen den man sich selbst mit Schirmen verwahren

* Nach H. Berghaus.

muß. Etwas mühsam erklimmt man den Hügel von Felstrümmern, den der Bach sich links von seinem Niedersturze gebildet hat und schaut hinab in ein weites Becken, das unablässig von tausendfachem Schaumgekräusel wimmelt. Auch jenseits erblickt man Schutthaufen, die von oben heruntergeworfen sind, und nicht ohne Verwunderung sieht man den Bach zwischen diesen zwei aufgestoppelten Bollwerken im freien Durchgang davonrieseln. Offenbar rührt die Tiefe seines Beckens und diese Oeffnung nach der Lütschine von der Gewalt der Wassermasse her, die nach Gewittern und bei großer Schneeschmelze hier im Mittelpunkte des Falles Raum geschafft hat, ohne doch die Hügel rechts und links zu vermindern.

Schreitet man auf die rechte Seite des Kessels, so findet man es leicht, dort hinab zu gelangen in den Umfang desselben, und alsbald wird man von einem doppelten Regenbogen umringt, der gleich einem angeworfenen Nimbus so genau mit uns verschmilzt, daß er Schritt um Schritt, so lange wir im Sonnenglanz und im Thaunebel bleiben, bald vorrückt, bald zurückweicht, wo wir gehen und stehen. Ja die Wassertropfen hängen sich an die Kleider und glühen einzeln wieder in unvergleichlicher Pracht; aber die Nässe gestattet nicht, sich dieses Feengewandes lange zu erfreuen und ein fröstelndes Gefühl von Sterblichkeit treibt um so eher aus der Tiefe wieder ans Ufer, da die Gefahr am Tage liegt, von irgend einem zufällig herabgeschwemmten Steine plötzlich und selbst tödtlich verletzt zu werden.

In sicherer Entfernung dann lagern die Wanderer sich hin und genießen sorglos, was ihnen bisher entgangen war. Mit unermüdetem Staunen erhebt sich das Auge nach der hohen, im Blau des Himmels scharfgezeichneten, dunkelgrauen Kante, wo die Najade zweitheilig ihr fliegendes Gewand in die Lüfte hängt. Eine Hälfte des Baches, doch unmerkbar von der andern getrennt, fällt beinahe senkrecht herab und würde an der Felswand niedergleiten, wenn diese nicht von oben bis unter die Mitte sich leise zurückzöge und der Wassersäule freieres Fortschweben gestattete. Mit der zweiten Hälfte ungefähr, etwas kühner vorspringend, zersplittert sich die Masse in jenen Gischt und Staub, der so duftig, so ganz ätherisch niederwärts schwebt und an den Bachsturz im Salzburgischen erinnert, welchem das Landvolk den Namen des Schleierfalls ertheilt. Die innere Parthie des Staubbaches fällt abwärts der Mitte ihres Weges, als wollte sie versuchen, sich anzuhalten, auf eine vorstehende Bank und rieselt von da in tausend blendenden Schaumstrahlen vollends an dem dunklen Gestein nach dem Kessel hinab, während die äußere durch Schnelligkeit und Schwere der Luft unter sich pressend, in Millionen Schaumbläschen immer mehr zerschellt und weit umher einen ewigen Thau zur Erde spritzt. Es

ist unterhaltend, das Wasser von seinem Ausströmen an der hohen Felsrinne bis zu seinem Zerstieben mit dem Blicke zu verfolgen. Erst bricht es so wüthend hervor, daß man erschrickt vor dem furchtbaren Sturze, den man erwartet, aber kaum 100 Fuß gefallen, breitet es sich reichlich aus und die zusammengedrängte Säule zergeht in einzelnen schneeweißen Wölklein, die man nicht übel schon Wasserraketen benannt hat, weil sie forteilend, gleich jenen flammenden, einen Schweif zurücklassen, der eine halbe Stunde lang ihre Bahn bezeichnet, bis sie völlig, man möchte sagen, in Wasserfunken auseinandersprühend, sich zur Unsichtbarkeit verlieren.

Lieblich ist im Staubbache das mannichfaltige Spiel des Windes. Vorerst erregt das Wasser durch sich selbst einen beständigen Luftzug. Doch diese Bewegung trägt allein die feineren Thautropfen in das Weite und kann nicht den Bach im Ganzen ergreifen. Sobald aber ein fremdartiger Windstoß den Gießen — (so, oder Lauffen, oder auch Thur heißt in der Schweiz ein Wasserfall überhaupt) — überfällt, dann zeigt sich manch' seltsame Erscheinung, die nicht anders als höchst überraschend vorkommen muß. „Oft geschieht es", sagt Wyttenbach, „daß der Fön- (Süd-) Wind mit so heftiger Gewalt gegen die Mündung des Baches stößt, daß dadurch das Wasser desselben ganz zurückgetrieben wird und zuweilen bei zwei Minuten lang fast nichts davon über den Berg herabfällt! Zu anderer Zeit werden ganze Schaaren von durchsichtigen Wölkchen mitten aus dem schwebenden Dunstnebel davon geführt und bieten abermals ein höchst ergötzliches Schauspiel dar. Am hübschesten kam es mir vor, wenn ein kräftiger Sturm den gesammten Bach erfaßte und entweder thaleinwärts oder thalauswärts so gänzlich aus seinem luftigen Geleise, nach einer Seite verwehete, daß unten der kleine Vorrath, im Kessel versiegend, nach der Lütschine verschwand und die erschrockenen, zahlreichen Fischlein, übereilt in ihren Spielen, nur kümmerlich in einzelnen Grübchen das Naß ihres Lebensbedarfs übrig fanden. Ich sah in solch' einem Augenblick jubelnd eine Schaar von Mädchen und Knaben mit allerlei Geschirren nach dem Strombette laufen und in froher Emsigkeit die wehrlosen Forellen aus den Vertiefungen, wo sie plätscherten, in hergetragene Kübel und Näpfe versetzen. Aber mitten in der lustigen Freibeuterei ließ der Windstoß nach, der Bach gewann unverweilt sein Bette, und plötzlich unter den Händen der Kinder schlüpften die geängsteten Fische davon, während naß über die Knöchel und in Hast die muthwilligen Fischer an die beiderseitigen Ufer entsprangen, und wohlgemuth ihren stattlichen Gewinn nach Hause trugen."

An einem Wintertage, wenn Schnee ins Thal fällt, hängen sich die Flocken an den ganzen unteren Felsensatz der Staubbachwand an, gefrieren bei zunehmender Kälte fest, werden durch das

darüber fließende Wasser zu Eis, das sich in Hunderte von größeren und kleineren Zapfen bildet, und gewähren eines der anmuthigsten Schauspiele der Natur. Ein prachtvoller Glanz, der beim Sonnenscheine wahrhaft blendend wird, fällt durchdringend in die Augen und der Berg scheint durchsichtig hellblau glasirt zu sein. Bei gelindem Wetter und bei warmem Fönwinde stürzen ganze Stücke dieser Zapfen in die Tiefe und erregen ein heftiges Getöse. Unten aber im Kessel thürmt sich das herabgefallene Eis zusammen und häuft sich, überspritzt und vermehrt durch die schnell gefrierenden Wassertropfen von oben, zu einem wahren Gletscher auf. Ja die Wassertropfen vereisen sich oft schon im Sturze, fallen rasch zu Boden und stellen augenscheinlich die Bildung des Hagels in unserem höheren Luftgebiete dar. Zunächst an der Flüh, beim Ausfalle des getheilten Baches, erwachsen zwei ungeheure Eissäulen, wie nach einer zauberischen Baukunst, welche von oben niederwärts anmauern wollte. Dann reißen sich beide, durch eigenes Gewicht oder durch laue Südwinde losgetrennt, urplötzlich ab und krachen mit solcher Gewalt auf den Gletscher im Kessel hin, daß Alles zusammengeschmettert und ein Erdbeben zu beginnen scheint. Gewaltig ist das seltene, aber doch zutreffende Stürzen beider Säulen zugleich, und ergötzlich ist das wiederholte Wachsthum bei frisch eintretendem Winterfroste.

Sobald aber im Frühling, vorzüglich im Maimonate, die warmen Lüfte stetiger werden, so schmilzt auch der Eishügel im Kessel mit erstaunlicher Schnelligkeit zusammen und löst sich, gerade wie bei den Gletschern, zuerst an der Felsenwand auf, so daß die Eismasse zwischen sich und dem Gestein eine furchtbare Kluft öffnet, deren Tiefe schon zu 45 Ellen befunden worden ist. Noch in die Hälfte des Brachmonats hinein sieht man Reste der winterlichen Erstarrung liegen. Oft bildet sich ein wunderschönes, azurnes Portal, und das regere Wasser zieht siegreich unten durch, oder öffnet sich, durch die Kraft seines Sturzes und seiner vermehrten Wärme von oben, durch das Gewölbe hinein, wie durch die Kühlungshalle einer römischen Villa, den ungehinderten Durchgang. In gerader Richtung vor solch' einem Portale stehend, erblickt man nicht ohne Staunen alle Farben der Iris unter einander strudelnd und kämpfend, wie die Farben eines Feuerofens; steht man aber mehr zur Seite zwischen der Sonne und dem stäubenden Wasser, so zeigen sich die Farben wieder in schön geschweiftem, regelmäßigem Bogen, der oft erst an der Felswand sichtbar wird.

Tritt an einem heiteren Sommerabend die Sonne hinter die Berge, so werden durch die verschiedenen Erhöhungen der Felswand lange Striche von dunkelem Schatten hervorgebracht, welche das silberne Wasser in verschiedene Stücke zu zerschneiden scheinen, und den in der Beschattung liegenden Fall desselben fast gänzlich

unsichtbar machen. Wenn endlich das helle Licht der Sonne durchaus verschwunden ist, so breitet sich nach und nach eine todte Blässe über die ganze Wand aus, der Reichthum des Wassers scheint fast auf ein Mal zu verschwinden, und nur noch als ein kleines, unbedeutendes Bächlein über die Felsen hinabzuschleichen. Mit Einbruch der Nacht verliert man je mehr und mehr das Einzelne des majestätischen Sturzes und seine Bewegung aus dem Gesicht; eine weiße Riesengestalt, ein geisterbleiches Nebelgebilde, das in langfaltigem, starr herabhangendem Mantel unverwandt sich an die Felsenmauer lehnt, überragt hoch die schweigend im Dunkel gelagerten Hütten der Menschenkinder. Aber nicht lange, so kehrt wieder Leben in die Gestalt und nicht nur schimmert die Staubsäule selbst mit einem Silberglanze, sondern auch die Wasserstrahlen am untersten Absatze der Fluth bekommen Glanz, und das entlehnte Sonnenlicht des nächtlichen Gestirnes wogt in halb erblaßtem Farbenspiele, den Zauber des Tages auf dem Staubregen des Stromkessels bald nach Art eines Regenbogens, bald in geschlossenem Kreise ringsum denjenigen nachzubilden, der in so einsamer Stunde sich hergiebt.

Wenn ein Gewitter über die Höhen der Pletschalpe zieht, dann bietet der Staubfall das Schauspiel einer ehrfurchterweckenden Größe dar; Wyß beschreibt es nach den Erfahrungen eines seiner Freunde: „Brüllend, mächtig angeschwollen und vom Koth der aufgelösten Erde schwarz, schoß der Strom in zwei dichten Armen, wie aus zwei ungeheueren Brunnenröhren, von der Zinne der 900 Fuß hohen, jetzt das brausende Gewölk unmittelbar berührenden Felswand in die Lüfte heraus. Eine Last von Steinen, viele davon über einen Centner schwer, wurde gewaltsam mitgeführt und theilweise fern dahin geschleudert, theilweise, gleich einem schwarzen, riesenmäßigen Hagel, mehr senkrecht niedergeworfen. Abprallend von den Vorsprüngen der Felswand, wiederholend ihre Bogenschwünge, zuletzt in hohem Sturze den Schuttkessel ereilend, weckten diese Trümmer ein fürchterliches Geprassel und das wechselseitige Reiben, das heftige Anprallen, vereint mit dem endlichen Aufschlage im weiten, steinbeworfenen Becken des Wasserfalles, verbreitete rings einen schwefeligen Brandgeruch, der bis zu den fern in Sicherheit stehenden Zeugen der großen Empörung drang. Jetzt kamen auch Baumstämme, kamen entwurzelte Tannen in dem heulenden Wasserschwalle herab, und je nach Größe und Gewicht flogen einige, von Windstößen entführt, gleich verwitterten Schindeln eines abgedeckten Häuschens um sich selber wirbelnd, langsam durch die Lüfte hernieder, während andere wie riesenhafte Pfeile von der Höhe daherschmetterten und sich unten tief in das Erdreich bohrten. Die sonst so silberhelle, sanft schwebende Wassergarbe glich einer unermeßlichen, verkehrten, dunkelbraunen Rauch-

säule, deren Wallen und Wogen desto ausgedehnter wurde, je näher sie nach dem Boden sank. Oft von einer Windsbraut fortgerafft, fiel sie thalauf oder thalab, von der lothrechten Bahn ihres Schwerpunktes weit verschlagen, in die Tiefe. Zuweilen stäubte sie über die ganze Breite des Thales nach der vorüberstehenden Mauer der hohen Schildwaldfluh hinaus. Einige Mal sogar, gleich einem wirbelnden Rauche in die Höhe gejagt, zerfloß sie rückwärts überschlagend, an dem Orte ihres eigenen Ursprunges, begann ihren sausenden Sturz von neuem und ließ in sekundenlanger, schauerlicher Blöße die gesammte Felswand und den fortwährenden Steinhagel als selbstständiges Schreckbild sehen. Eine schwarze, kostbar hereinhängende Wolkendecke, die den schmalen, über den hohen Felswänden des engen Thales liegenden Himmel verbarg, das lebhafte Feuer der im Grunde der Landschaft, oder an den Höhen der Felswände hinschlängelnden Blitze und das fürchterliche, Alles erschütternde Rollen des Donners, dienten dem wüthenden Gewässer zu einer schrecklichen, aber wahrhaft erhabenen Begleitung. Eine Scene des Weltgerichts schien verwirklicht, und wenige Bewohner des Geländes glaubten je solch' ein Rasen des Bergstromes erlebt zu haben."

8. Der Rheinfall.

„Als wir bei dem Schlosse Laufen ankamen", sagt ein Reisender, „und auf die erste Laube geführt wurden, wo man dies Schauspiel der Natur übersieht, erstaunten wir, nicht über die Größe der Erscheinung, sondern darüber, daß sie so weit unter unserer Erwartung war. Wir sahen Ströme von weißem, schäumendem Wasser quer durchs ganze Bette des Flusses herabfallen, und hörten ein heftiges Getöse; allein weder Augen noch Ohren wurden so gerührt, daß wir nicht einen heimlichen Unwillen gegen diejenigen empfunden hätten, die so viel Geschrei über das, was wir jetzt vor uns sahen, machen könnten. Als wir aber an dem steilen Ufer des Rheins auf den kleinen, hölzernen Treppen zu der Brücke oder hölzernen Gallerie hinabstiegen, die an dem Rand, und man kann sagen, in den Katarakt selbst hinein gebaut ist, da hörten und sahen wir die Dinge, die unsere Ohren nie gehört, unsere Augen nie gesehen hatten, die keine menschliche Zunge auszusprechen, keine Kunst zu erreichen vermag, die endlich solche Empfindungen hervorbringen, von denen man in Lesern oder Hörern nicht einmal Annäherung oder Anfänge erwecken kann. Ungeachtet wir alle Augenblicke, besonders wenn ein Windstoß die Dünste auf uns zutrieb, mit ganzen Wolken von feinem Staubregen bedeckt wurden; ungeachtet der Boden, auf welchem wir standen, auf eine so furchtbare Art zitterte, als wenn er von heftigem Erdbeben erschüttert

würde, ungeachtet wir stets in Gefahr waren, von einem Gewitterschauer überfallen zu werden, so konnte ich mich doch nicht eher losreißen, als bis ich alles genossen und gleichsam erschöpft hatte. In den ersten Augenblicken standen wir voll stummen, anbetenden Erstaunens da, und in der Folge konnten wir uns unsere Bewunderung nur durch Geberden, Mienen und Blicke zu verstehen geben, weil Worte und Geschrei selbst vor dem Donner des Wasserfalls nicht würden gehört worden sein. Als ich mich nachgerade von dem ersten betäubenden, nahe an Entsetzen grenzenden Erstaunen erholte, und das, was ich sah und hörte, und die in mir vorgehenden Bewegungen unterscheiden konnte, versuchte ich es, von dem erhabenen Schauspiele, das mich so tief gerührt hatte, gleichsam eine schwache Zeichnung in Worten zu entwerfen, weil ich fühlte, daß, wenn ich es nicht gleich auf der Stelle thäte, ich eine Stunde nachher nicht den hundertsten Theil von dem, was ich jetzt mit meinen Sinnen wahrnahm, mit meiner Phantasie wieder erreichen würde. Allein ich unterlag bald diesen ersten Versuchen, und fand, daß die Kunst ihre eigenen Werke der Natur nachahmen könne, daß es ihr aber unmöglich sei, erhabene Gegenstände und Scenen in Worten oder andern Zeichen treu darzustellen, und dasjenige nur einigermaßen auszudrücken, was den Rheinfall zu einer der größten Erscheinungen in der Natur macht. Denn gerade die, eine jede andere sichtbare Bewegung, und selbst die Schnelligkeit unserer Gedanken übersteigende Geschwindigkeit, womit man unaufhörlich Wellen über Wellen herstürzen sieht, als wenn sie von der Hand des Allmächtigen herabgeschleudert würden, ferner die unglaubliche Kraft, mit welcher diese Wellen die aus ihrem schon Jahrtausende geschlagenen Bette hervorragenden Felsen zersprengen, und sich selbst zernichten zu wollen scheinen, endlich die unendliche Mannichfaltigkeit von ganz neuen Tönen, Getösen und Gestalten, womit die Wellen in sich selbst hinein und wieder herausstrudeln, gerade dieses, also was am meisten Bewunderung und Erstaunen hervorbringt, läßt sich weder durch Worte, noch durch Zeichnungen, und durch diese noch weniger, als durch jene ausdrücken.

Schon eine Stunde vor dem Fall, nämlich vor der Rheinbrücke bei Schaffhausen wird das Bett des Rheins so abschüssig, und der Fluß selbst so reißend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müssen. Nahe vor dem großen Sturze aber werden seine Gewässer durch unzählige, theils verborgene, theils hervorragende Klippen in fürchterliche Strudel und schäumende Wellen zerspalten, bis er endlich von einer Höhe von etwa 75 Schuhen an einer steilen Felswand herunterschießt. Gerade an der Stelle, wo die herabstürzenden Fluthen sich mit dem Flusse wieder vereinigen, steigen zwei Felsen hervor, unter welchen der zweite der größte, der erste aber, den

man von der Züricher Seite sieht, der kleinste und gebrechlichste ist. Sein Fuß ist durch die Gewalt der Wellen größtentheils verzehrt, und es scheint, als wenn eine jede ihn von neuem angreifende Wassersäule denselben umwerfen könnte. Dieser Fels macht, daß man (von der linken Uferseite) nur einen Theil des Wasserfalls, denjenigen nämlich übersehen kann, der zwischen ihm und dem Ufer ist, auf welchem man steht. Dieser Theil ist aber unstreitig der wichtigste, und läßt sich wieder in vier Absätze zerlegen. Beim ersten stürzen die Wellen mit einer solchen Gewalt herab, daß es fast unmöglich ist, mit sterblichen Augen einen stärkern, sinnlichen Ausdruck von Kraft zu sehen. Schon von diesem ersten Sturze steigen unaufhörlich Wolken über das obere Bette des Flusses empor, und es ist, als wenn man in die Spitze einer mächtigen Wassersäule hineinsähe, die durch künstliche Triebwerke in die Höhe gehoben und zuletzt in Nebel und feinen Regen zerstäubt würde. Die drei übrigen Fälle sind weniger hoch, allein die Wuth der Wellen ist gerade da am größten, wo sie sich in die Abgründe verlieren, die sie sich selbst ausgehöhlt haben. Diese Abgründe werfen ohne Unterlaß Strahlen von milchweißem Wasser und dicke Staubwolken aus, deren Gestaltungen und Wälzungen eben so mannichfaltig, als die der Wellen sind, aus denen sie entstehen, und die sichtbar und langsam dem entgegengesetzten Ufer zugetragen werden. Als wir den Wasserfall von der interessanten Seite betrachtet hatten, stiegen wir wieder zur obern Laube hinauf, und entschlossen uns sogleich, uns an das andere Ufer des Rheins übersetzen zu lassen. Wir kletterten einen Fußsteig hinab, der an eine der ersten Stellen führt, wo man ohne Gefahr über den Fluß setzen kann. Der leichte Kahn, in den wir uns setzten, tanzte auf den Wellen des Flusses, der von seinem gräßlichen Falle noch heftige unnatürliche Bewegungen und gleichsam Zuckungen litt. Wir erreichten aber glücklich das andere Ufer, und übersahen nun freilich die ganze Breite und alle Abtheilungen des Wasserfalls mit einem Blicke; allein das Schauspiel war doch mehr neu und seltsam, als groß und Bewunderung erregend, indem man schon zu weit entfernt ist, als daß man die Kraft und die Geschwindigkeit der Wellen recht wahrnehmen könnte.

Wenn man den Rheinfall in der Jahreszeit sieht, in der wir ihn sahen, so muß man nothwendig den Wahn der Engländer belachen, welche glaubten und darauf wetteten, daß ein kleines Boot oder Schiff, ohne umgeworfen oder zerschmettert zu werden, auf den herabschießenden Wellen hinunter gleiten könnte. Das Fahrzeug, mit dem man den seltsamen Versuch machte, wurde in so viele Trümmer zerschlagen, daß man in ihnen kaum die Ueberbleibsel eines Kahnes erkennen konnte."

Auf einem Felsen, dem Hauptfalle gerade gegenüber, steht ein

Kaffeehaus, in dessen oberem Stockwerk ein Maler eine Camera obscura angelegt hat, in welcher man den Fall wie in einer gemalten Landschaft erblickt, nur daß man die Bewegung des Wassers sieht, und das donnernde Gebrause hört.

V. Bilder aus Italien.

1. Italiens Eigenthümlichkeit.

Lang und schmal streckt sich Italien in das mittelländische Meer hinein. — Unmittelbar an dem Fuße der Alpen, die steil abfallen, breitet sich das lombardische Tiefland aus. Einzelne Erhebungen abgerechnet, ist es eine fast wagerechte Tiefebene. Sie wird der Länge nach von dem „Sohn der Alpen“, dem Po, durchströmt; derselbe führt die Gewässer zahlreicher Nebenflüsse in das adriatische Meer hinab.

Das ganze Tiefland ist durch die reiche, natürliche Bewässerung, zu der noch eine Menge von Kanälen kommt, eine der furchtbarsten Erdstellen, aber im Ganzen einförmig. Nur die See'n, die den Fuß der Alpen umkränzen, und die meist von Bergen und Hügeln umschlossen sind, gewähren einen reizenden Anblick. Das Land ist so fruchtbar, daß man die Wiesen sechs Mal im Jahre mähen kann. Weizen und Mais gedeihen in Menge; in sumpfigen oder reich bewässerten Gegenden gewinnt man selbst Reis. Der Mais wird gewöhnlich erst nach dem Winterweizen auf die abgeernteten Aecker gesäet und reift doch noch. Das Land gehört großen Grundbesitzern an, die es in einzelne Pachtungen zertheilt haben. Die Grenzen derselben sind durch Ulmen und Maulbeerbäume bezeichnet, an denen sich Weinreben aufranken, die von Wipfel zu Wipfel gezogen sind. Das giebt dem Lande das Aussehen eines lichten Waldes. An besonders geschützten Stellen wachsen Feigen und Mandeln. Citronen- und Orangenwälder kommen aber ohne Pflege nicht fort.

Das Tiefland der Lombardei ist oft der Schauplatz blutiger Kriege und großer Entscheidungsschlachten gewesen. Um seinen Besitz haben Deutsche und Franzosen gestritten. Deutsche Kaiser überstiegen in früheren Jahren die schneebedeckten Alpen, um sich die eiserne Krone der Lombarden auf das Haupt zu setzen. Die prächtige Hauptstadt Mailand sah oft deutsche Krieger in ihren Mauern, und in dem großartigen, von weißem Marmor aufgeführten Dome haben deutsche Fürsten und Krieger ihre Danklieder für blutig erfochtene Siege angestimmt.

Merkwürdig ist der Küstensaum des adriatischen Meeres an der Mündung des Po. Dieser Fluß führt eine Menge Felsenschutt und Gerölle in seinen Fluthen mit, das ihm die von den Gebirgen herkommenden Nebenflüsse zubringen, und das sich an den Mündungen seiner sieben Arme ablagert, deren Bett sich dadurch immer mehr erhöht. An dem Küstenstrich ziehen sich eine Menge größerer oder kleinerer, tieferer oder seichterer Strandlachen und Strandsee'n hin, die man Lagunen nennt. Kleinere Inseln tauchen aus ihnen auf; durch langgezogene, schmale Landstreifen sind sie vom offenen Meere geschieden. Aber mehr und mehr verwandelt sich der Küstenstrich in festes Land, und die Lagunen vertrocknen.

In diesem Küstensaum liegt Venedig. Diese Stadt hat eine einzige Lage. Eine Meile vom Festlande ist sie auf Inseln erbaut, welche nur durch schmale Kanäle von einander getrennt sind. Der größte derselben durchzieht die Stadt wie ein S; die prachtvollste der 450 Brücken Venedigs führt über ihn. Dem Reisenden, der sich der wundersamen Stadt nähert, kommt es vor, als steige sie mit ihren Thürmen und Marmorpalästen unmittelbar aus den Wogen des Meeres empor; sie ruht indeß auf Pfählen. Man hört in den Straßen Venedigs nicht den brausenden Lärm einer bewegten Volksmenge, nicht das Rasseln von Wagen; sondern lange, schwarz angestrichene Gondeln, geschickt von Gondolieren geführt, durchfurchen geräuschlos die Kanäle. Nur auf dem prachtvollen, mit Bogengängen umgebenen Marcusplatz regt sich Volksgewühl. Hier erheben sich lauter Prachtgebäude, namentlich die alte, reich gezierte Marcuskirche mit ihrem getrennt stehenden, hohen Glockenthurme, der alte Dogenpalast und das Staatsgefängniß mit den Bleikammern, in deren heißer Gluth die Staatsverbrecher ihr trauriges Loos beseufzen. — Einst war Venedig die Beherrscherin des Meeres; seine Schiffe waren gefürchtet, und manchen harten Kampf hat es mit den Türken auszufechten gehabt. Unermeßliche Reichthümer häuften sich in den Palästen der Adligen. Heut ist die Stadt nur noch ein Schatten früherer Herrlichkeit.

Durch ganz Italien hindurch bis zur äußersten Südspitze hinunter läuft der Gebirgszug des Apennin mit seinen Verzweigungen. Der nördliche Theil schließt sich an die Alpen an und krümmt sich mit seinen nackten und rauhen Bergen um den Meerbusen von Genua herum. Der Abfall zum Meere ist steil. Der schmale Küstensaum, der vor rauhen Nordwinden geschützt und den anprallenden Sonnenstrahlen wie ein Treibhaus ausgesetzt ist, hat südliches Klima. Lorbeerbäume, Aprikosen und Orangen gedeihen im Freien.

Rauh, wild, nackt und schroff ist der mittlere Zug des Apennin, eine Zufluchtsstätte der Räuber. An der Tiber, die nach Westen

zu in das Meer strömt, liegt **Rom**, die ewige Stadt, in dürrer Ebene. Sie ist reich an Denkmälern und Bauwerken aus alter Zeit; alle werden überragt von der St. Peterskirche, welche sich auf dem Grabe des Apostels Petrus erhebt. — In Süd-Italien ist der Boden vulkanisch. Die Nähe Afrika's macht sich in dem **heißen Sirocco** bemerklich. Den Reisenden umfangen dichte Haine von breitblätterigen Feigen, dunkelgrünen Citronenbäumen, Granaten mit feuerrothen Blüthen, von saftigen Ranken der Stechfeige (Cactus), von Aloegewächsen, von hohen afrikanischen Palmen, von Myrthen und Oliven. Das ist

das Land, wo die Citronen blüh'n,
im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n,
ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
die Myrthe still, und hoch der Lorbeer steht.

Hier liegt die reizende Stadt Neapel am Gestade des Mittelmeeres, das sich fast halbkreisförmig als **Golf von Neapel** in das Land hineinzieht. Die herrliche Ebene, welche die Italiener die „glückliche“ nennen, und die sich im Osten der Stadt bis zum Gebirge hinzieht, ist das Ziel vieler Reisenden. Der Boden besteht zum großen Theil aus vulkanischer Asche, womit der in der Nähe Neapels aufsteigende **Vesuv** die Ebene bedeckt hat. Sie ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit.

„Sieh' Neapel und stirb!“ so ruft der Lazzaroni in patriotischer Begeisterung und nennt sein Neapel ein auf die Erde gefallenes Stück vom Himmel. — Wahr ist es, kein anderer Erdstrich kann des Besitzes so vieler Vorzüge sich rühmen, als dieser. Hier ist das Jahr wirklich rund; hier tanzen die lieblichen Horen zur Melodie der Freude den ewigen Reigen. Zu allen Jahreszeiten ist die Luft balsamisch und mild; selbst die Hitze des Hochsommers wird so sehr gemildert durch die Kühlung des Meeres, daß sie nur dann lästig wird, wenn der glühende Sirocco weht. Auch hat das graueste Alterthum schon der Gegend Zauber erkannt und gewürdigt. Als die Griechen, diese feinen Kenner und Empfinder des Schönen, das Land entdeckten, wurden sie so entzückt von seiner Schönheit, daß sie in Schaaren die Heimath verließen, sich neue Wohnungen zu bauen am fernen Strande, und noch Jahrhunderte wallete die poetische Sage von den Wundern desselben hinüber nach Altgriechenland. Hierher versetzten seine Dichter die hesperidischen Gärten, hierher die elysäischen Gefilde, die ewig blühenden. Homer läßt seine Sirenen hier singen, an Neapels Küste zauberte seine Circe. Selbst der ernste „forschende Aristoteles“ spricht von diesem herrlichen Land wie von einer neuen Welt, von einem Eldorado. — Ueber 350,000 Menschen tummeln sich in Neapels Straßen, in welchen Tag und Nacht der rauschende Lärm

einer Bevölkerung, die zum Theil wohnungslos ist, nicht schweigt. Das Meerufer und der Hafendamm, beide die beliebtesten Spaziergänge, sind zu jeder Tageszeit von Menschen belebt.

An der Südspitze Italiens, durch die $^3/_4$ Meilen breite Meerenge von Messina davon geschieden, liegt in der Form eines Dreiecks die fruchtbare Insel Sicilien mit ihrer Hauptstadt Palermo. — Auf ihr erhebt sich der Aetna, ein mächtiger Vulkan, der 10,000 Fuß hoch in die Wolken aufsteigt.

Südlich von Sicilien liegt Malta, eine den Engländern gehörige Felsenfestung, die gute und bequeme Häfen darbietet. Der verwitterte Kalksteinfelsen ist durch Erde, welche man aus Sicilien herüberschaffte, für den Anbau von Getreide, Wein, Baumwolle und Orangen tauglich gemacht. — Auf seiner Reise nach Rom litt an den felsigen Küsten von Malta Paulus einst Schiffbruch.

Italien hat auf seinen 5600 geographischen Quadratmeilen eine Bevölkerung von etwa 22 Millionen. Die mittlere Dichtigkeit gehört also zu den stärksten in Europa, da sie ungefähr 4000 auf die Quadratmeile beträgt. Am dichtesten bevölkert sind Lucca, Parma und das lombardisch-venetianische Königreich, das auf 850 Quadratmeilen eine Bevölkerung von $4^1/_2$ Millionen hat.

2. Der Mont-Blanc.*

Unter den penninischen Alpen ragt wie ein Koloß, welcher die ganze Gebirgskette beherrscht, der Mont-Blanc mit seinen drei Gipfeln empor, die mit ewigem Schnee bedeckt sind. Er liegt in Savoyen, zwischen dem Chamouny- und Entreves-Thale. Ueber die Meeresfläche erhebt er sich 14,676 Fuß. Mont-Blanc (weißer Berg) heißt er deshalb, weil ihm der Schnee, der seinen Scheitel verhüllt, ein weißglänzendes Ansehen giebt. Der höchste Gipfel des Mont-Blanc ist ein schmaler Rücken von einer Breite von 6 Fuß, welchen man den Rücken des Dromedars nennt. Mit mehreren Führern versuchte ich es, diesen Riesenberg zu besteigen. Wir nahmen eine kleine Leiter mit, hatten unsere Schuhe mit Eisspornen bewaffnet und waren mit festen Stöcken versehen, die unten einen Stachel hatten.

Der Weg über die Gletscher war von der Gefahr des Ausgleitens und Hinabstürzens bedroht und in jeder Hinsicht äußerst mühsam. Aber welche Beschwerden überwindet nicht das Verlangen, mehr zu sehen und zu lernen! Wir hielten uns, 10—12 Fuß von einander entfernt, einer den andern an einem langen Seile fest. Von den Felsen war die Pflanzenwelt, die hier nie grünte, verschwunden, und nur etliche Grashalme sproßten einsam hier her-

* Onkel Brisson's Abenderzählungen.

vor. Endlich kamen wir an eine Lagerstelle, wo wir uns niederließen, um auszuruhen. Beim Weitergehen griff der Schnee und der Wind meine Augen so an, daß ich kaum noch um mich sehen konnte. Aufgestrichener Balsam erleichterte das Uebel.

Wir stießen noch auf mehrere Gletscher und mußten über gefährliche Klüfte springen. Ueber die größeren Spalten hatten sich Schnee- und Eisbrücken gelegt, die wir passiren mußten, obgleich sie einen augenblicklichen Einsturz drohten und unermeßliche Abgründe unter ihnen sich uns entgegen sperrten. Den Schnee fand ich ungemein rein und von blendender Weiße. Alles Leben hört hier auf, und es herrscht Tod und Grabesschweigen, das nur durch den knarrenden Schnee unterbrochen wurde. Weiter nach dem Gipfel zu thaten sich nach allen Seiten hin Abgründe auf; der Schnee wurde auch so eisig und hart, das die vorangehenden Führer mit Aexten Fußtritte zum Weitersteigen einhauen mußten. Die Luft wurde so dünn, daß ich kaum Athem schöpfen konnte. Es übermannte mich eine große Müdigkeit und eine Abspannung aller Kräfte. Eine kleine Bewegung verursachte, daß mein Puls schneller ging und mein Herz heftig klopfte. Alle Eßlust hatte ich verloren und jede Speise ward mir zuwider.

Die zunehmende Dünne der Luft war jedoch die Hauptbeschwerde, die ich empfand. Ich fühlte mich so abgemattet, daß ich keinen Schritt mehr thun zu können glaubte; aber vorwärts! sagte ich zu mir selbst, ein Weichling nur verzagt — und siehe, es ging.

Der Schnee wurde nun wellenförmig, und jetzt — jetzt stand ich auf dem Gipfel des Mont-Blanc, auf dem höchsten Punkte eines ganzen Welttheils. Alles Lebendige war tief unter mir. Dem Himmel, aber auch dem Schöpfer dieses Berges stand ich näher. So begeistert, so groß, als hier, hab' ich mich nie gefühlt. Ach, von jeder Sünd' und Schwäche wünschte ich jetzt rein zu sein, wie die Luft, die ich einathmete. Meine Seele war freier, sie schien alle Fesseln, die ihr der Körper anlegt, abgestreift zu haben. Selig fühl't ich mich, wie die Unsterblichen.

Die Luft war hell und klar, und die Aussicht, die ich von dem schmalen Rücken des Berges hatte, war unbeschränkt und unbeschreiblich. Oestlich lag das mailändische, südöstlich das parmesanische Gebiet und südliche Genua vor meinen Blicken. Einen Theil des südlichen Frankreichs, eine Kette Schweizergebirge, Gletscher, Alpen, wie Maulwurfshügel, das Chamouny-Thal sah ich zu meinen Füßen. Den Mont-Rosa ausgenommen, welcher fast eben so hoch, als der Mont-Blanc ist, erschien mir das andere Ganze mit seinen Berggipfeln wie ein hügeliger Boden. Die Sonne war gesunken, als ich den Dromedar verließ, von dem ich auf ewig Abschied nahm.

3. Die Natur des mittleren Italiens.*

Am frühen Morgen bestieg ich meinen Sommaro (mit diesem volltönenden, poetisch klingenden Namen beehrt man hier den Esel) und ritt, bei einer Fernsicht auf Rom und das Meer, an auf Felsen horstenden Städtchen, behaglich hingelagerten Klöstern, mit Baumgärten geschmückten Villen vorbei. Ich glaube nicht, daß eine ähnliche Mannichfaltigkeit schöner Natur sich zum zweiten Male auf der Welt so vereint findet als hier. Früh sind solche Streifzüge durch Berg und Wald am genußreichsten. Der Morgen blitzt so frisch und duftig durch die Waldkühle, die neckischen Eidechsen mit ihren klugen Augen schlüpfen über den Weg oder sonnen sich auf altem Steingetrümmer, bunte Schlangen rascheln im vorjährigen Laubabfall der immergrünen Eichen. Die Kastanien blühen, und ihr würziger Duft mischt sich mit dem des blühenden Weins und all' der wildwachsenden Blumen und blühenden Gesträuche. Dazwischen schmettern jubelnde Nachtigallen. Zwischen Hecken von Lorbeer und anderen Büschen, umrankt von Epheu und wildem Wein, von weißblühender Winde und duftigen Monatrosen, schlängeln sich bergauf und abwärts einzelne steile Fußpfade, nur für das sicher schreitende Maulthier und den bedächtigen Esel gangbar. Die Luft ist so still, daß das Rauschen des Mühlbachs zu mir herüberdringt, der in schneeweiß schäumenden Wasserfällen von Klippe zu Klippe schäumend sich in den Nemisee ergießt, der jetzt vor mir lag. Die Einsamkeit seines Ufers war nur durch eine Ziegenheerde belebt, deren zwei kleine, braune Hirtenbuben mich neugierig anschauten. Sie kamen mir wie gerufen, um sogleich ein Frühstück von frischer Ziegenmilch mir zu machen. Ich gab dem einen der in ihrer Zerlumptheit ganz vergnügten und dabei mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von treuherziger Pfiffigkeit dareinschauenden Knaben meinen ledernen Wasserbecher. Checco, so hieß er, pfiff auf dem Finger und rief: Zigarella! Zigarella! Eine schöne, große, schwarz- und weißgefleckte Ziege kam von den Felsblöcken herab in lustigen Sprüngen, Pietro, der andere, faßte sie bei den Hörnern und schwatzte sie mit einem leise girrenden Tone zur Ruhe, während mir Checco dreimal meinen Becher mit schäumender Milch aus dem strotzenden Euter füllte. Während des Frühstücks ließ ich mir von den Knaben erzählen, daß die Ziegen alle Namen haben; dort die silbergraue, hoch am Felsen, ist die Sposina, die schon mehrere fremde Maler abgemalt haben, weil sie immer gern die höchsten Stellen sucht; dort zwischen dem Farrenkraut saß Masgerina, und weiter unter dem Haselstrauch knusperte die buntgefleckte Fravolina. Die Thiere

* A. Stahr.

hörten auf ihre Namen und kamen auf deren Ruf gesprungen. Hier in Italien hat jedes Hausthier seinen Namen, und die Esel und Maulthiere die schönsten. Ich brach jetzt auf, um den See zu umreiten. Je tiefer ich in die Waldungen drang, desto wunderbarer und reizender gestaltete sich Alles um mich her. Wie in einem Urwalddickicht lagen und hingen uralte Eichen neben jungen, üppig aufwuchernden Schößlingen, Ulmen, Kastanien-, Lorbeer- und Wallnußbäumen über dem Wasserspiegel des See's, der die Hufe meines Thieres umspülte. Ungeheure blühende Schlingpflanzen hatten sich um die Stämme, Aeste und Zweige der stärksten und ältesten Bäume bis tief in die Kronen hinaufgerankt und hingen daran die Guirlanden bis tief in das Wasser hernieder. Wasservögel rauschten auf aus ihrer Ruhe. Die nahen Weinpflanzungen mischten ihren süßen, resedaartigen Duft mit wilden Rosen, Myrthe, Geisblatt und Kastanienblüthe. Nirgends der Laut eines menschlichen Wesens, denn heute war Johannisfest, dessen fernes Geläute aus Klöstern und Kirchen zu mir herniederklang, während rings umher der tiefe, volle, schmetternde Schlag der Nachtigall das grüne, sonnendurchblitzte Waldesdunkel erfüllte. Langsam klomm ich endlich den steinigen Schneckenpfad hinan zu der Felsenhöhe, auf deren schmaler Fläche hoch oben, überragt von noch höheren, grünen Waldgebirgen, Nemi liegt, und hatte jetzt den See in solcher Tiefe, daß die gewaltigsten Eichen an seinem Rande nur wie ein kleines Strauchwerk erschienen. Mein Fernglas zeigte mir einzelne, weiße Segel, die leise, von der Sonne geröthet, auf der blauen Fläche des Meeres schwebten. Und über all' diese Schönheit spannt sich nicht wolkenlos, sondern hier und da von einzelnen, silbergrauen Wolkenstreifen belebt, der sonnige Himmel Italiens, weht die reine, lebensspendende, würzigduftende Luft des Gebirges, in welcher meine Seele vor heller Lust aufjauchzte.

Das ist die Geschichte eines Vormittags, und ihm ähnlich waren alle andern, die ich bisher in Aricia verlebte. Ich habe Nemi schon mehrmals wieder besucht, und gestern genoß ich dort das Schauspiel des herrlichsten Sonnenuntergangs. Immer dunkler, kälter, blauer wurden tief unten die Schatten auf dem Wasserspiegel und an den untern Bergwäldern. Es war, als sähe man durch Flor oder dunkelgefärbtes Glas die Gegenstände, und nur in den unmerklich leisen Uebergängen minderte sich weiter hinauf allmälig dies Dunkel bis empor zu dem violetten Zauberduft der Berghäupter, der sich mit dem reinsten Silberblau des Himmels mischte, dessen schimmernd helles Licht kein Maler erreicht. Das Grün der Myrthen und Lorbeergebüsche zu meinen Füßen blitzte wie von tausend goldenen Lichtblüthen; die Sonne zitterte voll und glühend über den Cypressen. Jetzt sinkt sie hinab, und nun umzieht alle Ränder des Bergkessels ein rosig und violett schim-

mernder Kranz, während unten die Schatten immer tiefer sich schwärzen und feuchte Kühle emporsenden. Langsam ritt ich heim. In einer Felsennische hängt eine Maria mit dem Knaben. Als ich vorüberritt, hatten heimkehrende Feldarbeiter sie eben mit frischen Rosen und Nelkensträußen geschmückt. Jetzt brannten vor ihr auf dem rohen Felsgesimse drei Lämpchen. Landleute zogen grüßend vorüber, ich grüßte unwillkürlich mit ihnen nach der Landessitte, nicht das Bild von Holz und Farbe, sondern den frommen Schönheitssinn der Menschen, die, müde von der schweren Tagesarbeit, doch die Blumen des Feldes als schmückende Spende dem Göttlichen darzubringen nicht vergessen. Langsam ritt ich durch das Waldesdunkel der Bergschluchten hinab. Millionen von Leuchtkäferchen erleuchteten Busch und Strauch und Bäume. Des Mondes unvollkommene Scheibe blickte mit mildem Goldglanze durch die Baumwipfel. Die Quellen plätscherten, Kühlung hauchend, durch die Nachtstille. Der schrillende Sang der Cikade war verstummt, von fern her scholl das Avemariageläute, klingelten die Schellen der Weinkärrner, welche der Nachtrast zueilten. Grau und mächtig hoben sich beim Austritt aus dem Walde die dunklen Massen des Fürstenschlosses von Aricia in die Nacht empor. In der Ferne flimmerte der mondbeschienene Meeresstreifen. Voll Entzücken breitete ich die Arme aus, als wenn ich das Alles an mein Herz drücken könnte.

4. Der Sirocco.*

Wißt ihr, was ein Siroccotag ist? Aber das weiß Niemand, der's nicht erlebt hat. Du erwachst Morgens ohne Stärkungsgefühl, und bei dem ersten Athemzuge fühlst du des Feindes Nähe. Ein Blick aus dem Fenster zeigt dir den Horizont ganz in dicke, weißgraue Nebel gehüllt, die wie Gebirge auf dem fernen Meere lagern. Mit jeder Tagesstunde steigt der bleierne Druck der Hitze, die unerträgliche Schwere der Luft. Unbehagen und Mattigkeit nehmen überhand, einzelne Landleute schleichen nach einigen Versuchen, im Freien zu arbeiten, todtmüde in die Dörfer. Man sitzt einsilbig bis zum Mittagsessen, bei dem der Appetit fehlt. Nicht einmal so viel Kraft und Lust, um in einem Buche zu blättern, ist vorhanden. Dann legt man sich zur Siesta (Mittagsruhe), von der man sich noch erhitzter erhebt. Kein Blatt rührt sich im Walde. Der schwirrende Ton der Cikade klingt hell und trocken durch die Büsche: es ist die hörbar gewordene Siroccohitze. Man fühlt den Schweiß auf der Haut perlen. Da plötzlich streift uns ein Luftzug, aber so kühl und feucht, daß man erschreckt den Paletot

* A. Stahr.

um den Leib zusammenzieht. Die augenblickliche Erfrischung des Bades läßt die Hitze nachher nur noch schwerer empfinden. An einem solchen Tage hatten wir eine prachtvolle Erscheinung. Der Sonnenball hing blutroth in den Siroccowolken, die sich über der Campagne und über Rom wie ein sturmdurchwühltes, von einem Schiffbrande erleuchtetes Meer durcheinander wälzten. Der Eindruck war furchtbar, und das Schauspiel hatte etwas, als könne jeden Augenblick ein Erdbeben den alten vulkanischen Grund erschüttern. —

5. Schönheitssinn und Wunderglaube der Italiener.*

Einst begleitete mich ein Italiener. Es war ein prächtiger Kopf mit einem ausdrucksvollen Gesichte, in dessen Zügen sich Gutmüthigkeit und Schlauheit wunderbar mischten, wie fast in allen Gesichtern des römischen Landvolks. Die nackte Brust sah braungelb wie Bronze aus dem groben, aber sehr weißen Hemde hervor — alle Italiener halten viel auf reine und weiße Wäsche. In den schwarzen Locken hinter dem Ohre stak ihm eine dunkelrothe Nelke, ein gewöhnlicher Schmuck der Männer aus dem Volke, der ihnen ganz vortrefflich steht. Ueberhaupt lebt in diesem Volke ein angeborner Schönheitssinn, an dem ich täglich meine Freude habe. Die Art, wie sie ihre Jacken, auf der einen Achsel hängend oder mit dem Aermel um den Hals geschlungen, tragen, wie sie stehen, sitzen, liegen, gehen, in ihrer Art, das Halstuch zu knüpfen, die Schärpe zu schlingen, den Hut zu tragen und zu formen, — kurz, in Allem tritt dieser Schönheitssinn hervor. Oft, wenn ich Abends durch die Gassen der kleinen Ortschaften reite und nur mit Mühe mich durch die umstehende Menschenmenge hindurch winde, sehe ich Gruppen, welche einem Künstler die schönsten Vorbilder geben könnten. Wenn bei uns ein Bauernbursch sich auf den andern lehnt, so giebt das sicher eine unschöne Rakelei. Hier aber, wo ich solche Gruppen alle Augenblick sehe, ist die Stellung stets malerisch und dem Einen, ohne besondere Belästigung des Andern, Behagen gewährend. Sehe ich die Weiber und Mädchen Abends zu dreißig oder vierzig an den Brunnen, stehend und wartend, gehend und kommend, wie sie die großen kupfernen Henkelgefäße so sicher und stattlich auf dem Haupte tragen, die rechte Hand mit der obern Rückenfläche in die Seite gestemmt, die linke entweder lässig niederhangend, oder an den einen Henkel des Gefäßes gelegt, so habe ich die herrlichsten malerischen Gruppen. — Und wie verstehen diese Italiener in den kleinsten Landstädtchen ihre Kirchen an Festtagen zu schmücken! Alle Säulen, Pfeiler und selbst die Wände sind mit den hellsten, farbenschimmernden, besonders mit

* A. Stahr.

rothen und gelben Stoffen bekleidet; Goldborten, Tressen und allerlei Blitzendes sind an den zierlich und geschmackvoll verschlungenen Gewinden nicht gespart; Blumensträuße in Krügen und Vasen duften um die Wette mit dem sinnbetäubenden Weihrauch. Hunderte von Lampen und Kerzen beleben, obschon es draußen noch heller Tag ist, durch den geheimnißvollen Lichtglanz all' die fröhliche Pracht des Hauptaltars und der Kanzeln. Priester im Festschmucke verwalten ihr Amt vor dem Hauptaltare. Auf einer hohen, schrankenumgebenen Tribüne befindet sich die Musikbande, welche in den Zwischenpausen, mit einem Sängerchore abwechselnd, die schönsten Opernmusiken aufführt. —

Die Wundergläubigkeit des italienischen Volkes ist außerordentlich, und die Kapuziner sind die Hauptpfleger derselben. Hier zwei Geschichten, welche ich selbst vernommen. Ein Kapuzinerkloster in der Nähe von Rom ist bei dem Papst verläumdet. Der Papst beschließt, die Brüder zu überraschen und sich selbst von ihrem Lebenswandel zu überzeugen. Er begiebt sich in der Stille selbst in das Kloster und läßt die Mönche zusammenrufen. Aber in dem Augenblicke, wo er seine Strafpredigt beginnen will, sieht er plötzlich alle Mönche, vom Boden erhoben, in der Luft schweben. Ein solcher wunderbarer Beweis ihrer Frömmigkeit war genügend, jede Anklage verstummen zu lassen. — Ein ander Mal verbot der Papst eine Prozession nach dem Kloster San Lorenzo wegen Unfug und Schmuggelei, die dabei vorgekommen. Was geschieht? In der Nacht klopfen die Apostel Peter und Paul an die Klosterpforte. Man öffnet. Sie verlangen, daß der Papst gerufen werde. Er kommt und bleibt mit beiden eine Stunde allein. Am andern Morgen wird das Verbot der Prozession zurückgenommen. Solche Dinge erzählen die Mönche und glaubt das Volk. — Meine Wirthin in Rom, eine sehr gescheute und gut erzogene Frau, die sogar in ihrer Art freisinnig war, erzählte mir doch folgendes Wunder, welches in ihrer Jugend vorgefallen sei. Ein Bettelmönch, der bedeutend im Geruche der Heiligkeit stand, kam eines Tages zu einem Schmied und bat, einen Esel zu beschlagen. Es geschah. Als nun der Kapuziner mit einem „Madonna vergelt es Euch!“ sich verabschieden wollte, erklärte der Geselle, daß er in Abwesenheit des Meisters sich auf solche Zahlung nicht einlassen könne, und verlangte Geld. Da wandte sich der Mönch zu seinem Thier und sprach: „Hörst du, armer Sommarello, wie diese Menschen die Madonna schmähen und Geld von einem Kapuziner verlangen? Gieb ihm die Schuhe wieder!“ Und siehe, das Thier schüttelte seine Beine, und die Eisen fielen links und rechts zur Erde. In diesem Augenblicke erschien der Meister. Er stürzte, von Schrecken ergriffen, sammt dem Gesellen in die Knie und flehte den Kapuziner an, die Gaben wieder anzunehmen. Und es geschah.

Auf das Geheiß des frommen Vaters trat der Esel wieder auf die Eisen, und sie saßen wieder fest an den Füßen.

6. Der Abend in einer römischen Stadt.*

Du kannst dir nichts Lebhafteres denken, als so eine kleine römische Stadt am Abende, wo vom Säuglinge bis zum Greise Alles auf der Straße ist, wo die zahlreichen Arbeiter aus der Campagna zurückkehren, die Weiber und Mädchen paarweise oder in Reihen, Arm in Arm geschlungen, schwätzend und singend, die Männer mit den Kindern auf Maulthieren und Eseln reitend, die Jacken über die Schultern gehängt, rothe Nelken an den breitkrämpigen Hüten oder hinter den Ohren in die schwarzen Locken gesteckt. Dazwischen die zweirädrigen Ochsen- und Büffelkarren mit den ungeheuren, sieben bis acht Fuß hohen Rädern, heubeladen, jeder mit einem Muttergottesbildchen geschmückt. So wimmelte es gerade uns entgegen, als wir durch Albano fuhren, das, von Aricia nur durch eine tiefe Bergschlucht getrennt, sich über den Rücken eines Ausläufers des Gebirges hinstreckt. In all' den Trubel klingelten nun noch die einspännigen, weinbeladenen Karren mit den buntaufgeputzten, schellenbehangenen Pferden hinein, welche, von den berühmten Weinorten kommend, in Albano Nachtlager suchten, um Morgens nach Rom zu ziehen. Aus der uralten Kirche klang das Avemariageläute, als wir von Albano weiter fuhren. Nach Aricia steigt die Straße zuerst aufwärts. Unter den in den Felsen eingehauenen Gräbern, an welchen die Straße vorüberführt, hat sich ein Einsiedler eingerichtet, der an der kleinen Waldkapelle Almosen bettelte. Als wir durch Busch und Wald weiter aufwärts kamen, lag plötzlich Aricia vor uns, und bald saßen wir in einem Gastzimmer. Denkt euch aber unter diesen Zimmern nicht Etwas, was an leidliche Gasthofszimmer bei uns erinnert, sondern Räume, deren vier nackte Wände höchstens gelblich übertüncht und deren Inneres kaum mit dem allernothwendigsten Mobiliar versehen ist. Invalide Tische, eine geborstene, unverschließbare Kommode, verrätherisch wacklige, bastgeflochtene Stühle und drei große Betten auf eisernen Gestellen, über welche lose Bretter gelegt sind, bilden die alleinige Ausstattung der unsrigen. An Kunstschmuck fehlt es indessen nicht, denn die Wände aller Zimmer sind im Laufe der Zeit von den vielen Malern, welche hier gehauset, von vielen, oft tollen Bildern bedeckt. — Aber draußen springen und rauschen die Springbrunnen, glänzt und schimmert Schloß und Kirche im hellen Mondenlicht, schlafen im träumerischen Dunkel die Wipfel der hohen Bäume des nahen

* A. Stahr.

Parks. Ein Paar Bursche ziehen vorbei, der eine beginnt ein Lied, der andere fällt ein; die Stimmen sind stark, selbst heftig, aber dennoch haben diese wunderbar einfachen Melodien mit ihren langen, auszitternden, weithin hallenden Schlußtönen etwas, das rührend die Seele ergreift. Und nun trete ich hinaus auf die entgegengesetzte Gallerie des Hauses, sehe den schwarzdunklen Bergwald und weithin rechts einen glitzernden und flimmernden Streifen sich dehnen. Es ist das Meer im Mondenschimmer, vom tiefdunkeln Sternenhimmel überwölbt. Alles still; tiefste, friedevollste Einsamkeit, und in meinem Herzen fühlte ich den Klang des Göthe'schen: „Ueberselig ist die Nacht!“

7. Das römische Karneval.*

Ungefähr zwei Uhr Nachmittags giebt in der Karnevalswoche eine Glocke vom Kapitol das Zeichen, es sei erlaubt, unter freiem Himmel in der Corsostraße zu Rom thöricht zu sein. Die Spaziergänger finden sich ein, die Wache zieht auf, Balkone, Fenster, Gerüste werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren sich und treiben ihre Thorheiten, die Kutschen fahren auf und nieder, und die Straße ist mehr oder weniger gedrängt, je nachdem die Witterung oder andere Umstände günstig oder ungünstig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Karnevals vermehren sich, wie natürlich, die Zuschauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausschweifungen des letzten Tages und Abends.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düster, so siehet man hie und da Lichter erscheinen, an den Fenstern, auf den Gerüsten sich bewegen und in kurzer Zeit die Zirkulation des Feuers dergestalt sich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet ist. Die Balkone sind mit durchscheinenden Papierlaternen verziert, Jeder hält seine Kerze zum Fenster heraus, alle Gerüste sind erhellt, und es sieht sich gar artig in die Kutschen hinein, an deren Decken oft kleine krystallne Armleuchter die Gesellschaft erhellen, indessen in einem andern Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihrer Schönheit gleichsam einzuladen scheinen. Die Bedienten bekleben den Rand des Kutschendeckels mit Kerzchen, offne Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen sich, unter den Fußgängern erscheinen manche mit hohen Lichtpyramiden auf den Köpfen, andere haben ihr Licht auf zusammengebundene Rohre gesteckt und erreichen mit einer solchen Ruthe oft die Höhe von zwei, drei Stockwerken. Nun wird es für einen Jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen

* Wolfg. v. Göthe.

in der Hand zu tragen. „Ermordet werde, der kein Lichtstümpfchen trägt!“ ruft Einer dem Andern zu, indem er ihm das Licht auszublasen sucht. Anzünden und Ausblasen und ein unbändiges Geschrei bringt nun bald Leben und Bewegung und wechselseitiges Interesse unter die ungeheure Menge. Ohne Unterschied, ob man Bekannte, oder Unbekannte vor sich habe, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen, oder das seinige wieder anzuzünden und bei dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöschen. Unter unaufhörlichem Geschrei geht das Ausblasen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne Jemandem im Hause, auf der Treppe, es sei eine Gesellschaft im Zimmer beisammen, aus einem Fenster an's benachbarte, überall sucht man über den Andern zu gewinnen und ihm das Licht auszulöschen.

Alle Stände und Alter toben gegen einander, man steigt auf die Tritte der Kutschen, keine Hängeleuchter, kaum die Laternen sind sicher. Wie nun an beiden Enden des Corso sich bald das Getümmel verliert, desto unbändiger häuft sichs nach der Mitte zu, und dort entsteht ein Gedränge, das alle Begriffe übersteigt, ja das selbst die lebhafteste Erinnerungskraft nicht wieder vergegenwärtigen kann. Niemand vermag sich mehr von dem Platze, wo er steht oder sitzt, zu rühren; die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf so vieler immer wieder ausgeblasenen Kerzen, das Geschrei so vieler Menschen, die nur um desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt den gesundesten Sinn schwindeln; es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehen, daß die Kutschpferde nicht wild, nicht Manche gequetscht, gedrückt oder sonst beschädigt werden sollten. Und doch, weil sich endlich Jeder weniger oder mehr hinweg sehnt, Jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einschlägt, oder auf dem nächsten Platze freie Luft und Erholung sucht, löst sich die Masse auch auf, schmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung. — Das Volk eilt nun, sich bei einem wohlbereiteten Schmause an dem bald verbotenen Fleische bis Mitternacht zu ergötzen, die feinere Welt nach den Schauspielhäusern, um dort von den sehr abgekürzten Theaterstücken Abschied zu nehmen, und auch diesen Freuden macht die herannahende Mitternachtsstunde ein Ende.

8. Die Peterskirche zu Rom.*

Der Eintritt in die Peterskirche wird gleichsam vorbereitet durch den herrlichen Petersplatz, auf welchem jetzt das Volk den

* Schöppner.

Segen des heiligen Vaters empfängt, während hier vormals der Circus des Nero war, der sich an Kampfspielen der Christen mit wilden Thieren ergötzte. Gerade also auf diesem Platze, wo einst der Tyrann seine Augen an dem schmählichen Tode so vieler Märtyrer weidete, vereinigt sich nun der höchste Glanz des christlichen Roms: die Peterskirche und der Vatikan. Wie bedeutsam wird durch diese Vergleichung die Inschrift auf dem Obelisk, der sich in der Mitte des Platzes erhebt: „das Kreuz hat triumphiret!“

Dieser Obelisk, der ehemals zwei Kaisern, dem August und Tiber, gewidmet stand, war mit der Herrlichkeit des alten Roms in Schutt und Staub versunken, aber mit der Wiedergeburt des neuen Roms dem heiligen allbelebenden Kreuze geweiht, das nun als Siegesdenkmal des wahren Glaubens über den Trümmern heidnischer Finsterniß auf seiner Spitze strahlt. Auf jeder Seite des Obelisk rauscht ein mächtiger Springbrunnen, wodurch der Platz außerordentlich an Leben und Anmuth gewinnt.

Noch mehr erhöht seinen Glanz die majestätische Kolonnade, die ihn umgiebt, so daß er sich dadurch gewiß vor allen berühmten Plätzen der Welt auszeichnet. Dieses Säulengebäude zu beiden Seiten, von einer Majestät, die man sich kaum schöner malen kann, besteht aus 320 Säulen von Travertin, eine jede des Umfangs, da zwei Männer sie kaum umklaftern können. Die Säulen, an und für sich von verhältnißmäßiger Höhe, stehen vierfach und bilden drei Gänge, von denen der mittelste weiter ist, als die beiden Seitengänge, so daß er auch zum Fahren dient; sie sind überdies noch so regelmäßig gestellt, daß man sie, von einem Mittelpunkte des Petrusplatzes aus gesehen, nur für eine einzige Reihe hält. Achtundachtzig Statuen von Heiligen schmücken das Geländer, womit das platte Dach der Kolonnade umgeben ist, sowie achtundvierzig andere Statuen die Geländer der beiden Gänge, die sich an das Dach anschließen und in die Vorhalle der Kirche führen.

Zu dem ersten Tempel der Christenheit, zur Kirche selbst, dessen Vorderseite dem großen Oval dieses Platzes zum Hintergrunde dient, führt eine Marmortreppe, auf welcher die Statuen der heiligen Apostel Petrus und Paulus stehen, daher die lateinische Benennung: Limina SS. Apostolorum Petri et Pauli (Schwellen der heiligen Apostel Petrus und Paulus).

Das Portal tragen Säulen — und man muß erst hinzu treten und die Säulen an ihrem Körper messen, ehe man sich einen Begriff von ihrer ungeheuren Höhe und Dicke machen kann.

Fünf große Oeffnungen zwischen den Säulen führen in die Vorhalle der Kirche. Ueber dieser Vorhalle ist eine zweite Gallerie mit dem Balkon in der Mitte, von welchem der heilige Vater den Segen ertheilt; über den Säulen läuft eine Attika und auf dieser

ein Geländer, wo die kolossalen Statuen Christi und der zwölf Apostel diese Vorderseite bekränzen, hinter welcher die Kuppel wie ein lustiges Pantheon emporragt, in dessen höchstem Gipfel dann die ungeheure Composition mit dem Kreuze sich vollendet.

Aus dieser prächtigen Vorhalle, deren Hauptschmuck die schöne Mosaik ist, das Schiff Petri vorstellend, und in welcher auch die großartigen Reiterstatuen Karls des Großen und Constantins stehen, gelangt man durch fünf Thüren, — von denen jedoch eine zugemauert ist und nur in einem Jubeljahre geöffnet wird, daher auch Porta Santa (heilige Thür) heißt, — in das Hauptschiff der Kirche.

Der Eindruck, welchen der erste Eintritt in dieses Kirchengebäude, dem das Alterthum an Größe und Pracht nichts entgegensetzen kann, hervorbringt, ist mit Worten schwer zu beschreiben. Im ersten Moment wird die Seele mit Staunen erfüllt, das sich mehr steigert, wenn die vergleichende Denkkraft der Phantasie zu Hülfe kommt, und in den Verhältnissen dieses großen Ganzen allmälig das Ungeheure bemerkt, das dem Baue zu Grunde liegt. Die Höhe, Breite und Länge des Gebäudes macht jedoch nichts weniger als einen schauerlichen Eindruck; man fühlt sich wohl bei diesem Anblicke; man fühlt sich in dieser Weite gar nicht verloren, sondern von allen Seiten bequem und gemächlich eingeschlossen, weil das Ebenmaaß der Verhältnisse mit dem Geiste des Menschen übereinstimmt.

Vor Allen fällt der Glanz und die Reinlichkeit auf, welche dem Eintretenden von allen Seiten wie aus einem geschmückten Wohnzimmer entgegenstrahlt. Unwillkürlich blickt das Auge schnell zu der gewölbten Decke empor, die sich so zart dem Blicke entgegenstellt; dann wendet man sich zu der Wölbung der Kuppel, welche auf der Welt nicht ihres Gleichen hat, und, ohne einen furchtbaren Eindruck zu machen, das Auge allmälig durch ihre sanfte Krümmung bis zu ihrem Schlußpunkte in die Höhe zieht.

Unter dieser schönen Wölbung steht der zierlich geschmückte Hochaltar, worüber ein vergoldeter Baldachin gespannt ist, der auf vier gewundenen, bronzenen, mit Laubwerk und Genien verzierten Säulen ruht, und selbst die Höhe eines ansehnlichen Gebäudes hat, ob er gleich dem Auge nur wie eine bloße Zierde erscheint. Vier Engelfiguren auf den Enden des Baldachins halten in jeder Hand einen Blumenkranz. Der Baldachin selbst bildet sich in seinem Gipfel zu einer Krone, auf welcher man eine Kugel, und über dieser ein Kreuz erblickt.

Unter diesem Hochaltar, auf welchem der heilige Vater an den höchsten Kirchenfesten das Pontifikalamt hält, ist die Gruft, welche die Gebeine des Apostels Petrus aufbewahrt, die in einer Nische der Vorderseite des unterirdischen Altares ruhen, der im engeren Sinne die Konfession des heiligen Petrus genannt wird. Den Fußboden derselben bedeckt eine metallene Platte, auf welche die

Mäntel der Erzbischöfe gelegt und eingesegnet werden. Diese kostbare unterirdische Kapelle ist mit Mosaik und Marmor geschmückt; man steigt auf einer Marmortreppe in ihre äußere Vertiefung hinab, in welcher sich das Grab und die Statue Pius VI. von Canova in der Stellung eines Betenden befindet. Oben in der Kirche sieht man um diese Gruft ein Geländer, auf welchem Tag und Nacht mehr als hundert silberne Lampen brennen. Diese gewähren einen feierlichen und schönen Anblick, und verleihen dem Ganzen ein ernstes Ansehen, indem sie die Idee einer immerwährenden Todtenfeier in diesem, dem Ersten der Apostel gewidmeten Tempel erwecken.

Erstaunlich sind die vier gewaltigen Pfeiler, auf welchem die Kuppel, gleichsam als ein zweites Pantheon, in höheren Regionen aufgestellt ist. Sie haben selbst den Umfang beträchtlicher Gebäude, und ohne es zu wissen, sieht man sie gar nicht für Pfeiler an. Sie sind so riesenhaft in ihrem Körper, daß ihre innere Ausdehnung allein den Raum einer Kirche giebt.

Aus den vier gewaltigen Pfeilern führen eben so viele Treppen zu einer unterirdischen Kirche, in welcher sich nebst der erwähnten Konfession noch viele andere Hallen und Gewölbe befinden, die Vatikanische Grotten genannt werden. Dieser Raum ist wahrscheinlich der Fußboden der alten Konstantinischen Peterskirche, welche die Grabstätten mehrerer Märtyrer enthält. Sie werden in der Regel nur zweimal des Jahres geöffnet, am Montage nach dem Pfingstfeste für die Frauen, und an der Vigilie, dem Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus, für die Männer, da beide Geschlechter hier nie zusammen erscheinen dürfen. An den benannten Tagen wird auch Vormittags Gottesdienst daselbst gehalten. Man sieht hier eine bedeutende Anzahl Grabmäler, theils mit Skulpturen, theils mit Inschriften, Basreliefs, Statuen u. s. w.

Das Größte an der Peterskirche bleibt unstreitig die Kuppel, ein Riesenbau, der alle Wunder der alten Baukunst übertrifft. Oder verdient diese Kuppel etwa weniger als die egyptischen Pyramiden, oder irgend eins der größten Denkmäler der Vorzeit angestaunt zu werden?

Die Antwort liegt einfach in der genauen Angabe, daß die Spitze des Kreuzes auf der Kuppel 487 Fuß über den Boden erhaben ist, somit die Höhe der höchsten Pyramide, sowie des Wiener Stephansthurms noch um ein Bedeutendes übertrifft. Die Kuppel ist überdies reich vergoldet und prangt mit Mosaikgemälden. Besonders schön und majestätisch strahlt im Mittelpunkt der Wölbung das Antlitz Gottes des Vaters, aus dem schönsten Mosaik gebildet, von allen Heiligen und Engeln umgeben.

Um ihre Größe ganz zu würdigen, darf man nur in eine der

zwei Gallerien, die im Innern an der Wölbung herumlaufen, hinaufsteigen, und von da herniederschauen. Wie klein erscheint von dieser schwindelnden Höhe dem Beschauer der gerade unter ihm liegende großartige Hauptaltar! Wie klein in der dunkeln Tiefe die hundert Lampenflammen, die als winzige und weitentfernte Lichtpunkte um das Grab der Apostelfürsten Tag und Nacht ihr feierliches Licht ausströmen! Wie klein erscheinen, nur Mücken gleich, die unten wandelnden Menschen!

Die Kirche selbst ist in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, und ihre staunenswerthe Größe nimmt man am deutlichsten wahr, wenn man in ihre Mitte tritt, und von da aus, einerseits das Auge nach oben in die unermeßliche Höhe und Wölbung der Kuppel, anderseits aber in die ganze Länge und Breite der Kreuzesarme wendet. Es ist kaum glaublich und doch nicht übertrieben, daß vierzigtausend Menschen, im inneren Raume der Kirche befindlich, diese nicht einmal zur Hälfte ausfüllen würden. Sie würde mit ihrem Umfange den größten der Plätze Roms einnehmen, ja man könnte das ganze Kolosseum in sie hineinstellen. Die genauen Maßverhältnisse sind: Länge 622 Fuß, Breite des Querschiffs 461 Fuß, Höhe des Mittelschiffs 150 Fuß, Höhe der Kuppel von Innen 413 Fuß.

Im Hintergrunde der Kirche befindet sich aus dem alten Tempel Konstantins ein merkwürdiges Heiligthum, der Stuhl des heiligen Apostelfürsten Petrus, Cathedra S. Petri. Er ist jedoch in einem andern von vergoldeter Bronze eingeschlossen, welcher von den vier heiligen Kirchenlehrern Augustinus, Ambrosius, Athanasius und Chrysostomus getragen wird. Diese sind so kolossal, daß sie zusammen achtzigtausend Pfund wiegen. Ueber dem Stuhle schwebt die dreifache Tiara und oben an dem Gewölbe ist ein vortreffliches Mosaikgemälde nach einer Zeichnung von Raphael, darstellend, wie der heilige Petrus die Schlüssel empfängt.

Neben diesem Stuhle sind bei Weitem das Prachtvollste die Grabmäler so vieler Päpste, die sich in den Nischen oder Seitenhallen der Kirche befinden. Was die Kapellen anbelangt zu beiden Seiten des Schiffes der Kirche, so sind auch diese so groß, daß eine jede beinahe den Umfang einer beträchtlichen Kirche mißt, wodurch das Auge, so wie man die Kirche hinauf geht, in jedem Momente mit erneuerter Pracht überrascht wird, und immer neue bewundernswerthe Räume wahrnimmt, die man anfangs nicht bemerkt hatte. Mit Altären ist die Kirche nicht überladen. Einige Seitenaltäre stehen sehr zweckmäßig an ihrem Orte. Wie bekannt, sind die Altäre auch nicht mit Pinselgemälden, sondern nur mit Mosaikbildern, aber von vortrefflicher Arbeit versehen. Schließlich sei noch bemerkt, daß die Kosten des Baues der Peterskirche bis zum Jahre 1694 (also ohne die neue Sacristei) 46,896,000 Scudi

(über 100 Millionen Gulden) betrugen. Die Erhaltung erheischt die jährliche Summe von 30,000 Scudi.

9. Der Dom zu Mailand.

Dieses Gebäude ist das herrlichste Denkmal des Mittelalters; es wird von den Bewohnern Mailands das achte Wunder der Welt genannt, und streitet mit St. Peter in Rom an Größe und Pracht um den Vorzug. Johann Galeazzi Visconti, Herr von Mailand und mehreren italienischen Städten, faßte zuerst den Plan zur Gründung dieser Kirche. Im Jahre 1386 wurde der riesenmäßige Bau von den ältesten Meistern im gothischen Stile begonnen und durch reiche Vermächtnisse von Mailands Bewohnern unterstützt. Ein Werk von solcher Größe erforderte Jahrhunderte zu seiner Vollendung, besonders da noch manche Kriegsstürme es trafen, und erst im sechzehnten Jahrhunderte erhielt der Baumeister Pellegrino Tibaldi zu weiterm Fortbaue den Auftrag. Dieser führte die Vorderseite im Geschmack der Griechen und Römer auf, wodurch jedoch die Einheit des Stiles etwas litt. Aber eben diese gemischte Bauart bringt jene wunderbare Wirkung hervor, die Jeder empfindet, der den hohen, stolzen Bau überblickt; doch blieb noch sehr viel dem neunzehnten Jahrhunderte vorbehalten. Napoleon bestimmte im Jahr 1805 5,000,000 Lire aus dem Kirchenschatze, und Kaiser Franz I. im Jahre 1819 144,000 Lire jährlicher Einkünfte zur Fortsetzung des Baues dieser prächtigen Kirche. So wurde die Vorderseite des Domes größtentheils vollendet, die mit der zahllosen Menge Thürmchen, den vielen Bildsäulen und Zierrathen, meistens heilige Personen und deren Thaten vorstellend, einen außerordentlichen Eindruck macht, und obgleich das Gebäude in allen einzelnen Theilen noch nicht vollendet ist, überrascht dessen Anblick doch so, daß man das wenige Fehlende nicht entdecken kann. Das Ganze ist von reinem weißen Marmor ausgeführt, und wie den Beschauer der Anblick von Außen fesselt, so ist das Innere nicht minder prachtvoll. Das Farbenspiel der Sonnenstrahlen durch hohe, gemalte Fensterscheiben, beleuchtet geheimnißvoll den seltenen Reichthum der Kirche und die Gemälde und Bildsäulen, unter denen die der Heiligen, Ambrosius und Karl von Borromäus, in mehr als Lebensgröße, von gediegenem Silber, prangen. Vorzüglich prächtig ist die unterirdische Kapelle, in welcher Karl von Borromäus ruht, der besonders in Italien noch sehr verehrt wird. Ein silberner Sarg, mit krystallenen Einsatzstücken und vergoldeten Verzierungen, umschließt seine Ueberreste und die Gaben frommer Pilger. Das hohe Gewölbe der Kirche ruht auf mächtigen Säulen, welche sie in drei gleichlaufende Gänge theilen, in deren mittlerem der Hochaltar sehr klein erscheint und

sich erst bei der Annäherung in einer nicht geahneten Pracht darstellt. Das Chor, von Marmor und Holz, bietet einen Reichthum der künstlichsten Schnitzarbeit dar, und nur der Fußboden, der an Reichthum und Pracht jenen von St. Peter im Vatikan zu Rom übertrifft, ist noch nicht vollendet. Die ganze Kirche ist 449 Fuß lang, 275 Fuß breit, und die äußerste Höhe der Kuppel ist 370 Fuß. Der ganze glanzvolle Tempel ruht auf 52 Marmorsäulen, jede 84 Fuß hoch und im Umfange 24 Fuß. Fünf kolossale Thüren führen in's Innere des Gotteshauses, von denen die mittlere durch ungeheure Granitsäulen, auf denen die Wölbung ruht, sich auszeichnet. Die ganze Masse von Thürmen, Gallerien und Bildsäulen, mit der schönen Sorgfalt in der Ausführung aller einzelnen Theile, kann nur auf der Spitze des Gebäudes, die man auf zweihundert Stufen ersteigt, ganz gewürdigt werden, wo sie den Blicken wie eine Stadt aus der Urwelt erscheint; man genießt hier über das prächtige Mailand die entzückendste Aussicht, die gegen Norden von den ewigen Gletschern der Alpen und Savoyen begrenzt wird.

10. Das Leben in den Straßen Neapels.*

Kein bunteres Bild kann gedacht werden, als das Gewühl in der langen, von Süden nach Norden sanft ansteigenden Straße Toledo, der Pulsader Neapels. Zwei selten unterbrochene Reihen hin- und hergehender Equipagen und Miethkutschen, unter die sich noch mehrere Omnibus und viele Reiter mischen, drängen die Fußgänger und einen guten Theil der Pferde, Maulthiere und Esel, welche Früchte und Gemüse in die Stadt und Unrath aus derselben fortschaffen, rechts und links an die Häuser. Hier fänden sie aber wenig Raum, wäre nicht die Straße von ansehnlicher Breite. Denn nicht allein die Besucher der Kaffeehäuser, deren es, wie in ganz Italien, unzählige giebt, sitzen, der frischen Luft wegen, weit in die Gassen hinein, sondern auch alle Arten von Handwerkern: Schneider, Schuster, Schlosser, Sattler, Blechschmiede, arbeiten Tags und bei Licht nicht in, sondern vor ihrer Bude, wenn sie nicht von der Gluth der Mittagssonne, vom Regen oder von der Tramontana (Nordwind) verscheucht werden. Die Kleinverkäufer, deren Zahl Legion ist, und die Geldwechsler sind ebenfalls mit ihren Tischen auf der Straße postirt. Eine Menge Garköche, welche hauptsächlich Maccaroni bereiten; Friggitori, welche Küchlein und Fleisch in Oel backen; Aufwärter aus Kaffeehäusern, die Kaffee brennen; Leute, die Kastanien, Pinienkerne und Maiskolben rösten, haben ihre Kohlenbecken und blecherne Oefchen gleichsam

* K. A. Mayer.

in der Straße aufgepflanzt, und die vielen Stände der Acquaiuoli (Eiswasser-Verkäufer) nehmen auch einen nicht geringen Raum ein. Alle diese Leute haben ihr Publikum, welches schmaust und trinkt, gafft und schwatzt.

Ueberhaupt drängt sich, wer Etwas zu verkaufen hat, so weit in die Straßen hinein als möglich, damit recht viele Fußgänger dicht an ihm vorüber müssen. Der Glashändler stellt ein Dutzend elender Gläser, man möchte sagen zwischen die Füße der Leute, und schiebt ruhig rothes Papier unter, damit sie einen schönen Schein haben. Zerträte ihm ein Vorübergehender eins, er würde einen furchtbaren Lärm machen und das Sechsfache des Werthes begehren. Der Fischhändler, der getrocknete Fische auf einem Karren herumfährt, verweilt im dichtesten Haufen der Auf- und Niedereilenden ein Viertelstündchen, und er wird Jeden auslachen, der ihm sagte, er solle auf einem freien Platze halten. Und so in hundert ähnlichen Fällen.

Dazu kommen noch die Landleute, Lazzaroni, Bettler, welche, theils um auszuruhen, theils um zu gaffen, theils um Erwerb oder Geschenke abzupassen, quer durch die Straße liegen, mit dem Kopfe an den Häusern, so daß man bisweilen über sie wegsteigen muß. Diese Leute haben sich so sehr gewöhnt, das Pflaster zum Ruhebett zu haben, daß sie beim größten Lärm in tiefem Schlafe liegen.

Oefters fällt es nun gar einen Capitano ein, seine Soldaten gassenbreit marschiren zu lassen. Du wirst das nicht sinnreich finden, aber es geschieht. Flüchten dann nicht Wagen und Fußgänger zu rechter Zeit in die Nebenstraßen, so geht es toll her, und Flüche aus dem Munde der Männer, und Anrufungen der Madonna von Seiten der Frauen erschallen überall her.

Neapel nimmt sich neben einer nüchternen protestantischen Stadt im Norden wie ein Blumengarten neben Ackerfeld aus. Die Mannichfaltigkeit der Trachten, Städte und Völker ist hier bei weitem größer. Zwar tragen sich die Neapolitaner, die nicht zur untersten Klasse gehören, großentheils wie wir; desto greller ist aber das Kostüm eben dieser außerordentlich zahlreichen Klasse: die rothen Mützen und Leibbinden der Fischer und Lazzaroni, die seidenen Kopftücher, bunten Mieder und Kleider der Weiber vom Lande. Dazu kommen die hochrothen Uniformen der Garden und Schweizer-Miethtruppen, die Weltgeistlichen in langen schwarzen Gewändern; dann die verschiedenen Mönchsklassen.

Hierzu rechne die Zöglinge geistlicher, meist jesuitischer Institute, welche, von ihren Lehrern begleitet, in langen Zügen durch die Straßen wandern; die See- und Landkadetten; die Schüler medicinischer und chirurgischer Anstalten, die Waisenkinder, die Siechen, die Brüderschaften, welche alle ihre Uniformen, zum Theil in den schreiendsten Farben, haben. Rechne die buntschecki-

gen Domestiken, die Thürsteher, von denen manche hochroth von Kopf bis zu Fuß sind, und die kanariengelben Züchtlinge hinzu, die öfters in den Straßen beschäftigt werden, und du hast einen kleinen Begriff von diesem ewigen Karneval.

Der Fremden hab' ich noch gar nicht Erwähnung gethan: der Deutschen, Engländer, Franzosen, Spanier, Dänen, Russen, Amerikaner, die gaffend umherstreifen. Hier und dort erscheint auch ein Grieche oder Mohr in dem Kostüme seiner Nation.

11. Die Lazzaroni.

Eine eigene Klasse von den Einwohnern Neapels sind die Lazzaroni, deren Zahl auf 40—60,000 angegeben wird. Dies ist die arbeitende Klasse, die dabei so arm ist, daß viele nicht einmal eine Wohnung, sondern unter den Vorhallen der Kirchen oder auf den Ecksteinen der Straßen schlafen. Ein Reisender sagt Folgendes über sie: „Ob man gleich glauben sollte, daß es keiner großen Stadt an Lazzaroni fehlen könnte, so hat dennoch die außerordentliche Leichtigkeit der Subsistenz, verbunden mit der großen Beweglichkeit des süditalienischen Volkscharakters, dem neapolitanischen Lazzaroni-Corps einen ganz besondern Geist und ein eigenthümliches Gepräge mitgetheilt. Das Leben scheint überhaupt in keinem Orte der Welt so öffentlich zu sein, wie hier. Alle Gewerbe, ehrliche und unehrliche, treibt man auf der Staße, die Kuchenbäcker fahren ihren ganzen Kram auf zweiräderigen Karren umher, die Kaffeebuden sind ganz frei und offen. Man bratet, kocht, ißt, trinkt und verrichtet fast alle Geschäfte unter freiem Himmel. Der Lazzaroni hat weder Holz noch Wohnung nöthig; seine ganze Kleidung besteht gewöhnlich in einem Paar leinenen Beinkleidern und einem Hemde; seine Brust ist offen, sein Kopf unbedeckt. Er lauert den ganzen Tag unbekümmert, bis ihm der Zufall ein paar Kreuzer in die Hände führt; damit steigt er an den Strand hinab, kauft vielleicht einige elende Fische für dieses kleine Kapital, und läuft damit schreiend durch ganz Neapel, Jedem versichernd, es seien die besten Thiere, welche seit Wochen gefangen wären. Endlich setzt er seine Waare doch mit einigem Gewinn ab, und davon lebt er fröhlich den ganzen Tag über. Einerseits sind sie die treuesten, gutmüthigsten und genügsamsten Leute von der Welt; mehrere Familen bedienen sich ihrer zu den schweren, häuslichen Verrichtungen; ja manche vertrauen ihnen sogar Sachen von Werth, z. B. silberne Löffel und dergleichen, zum Putzen an, ohne daß sie jemals Ursache über sie zu klagen hätten, und man findet Lazzaroni, die oft zwanzig Jahre lang in solchen Häusern zur Zufriedenheit Aller dienen. Sie lassen sich als Lastträger gebrauchen und sind mit einer angemssenen Be-

lohnung gern zufrieden, während man in andern italienischen Städten der ungeheuern Unverschämtheit dieser Kerle nie genügen kann. Giebt man diesen auch nur ein kleines Felleisen zu tragen, so keuchen sie oftmals fürchterlich, als ob sie schwindsüchtig und jeden Augenblick bereit wären, den Geist unter der lächerlichen Bürde aufzugeben. Jeder Angst-Ausruf „„Heiliger Gott! welche schwere Last! welche grausame Anstrengung!““ soll den Lohn um einige Procente erhöhen. Alle solche Teufeleien sind den rohen Lazzaroni unbekannt, und man ist nirgends besser bedient, als eben in Neapel durch ihre Hände, wenn man sie auch freilich immer ein wenig im Auge behalten muß. So treu sie also auch im Ganzen genommen gegen einzelne Bekannte, und wer sonst mit ihnen gut umgeht, erfunden werden, so sind sie doch anderseits jeden Augenblick bereit, „alle ehrliche Leute“, wie sie sich ausdrücken, „um des heiligen Glaubens willen umzubringen“, Feuer anzustecken, wo man es verlangt, und zu buskiren, das heißt zu rauben und zu stehlen, wo sie nur können. Dazu aber bietet sich ihnen die vortrefflichste Gelegenheit dar, wenn der Vesuv oder der Thron eine Erschütterung erleidet; bei solchen und ähnlichen Umwälzungen ist diese Masse Volks von jeher für Neapel fürchterlich gewesen, und ist es jetzt noch, wie die Bürger dieser Stadt in den letzten Kriegen einige Male erfahren mußten. Besonders war dies der Fall 1815, als Mürat's Regierung gestürzt wurde. In der Zeit zwischen seinem Sturze und dem Einrücken der Oesterreicher ergriffen sie, unter dem Vorwande, die Bourbons auf den Thron einsetzen zu helfen, die Gelegenheit, Neapel in Brand zu stecken, und so viel, als ihre Arme vermochten, zusammen zu rauben. Sie versammelten sich deshalb unter ihren Häuptern, mietheten im Voraus Magazine für den Raub, und vertheilten die Straßen der Stadt planmäßig zur Plünderung unter sich. Unterdeß vereinigten sich die Bürger sogleich zu einer Garde, und unternahmen einen Feldzug gegen die Lazzaroni; wo man einige derselben zusammenfand, schoß man sie ohne Umstände nieder. Endlich nach einer angstvollen Woche rückten die Oesterreicher ein, und machten den Unruhen ein Ende.“

12. Pompeji.*

Im Jahre 1750 wurde diese untergegangene Stadt durch Nachgrabungen wieder aufgefunden. Die Stadtmauern hatten eine Stunde im Umfange und mochten an 40,000 Einwohner in sich schließen; aber nur etwa der dritte Theil der Stadt ist erst aufgedeckt, weil so unbeschreiblich langsam daran gegraben wird. Oft arbeiten nur ein paar Menschen daran, die sich noch obendrein

* Nösselt.

viel Zeit nehmen. Aber schon dieser aufgedeckte Theil ist überaus merkwürdig. Man denke sich eine Stadt mit Thoren, Straßen, Häusern und Tempeln, völlig frei, nur etwas vertieft da liegen. Die Geräthschaften und Kunstsachen abgerechnet, die in Neapel in einer besondern Sammlung aufgestellt sind, steht noch Alles so da, wie vor 1700 Jahren, und es bedürfte nur der hier umherwandelnden Einwohner, um sich in's Alterthum ganz zu versetzen. In den Straßen, die nur für zwei Wagen Breite haben und außer diesem Fahrwege zwei schmale Fußsteige, sieht man deutlich die im Lavapflaster ausgehöhlten Geleise. An den Straßenecken befinden sich viele Inschriften, die auf die Mauer mit Farbe geschrieben sind und allerhand Bekanntmachungen enthalten, z. B. daß ein Haus zu vermiethen oder zu verkaufen sei, daß Fechterspiele gegeben werden sollten und dergleichen mehr. Am Thore hängt noch ein alter Komödienzettel, auf welchem bemerkt ist, daß auch Tänzer und Seiltänzer sich würden sehen lassen; denn zwei Theater, eins für Lust-, das andere für Trauerspiele, hat man vollständig ausgegraben; außerdem aber auch noch ein Amphitheater für wenigstens 18,000 Menschen, in dessen Schuppen man noch Gerippe von dort aufbewahrten Löwen fand. In einem ehemaligen Wachthause sieht man an den Wänden Spottbilder von römischen Soldaten hingemalt, und an einem Brunnen noch die Vertiefungen, welche das Reiben der Stricke, mit denen man die Eimer heraufzog, hervorbrachte. Unter den Häusern bemerkt man ein großes Gebäude, welches vermuthlich der gewöhnliche Kaufmarkt gewesen ist. Ferner ein Landhaus des Cicero, in dessen Kellern noch große Weinkrüge an die Wand gelehnt standen, freilich ohne Spur von Wein, dagegen halb mit Lavaasche angefüllt. Was aber auffällt, ist die Kleinheit der meisten Häuser und der Zimmer darin; freilich trieb man sich vormals den meisten Theil des Tages auf der Straße umher, wie auch noch jetzt in Italien. Die Zimmer sind so winzig klein, daß man kaum 4—5 Schritte machen kann, und wenn noch Tische, Stühle und Schränke darin standen, so muß man sich haben kaum umdrehen können. Die meisten Häuser haben nur ein Erdgeschoß oder höchstens ein Stockwerk. Noch jetzt sieht man deutlich die Malereien der Stuben, meist roth, blau oder gelb (grün kommt fast nie vor), und die Pompejaner müssen ausnehmend reinlich gewesen sein; denn da ist auch kein Fleckchen an den Wänden zu sehen, als wenn der Stubenmaler erst heute fertig geworden wäre. Fenster gehen selten auf die Straßen; so gut hatten es die Frauen und Mädchen dort nicht wie bei uns, daß sie auf die Straße schauen und ihrer Neugier Raum geben konnten; sondern die meisten Zimmer erhielten ihr ganzes Licht durch die hohe Thüre, die also immer offen sein mußte und auf eine rings um den Hof laufende Gallerie ging. Was aber den

Zimmerchen ein recht nettes Ansehen giebt, ist der künstliche Mosaikfußboden. Da ist auch nicht Ein Haus, welches dieses Zierathes entbehrte. Aus kleineren und größeren bunten Steinchen sind allerliebste Muster zusammengesetzt, und man muß wirklich den Reichthum der Erfindung bewundern, da kein Muster dem andern gleicht. Von außen waren die Häuser geschmacklos, meist mit grellem Roth angestrichen; aber fast jedes hat über der Thüre eine Inschrift; häufig liest man die freundliche Einladung: „Sei willkommen!“ — Vor manchen Häusern sieht man halbrunde Bänke, auf denen sich die Nachbarn zusammenfanden. Noch jetzt stehen die Buden der Oelverkäufer und Derer, die Getränke an die Vorübergehenden verkauften. Der Verkäufer stand, wie in unsern Kaufmannsgewölben, hinter einem Ladentische, dessen Rand zierlich mit Marmor belegt war. Hier standen auf einer Erhöhung von Marmor die Tassen; an den zurückgelassenen Ringen kann man noch sehen, wo und wie sie gestanden haben. 1824 grub man ein schönes Bad aus. Darin stand ein Sessel von Bronze, auf welchem ein weibliches Skelett saß, dessen Arme und Hals mit goldenen Bändern und Juwelen geschmückt waren. — An einem Hause entdeckte man — was besonders merkwürdig ist — eine große und drei kleinere dicke Glastafeln, und 1828 grub man fünf gläserne Becher aus, mit so wohlerhaltenen Oliven, als wenn sie von der letzten Ernte wären. In den Häusern der Bäcker sind noch die Backöfen erhalten, die mit den unsrigen viel Aehnlichkeit haben, und 1837 fand man einen fest verschlossenen eisernen Wasserkessel auf einem Herde stehen, und als man ihn öffnete, war das darin noch befindliche antike Wasser ganz frischschmeckend. Am Eingange eines Hauses steht mit großen Buchstaben geschrieben: „Nimm dich vor dem Hund in Acht!“ und dabei steht wirklich noch das Hundehäuschen. Jedes Haus hatte nach der Straße zu einen Hof, in dem sich die Familie in der Regel während des Tages aufhielt. In seiner Mitte befand sich ein kleiner Teich mit einem Springbrunnen, oder wenigstens ein Wasserbehältniß, meist mit Fischen. Links und rechts sind kleine Zimmer, zum Schlafen bestimmt oder zum Aufenthalt bei schlechter Witterung. Kurz man schaut hier in Pompeji so recht eigentlich in das häusliche Leben der Alten hinein. 1832 grub man ein besonders schönes Haus aus. Der Hof war mit 44 Marmorsäulen umgeben und in einem Winkel desselben befanden sich sehr zierliche Nischen für die Hausgötter. In einer dieser Nischen war ein Hühnernest und in demselben lagen noch die bebrüteten Eier. Man konnte in denselben deutlich die zum Auskriechen schon reifen Hühnchen erkennen.

In dem einen Hause machte man, wie man glaubte, einen sehr wichtigen Fund an 1700 Bücherrollen, die auf einem Bücherbrette der Reihe nach aufgestellt waren; denn die Alten hatten weder

solches Papier wie wir, noch wurden die Bücher so gebunden, sondern man schrieb auf die eine Seite einer Pergamenthaut und legte sie dann aufgerollt hin; oder man zog von der Zwiebel der in Aegypten häufig wachsenden Papyrusstaude die Häute ab, weichte diese ein, legte sie über einander und schlug sie so lange, bis sie breiartig wurden, und nun verfertigte man daraus Bogen, auf welche man mit schwarzer Farbe schrieb. Von dieser Art waren jene pompejanischen Rollen; aber unglücklicherweise waren sie von der Hitze der eingedrungenen nassen Asche ganz ausgebrannt. Manche waren ganz schwarz verkohlt, und als man sie aufrollen wollte, zerrissen die Blätter, und die spröde gewordenen Buchstaben, die sich durch ihren Glanz von dem Papiere unterschieden, sprangen ab. Andere waren nur braun gebrannt, aber so mit Asche, Erde und Steinchen vermengt, daß sie noch weniger zu gebrauchen waren. Da standen nun die Finder mit betrübtem Blicke vor dem herrlichen Funde und hätten so gern gelesen, was darin geschrieben stand. Endlich kam ein denkender Mann darauf, die Rollen erst anzufeuchten und dann langsam aufzuwickeln; und das ist zum Theil auch gelungen; doch liegen die meisten noch unaufgewickelt, und was man gefunden hat, ist nicht so wichtig, wie man gehofft hatte.

13. Der Aetna.*

Wo die Erdoberfläche sich zu einer irgend bedeutenden Höhe erhebt, tritt die Unebenheit gewöhnlich nicht in einem einzelnen Berge, sondern in einer Vereinigung mehrerer Berge, einem Gebirge, hervor: bald als eine, im Verhältniß zur Länge, schmale Bergkette mit Gipfeln auf dem Rücken oder an den Seiten; bald als eine Verkettung von Bergen um einander herum; oft auf einem flacheren Fuße gelagert; bald endlich als ein großes Alpenland mit mehreren Bergketten, Seitenarmen, Mittel- und Vorgebirgen und mannichfachen Gipfeln, einer innerhalb und an der Seite des andern. Bei allen diesen Gebirgen bemerken wir Thäler, welche von Flüssen durchströmt werden, Nebenthäler, deren kleinere Wasserläufe sich in jene Hauptströme ergießen, oft Terrassen und Hochebenen. So erscheinen die Alpen, die Pyrenäen, die Gebirge Norwegens, die verschiedenen deutschen Gebirgssysteme und die Apenninen.

Ganz anders zeigt sich der Aetna. Obgleich von sehr bedeutendem Umfang und Höhe, besteht er doch nur aus einem einzigen Berge, einer einzigen kegelförmigen Erhöhung der Erdoberfläche, ohne Kamm, ohne Hochebenen und Terrassen, ja ohne

* Von Schouw.

Thäler und Flüsse. Er ist daher, wenn auf seinen Umfang und seine Höhe Rücksicht genommen wird, der einzige seiner Art in Europa.

Sein Umfang beträgt über 20 geographische Meilen, sein Flächeninhalt etwas mehr als die Insel Laaland. Die Höhe steigt bis zu 10,500 Fuß auf; er ist also weit höher, als irgend ein Punkt in dem ganzen nördlichen Europa, höher als die höchsten Spitzen der Apenninen und der griechischen Gebirge, und eben so hoch wie die Pyrenäen. Nur die Gipfel der Alpen und einige Punkte der Sierra Nevada übertreffen ihn an Höhe.

Der Aetna ist durchaus von den übrigen Gebirgen Siciliens abgesondert: gegen Süden liegt die Ebene von Catania, gegen Westen und Norden die Flüsse Giaretta und Alcantara, gegen Osten das Meer. Der Fuß des Berges hat eine rundliche Gestalt, doch ist die Ausdehnung von Norden nach Süden etwas länger, als von Westen nach Osten. Seine höchste Spitze befindet sich in der Mitte, und so erhält der ganze Berg die Gestalt eines Kegels. Die Seiten sind sanfte Abhänge, mit Ausnahme des höchsten Gipfels, der einen steilen Kegel bildet, welcher in einer trichterförmigen Vertiefung, Krater, endigt, dessen Mündung ungefähr $1/3$ bis $1/2$ geographische Meile im Umfang hat. Der Aetna bietet kein einziges Thal dar; die große Vertiefung an der Ostseite, welche den Namen Valle de bue führt, wird von den Seiten eines alten, außerordentlich großen Kraters gebildet.

Dagegen hat der Aetna mehrere hundert kleine Krater, kegelförmige, abgesonderte Hügel mit trichterförmigen Vertiefungen. Zwischen diesen haben im Laufe der Zeit die eingeschlossenen vulkanischen Dämpfe sich Auswege gebahnt; obgleich indessen verschiedene dieser Krater an und für sich bedeutend genug sind, so sind sie doch, im Verhältniß zur ganzen Masse, zu klein, um deren Kegelform zu unterbrechen. Einige liegen weit nach unten, z. B. der Monterossi (aus welchem der Lavastrom kam, der Catania verwüstete) auf einer Höhe von 3000 Fuß.

Der Erdboden ist überall vulkanisch, besteht nämlich aus Lava, vulkanischem Sand und Asche, oder aus den ausgeworfenen Steinmassen. Die Menge des Sandes und der Asche nimmt natürlich verhältnißmäßig zu, indem man sich den Kratern nähert, und da diese, je höher man kommt, desto häufiger werden, so nimmt auch die Asche mit der Höhe zu; der oberste Theil ist fast ganz damit bedeckt.

Mit der Gestalt des Berges und der Beschaffenheit des Bodens steht die charakteristische Eigenthümlichkeit, daß dem Aetna Flüsse, Bäche und Quellen abgehen, in genauer Verbindung. Das Regenwasser und das von den großen Schneeflächen herrührende Schneewasser fließt an den schrägen Seiten herab, ohne sich zu

Flüssen zu sammeln, da es dort keine Thäler und in dem oberen Theile eben so wenig Wiesen giebt, welche so wesentlich zur Ansammlung des Wassers beitragen; die lose Asche und die harte Lava sind zur Beförderung der Bildung von Quellen gleich ungeeignet. Nur in dem untersten Theile des Berges zeigen sich, jedoch sehr spärlich, Quellen, und am Fuße kleine Gewässer. Die Bewohner sind, hauptsächlich in den höheren Theilen, auf Cisternenwasser beschränkt.

Die abgesonderte Lage und die zusammengedrängte Form machen den Aetna vorzüglich geeignet, den großen Einfluß zu zeigen, welchen die Höhe auf das Klima und, mittelbar dadurch, auf die Pflanzen hat. In wenigen Gegenden, vielleicht nirgend in Europa, sind die verschiedenen Pflanzengürtel so in die Augen fallend, so scharf begrenzt, und können so leicht wie hier mit Einem Blick übersehen werden. Daher haben die Einwohner, ohne irgend einen Begriff von der Pflanzengeographie zu haben, den Berg in drei höchst natürliche Gürtel getheilt: den *angebauten*, den *Wald-* und den *nackten Gürtel*.

In dem angebauten Gürtel, welcher bis zu einer Höhe von 2500 Fuß geht, finden wir ausgedehnte Aecker, auf denen man Weizen und Gerste baut; jenen zur Nahrung für Menschen, diese zum Pferdefutter. Noch stärker ist der Weinbau; der heiße trockene Sommer und der schwarze Boden machen diesen Gürtel besonders dazu geeignet. An einigen Stellen hat man in die schwarze vulkanische Asche Löcher gegraben, diese mit Dammerde ausgefüllt und darin Weinreben gepflanzt; obgleich die Wurzeln nicht tiefer als die lockre Erde gehen, trägt der Weinstock dennoch, von der schwarzen Asche umgeben, vortreffliche Trauben. Auch der Oelbau ist auf den untersten Abhängen des Aetna bedeutend, nicht minder der Mandeln- und Feigenbau. Orangen gedeihen nur, wo hinreichendes Wasser ist; daher gewährt der Aetna keinen großen Ueberfluß von dieser Frucht. Einigen Baumwollen- und Safranbau trifft man ebenfalls.

Die Kultur des Bodens und die Bevölkerung sind in diesem Gürtel so bedeutend, daß man in ihm fast ganz und gar den freiwilligen Pflanzenwuchs vermißt; dieser ist fast nur auf die Lavaströme beschränkt, welche zu frisch sind, um eine hinreichende Schicht von Dammerde darzubieten. Die Pflanze, welche hier besonders vorherrscht und diese Gegend charakterisirt, ist die sogenannte indianische Feige, deren saftige Stämme und Zweige Nahrung aus den Wasserdünsten der Luft an sich ziehen. Diese Pflanze gedeiht daher in dem trockensten Boden, und da sie üppig wächst, so erzeugt sie bald durch abgefallene Zweige und durch ihre Wurzeln eine Schicht Dammerde, welche dazu geeignet ist, auch andere Pflanzen zu ernähren. Zu diesem wichtigen Vortheil kommt noch

der Nutzen, den die Bewohner außerdem aus ihr ziehen; ihre verflochtenen Zweige und Dornenbüschel liefern ein vortreffliches, fast undurchdringliches Gehäge, die saftigen Früchte aber in dem heißen Sommer eine kühlende Erquickung, und werden daher in großer Menge verzehrt.

Der zweite Gürtel ist der Waldgürtel, welcher von 2500 bis zu 6000 Fuß hinaufreicht. Die Orangenbäume, die Baumwollenpflanze, der Oelbaum sind verschwunden, die Mandel- und Feigenbäume und die Weinrebe verschwinden nach und nach. Zwar findet sich hier noch Korn- und Weinbau, Waldung nimmt jedoch den größten Raum ein, und die Benutzung derselben zum Holzschlag und zur Weide ist hier die Hauptsache. Bei den höher gelegenen Orten wird nicht mehr Weizen gebaut, sondern an dessen Stelle tritt der Roggen, welcher hier deutsches Korn genannt wird, vermuthlich weil derselbe aus Deutschland eingeführt worden ist. Die Wälder bestehen in dem unteren Theile des Waldgürtels hauptsächlich aus Eichen mit abfallendem Laube und aus Kastanien. Hier findet man die durch den Umfang ihrer Stämme so berühmten Kastanienbäume, unter welchen besonders einer, dessen Umfang des Stammes an der Wurzel 180 Fuß beträgt, berühmt geworden ist. Da indessen die Höhe dieses Baumes durchaus in keinem Verhältnisse zu dem Umfange des Stammes steht, so sieht er in der Ferne nicht wie ein einziger Baum, sondern wie eine Gruppe von Bäumen aus. Kommt man zu dem Baume selbst, so hat er noch das Ansehen von fünf Stämmen, die nahe bei einander stehen; die auseinanderweichende Richtung derselben, und zwischen ihnen hier und dort einige Spuren des Hauptstammes, deuten jedoch darauf hin, daß sie früher vereinigt und Zweige eines und desselben kurzen Hauptstammes gewesen sind, der jetzt größtentheils mit Erde bedeckt ist. Aber gerade der Umstand, daß der Hauptstamm zerstört ist, macht es zweifelhaft, ob es nicht mehrere zusammengewachsene Stämme gewesen sind. Es giebt indessen andere Stämme in der Nähe, welche zwar nicht einen so großen, aber doch einen sehr bedeutenden Umfang haben, und die so gut erhalten sind, daß man sieht, wie sie nicht aus mehreren zusammengewachsen sind.

Der obere Theil des Waldgürtels besteht hauptsächlich aus Buchen (welche nicht niedriger als 3000 Fuß gefunden werden), einer Art von Tannen und Birken. Hier giebt es keinen Kornbau, keine oder äußerst wenige Dörfer. Dieser Gürtel wird nur zur Mast der Schweine, zur Weide der Ziegen und zum Holzfällen benutzt. Ein durch den ganzen Waldgürtel ausgebreiteter und charakteristischer kleiner Baum oder hoher Strauch ist eine Art Ginster.

Wenn man in den Alpen, Pyrenäen und den Gebirgen Nor-

wegens über die Holzgrenze gekommen ist, so stößt man auf die schönste Alpenflora, kleine Sträucher oder Pflanzen mit verhältnißmäßig großen, zierlichen Blumen von reinen Farben, und mit einer großen Mannichfaltigkeit der Formen und Farben. Diese Alpenflora fehlt gänzlich auf dem Aetna, ungeachtet die Höhe hinreichend ist, ein gleich kaltes Klima zu erzeugen. Der Pflanzenwuchs oberhalb der Holzgrenze ist außerordentlich dürftig, höchst einförmig und ohne Spur von den Formen oder den Charakterzügen, welche die Alpenflora darbietet. Auch dieser Gürtel kann in zwei Unterabtheilungen gebracht werden. In dem unteren sieht man doch noch etwas Grün; die herrschenden Gewächse sind: der Traganthstrauch, welcher kleine runde Kissen auf der Lava und Asche bildet, die dem Reisenden unter der mühsamen Besteigung willkommen sein würden, wenn sie nicht mit unzähligen spitzen Stacheln besetzt wären; demnächst der Berberizenstrauch, welcher hier ganz niedrig und mit starken Dornen besetzt ist, und endlich der Wachholder.

In dem oberen Theile, von 7500 Fuß Höhe an bis zum Gipfel, sind diese Sträucher verschwunden, die Asche und Lava ist fast ganz nackt, kaum finden sich in Allem zehn Pflanzenarten, und hauptsächlich sind es zwei, welche sich hier und dort in der Asche zeigen: unser gemeiner Rainfarrn nämlich und eine Art Kreuzkraut. Fragen wir, weshalb der obere Theil des Aetna eine so dürftige Vegetation besitzt und durchaus der Alpenflora ermangelt, so ist die Antwort nicht schwierig: die Atmosphäre wirkt nicht so leicht auf die harte Lava und Asche, wie auf andere Bergarten ein, jene werden also nicht in den auf den Alpen so fruchtbaren Kies verwandelt; demnächst verhindert jeder neue Ausbruch, durch die neuen Lavaströme und den neuen Aschenregen, diese Umbildung des Bodens und zerstört zugleich die Pflanzen, welche hervorzukeimen beginnen; endlich kommt hierzu noch der große Mangel an Quellen und Bächen.

Der Aetna hat in den verschiedenen Jahreszeiten und unter verschiedenen Verhältnissen ein verändertes Ansehen. Dies verdient vielleicht etwas genauer entwickelt zu werden, und es möge mir daher erlaubt sein, einige kleine Züge aus meinen Reisen auf diesen merkwürdigen Berg einzuflechten.

Den Aetna in der Wintertracht sah ich im Anfang des März 1830. Drei Viertheile des Berges, der ganze nackte und fast der ganze Waldgürtel nämlich lagen unter einem zusammenhangenden Schneeteppich; am Fuße hingegen waren alle Felder in das schönste Frühlingsgrün gekleidet: Erbsen, Bohnen und Flachs standen in voller Blüthe, die Mandelbäume hatten schon abgeblüht und waren mit Blättern versehen, und die Feigenblätter begannen sich zu entfalten; die Fluren waren mit Hyacinthen, Narcissen,

Crocusarten, Anemonen und unzähligen andern Blumen geschmückt. Der Aetna war ein ungeheuer großer Schneekegel, dessen Fuß von einem riesenhaften Blumenkranze umgeben war.

Ende Augusts und Anfang Septembers 1818 besuchte ich den Aetna zum ersten Male. Der Berg war damals in seiner Sommertracht. Der Schnee war gänzlich verschwunden, mit Ausnahme einiger kleinen Haufen in den Vertiefungen des allerobersten Theiles, welche nur am Orte selbst sichtbar waren. Der Wald stand grün und frisch, aber der bebaute Gürtel hatte ein verdorrtes todtes Ansehen. Der fast regenlose Sommer, die starke Hitze hatten hier fast alles Gras und alle Kräuter versengt; nur die immergrünen Sträucher und Bäume standen noch mit ihren harten glänzenden Blättern da, demnächst die saftigen Cactusarten und Agaven, welche, vermittelst ihres Saftreichthums, die Dürre ertragen konnten. In dem untersten Gürtel war Nichts für den Botaniker zu thun, ich eilte also in den Waldgürtel hinauf; diesen und den nackten Gürtel wollte ich untersuchen. Die Höhenmessungen mußte ich diesmal aufgeben, denn mein Barometer war in Calabrien zerbrochen, und ein anderes, welches ich in Catania bekam, zeigte sich unbrauchbar, als ich in den Waldgürtel kam. Die Witterung war, wie sie während des ganzen Monats gewesen, klar, trocken und warm. Kaum aber war ich über die Waldgrenze hinausgekommen, als Wolken sich auf dem Gipfel des Berges zu sammeln begannen, und ehe ich das sogenannte englische Haus, ein kleines Gebäude von Lava, unmittelbar am Fuße des obersten Kraters, erreichte, war ich in den dicksten Nebel gehüllt und es fing an zu regnen. In diesem unbewohnten Hause, welches 9200 Fuß über dem Meere und 8 bis 9 Monate des Jahres unter Schnee begraben liegt, hatte ich beschlossen, mein Quartier aufzuschlagen; zwei Maulthiere trugen, außer meinem übrigen Gepäck, Wasser und Feuerung hinauf; denn von diesen Bedürfnissen, die auf andern Bergen nicht fehlen, war hier Nichts vorhanden. Das Wetter wurde schlechter und schlechter; Donner, Blitz und Sturm wütheten, der Regen strömte herab, es hagelte und schneite, und das Thermometer sank auf $2\frac{1}{2}^0$ R., während an demselben Tage die Wärme in Catania am Fuße des Berges auf 26^0 gestiegen war. Hier war ich zwei Tage lang mit meinem Führer in dem in ganz Europa am höchsten gelegenen Hause allein; fast mit Bestimmtheit konnte ich wissen, daß kein anderer Mensch in dieser Höhe übernachtete. Innerhalb der Wände des Hauses, wo ich durch das Wetter eingesperrt war, könnte Jemandem leicht die Zeit lang werden; der Naturforscher indessen hat das Glück, überall Beschäftigung zu finden. Es fiel mir ein, halbstündlich Thermometer=Beobachtungen anzustellen, um dadurch zur Kenntniß des Ganges der Wärme innerhalb 24 Stunden auf einer so

bedeutenden Höhe zu gelangen, und zugleich da, einer Abrede gemäß, zu mehreren Zeitpunkten innerhalb 24 Stunden in Catania Beobachtungen angestellt wurden, den Unterschied zwischen der Wärme am Meere und einem Punkte auf einer Höhe von mehr als 9000 Fuß über der Meeresfläche kennen zu lernen. Am dritten Tage legte sich das Unwetter, es klärte sich auf, und ich war im Stande, den obersten Krater, welcher den Gipfel des Aetna bildet, zu besteigen.

Die Aussicht von der Spitze des Aetna hat etwas ganz Eigenthümliches, welches sich darauf gründet, daß der Berg durchaus isolirt und kegelförmig dasteht. Keine andern Gipfel, Spitzen oder Terrassen verhindern die Aussicht, und es ist ungefähr, als ob man in einem Luftballon hoch oben in der Luft schwebte. Land und Meer liegen tief unten ausgebreitet, wie auf einer Landkarte; mit Ausnahme vielleicht des westlichen Viertels übersieht man ganz Sicilien; läge der Aetna, anstatt auf der einen Küste, in der Mitte, so würde man die ganze Insel und einen Theil des umliegenden Meeres übersehen, obgleich die Insel so groß ist, wie Jütland und Fünen zusammen. In der Wirklichkeit sieht man die Nordküste, über dieselbe hinaus die liparischen Inseln, welche da liegen, als ob man sie mit den Händen greifen könnte; auch die Südspitze von Sicilien wird gesehen; gegen Osten erblickt man die Meerenge als ein schmales Gewässer; an der gegenüberliegenden Seite Calabrien, dessen Gebirge sich zu 6000 Fuß erhebt, und dennoch sieht man das Meer jenseit dieses Gebirges. Bemerkenswerth ist der große Schlagschatten, den der Aetna wirft: wenn Morgens die Sonne aufgegangen ist und die Meerenge und die Ostseite des Aetna erleuchtet, so liegt die Westseite des Berges und der im Westen desselben liegende Theil von Sicilien noch im Dunkel.

Diesmal war der Aetna in der vollkommensten Ruhe, der Krater war geschlossen, und nur eine schwache Rauchwolke stieg aus demselben empor. Ein Jahr später hatte ich Gelegenheit, diesen Vulkan in Thätigkeit zu sehen.

Während die Ausbrüche des Vesuvs häufig auf einander folgen, bald in stärkerem, bald in schwächerem Grade, sind die des Aetna weit seltener; wenn sie aber eintreten, desto gewaltiger. Seit 1811 hatte kein Ausbruch Statt gefunden; ich mußte es daher als ein seltenes Glück betrachten, daß, als ich im Mai 1819 diesen Berg wieder besuchte, am Tage vor meiner Ankunft ein Ausbruch begonnen hatte. Ich eilte gleich in der Nacht auf den Berg hinauf, und erreichte noch vor Tagesanbruch einen Punkt, Montagnola, ungefähr 9000 Fuß über dem Meere, wo man sich oberhalb des neuen Kraters befand. Hier hatte ich nun die vortrefflichste Gelegenheit, den Flammenschlund zu sehen, aus dem

der Rauch aufstieg und die glühenden Steine emporgeschleudert wurden; etwas tiefer unten die ausströmende Lava. Unten im Thale, oder richtiger im Schlunde, erweiterte er sich und strömte wie eine breite Feuerfluth in der Länge einer Meile dahin; der von der Lava entzündete Wald stand in vollen Flammen; schon waren die Roggenfelder von der immer weiter strömenden Lava verwüstet, und ängstlich berechneten die Bewohner der nächsten Dörfer, welchen Weg der Strom wahrscheinlich nehmen würde. Indessen stockte er bald, wovon ich, als ich nach einigen Tagen den Fuß des Berges besuchte, mich überzeugte, indem er erstarrende Lavamassen auf Lavamassen häufte und dadurch sich selbst einen Damm schuf.

Während ich diesen Ausbruch betrachtete und mich dem Krater, so weit es rathsam war, zu nähern suchte, ging die Sonne auf. Das Licht der Sonne kämpfte mit dem so verschiedenen Farbenspiel des feurigen Kraters, der glühenden Lava und des brennenden Waldes. Zuletzt siegte die Sonne; die Feuersäule des Kraters verwandelte sich in einen grauen, die der Lava in einen weißen Rauch; rings umher war Alles mit Schnee bedeckt. Dieser Verein von Feuer und Schnee, und dieser Gegensatz und Kampf der verschiedenen Beleuchtungen war eine der großartigsten Naturerscheinungen, die ich je erlebt habe.

Acht Tage später bestieg ich den Mutterkrater. Das englische Haus und der größte Theil des nackten Gürtels waren mit Schnee bedeckt; auf dem Gipfel maß ich die Höhe des Berges, während die Erde unter meinen Füßen zitterte. Der neue Krater war durch die ausgeworfene Asche und Steine in den acht Tagen zu einem ansehnlichen Berge herangewachsen.

Als ich fünf Wochen später, im Anfang des Juli, von Messina nach Neapel segelte, brannte der Krater noch, und da der Stromboli zur selben Zeit in Flammen stand, so hatte ich zugleich zwei brennende Vulkane vor mir.

VI. Bilder aus Ungarn und Galizien.

1. Die ungarischen Steppen.*

Der Reisende, wenn er die östreichische Grenze überschreitet und das Ungarland betritt, hat anfangs Mühe, die Scheidelinie zu finden, die sich zwischen zwei Ländern hinzieht, die so verschiedenartig sind an Denkweise, Sitten, Sprache, Völkerstäm-

* Uebersetzung aus dem Französischen von A. Grube.

men und ihrer Geschichte, trotz dem, daß sie jetzt einem und demselben Oberhaupt unterthan sind. Im Westen hat Ungarn einen ganz bedeutenden deutschen Anstrich, und wiederum im entferntesten östlichen Flügel, in Siebenbürgen, wo die Regierung schwäbische Auswanderer ansiedelte, um die großen, durch die verheerenden Türkenkriege entstandenen Lücken füllen zu helfen, vielleicht auch, um das fremdartige Reich durch deutsche Bewohner dem deutschen Scepter freundlicher zu stimmeu, zu „germanisiren". Aber dieser letztere Zweck ist nicht erreicht worden; der ungarische Volksstamm ist mit einer so wunderbar zähen Lebenskraft ausgerüstet, daß die deutschen Ansiedler sich eher vor seinem Einflusse zu schützen haben, als umgekehrt. Desgleichen müssen auch die ungarischen Slaven alle ihre Kraft aufbieten, ihre Volkseigenthümlichkeit vor dem auf sie eindringenden Magyarenthum zu bewahren. Denn nicht alle Ungarn sind Ungarn, d. h. Magyaren (sprich: Madjaren); diese bilden nur den Kern, der rings von drei andern Nationen eingehüllt wird: von den Deutschen, Slaven und Wallachen. Alle diese Völkerschaften wohnen unter und neben einander in demselben Lande, und doch so, als wohnten sie ganz in verschiedenen getrennten Ländergebieten; sie haben, was so sehr merkwürdig ist, sich durchaus nicht gemischt und ihr Nationalität abgeschliffen, sondern sich so rein und frisch in ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit erhalten, als wären sie so eben erst eingewandert.

Du setzest Dich auf's Dampfboot und schiffst von Wien aus die Donau hinab, um nach Preßburg zu steuern. Noch scheint Dir Alles Deutsch zu sein, aber schon vor dieser alten Ungarstadt gehört das linke Ufer nicht mehr der deutschen Zunge. Sobald das Dampfboot dem alten Königssitze Preßburg sich nähert und die Ruinen des Devoner Schlosses sichtbar werden, das im Mittelalter die Landgrenze bezeichnete, so wird die östreichische Flagge niedergelassen und die ungarische, grün, weiß und roth, aufgehißt, damit das Schiff in Preßburg mit dem Schmuck der Nationalfarben anlangen möge. Dieses Manoeuvre, das die Bootsleute niemals unterlassen, erinnert Dich daran, daß das „Königreich Ungarn" in der östreichischen Monarchie einen selbstständigen Staat bildet. Dieser Staat gehörte vom 11. bis 12. Jahrhundert zu den mächtigsten in Europa, aber die Könige von Ungarn vermochten eben so wenig als früher die Könige von Macedonien, Bulgarien, Dacien, Servien ein eigenes selbstständiges Königreich zu behaupten, und die Ungarn trugen ihre Krone den östreichischen Fürsten an. Aber ihre Volkseigenthümlichkeit haben sie im vollsten Maße behauptet, vielleicht mehr als jedes andere Volk, und ihre Verfassung (Constitution) ist freier als die jedes andern europäischen Staates. Während der Kaiser in Wien als unumschränkter Herr gebietet, muß er in Preßburg die „Landtafel" (bestehend aus

dem höheren und niederen Adel) regieren lassen, und dem Willen der „Magnaten“ sich fügen. Der Adler mit zwei Köpfen ist das treue Abbild dieser doppelten östreichischen Monarchie.

Preßburg war die Residenz der alten ungarischen Könige, aber das Schloß brannte 1811 ab, und nun erinnern seine Trümmer an die alte vergangene Zeit. Hart an der Donau erhebt sich ein kleiner Hügel, der ist jedem Ungar heilig; jeder neugekrönte König, wenn er die Domkirche verläßt, muß ihn hinanreiten, mit dem Schwerte in die Luft nach allen vier Weltgegenden hauen und so vom Reiche Besitz nehmen. Es ist das ein Zeichen, daß er das Land vor allen Feinden mit dem Kriegsdegen vertheidigen und schützen wolle. Die Königin Maria Theresia, welche die Ungarn so trefflich zu nehmen verstand, ritt in vollem Galopp mit gezogenem Säbel den Königshügel hinan, unter dem freudigsten Beifallsrufen der Magnaten, die ihre hochverehrte Kaiserin-Königin begleiteten.

Preßburg, so nahe der deutschen Grenze, giebt doch schon einen Vorgeschmack des morgenländischen Wesens. Auf dem rechten Donauufer ist ein reizender Park und mitten darin ein Sommertheater, die Arena. Das Theater ist von Holz, oben offen, die Sonne bildet den Kronleuchter. Hier sitzen die Ungarn mit ihren Tabakspfeifen, lassen den Rauch emporwirbeln und sehen gemächlich dem Spiele zu. Bringt es das Stück mit sich, so wird die Hinterwand der Scene weggenommen, und man blickt dann in den anstoßenden Wald hinein.

Hinter Pesth beginnen die „Pußten“. So werden von den Ungarn die in der Mitte ihres Landes sich ausdehnenden Steppen, die einen Umfang von ungefähr hundert Stunden haben, genannt. Der meist fruchtbare Boden bietet den Anblick eines Getreidemeeres, das unter dem Winde Wellen schlägt, zuweilen aber auch im Sande erstarrt und das Bild einer Wüste zeigt; dann wieder in eine weite grüne Grasfläche sich verwandelt, auf welcher zahlreiche Rinder- und Pferdeheerden weiden. Keine gebahnten Wege und Straßen, und Wagenspuren zeigen sich hier und da, wo am meisten gefahren wird. Meilenweit erblickst Du kein Haus, geschweige ein Dorf; nur zuweilen kommt ein Brunnen zum Vorschein, nämlich ein in die Erde gegrabenes Loch, eine Stange zum Heraufziehen des Wassers und ein ausgehöhlter Baumstamm, um daraus das Vieh zu tränken; zuweilen führt auch Dein Weg an einem Hügel vorbei, dem Grabe irgend eines Helden aus längst verschwundener Zeit. Du freuest Dich über die Störche, die über Deinem Haupte hinziehen, denn sie fesseln auf einige Augenblicke Deinen Blick, und des Abends unterhalten Dich die vielen kleinen Feuer, die aus allen Richtungen zu Dir herüberschimmern, theils von den Hirten, theils von den Reisenden angezündet, die gleich den Karavanen des Orients auf freiem Felde übernachten.

Wird Dir diese Einöde zu drückend und einförmig, so stampfe nur mit dem Fuße auf die Erde, rufe die Thaten eines Heldenzeitalters wieder in die Gegenwart zurück, und schaue um Dich mit dem Auge der Erinnerung: da wirst Du zahlreiche Armeen von Türken und Tartaren erblicken, wie sie die Steppe durchstürmen und, wie im Jahre 1526, viele Tausende von Gefangenen mit sich zurückschleppen in schimpfliche Sklaverei. Oder gehe mit Deinen Gedanken in die Zeit zurück, wo Tausende magyarischer Männer zu Pferde sich auf dem freien Felde über die Angelegenheiten des Landes beriethen: da wirst Du von der Rakos'schen Ebene her ein Zusammenschlagen der Waffen, ein Geschrei kampflustiger Krieger und das Wiehern kriegerischer Pferde vernehmen, und sehen, wie die Volksversammlung schon ein Heerlager ist, und der Rath über die Schlacht in die Schlacht selber übergeht.

Hier in den Pußten wohnen die wahren, treuen Gefährten Arpad's; seit einem Jahrtausend sind sie immer noch dieselben geblieben. Gleich ihren Vätern tragen sie immer noch denselben Schnurrbart, dieselben bespornten Stiefeln; der friedsame Bauer zeigt Dir noch immer dasselbe kriegerisch-männliche Gesicht und denselben kriegerisch-trotzigen Gesang. Auf dem Boden, den er als Soldat erobert hat, ist der Ungar Soldat geblieben; er lebt mit seinem Pferde noch immer wie ein Reitersmann. Schon der erste Anblick eines Dorfes zeigt Dir die Herkunft seiner Bewohner; man merkt, daß es ein kriegerisches Nomadenvolk war, welches sich da festgesetzt hat; — eine lange und breite Straße, durch eine Häuserreihe gebildet, deren Linie überall von gleicher Höhe, von gleichen Zwischenräumen durchbrochen ist, giebt dem Ganzen das Ansehen eines Lagers. Es sieht gerade so aus, als sollten beim ersten Signal diese Zelte abgebrochen werden, und als wollten die Einwohner ihre Pferde besteigen, um ein anderes besseres Land zu suchen und zu erobern. Die Kirche in der Mitte des Dorfes bezeichnet die Stelle, wo früher das Hauptzelt des Anführers stand.

Vergebens suchst Du in diesen Dörfern und Flecken nach Schatten; es scheint, als hätten die Ungarn aus ihrer asiatischen Heimath den erblichen Haß der Morgenländer gegen die Bäume auch in Europa nicht vergessen.

Wie bei den Städten des Orients befindet sich hier am Eingange jedes Dorfes der Gottesacker, aber ohne Zaun und Mauer. Auf den Gräbern stehen geneigte Pfähle, und die Todten haben alle ihr Gesicht nach Osten gekehrt.

Es sind alle diese Flecken bloße Stationen, wo im Momente der Eroberung einzelne Theile des großen Heeres Halt machen. Wenn man Ofen, die Hauptstadt des Adels, und Pesth, die prächtige Handelsstadt, nebst ein paar neuangelegten Städten ausnimmt, so sind alle diese Häuserhaufen von 10,000, 20,000 und

noch mehr Eiwohnern trotz ihrer Größe doch bloße Dörfer mit breiten sandigen Straßen, in denen Hunderte von Pferden mit Bequemlichkeit galoppiren könnten. Nur die Zahl der Straßen ist vervielfacht.

Die Kleidung der Ungarn ist noch höchst eigenthümlich. Die Bauern tragen ein Hemd mit weiten Aermeln, das nur bis auf die Hüften reicht, und wenn es von dem Winde aufgehoben wird, den von der Sonne gebräunten Rücken sehen läßt. Von den Hüften an beginnt das weite Beinkleid von Leinwand, Gagya genannt, das in die Stiefeln geht. Die Gagya wird vermittelst eines Riemens oder eines Tuches an den Leib befestigt, so daß der Bauch zurück und die Brust rund gewölbt hervortritt. Ueber die Schultern werfen sie die Bunda, einen Pelz von Schaffellen. Ihr Kopf ist mit einer Mütze in der Gestalt eines Tschako bedeckt, oder auch von einem Hute mit breiten Rändern. Die reichen Bauern und kleinen Edelleute tragen über die Gagya noch eine engere Hose von Tuch, die mit Tressen besetzt ist und gleichfalls in die Stiefeln geht; ganz husarenmäßig ziehen sie den Dolman an und lassen den Pelz darüber hängen. Dieser Anzug hat eigentlich erst die Husarenuniform hervorgerufen. Der Riemen um den Leib hat sich in den reichen Gürtel umgestaltet, und die Bunda in den kurzen goldgestickten Pelz.

Nach der Erzählung der alten Geschichtschreiber trugen die Magyaren ursprünglich geflochtene, mit Bändern verzierte Haare; die sarmatische Sitte, den Kopf zu scheren, ward unter den polnischen Königen eingeführt, hörte aber mit Eintritt der östreichischen Herrschaft auf; dann flochten die Ungarn abermals ihre Haare und ließen sie in langen Flechten herabhängen, eine Gewohnheit, welche die nach Frankreich von Ludwig XIV. berufenen Husaren noch beibehielten, als sie schon in ihrem Vaterlande abgekommen war. Heutzutage tragen Einige das Haar rund um den Hals abgeschnitten, Andere lassen es auf die Schultern herabhängen.

Die Frauen tragen ganz so wie die Männer schwarze oder rothe Stiefeln. Sie gehen in einem kurzen Unterrocke, einem farbigen Leibchen und des Winters in einem Schafpelz; ihre Haare, die sie in einer Flechte auf deu Rücken fallen lassen, so lange sie Jungfrauen sind, knüpfen sie als verheirathete Frauen auf der Spitze des Kopfes zukommen.

Der magyarische Bauer übt in seinem Hause eine unbestrittene Gewalt aus. Er nennt seine Hütte und den Raum, der sie umgiebt, wäre er auch blos fünf Fuß breit, stolz „mein Gut", seine Frau und Kinder „meine Leute". Ihrerseits spricht die Frau von ihm und zu ihm nie anders, als „mein Herr", und dutzt ihn niemals.

Das Haus des magyarischen Bauers wird mehrere Male im

Jahre geweißt. Ganz nach morgenländischer Art ist es selten, daß ein kleines Fenster auf die Straße hinausgeht. Die Stühle sind von Holz und sehr hoch; zwei, höchstens drei bereits gestiefelte und gespornte Kinder spielen am Herde. Der Ungar hält es für unwürdig, sein Haus mit den „Schreihälsen“ anzufüllen.

Vier Jahr alt, wird der Kleine schon auf ein Pferd gesetzt; er klammert sich mit seinen beiden kleinen Händen an die Mähne des Pferdes fest, und sobald er merkt, daß er festsitzt, bedenkt er sich nicht lange, das Pferd mit seiner Stimme anzuregen. An dem Tage, wo er galoppirt, ohne herunterzufallen, spricht der Vater mit ernster Wichtigkeit zu ihm: „Ember vagy“ — „Du bist ein Mann.“ Das stolze, edle Selbstgefühl, welches einst seine Vorfahren belebte, ist noch vorhanden; das Wort „Ehre“ — „bestület“ kehrt oft in seiner Rede wieder; Alles, was er thut, ist bestület, eines Mannes von Ehre würdig. Wenn er Dich im Galopp eine ganze lange Poststation gefahren hat, spannt er seine Pferde aus, grüßt und wünscht Dir eine glückliche Reise. Du mußt ihn daran erinnern, ob er denn nicht ein Trinkgeld nehmen wollte, und wenn er es empfangen hat, ist er damit zufrieden, es mag wenig sein oder viel; er wird nie ein Mehreres fordern, denn das wäre nicht bestületes. Des Abends, wenn er sein Tagewerk vollbracht hat, raucht er, vor seiner Thür sitzend und den Schnurrbart streichend.

Wenn er auch der unumschränkte Gebieter seiner Behausung ist, so behandelt er doch die, welche er „seine Leute“ nennt, mit vieler Güte; er ist wie alle Starke sanftmüthig. Nie mißhandelt er seine Frau, niemals zwingt er sie zu überschweren Arbeiten; sie weiß, daß sie an ihm einen Freund, eine Stütze, einen Beschützer hat, empfängt auch von ihm die zärtlichsten Namen, „meine Rose, mein Stern“ u. s. w. Die magyarische Sprache ist gleich allen asiatischen mit Metaphern angefüllt, sehr bilderreich und anschaulich. Sie enthält eine Menge von Höflichkeitsformeln, die man an seine Nachbarn, seine Freunde, seine Gäste richtet. Wenn Du in irgend einem Dorfe Halt machst, so wirst Du aus dem Hause, vor welchem Du still hälst, alsbald den Bewohner desselben treten sehen, wie er seinen Hut abnimmt und Dir seine Gastfreundschaft anbietet. Wenn Du von ihm scheidest, wird er eine förmliche Dankrede an Dich halten, und die Segnungen des Himmels auf Dich herabflehen; das Alles mit einer wunderbaren Leichtigkeit, Gefälligkeit und Würde, wie solche nur den Orientalen eigen ist.

Der Magyare ist gern Soldat, denn er folgt da nur seinem eigenen kriegerischen Naturtriebe; unter dem Feuer unerschrocken, wie der Franzose, ist er wie dieser geschickter zum Angriff als zur Vertheidigung. Am liebsten kämpft er zu Pferde, denn „der Ungar

wird zu Pferde geboren“, sagt ein altes Sprichwort. — Man kann auch wirklich sagen, daß diese Nation ihr Leben auf dem Pferde zubringt; sie hält den Mann für keinen Mann, der kein Reiter ist. Ihre Pferde, von der tartarischen Race, sind klein und mager; sie scheinen aus lauter Athem zusammengesetzt zu sein, denn sie laufen mit unglaublicher Ausdauer und Behendigkeit, ohne Eisen, oft ohne Gebiß, ohne anderes Geschirr als einen einfachen Strick, der einmal um ihre Brust gewunden ist. Sie stampfen ungeduldig mit ihren Hufen den Boden, bis sie das Wort „ne“ ihres Reiters vernehmen, um wie der Wind davon zu brausen. Jedesmal, wenn ihr Herr zu ihnen spricht, heben sie den Kopf in die Höhe und bewegen die Ohren; nur sehr selten kommt er in den Fall, sie zu schlagen; er begnügt sich, mit der Peitsche einen Kreis um ihren Kopf zu beschreiben.

Die Pferdeheerden, welche die Steppen bevölkern, leben ausschließlich in der freien Luft; sie werden von dem Tschikos gehütet, d. h. von dem kühnsten Reiter. Die Thiere verbleiben mehrere Jahre lang in ihrem halbwilden Zustande bis auf den Tag, wo die Zähmung festgesetzt wird. Eines Morgens sucht sich der Tschikos ein Pferd aus, das ihm gefällt; freundlich zu ihm sprechend geht er ihm immer näher, die eine Hand ausstreckend, als wollte er es liebkosen. Das Thier blickt den Menschen von der Seite an, als ahnte es die Gefahr für seine Freiheit; es dehnt seine Nasenlöcher aus und sträubt seine Mähne, sobald es die Hand auf seinem Nacken fühlt, es ist im Begriff die Flucht zu ergreifen . . . aber der Tschikos hat seine Mütze in’s Gesicht gedrückt, die Zähne zusammengebissen und sitzt schon auf dem Rücken des Pferdes, ehe noch dasselbe sich in Bewegung gesetzt hat. Nun beginnt zwischen dem Thiere und seinem Reiter ein furchtbarer Kampf. Ueberrascht und bestürzt macht das Thier verzweifelte Versuche, die ungewohnte Last abzuschütteln: es bäumt sich, springt seitwärts und rückwärts — Alles vergeblich, der Tschikos stößt in regelmäßigen Zwischenräumen seinen Mund voll Tabaksrauch aus in geduldiger Erwartung, bis es dem Thiere gefällig ist, ein Ende zu machen. Es wirft sich endlich auf die Erde, aber in dem Augenblick, wo es sich bückt, zieht der Reiter seine Beine empor, bleibt dabei immer im Gleichgewicht, und wenn das Pferd wieder aufspringt, trägt es den Mann nach wie vor auf seinem Rücken. Nun schießt es wie ein Pfeil vorwärts, es will der unerträglichen Last entfliehen, und bietet seine letzten Kräfte auf, zu entkommen. Das hatte der Tschikos eben erwartet. Er schaut nach der Sonne, merkt sich die Richtung, in welcher sein Renner die nackte Steppe durcheilt, und läßt ihn laufen. Ist das Pferd erschöpft, so fällt es nieder; dann legt ihm der Reiter das Gebiß ein, läßt es sich wieder erholen und führt es zahm und geduldig zurück.

2. Die Zigeuner an der Donau.*

Wie die Raubthiere allmälig vor dem Fortschritt der Civilisation verschwinden, so gehen auf gleiche Weise die wilden Racen des Menschengeschlechts ihrem Ende entgegen. Wüstes Land wird eingehegt und Wälder werden niedergehauen. In England giebt es höchstens noch 1500 Zigeuner, in Frankreich findet man sie fast gar nicht mehr; in Spanien schätzt man ihre Zahl auf 30,000, die sich fast alle bereits in Städten angesiedelt haben. Vor Ende dieses Jahrhunderts werden sie wohl aus dem Westen Europa's verschwunden sein.

Um sie in ihrem wahren Charakter und ihrer originellen Kleidung zu sehen, muß man sie in den Wäldern und Steppen Ungarns oder Südrußlands aufsuchen. Dort findet man sie noch zu Zehn- und Hunderttausenden als einen bedeutenden Theil der Bevölkerung. Sie führen ungehindert dasselbe Nomadenleben, wie ihre Voreltern, als sie vor vier und einem halben Jahrhundert nach Europa kamen. Die Zahl der ungarischen Zigeuner betrug nach der Zählung unter Maria Theresia 53,000; in Transylvanien rechnet man gegen 17,000; in der Wallachei und Moldau waren vor zehn Jahren 37,000 Familien, welche, zu fünf gerechnet, 185,000 Seelen geben, so daß in diesen Fürstenthümern jede achtzehnte Person ein Zigeuner ist. Im südlichen Rußland ist ihre Zahl vielleicht eben so groß, doch läßt sich keine genaue Berechnung anstellen, da sie stets ein wanderndes Leben führen, im Sommer ihr Vieh auf den Wiesen weiden und im Winter sich in die Tiefen der Wälder zurückziehen.

Von den Zigeunern Ungarns und der Donaufürstenthümer hat sich etwa der vierte Theil in Städten und Dörfern niedergelassen, und lebt, gleich ihren Brüdern im Westen, vom Wahrsagen, Betrügen und Stehlen und scheinbar als Ein- und Verkäufer von Pferden und Maulthieren oder als Kesselflicker und Straßenmusikanten. In der letzten Eigenschaft haben sie Ruf erlangt; in der Musik sind sie Genies, sie wird mit ihnen geboren.

Die ersten Zigeuner des Ostens traf ich in den Karpathen, an der mährischen Grenze. Es war Markt in der benachbarten Stadt gewesen, und von allen Seiten kehrten Ungarn und Zigeuner in den verschiedenartigsten Trachten nach Hause zurück, dann und wann mit ihren Pferden und Karren Halt machend und sich lagernd. Ich habe nie ein malerisch schöneres Bild gesehen, als diese kleinen Lager, wovon ich das eine in beifolgender Skizze möglichst treu wiedergebe. Die stolzen, gemeßnen Ungarn mit ihren kleidsamen Trachten sind leicht von den Zigeunern zu unterscheiden.

* Gartenlaube. 1856.

Es wurde gespielt und getanzt, getrunken und gejauchzt. Später sah ich auf einem Hofe auf einem Haufen Stroh mitten in der brennendsten Sonnenhitze vier Zigeuner allein. Sie waren alle vier groß und stark gebaut. Schmutziges, zottiges, rabenschwarzes Haar von afrikanischem Schwarz fiel über ihr Gesicht; und wie sie so schlafend dalagen, erschien ihr Körperbau riesenhaft. Ihre Kleidung, wenn man es so nennen will, war eine Sammlung der schlechtesten Lumpen, ein grober türkischer Shawl um den Leib gegürtet, in welchem jeder ein großes zweischneidiges Messer hatte. Ihre Instrumente lagen neben ihnen, denn sie waren Musikanten, und als der Abend hereinbrach, begannen sie zu spielen. Zwei spielten Violine, einer Trompete und der vierte die ungarische Cymbel, ähnlich einer Guitarre, welche gewöhnlich mit zwei kleinen, mit Haut überzogenen Stäbchen gespielt wird. Ihr Spiel war eben so wild als sie selbst. Sie hielten sich nur an die alten ungarischen Volkslieder, jene einfachen, melancholischen Arien, aber mit einer Leidenschaft und einem Vortrag, die in die Seelen der Zuhörer zu greifen schienen. Später fanden wir zu Pesth diese Banden bei jedem Tanz und Concert der niedern und Mittelklassen. Ihre Musik ist immer dieselbe und für einen Fremden wird sie zuletzt eintönig, aber die Zuhörer wurden derselben nie überdrüssig. Es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie die alten Nationallieder aufrecht halten. Obgleich sie gewöhnlich für arme Leute gehalten werden, kommen sie doch leicht in Ansehen und in respektable Gesellschaft, ja selbst zu bedeutendem Wohlstand. Die Zahl derjenigen, welche sich in die Städte, um Beschäftigung zu suchen, begeben und gewissermaßen als gezähmt betrachtet werden können, ist bedeutend unter den Zigeunerfamilien, welche die fast unbewohnbaren Gegenden bis zur Theiß durchwandern.

Zigeuner werden selten in einem Hause geboren, und besitzen niemals eins. Die großen unkultivirten Ebenen des Banat und der Wallachei, wo sie unbeschränkte Weide für ihr Vieh haben und das Gesetz selten bei der Hand ist, um schwierige Fragen zu entscheiden, sind ihr Lieblingsaufenthalt. Hier halten sie sich in Banden von zwanzig bis zweihundert und oft noch mehr, bleiben, wenn die Weide gut ist, vier Wochen auf einem Fleck, und ziehen zuweilen plötzlich nach einem ganz entfernten Theile des Landes. Ein Zigeunerlager in solch einer Wildniß ist stets ein malerischer Gegenstand. In den unermeßlichen Ebenen des Banat, ohne Hügel, Haus oder Baum, welche die wüste Fläche unterbrächen, bietet ein auf der Reise begriffenes Zigeunerlager einen unvergeßlichen Anblick. Zuerst sieht man das Hornvieh und die Schafe, denn da die Weide nichts kostet, so trachten die Zigeuner besonders nach Reichthum in Vieh, das demnach bei Gelegenheit gekauft, geschachert oder gestohlen wird. Schmutzige Knaben, schwarzhaarig und schwarz-

äugig, mit dem auf ihrem jungen, aber schönen Gesicht liegenden Ausdruck großer Nichtswürdigkeit, treiben das Vieh. Dann kommen die Pferde; gebräunte kräftige Weiber reiten auf Eseln mit ihren Kindern vor sich im Sattel; Karren mit Waaren und Raub angefüllt und mit Alten und Kranken beiderlei Geschlechts; Leute zu Fuß, Esel und Lastthiere treibend, und ein Nachtrab auf robusten Pferden, mit Gewehren und Säbeln an der Seite.

Der Reisende wird in der Mitte eines solchen Trupps von einem wunderlichen, mit Furcht gemischten Gefühle ergriffen, und mit heiler Haut davon zu kommen, ist stets ungewiß. Wenn die Straße sehr belebt und er dem Anscheine nach wohlhabend ist, läßt man ihn vielleicht ohne einen größern Verlust als einen Gulden für einige schwarzäugige Prophezeihungen weiter ziehen. Im andern Falle bedarf es nur eines Stichs oder Schlages, der Körper wird schnell verscharrt und der Erschlagene ist verschwunden. Im Winter, wenn die Weide schlecht und die Lebensmittel schwer aufzutreiben sind, nähern sich die Zigeuner den kultivirteren Theilen des Landes. Wenn eine solche Rotte sich in der Nähe eines Dorfes der Wallachen oder Sachsen niederläßt, können die Einwohner sicher darauf rechnen, daß alles Genießbare und Bewegliche binnen Kurzem verschwindet. Alle Zigeuner sind ausgefeimte Pferdediebe, und die Streitigkeiten zwischen ihnen und dem Volke kommen hauptsächlich vom Bestehlen der Heerden. Des Nachts in einen Pferdestall zu schleichen, ohne den Wächter zu wecken, das beste auszusuchen und sicher fortzubringen, ist die größte Heldenthat eines Zigeuners, und verleiht ihm zugleich bedeutendes Ansehen. Wenn das Pferd in Sicherheit ist, wird es zuerst beschnitten und zurechtgestutzt, so daß sein eigentlicher Besitzer es nicht wieder erkennen kann. So umgewandelt, geht das Thier von Bande zu Bande, bis es endlich hunderte von Meilen weiter verkauft wird. Die ruhigen, friedlichen Sachsen Transylvaniens werden von diesen handwerksmäßigen Dieben am meisten heimgesucht. Um die Magyaren und Szekler bekümmern sie sich selten, denn diese handeln eben so gesetzwidrig als sie selbst, und sind weit streitsüchtiger. Die sogenannten Egypter wissen sehr wohl, daß wenn der Magyarenhirt bemerkt, daß seine Heerde bestohlen, und vermuthet, durch wen, er nicht zögert, sich zu rächen, indem er den ersten besten Zigeuner, der ihm in den Wurf kommt, niederschießt oder durchbohrt. Vor den Serbiern, die immer bewaffnet gehen, und ihre Waffen zu gebrauchen wissen, fliehen sie sogar; die Rumänen dagegen liefern ihnen beständig Beute.

Während des letzten Bürgerkrieges, wo Dörfer sich gegen Städte erhoben und in Transylvanien allein 1100 Städte und Weiler niedergebrannt wurden, hingen die Zigeunerbanden gleich Geiern an den Ueberbleibseln.

Die Abneigung einiger Völkerschaften gegen sie drückt sich lebhaft in Volkserzählungen und Liedern aus. In denen der Serbier und Magyaren werden die Zigeuner nur mit Verachtung erwähnt. Die stolzen Ungarn halten sie für zu gering, als daß sie sie unterdrücken sollten. Was sie auch immer begehen mögen, man verachtet sie wegen ihrer grenzenlosen Nichtswürdigkeit. Vor der neuen Reform waren der Adel und die Zigeuner die einzigen beiden Klassen, welche nicht besteuert waren, da die ersteren über, die letzteren unter dem Gesetz standen. Für den Zigeuner gabs weder ein Gesetz, noch eine Rechtshilfe, wenn ihm auch das größte Unrecht geschehen war, da man ihn als einen Geächteten betrachtete. Auch in der Türkei wird ein Zigeunerpostillon oder Courier oft erschossen oder erschlagen, mit oder ohne Recht, ohne daß der Mörder verfolgt wird, denn „es ist nur ein Zigeuner".

Die Zigeuner scheinen in der That das einzige Volk ohne alle religiöse Gefühle zu sein. Der Tod ist ihnen nichts als ein ewiger Schlummer. Und doch sind sie für ihre Begräbnisse besorgt, und lassen ihre Kinder taufen. Oft wiederholen sie diese Ceremonie wohl zwölf Mal, um recht oft Pathengeschenke zu erhalten. In jeder Lage zeigen sie sich als wirkliche Heiden, und wenn sie Kummer zum Beten treibt, so weicht dieses Bedürfniß mit dem Kummer.

„Ein Zigeuner", sagt eine Erzählung, „fuhr einst mit seinem Karren, der mit seiner ganzen Familie und Gütern beladen war, auf einem schmalen Wege bis an die Axe im Schmutz. Langsam und schwerfällig drehten sich die Räder, bis sie endlich ganz in's Stocken geriethen. Das Pferd zog, der Mann peitschte es und schwor und fluchte, wie nur ein Zigeuner schwören und fluchen kann. Alles war vergebens, der Wagen blieb unbeweglich. Beim letzten furchtbaren Peitschenhiebe sank das arme Thier in die Knie und fiel auf die Nase. Der Fall des Thieres richtete den Blick des Zigeuners himmelwärts, und in seiner Noth rief er beständig die heilige Jungfrau an. Obgleich er in seinem Leben nicht gebetet hatte, nahm er jetzt die Miene eines Betenden an und brauchte alle Worte, die er von Christen gehört hatte. „Hilf, heilige Jungfrau, hilf, und ich will Dir eine Kerze schenken, so dick wie mein Leib!" Das Pferd hatte sich inzwischen einen Augenblick erholt, und beim nächsten Peitschenhiebe bewegte sich der Karren ein paar Schritte weiter. Der Heide glaubte sich schon aus aller Noth, als er plötzlich wieder fest saß. Er fing sogleich wieder an zu beten. Da indeß der halbe Weg zurückgelegt und das Wachs theuer war, so gelobte er diesmal eine nur armdicke Kerze. Er hatte nicht Zeit, um Amen zu sagen, hieb aber noch stärker mit der Peitsche. Der Karren bewegte sich langsam, bis er beinahe aus dem dicksten Schmutze heraus war. Um ganz sicher zu gehen, wiederholte der

Zigeuner sein Gelübde, aber der gute Weg war jetzt so nahe, daß er sich mit einer nur noch fingerdicken Kerze begnügte. Endlich befand er sich auf dem guten Wege und kam nach einigen Minuten bei einer Kapelle der Jungfrau vorbei. Während er vorüberfuhr, entblößte er sein Haupt und sprach: „Die gnädige Jungfrau hat mehr zu thun, als auf einen armen Teufel, wie mich, zu achten.“

3. Die Salzwerke von Wieliczka.*

In der Nähe von Krakau liegt ein kleines Städtchen mit Namen Wieliczka (spr. Wjälitschka), unter und bei welchem sich das berühmte Salzwerk befindet. Es wird bergwerksmäßig bearbeitet. Das Salz wird in großen Stücken losgesprengt und so heraufgeschafft. Schon seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ward es benutzt, und es hat demnach eine unbeschreibliche Menge Salz geliefert, ohne daß dasselbe merklich erschöpft wäre. Durch acht Eingänge, deren sechs im freien Felde und zwei in der Stadt gelegen sind, gelangt man zu den unterirdischen Salzbehältern. Die beiden letztern Eingänge dienen meist zum Hinablassen der Arbeiter und zum Heraufschaffen des Salzes, da hingegen die außerhalb der Stadt gelegenen zum Einbringen der Bedürfnisse der Bergleute gebraucht werden. Wenn man sich hinabläßt, so gelangt man zuerst an einen finstern Platz, dessen Entfernung von der Einfahrt 600 Fuß beträgt. Von hier aus führen verschiedene Gänge zu einer Treppe von 325 theils hölzernen, theils aus Salzstein bestehenden Stufen. Nachdem man auch diese zurückgelegt hat, stößt man abermals auf verschiedene Gänge, die zum eigentlichen Salzwerke führen. Aber wie erstaunt man beim Eintritt in diesen wundervollen Bau! Man befindet sich auf ein Mal in einer neuen Welt, deren Glanz und Prachtschimmer Alles weit hinter sich läßt, was die höchste Phantasie nur erdenken kann. Wendet man sein Auge nach dem Boden, auf dem man steht, so erblickt man eine weite, unübersehbare und volkreiche Ebene mit Häusern und Heerstraßen, auf welchen sich Fuhrwerk an Fuhrwerk drängt. Alles wimmelt von Menschen, und man befindet sich in einem eignen unterirdischen Staate. Blickt man über sich, so sieht man ein hohes Gewölbe, das auf Säulen von Salzsteinen ruht und dessen Decke ebenfalls Salzstein ist, welcher von ferne dem reinsten Krystall gleicht. Da überall zum gemeinschaftlichen Gebrauch eine Menge Lichter brennen, deren Glanz wie von unzählbaren Spiegeln zurückgeworfen wird, so gewährt dieses Schauspiel einen so ergreifenden Anblick, daß man davon auf der obern Welt keine Vorstellung hat.

* Scholz.

Die Strahlenbrechung und das Farbenspiel des Salzgesteines verursachen an vielen Stellen eine wunderseltsame Täuschung; man glaubt sich unter ganzen Massen von Rubinen, Smaragden, Amethysten und Sapphiren zu befinden, so blendend schön umwandeln Einen die Schattirungen der Regenbogenfarben. Noch bewundernswerther wird dieses Schauspiel dadurch, daß sich das Farbenspiel bei jedem Schritte, bei jedem Ortwechsel ändert.

Damit die Gewölbdecke nicht herabstürze, muß man in gemessenen Entfernungen Säulen anbringen. Diese Säulen bestehen aus dem Salzstein selbst, der entweder massenweise stehen bleibt, indem man dazwischen hinsprengt, oder man errichtet kunstmäßig von Grund auf neue Säulen. In beiden Fällen bemüht man sich, denselben eine gefällige Gestalt zu geben. Auch die Gewölbe sind verschieden geformt, und man erblickt zum Theil wunderliche Figuren, die aber immer ein Werk der Natur sind. Besonders niedlich nehmen sich die Salzstücke an dem Boden der Gewölbe aus, die in Eiszapfenform herabhängen und mit allen Regenbogenfarben spielen. Selbst da, wo der Fußboden nicht so sehr betreten und befahren wird, ist er mit Krystallisationen von derselben Art bedeckt. Hin und her erblickt man Hütten, theils einzeln stehend, theils gruppenweise. Dieses sind Wohnungen der Bergleute, die in denselben mit ihren Familien hausen. Die Anzahl der Bewohner dieses unterirdischen Erdstrichs beläuft sich an 500, von denen die wenigsten mit der Oberwelt im Verkehr stehen. Vielmehr will man behaupten, daß Viele von ihnen in den Erdschachten, wo sie geboren worden sind, leben und sterben, ohne je das Sonnenlicht gesehen zu haben. Damit diese Menschen nicht ohne alle Religion aufwachsen und hinsterben, ist für die jüngere Menschenwelt eine Art von Schule, die freilich nicht viel bedeutet, eingerichtet, und für die Erwachsenen eine Kapelle, welche in den Salzfelsen eingehauen ist. Die Bestandtheile dieser Felsen sind ebenfalls von Salz, wie hier Alles. Der hohe Altar, die Kanzel, die Wände, das Gewölbe sind in und aus Salzstein gehauen. Mitten durch die große Ebene des Salzwerkes geht die Heerstraße, auf welcher die mit Salz beladenen Wagen einherfahren, um das Salz aus den entfernten Gegenden bis an den Ort zu bringen, wo es in die Höhe gewunden wird. Die Straße wird nie leer und selbst die Ladung der Fuhrleute, die immer guter Dinge sind und bei ihren Wagen einhergehend, jauchzen und singen, gewährt einen prächtigen Anblick; denn sie blitzt wie Krystall und Edelgestein. Die Zahl der Pferde, die hier gehalten werden, beläuft sich auf mehrere Hundert, und keins von ihnen sieht das Tageslicht wieder, wenn es einmal die unterirdischen Wohnungen betreten hat. Gewöhnlich werden diese Thiere von dem Sonnenstrahlenschimmer der überall blinkenden Lichter in kurzer Zeit so geblendet, daß sie

das Gesicht verlieren. Man kann sie aber dessenungeachtet eben so gut brauchen, als wenn sie das Augenlicht hätten. Durch einen großen Theil des Bergwerks ergießt sich ein Bach mit reinem, süßem Wasser, welches für den Bedarf der Menschen und Thiere hinreicht. Nur Saat und Ernte giebt es hier nicht, dafür muß die Oberwelt sorgen und den Unterirdischen das Benöthigte zusenden.

Die Werkzeuge der Bergleute bestehen aus Hacken, Hammern und Meißeln. Durch Hilfe derselben werden die Salzmassen in der Form ungeheurer Cylinder ausgegraben und losgerissen. Noch größere Stücke sprengt man auch mit Schießpulver los, welches ein furchtbares Getöse, gleich dem rollenden Donner, erregt. Beim Losschlagen eines so großen Stückes lassen sich Pauken und Trompeten hören. Die größeren Massen werden in kleinere Stücke zerschlagen und des bequemern Fortschaffens wegen giebt man ihnen mit dem Meißel die Form einer Tonne. Sind diese Tonnen oben angelangt, so zerschlägt man sie in noch kleinere Stücke und mahlt diese in eigens dazu verfertigten Mühlen zu Pulver. Aus den härtesten und schönsten Stücken macht man sogar allerlei künstliche Geräthschaften und Spielwerke, die als Seltenheiten weit und breit verkauft werden.

VII. Bilder aus der Türkei und Griechenland.

1. Die Bewohner der Türkei.

Der Türke ist in der Regel von ansehnlicher Gestalt und kräftigem Körperbau; sein Gang ist schwerfällig, zu Pferde aber ist er sehr gewandt. Im Essen und Trinken ist er unglaublich mäßig, und alle Beschwerden erträgt er mit der größten Ausdauer. Gleichgültigkeit und Stolz sind die Hauptzüge seines Charakters. Die erstere artet oft in Stumpfsinn aus, und erzeugt eine Schlaffheit und Unthätigkeit, wie man sie bei keinem andern Volke findet. Vom Morgen bis zum Abend kann der Türke rauchend auf seinem Teppich liegen, und dieser einförmige Zeitvertreib wird bei vielen nur dadurch unterbrochen, daß sie das Rohr und den Kopf ihrer Pfeife säubern oder die Flasche, durch welche das gewundene Rohr geht, mit frischem Wasser versehen. Hundertmal sieht man sie durch dieselbe Straße wandern, ohne daß sie über irgend ein Haus Auskunft geben können; ja es giebt sogar Türken, die in Konstantinopel geboren und in ihrem ganzen Leben nicht nach Scutari gekommen sind.

Diese angeborne Unthätigkeit erklärt auch den Stolz des Türken, wie sie seine Unwissenheit begreiflich macht. Er sieht in jedem

Franken einen Bettler, der sich, um sich vor dem Hunger zu bewahren, Tag und Nacht abmühen muß. Allerdings giebt er zu, daß die Europäer viele Kunstfertigkeiten besitzen, die ihm fremd sind; aber eben hierin findet er einen Beweis ihrer Armuth. Ihm ist Alles, was nicht Türke ist, ein Volk von Handwerkern, das zur Arbeit, aber nicht zum Genuß berufen ist, während er selbst nur in der Welt zu sein glaubt, um sein Leben gemächlich zu genießen.

Merkwürdig ist die Achtung, welche der Türke vor fremdem Eigenthum hat. Obgleich er, wie alle Morgenländer, nach Geld und Gewinn lüstern ist, so befriedigt er seine Habsucht doch fast nie auf unerlaubte Weise. Im Morgenlande ist es Sitte, fast alle Waaren an Thüren und Fenstern zur Schau zu stellen, so daß die meisten Städte großen Marktplätzen gleichen, und dennoch verschließt niemand zur Nacht seine Hütte, sondern begnügt sich damit, sie mit einem Tuche zu verdecken. Dieser Gebrauch herrscht auch auf den ungeheuren Märkten in Konstantinopel, auf denen die Schätze des gesammten Morgenlandes zusammenfließen. In Pera findet sich dieses Vertrauen schon nicht mehr, und die meisten Diebstähle, die in der Hauptstadt begangen werden, haben Franken oder Griechen zu Thätern. — Der Türke glaubt sich gegen Nicht-Muhamedaner zu allen möglichen Gewaltthätigkeiten berechtigt; er schlägt sie todt, aber er betrügt sie nicht. Ich war mehrmals in der Lage, mich ganz und gar der Treue meiner türkischen Wirthe überlassen zu müssen. Da ich ihrer Sprache nicht mächtig war, so mußte ich, um für Speise, Nachtquartier oder sonstige Bedürfnisse zu bezahlen, ihnen meine Börse hinreichen, damit sie die Bezahlung selbst herausnähmen. Sie konnten voraussetzen, daß sie mich im Leben nicht wiedersehen würden; dennoch mißbrauchten sie meine Lage nie. Ich glaube nicht, daß ich von irgend einem Volke in Europa dasselbe sagen könnte.

Ein Geldgeschenk ist nach unsern Begriffen ein zu deutlicher Beweis der Abhängigkeit und der untergeordneten Stellung des Empfängers, als daß es nicht für jeden, der in einem öffentlichen Amte steht, entehrend wäre, ein solches anzunehmen. Anders ist es in der Türkei. Das Trinkgeld geht hier vom Bettler bis zum Sultan, und wechselt höchstens den Namen. Niemand kommt durch den Antrag eines Geldgeschenks in Verlegenheit, im Gegentheil wird es bei jeder Gelegenheit gefordert. Kaum hat man das Zimmer eines Großen verlassen, so stürzen alle Offiziere und Beamte desselben herbei, und lassen sich mit einigen Piastern abfinden.

Daß die Türken ein sehr religiöses Volk sind und die Frömmigkeit weniger in die Beobachtung äußerlicher Gebräuche, als in eine gottergebene Gesinnung setzen, muß jedem einleuchten, der

sie in ihrem häuslichen und öffentlichen Leben zu beobachten Gelegenheit hatte. Fünfmal an jedem Tage ruft man von den hohen Minarets der Muezzin zum Gebete; der Türke aber hält diese Stunden nicht immer ein, weil das Gesetz ihm vorschreibt, daß er nur mit gesammeltem Geiste beten dürfe. Dennoch unterläßt er das fünfmalige Gebet an keinem Tage, und immer wäscht er sich mit großer Andacht, bevor er dasselbe beginnt. In den größeren Städten giebt es außer den Moscheen noch eigene Bethäuser, welche nach allen Seiten offen sind, und deren Dach nur von Säulen getragen wird. Auch auf öffentlicher Straße, auf Wiesen und unter Bäumen, so wie bei Brunnen und Quellen und auf den Feldern sieht man die Türken knieend und mit dem Kopf auf die Erde gebeugt beten, unbekümmert um das, was um sie her vorgeht. Während sie beten, malt sich die innigste Andacht in ihren Zügen; von Zeit zu Zeit werfen sie sich mit dem Gesicht zur Erde, und dabei treiben sie die Sammlung des Geistes so weit, daß kein Schreck und keine Gefahr sie im Gebet zu stören vermag. Ich habe viele Leute, arme und reiche, Sklaven und Mächtige beten sehen; aber nie habe ich einen gesehen, der sein Gebet mit Leichtsinn verrichtet hätte.

Die Reinigung des Körpers mit dem Gebete zu verbinden, und sie überhaupt zu einer religiösen Pflicht zu machen, ist eine der weisesten Einrichtungen, welche Muhamed treffen konnte. Welch unerträglicher Schmutz, welche verheerenden Krankheiten würden in diesem heißen Himmelsstriche und bei der Trägheit der Morgenländer die nothwendige Folge vernachlässigter Reinlichkeit sein!

Es ist bekannt, daß keine Religion die Almosen mit größerer Strenge befiehlt, als die muhamedanische; auch giebt es nirgends so viele öffentliche Anstalten für Arme, Pilger, Kranke und Leidende aller Art, als in den Ländern, in denen der Islam herrscht. Die Vorschriften des Koran stellen allen Besitz und alles Eigenthum als allgemeines Gut dar, dem Einige als Verwalter vorgesetzt sind, welche nun dafür zu sorgen haben, daß Alle von den Gütern der Erde leben und zehren können. Diese treffliche Lehre wird nicht selten von unverschämten Bettlern gemißbraucht. So erzählt man von dem Sultan Mahmud II., daß, als er an einem Freitage in die Moschee gehen wollte, ein armer Mann mit schmutzigem Bart und durchlöchertem Rock sich ihm in den Weg stellte und, indem er die Arme ehrerbietig übereinanderschlug, die Frage an ihn richtete: „Großmächtiger Sultan, glaubst Du, was der heilige Prophet sagt?“ Der Sultan antwortete: „Ja, ich glaube, was der Prophet sagt.“ — „Nun wohl“, fuhr der Bettler fort, „der Prophet sagt, daß alle Muselmänner Brüder sind. So theile denn Dein Erbe mit mir, denn auch ich bin Dein Bruder.“ Der Sultan lächelte und gab dem Bettler ein Goldstück; dieser

aber drehte die Gabe in seiner Hand hin und her, und besah sie lange auf beiden Seiten. Endlich sagte er, indem er den Kopf schüttelte: „Mein Bruder, wie komme ich zu einem Goldstück, da Du doch mehr Gold und Silber hast, als hundert Kameele tragen können? Heißt das theilen mit einem Bruder?“ Der Sultan hob warnend den Finger in die Höhe und sagte: „Mein Bruder, sei zufrieden und sage niemand, wie viel ich Dir gegeben habe, denn unsere Familie ist groß, und wenn alle unsere Brüder kommen und ihr Erbtheil von mir verlangen, so wird das, was ich besitze, nicht ausreichen, und Du mußt dann von Deinem Goldstück noch etwas herausgeben.“ Das begriff der Bettler und ging seiner Wege, während der Sultan sich in die Moschee begab und sein Gebet verrichtete.

Zu den wohlthätigsten Stiftungen frommer Muselmänner gehören die Brunnen und Trinkstätten, welche man auf allen Wegen und Straßen findet. In einem heißen Lande ist ein Trunk frischen Wassers eine Gabe, der vielleicht keine von allen Gaben der Erde an Werth gleichkommt, und wer die weiten, öden Steppen und die glühenden Sandflächen des Orients durchwandern muß, für den ist ein Brunnen eine Wohlthat, mit der sich keine andere vergleichen läßt. Die türkischen Brunnen sind meist ummauert und haben daher mit unsern Feldkapellen Aehnlichkeit; ihre Zahl aber ist so groß, daß ich oft, wenn ich auf meinem Wege anhielt und um mich blickte, zwanzig bis dreißig mit einem Blick erkennen konnte. Sie sind sämmtlich durch milde Stiftungen entstanden; bisweilen steht der Name des Stifters darauf, in der Regel aber ist mit vergoldeten Lettern ein Spruch aus dem Koran oder ein Lobspruch auf das Wasser aus irgend einem Dichter darauf geschrieben

Die Wohlthätigkeit der Türken erstreckt sich bis auf die Thiere. Es ist bekannt, welche wichtige Rolle die Hunde in Constantinopel spielen und wie lästig sie dort den Menschen werden. Sie haben die ganze Stadt in bestimmte Reviere eingetheilt und wachen mit großer Strenge darüber, daß kein Hund einen fremden Stadttheil betritt. Uebrigens kann man sich nichts Häßlicheres denken, als diese Hunde in den Straßen von Constantinopel. Sie sind von mittler Größe, roth und kurzhaarig, langschnauzig und unglaublich mager. Ihre Zahl ist Legion; sie füllen alle Straßen, so daß man in Versuchung kommt, zu fragen, wer der eigentliche Bewohner der Hauptstadt ist, der Mensch oder der Hund. Bei Tage liegen sie wie todt über einander; sie weichen dann niemandem aus, mag man sie stoßen oder treten; man muß daher über sie wegsteigen, und kann dies ohne alle Gefahr thun, da sie sich bei Tage um niemand kümmern. Bei Nacht aber sind sie fürchterlich und wahrhaft gefährlich, und Jeder, der

dann ohne Licht über die Straße geht, ist in Gefahr, von ihnen zerrissen zu werden. Die ganze Nacht hindurch lassen sie ihr abscheuliches Geheul vernehmen, das dem des Schakals nicht unähnlich ist. Für diese Bestien, die keinem Menschen angehören und für die ganze Hauptstadt eine entsetzliche Plage sind, bestehen förmliche Erhaltungsanstalten, und Fleisch für sie zu kaufen oder im Testament eine Geldsumme zu diesem Zwecke auszusetzen, gehört unter die guten Werke, die die Pforte zum Paradiese öffnen.

2. Der Bosphorus.*

Es giebt drei verhängnißvolle Stätten auf der Erde, drei Weltringe, an die sich die Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechts hängen: am Jordan, an der Tiber, am Bosphorus. Fast so lange als unser Geschlecht Geschichte macht, war es dem magischen Schimmer der drei ewigen Städte unterthan. Jerusalem ist die Wiege, Rom das Sinnbild des Christenthums; sein Gegensatz ist Constantinopel mit dem erstarrten Morgenlande. „Wie eine ungeheure Wasserschlange in sieben Windungen“ streckt sich diese Meerenge drei Meilen lang vom Meere von Marmara zum schwarzen Meere hin, welches seine Fluthen in jenes ausgießt. Sind die nächsten Umgebungen der alten Constantinsstadt landeinwärts wenig angebaut, kahl, öde und menschenleer; so sind dagegen die Thäler, die Abhänge und Gestade des Bosphorus entzückend und seit Jahrtausenden der gepriesene Wohnsitz einer dichten Bevölkerung und sorgfältigen Kultur. Anmuthige Gärten, Lustwäldchen, Flecken und Dörfer, Sommerpaläste, Landhäuser und Kiosks (türkische Gartenhäuser), prächtige Springbrunnen und die auf Vorgebirgen und Höhen malerisch gelegenen alterthümlichen Vesten, oder die Trümmer aus der griechischen und christlichen Vorzeit, gewähren ein Bild voller Reize und Mannichfaltigkeit. Prächtig ist das Thor zu allen diesen Schönheiten: die Einfahrt auf dem schwarzen Meere. Die von den blauen Gewässern sich kühn aufthürmenden Felsenvorgebirge tragen als Wächter und als Wegweiser der Nacht Leuchtthürme auf ihren Scheiteln, und die gewaltigen Mauern der beiden Vesten Phanaraki auf asiatischer, und Rum-Ili auf europäischer Seite. Nicht weit von der Einfahrt treten die Bergkette des Olymps und von der entgegengesetzten Seite die des Hämus auf einander zu, und die Ufer des Kanals rücken zusammen. An dieser zur Vertheidigung der Einfahrt so günstigen Stelle sind auf beiden Seiten Batterien aufgestellt, und Citadellen bedecken die Höhen in der Nähe, deren schwere Geschütze die Meerenge bestreichen. Die Gestade selbst sind

* Meyer.

steile Felswände und die Strömung ist hier sehr heftig. Keiner Flotte ist es möglich, die Durchfahrt zu erzwingen, wenn die Geschütze (man zählt in den Bosphorusfestungen überhaupt an drittehalbtausend) nur einigermaßen gut bedient werden.

3. Der Olymp.*

Nördlich von Larissa, im türkischen Thessalien, streckt sich ein romantischer, aber öder Landstrich dem Meere zu. Schweigen und Einsamkeit beherrschen ihn so, wie einst der Lärm der Menschen, die sich auf diesem Boden drängten. Man sieht hier und da Ueberreste griechischer Straßen, wo kein Fuß mehr wandelt. Einige Maisfelder in den Thälern und kümmerliche Olivenpflanzungen sind die einzigen Zeichen gegenwärtiger Kultur. Zerstörte Dörfer und verwilderte Baumpflanzungen deuten auf eine noch vor Kurzem reichere Bevölkerung hin. Tiefgebräunte, hagere Gestalten, denen man ansieht, daß das Joch des Treibers noch auf ihnen lastet, hüten die einsamen Hütten.

Dort erhebt sich der Göttersitz der griechischen Vorwelt mit weißglänzender Firne wie ein großer Schatten. Den Ossa ausgenommen, erscheinen die Berge um ihn her wie Zwerge. Die ältesten Griechen hielten ihn für den höchsten Berg (6500 Fuß hoch) und den Mittelpunkt der ganzen Erde, die man sich damals wie eine Scheibe vorstellte und von des Berges Gipfel ganz überschauen zu können vorgab. Dieser Begriff und das Majestätische auch in seiner Form führte zur Idee, es sei die irdische Wohnung der Götter. Ueber dem Haupte desselben glaubte man eine Oeffnung im metallenen Gewölbe des Himmels, die Pforte für die unsterblichen Mächte. Zwei andere Thore dachte man sich am Himmelsgewölbe, an dessen äußerstem Rande in Ost und West. Durch diese stiegen der Phöbus (der Sonnengott) und die Nacht mit ihrem Gefolge aus dem Ocean zum Firmamente empor und wieder hinunter. Auf dem Olymp rathschlagten die großen Götter. Zwölf an der Zahl bildeten sie den Rath der Alten. Zeus ihr Haupt. Sie entschieden die Geschicke der Welt und die Angelegenheiten des Himmels. Die übrigen Götter gehörten zur allgemeinen Versammlung, welche Zeus in wichtigen Dingen berief. Krystallene Paläste bedeckten des Berges Gipfel, der Götter Wohnungen, denen kein Sterblicher zu nahen sich erdreistete. So erzählt die Mythe der Griechen zur Zeit des Homer. Schon lange vor dem Eindringen des Christenthums war auch der Heiligenschein verschwunden, der den Olymp so lange umhüllt hatte. —

Versetzen wir uns auf seinen Gipfel! Welch ein Umblick! Ein

* Meyer.

Land, die Wiege aller neuen Kultur, breitet sich vor uns aus, in dem ehemals zwanzig berühmte Völkerschaften lebten. Dies jetzt so entvölkerte Thessalien und jenes verwüstete Hellas, sie zählten einst über hundert mächtige Städte; ihre blühenden Felder waren mit Dörfern und Flecken bedeckt; überall drängten sich Wohnungen, Tempel und die Denkmäler des Gedeihens, des Ueberflusses, der Gesittung und der höchsten geistigen Kultur. — Der Griechen Unternehmungsgeist, ihr Geist und ihre Kraft höhlten an diesen Küsten tiefe Häfen aus, trockneten pesthauchende Sümpfe und bedeckten die verödeten Gewässer mit ihren Schiffen, deren Flaggen alle damals bekannten Meere beherrschten. Was ist geworden aus alle Diesem in der Spanne Zeit von anderthalb Jahrtausenden der Ewigkeit? Von den meisten Orten der Vorzeit kennt man ihre Stätte nicht mehr. Wilde Thiere hausen in den Ruinen der Paläste der Könige; Heerden weiden auf der Schwelle der eingestürzten Tempel, und auf der unwirthlichen Höhe, von wo Zeus seine Blitze schleuderte, horstet sein Adler nur noch. Versumpft sind die Küsten und hauchen Seuchen aus; die Häfen sind verschlämmt und vertrocknet; die wenigen Städte gleichen Skeletten; die allgemeine Armuth ist an die Stelle des Reichthums, Mangel und Entbehrung sind an die des Ueberflusses und der Ueppigkeit getreten; das ganze Land, meist der Schauplatz so vieler Pracht, ist ein Bild der Verödung und des Elends.

4. Griechenland und die Griechen.*

Griechenland, die Halbinsel Morea, das sogenannte Festland bis zu den Meerbusen von Volo und Arta (als Nordgrenze), sodann Euböa und die cykladischen und sporadischen Inseln in sich begreifend, hat einen Flächenraum von 900 geographischen Quadratmeilen, wovon 400 Quadratmeilen auf Morea, 360 auf Nordgriechenland und 140 auf die Inseln kommen. Die Anzahl der Landesbewohner beträgt ungefähr 800,000, von denen etwa die Hälfte auf Morea, etwas über 200,000 in Nordgriechenland und gegen 180,000 auf den Inseln leben mögen.

Der Boden Griechenlands ist im Ganzen gebirgig; Morea insbesondere nach allen Seiten hin mit ungeheuren Felsenkaps umgeben, die, neben tief eingefurchten Meeresbuchten, dem Wogendrange Trotz bieten. Fast eben so das sogenannte Festland und die Inseln. „Man irrt, wenn man glaubt, daß die Inselgruppen des Archipels einen heiteren, grünen, erfreulichen Anblick darbieten. Kein angebautes Ufer, keine lachende Flur, kein freundliches Dorf, keine wehenden Baumeskronen erquicken das von der weiten Wasserfläche ermüdete Auge. Wie fabelhafte Riesenungeheuer starren

* Nach G. Fr. Kolb.

die grauen Felsen aus dem Meere, nichts weniger als einladend, empor."

Auch im Innern des Landes trifft man allenthalben Gebirgszüge, meistens von bedeutender Höhe, mit Engpässen und tiefen Klüften und Höhlen. Nur an einigen Punkten trifft man größere Ebenen; noch seltener breite Thäler.

Die meisten waldlosen, deshalb einen traurigen Anblick darbietenden Gebirge scheinen einen ziemlichen Reichthum an Metallen und edleren Mineralien in sich zu bewahren; aber noch hat man wenig Versuche gemacht, denselben zu benutzen.

Die natürliche Gestalt des Landes, seine geringe Ausdehnung in der Breite machen es unmöglich, daß sich ein großer Fluß darin bilden kann. Die meisten Binnengewässer sind sonach nicht schiffbar. Einige Gegenden besitzen zwar ziemlich viele Quellen, andere hingegen leiden bedeutend an Wassermangel. Auch findet man während des Sommers die Mehrzahl der Bachbetten gänzlich ausgetrocknet, während in der Regenzeit ihre Ufer von Bergströmen überfluthet werden.

Die natürliche Güte des Bodens ist vielfach sehr verschieden, doch verhältnißmäßig nicht sehr häufig gerade ausgezeichnet fruchtbar. Dagegen trifft man, zumal in den Gebirgen, gar viele dürre Landstrecken. Dabei hat die Hand des Menschen noch zu wenig gethan, den Boden durch Fleiß und Kunst zu verbessern, wie es ohne Zweifel im Alterthum geschehen war. Auch die Sumpfgegenden, zumal in der Nähe der Meeres, welche wohl zu den fruchtbarsten Feldern umgewandelt werden könnten, bleiben unverbessert in ihrem die Gesundheit gefährdenden Zustande, oder sind höchstens da und dort zu einer (ebenfalls ungesunden) Reispflanzung benutzt.

Das hellenische Klima bietet, wie das aller Länder in jenen Breitegraden, die in ihrer Nähe vom Meere begrenzt sind, mancherlei Annehmlichkeiten dar. Obwohl auch in allen Theilen Griechenlands im Winter gewöhnlich Schnee fällt, so zeichnet sich diese Jahreszeit doch am meisten nur durch ungeheure Regengüsse aus, die mit dem Oktober, längstens November beginnen und bis zum März, oft aber selbst bis zum Anfange des Mai fortwähren, worauf dann der Sommer mit seiner drückenden Hitze eintritt. „Ein stets wolkenloser Himmel lächelt hernieder; aber es ist ein Lächeln des Spottes, mit dem er auf die schweißtriefenden Menschen herabblickt. Kein Regen erquickt in dieser Zeit die Erde; überall sieht man den Boden geborsten, und Blumen bis auf die Wurzeln verdorrt. Felsen und Thäler stehen da verbrannt in trauriger Dürre."

Griechenland wird auch ziemlich häufig von Erdbeben heimgesucht, was auf diesem vulkanischen Boden, wo die Geschichte von

schon mehrmals neu aus dem Meere aufgetauchten und von in ihm versunkenen Inseln und mannichfachen Umgestaltungen des Landes erzählt, nicht Wunder nehmen kann.

Von den Winden wird der brennende Sirocco und der aus Nordosten kommende Bora am meisten gefürchtet. — Sturmwinde sind überhaupt häufig.

Ueberhaupt bietet der Aufenthalt in Griechenland auch außer den bereits bezeichneten noch viele sonstige Unannehmlichkeiten dar: eine Unzahl von Ungeziefer verleidet mannichfach das Anziehende, dessen der hellenische Boden so viel bietet. Ermattet von der niederdrückenden Hitze des Tages, gewährt dem Menschen auch die Nacht keine Ruhe. Jede Ritze und Spalte ist von einem Heere Wanzen bevölkert, welche, so wie Flöhe und die fast am ärgsten noch peinigenden Muskitos, in Menge über die Schläfer herfallen. In alten Häusern zeigen sich während der heißen Jahreszeit auch oft Skorpione. Die Bewohner verlassen in den Sommernächten gewöhnlich das Innere ihrer Wohnungen, um sich vor denselben unter freiem Himmel zu lagern und dadurch wenigstens einem Theile der Peinigung zu entgehen.

„In Griechenland ein Bad im Meere zu nehmen, gewährt nicht die Stärkung und Annehmlichkeit wie etwa in den Wellen der Ost- und Nordsee. Auch in dieser Hinsicht muß man sich gewöhnen, den Ekel zu überwinden. Polypenartige Ungeheuer mit acht langen, vom Kopfe ausgehenden Schweifen winden sich um die Füße und können den, der sich tiefer in das Meer wagt, leicht in das krystallene Reich hinabziehen. Den Boden bedecken stachlige Seeigel und verletzen schmerzlich den Fuß, der sie berührt. Ein gallertartiges, durchsichtiges Geschöpf, von der Größe eines Kinderkopfes, das man nicht zum Thiergeschlechte zählen würde, wenn man nicht lebendige Bewegung an ihm wahrnähme, schwimmt in großer Anzahl dicht unter der Oberfläche des Wassers und bringt, wo es den Körper berührt, einen mit unwiderstehlichem Jucken verbundenen schmerzhaften Hautausschlag hervor."

Für die Erzeugnisse des Landes hat die Natur an sich unendlich mehr gethan, als auch nur vergleichsweise der Fleiß und die Geschicklichkeit des Menschen. Aus dem Thierreiche findet man besonders Schafe und Ziegen, dann Wildpret, Geflügel, Bienen, Seidenwürmer und Fische. Aus dem Pflanzenreiche: nicht hinlänglich Getreide, viele Hülsenfrüchte, Gurken, Melonen, Zwiebeln, Flachs, Hanf, Baumwolle, Tabak, Mohn, Krapp, Süßholz, Indigo, Oliven, Maulbeeren, Orangen, Citronen, Granaten, Feigen, Korinthen, Weine, aber sehr wenig Waldungen. Aus dem Mineralreiche: Salz, edle Steine, zumal Marmor, Schwefel, auch einige Mineralquellen. Des Landes Reichthum an werthvolleren Mineralien ist noch wenig untersucht.

Nach den vielen Stürmen, die seit zwei Jahrtausenden über Griechenland ergangen, ist es augenscheinlich, daß seine jetzigen Bewohner unmöglich mehr Nachkommen der alten Hellenen sein können. Sie sind vielmehr ein Mischlingsvolk. Außer den Neugriechen trifft man noch ziemlich unvermischt die Albanesen oder Arnauten; ferner viele sogenannte Franken, am meisten Baiern. Auch die Zahl der Juden in Griechenland soll nicht unbedeutend sein.

Die Griechen sind im Ganzen nicht besonders groß oder beleibt, dagegen nervig und ausdauernd in Ertragung von Beschwerden. Der Volksstamm ist ziemlich hübsch, doch wohl nicht in dem Maße schön zu nennen, wie besonders früher oftmals behauptet ward. Auch dauert die Blüthezeit der Frauen nur sehr wenige Jahre, und die schönsten unter ihnen sind oft in Bälde durch ungemein frühzeitiges Altern in wahrhaft häßliche Gestalten verwandelt.

Die Nahrungsmittel des Volkes sind sehr einfach. Der Grieche ist äußerst genügsam. Die Verhältnisse des Klima's und sein ziemlich roher Zustand ließen bei ihm die Bedürfnisse noch nicht entstehen, an welche sich der in Kultur und Wohlhabenheit weiter vorangeschrittene Bewohner Mitteleuropa's gewöhnt hat. Einige Oliven oder ein Paar Zwiebeln oder ein Salatstock genügen ihm häufig zur Nahrung. Großen Werth legt er auf Kaffee und Tabak. — Das Fleisch von Lämmern ist fast das einzige, das zu bekommen ist. Doch haben in neuester Zeit unsere Lebensannehmlichkeiten und Bequemlichkeiten etwas mehr Eingang gefunden.

Die Neugriechen haben ihre Kleidung jener der Türken ziemlich nachgebildet; doch ist sie weniger schön als diese, sich der albanischen nähernd. Die Griechinnen halten sehr auf Kleiderprunk, dagegen fehlt ihnen hierin guter Geschmack. Ohnehin gehen die Bewohner vieler Gegenden, besonders im Innern des Landes, halb nackt.

Die Häuser der Griechen sind erbärmlich und gleichen elenden Hütten, welche Menschen und Hausthiere in einem einzigen Raume umschließen. Hierin wie in allen derartigen Beziehungen stehen die Inselgriechen jenen auf dem Festlande wesentlich voran. Auch beginnen die größeren Orte an der See ein etwas mehr europäisch-städtisches Ansehen zu erlangen, als sie zuvor besaßen.

Die neugriechische Sprache, die sogenannte Romaika, wesentlich verschieden von der altgriechischen, der Hellenika, ist wohlklingend, deutlich und zu neuen Wörterbildungen mittelst Zusammensetzung sehr geeignet. Sie besitzt übrigens nicht mehr die ganze Fülle der im Altgriechischen möglichen Beugungen und

scheint überhaupt noch nicht vollkommen ausgebildet. Auch ist die Art, wie sie gesprochen wird, in manchen Gegenden wirklich unschön.

Fast die Gesammtheit der eingeborenen Bewohner Griechenlands bekennt sich zur griechischen Kirche. Die Katholiken und Protestanten, welche man im Lande findet, sind der Mehrzahl nach fremde Einwanderer, Franken. Das Volk selbst ist in religiöser Hinsicht noch äußerst unaufgeklärt, in hohem Grade abergläubisch und fanatisch.

Den Volkscharakter schildert uns Grimani, ein Italiener, mit folgenden Zügen: „Durch keine Belehrung lassen sie sich von den Gewohnheiten abbringen. Sie fürchten immer, betrogen zu werden; Alles und Jedes erweckt ihnen Verdacht; aber in demselben Maße denken sie auf Nichts als Betrug. Wenden sie sich an die Staatsgewalt, so sollte man im ersten Momente schwören, sie hätten das vollkommenste Recht von der Welt. In der Regel aber ist Alles Lüge und Trug. Sie sinnen nur auf Gewinn; dieses das Erste, das Einzige, wozu der Sohn vom Vater angewiesen wird. Sie leben armselig, denn sie meinen, der Erwerb hänge mehr davon ab, daß man sich schlecht nähre, als von Fleiß und Thätigkeit. Sie arbeiten nicht mehr, als wozu sie die unvermeidliche Nothwendigkeit zwingt. Wer es irgend vermag, läßt den Boden lieber durch Andere bebauen, als daß er selbst Hand anlegte."

Im Ganzen besitzen die Neugriechen viele natürliche Anlagen, Fähigkeiten und Verstand. Allein der Masse nach ohne alle bessere Geistesbildung, und durch ihre ebenfalls unwissenden Geistlichen im gleichen Zustande erhalten, stehen sie, sowohl was das geistige Wissen als was die Annehmlichkeiten des Lebens anbelangt, unendlich weit hinter den Bewohnern von Mitteleuropa zurück. Wir finden die Trägheit mit der Unwissenheit verbunden. Welchen blühenden Anblick könnte das hellenische Land gewähren, ungeachtet seiner noch geringen Bevölkerung, wenn diese nur die Hälfte des Fleißes anwenden wollte, den wir z. B. an den Bewohnern der Rheinlande schätzen müssen!

An Wissen, an Gewandtheit und Vermögen ihnen allen voran stehen die Inselbewohner.

Der Ackerbau ist im Ganzen äußerst kläglich. Es fehlt an der gehörigen Anzahl Hände, an einem höheren inneren Triebe, an der Gewöhnung zur Arbeitsamkeit und an einem allgemeinen freien Grundbesitz. Dazu gesellen sich noch Volksvorurtheile, die veranlassen, am Althergebrachten zu kleben, und der Mangel an erforderlichen Mitteln, um die Güter in höhere Kultur zu bringen, verbesserte Ackergeräthschaften anzuschaffen und allgemeine Verbesserungen im Großen ins Leben zu rufen. — Die Bauern stehen noch ganz auf der Stufe der althomerischen Zeit; den

Gebrauch des Düngers kennen sie nicht. Im Uebrigen haben sie auch kein Grundeigenthum, sondern bauen nur für ihren Herrn.

Was den Handel Griechenlands betrifft, so genügt ein einziger Blick auf die Karte, und man erkennt sogleich, daß kein Land der Erde mehr als das überaus insel- und buchtenreiche Hellas zum regen Verkehr geeignet ist. Diesem Umstande verdankte das alte Griechenland einen großen Theil seiner Blüthe, und auch das neue erlangte eben hierdurch die ersten Mittel, mit denen es den Befreiungskampf beginnen und durchführen konnte.

VIII. Bilder aus Rußland.

1. Land und Volk.*

Die merkwürdige, weltgeschichtliche Nation der Russen, der Hauptbewohner des unermeßlichen russischen Reichs, ursprünglich ein slavischer Volksstamm, theilt sich in drei Hauptzweige, in Großrussen, Kleinrussen und Weißrussen, — Großrußland im Innern, Weißrußland im Westen (Jahrhunderte lang den Polen gehörig), Kleinrußland im Süden mit den fruchtbaren Ukrainen am Dnieper und Donetz.

Das russische Reich umfaßt den ganzen Osten Europa's, den Norden Asiens und Theile der Nordwestküste Amerika's, zusammen über 360,000 Quadratmeilen, also den neunten Theil des festen Landes der Erdkugel. Doch ist die Menschenzahl nur 63 Millionen.

Rußland ist nicht blos eine europäische Großmacht; es ist schon jetzt ein Weltreich. In dieser Hinsicht steht ihm unter allen Mächten Großbritannien allein gegenüber. Aber zwischen beiden Weltmächten findet ein großer Unterschied statt. Rußland ist eine Landmacht, England eine Seemacht. Jenes beherrscht von einem Mittelpunkte aus halb Europa und ein Drittel von Asien; dieses beherrscht von mehreren weit entfernten Punkten aus die Meere und den Ocean.

Die Russen sind alle ohne Unterschied der griechischen Religion zugethan. In ihr fühlen sich die Tausende von Meilen entfernt wohnenden Stämme als Glieder eines Leibes, dessen Haupt, der Czaar, der sichtbare Stellvertreter Gottes, zugleich Kaiser und Oberpriester ist. Auch in der Sprache herrscht kein bedeutender Unterschied. In den Gebräuchen ihrer Religion sind die Russen sehr eifrig.

Zu den Hauptvergnügungen der Russen gehören Gesang und

* Nach J. C. Petri.

Musik. Die Liebhaberei für den ersten ist so allgemein und tiefliegend, daß man wohl sagen kann: „der Russe lebt nicht ohne Gesang.“ Der Gesang begleitet ihn bei allen Beschäftigungen, bei der Arbeit, wie auf der Reise. Der Ackermann singt hinter dem Pfluge, der Fuhrmann bei seinem Fuhrwerke, der Hirte bei der Heerde, der Handwerker bei seiner Arbeit, der Soldat auf dem Marsche, selbst wenn er zur Schlacht zieht. Die Ruderer auf den Booten singen vollständige Lieder, wenn es nicht gegen den Strom geht und zu scharf gerudert wird.

Die Lebensart der gemeinen Russen ist äußerst einfach. Ihre Wohnungen sind mehrentheils einstöckige Rauchstuben, hier und da auch, besonders an den Poststraßen, gut gebaute Häuser mit Schornsteinen. Die Bauart ist die im ganzen Norden gebräuchliche: über einander gelegte und an den vier Ecken ineinander gefügte Balken, deren Zwischenräume mit Moos verstopft werden, mit Stroh oder großen bretterähnlichen Schindeln gedeckte Häuser, die ein warmes Ansehen haben und wirklich warm sind. Es giebt aber auch Dörfer, die an Größe und Bauart manche kleine Kreisstadt übertreffen, wo die Gebäude sehr fest, geräumig, bequem, ja mitunter zierlich bemalt sind. Indessen gewährt auch das schlechteste russische Dorf dem genügsamen Reisenden einen erfreulichen Anblick. Man sieht überall thätige, geschäftige und trotz dem Erbherrndruck immer frohe Menschen.

Den Ackerbau liebt der Russe im Ganzen genommen weniger als Handel und Gewerbe. Er scheint wie der Jude zum Schachern geboren. Dieser Hang und diese natürliche Anlage zum Handel und Schacher ist ein Hauptzug in dem Charakter der russischen Nation.

Vornehme und geringe, arme und reiche Russen sind alle Freunde der Jagd. Die Vornehmen lieben vorzugsweise die Hetzjagd, bei welcher Hasen und Füchse, bisweilen auch Bären und Wölfe, mit Windhunden, letztere mit Packern (Bärenhunde) gehetzt werden, nachdem sie durch Jagdhunde aus dem Gebüsch ins Freie getrieben sind.

Im Winter findet man in den Dörfern oft wenig Männer zu Hause. Sie sind in dieser Jahreszeit meistens als Fuhrleute abwesend, um für billige Fracht Produkte und Waaren nach allen Häfen, Stapelorten und Handelsplätzen des Reichs zu verfahren. Andere stricken Netze und verarbeiten Bast und Hanf zu Stricken, Leder zu Pferdegeschirr, drechseln Löffel und Schalen u. s. w.

Der gemeine Russe läßt noch immer wie vor Jahrhunderten seinen Bart wachsen, und trägt ein kurzes, rund um den Kopf abgeschnittenes Haupthaar.

Die Russen haben einen außerordentlich starken Körper, der Kälte und Hitze, Schmerzen und Beschwerden zu ertragen vermag.

Dies kommt daher, daß sie von Jugend auf daran gewöhnt werden, aus den heißen Stuben in die strengste Kälte zu gehen und sich, wenn sie auch noch so erhitzt sind, im Schnee herum zu wälzen.

Ohne Bad kann kein Russe leben, und er muß wenigstens alle Woche eins haben; doch lieben alle die heißen Bäder mehr als die kalten. Wenn es ihnen im Leibe nicht recht ist, trinken sie ein oder zwei Glas Branntwein, essen Schießpulver, kauen Tabak und gehen darauf ins Schwitzbad. Eine solche Badestube ist in vielen Häusern, und jedes Dorf hat deren wenigstens zwei bis drei. Sie sind so gebaut, daß sie bis zu einem hohen Grade erhitzt werden können, und wo es angeht, legt man sie gern an einem Flusse an, damit man nach dem Dampfbade sich gleich wieder abkühlen kann. Viele machen sich hinterher noch das Vergnügen, daß sie mit dem hochroth aufgedunsenen Leibe aus der heißen Badestube nackend herauslaufen, in den nah gelegenen Fluß springen oder sich im Schnee herumwälzen, darauf wieder in die heiße Stube zurückkehren, und dies so lange wiederholen, bis sie es satt haben.

Wenn man von ihrer Trinksucht spricht, so muß man nicht glauben, daß sie dieselbe zur Gewohnheit machen, sondern derselbe Mensch, der heut betrunken sich auf der Straße wälzt, ist nicht blos morgen, sondern mehrere Wochen nachher wieder der nüchternste, mäßigste und arbeitsamste Bursche, und löscht seinen Durst mit Wasser, ohne nach Branntwein zu gelüsten. In ähnlicher Weise ist es auch mit dem Essen. So starke Mahlzeiten der Russe zu sich nehmen kann, wo sie ihm nichts kosten, so lebt er doch im Allgemeinen mit seiner Familie sehr einfach; die Genügsamkeit ist ein Hauptzug im Charakter der Russen, der lustig und heiter bleibt auch in der größten Entbehrung.

Die alte Gastfreundschaft des Nordländers ist noch jetzt eine russische Nationaltugend. Vom Bauer bis zum Fürsten nimmt Jeder seinen Gast, sollte es auch ein ganz Fremder sein, freundlich auf und setzt ihm das Beste vor.

2. Volks-Charakter.*

Es giebt in Rußland keinen Mittelstand, weil dem Volkscharakter die Eigenschaften abgehen, auf denen das Bürgerthum immer beruhen wird. „Jene stille Freude, die besonders in Deutschland Jeder an dem ruhigen, aber sichern Fortgang seines Geschäfts hat, und die daraus hervorgegangene Zufriedenheit mit seinem selbstgewählten Beruf fehlt in Rußland allen Klassen. Statt jener schönen Tugenden füllt Ehrgeiz und Gewinnsucht, ja unnatürliches

* Nach: die Fürstin des siebenten Werst von Herrn v. Grimm (Erzieher des Kaisers).

Weiterstreben nach unbestimmten Zielen die Brust eines Jeden.“ Sobald sich der Leibeigene ein kleines Vermögen gesammelt hat und Kaufmann geworden ist, beginnt er an Titel und Orden zu denken; seine Söhne treten unfehlbar in den Staatsdienst, und die Leichtigkeit, womit man in diesem von einer Klasse zur andern aufsteigt, führt Jeden, der nur einige Befähigung und Bildung hat, in die Reihen des Adels und giebt ihm Gelegenheit, sein Leben als vornehmer Mann und reicher Besitzer zu beschließen. Es versteht sich freilich von selbst, daß dazu die leichtblütige Gewandtheit gehört, womit der Russe jedes Hinderniß, wo nicht hinwegzuräumen, doch zu umgehen und jeden Vortheil, der sich ihm darbietet, rasch zu ergreifen weiß.

In Rußland fehlen fast in allen Verhältnissen die Uebergänge und Zwischenräume, die das deutsche Leben besonders charakterisiren, in manchen Fällen sehr poetisch, in andern aber auch sehr langweilig machen. Alle Entschlüsse werden dort augenblicklich zu Beschlüssen und Ausführungen und man sieht ein Unternehmen dort in derselben Zeit zu Stande gebracht, wo man in Deutschland vor allen Bedenklichkeiten, Rücksichten und Ueberlegungen noch nicht einmal zum Beschlusse gekommen ist. Auch die Fragen des Ranges und der Geburt machen so gut wie gar keine Schwierigkeiten, da nicht die Herkunft, sondern nur der Tschin (Rangordnung) eine Bedeutung hat.

Wir blicken mit einer Regung des Schreckens in das furchtbare Spiel, das die Willkür der Despotie und ihrer Diener in Rußland mit dem Leben und dem Glücke der Einzelnen treiben darf. Wir sehen mit Staunen, in welcher Ohnmacht auch ein Fürst dem Minister gegenübersteht, mit welcher peinlichen Genauigkeit seine kleinsten Bewegungen überwacht und bestimmt werden, mit welcher sklavischen Unterwürfigkeit er die empörende Behandlung erträgt. Man muß das germanische Gefühl des Rechts und der Unabhängigkeit ein für allemal bei Seite setzen, wenn man russische Verhältnisse verstehen will: die Macht steht über dem Gesetz, und die einzige Beschränkung, der sie unterworfen ist, liegt nur darin, daß sie selbst wieder von ihren Werkzeugen beherrscht und oft getäuscht wird. Der unumschränkte Minister ist mit all seinem Stolze ein Spielball in den Händen seines Unterbeamten, der ihm die schwierigen Arbeiten abnimmt und die Dinge in dem Lichte zu zeigen weiß, wie es seinen Zwecken entspricht.

Ein deutsches Dorf ist anders gebaut, als ein französisches oder italienisches, und ein russisches am verschiedensten von allen. Alle russischen Dörfer liegen in zwei langen Häuserreihen an der Landstraße, so daß die einzige Straße nicht allein den Bauern, sondern auch den Durchreisenden angehört. Die Dörfer liegen in einer weit größeren Entfernung von einander als in Deutschland, und

eine Poststation von drei Meilen ist eher eine der kleinsten als der größten. Das Unermeßliche, der Hauptcharakter des Reichs, zeigt sich überall dem Wanderer, besonders dem Fremden. Sobald dieser ein Dorf verlassen, sieht er eine unübersehbare Fläche vor sich, wo sich fast nie zur Seite ein Kirchthum erhebt, selten nur ein Wald hervortritt. Zwischen zwei Dörfern glaubt man in der Steppe zu sein. Nur in der Nähe größerer Städte ist Bewegung und Leben; fern von demselben ist Alles öde und stille, und im Winter glaubt man die Welt ausgestorben. Die Kirchen ragen wenig über die Häuser empor, und unsere schlanken Thürme fehlen ihnen ganz; das Glockengeläute mehrerer Dörfer, das unsere Sonntage den Spaziergängern so melodisch macht, erschallt dort nie von verschiedenen Seiten über die Felder, um die müden Tritte des Reisenden zu beleben.

Der Charakter dieses Bauers ist Genügsamkeit, Ehrfurcht vor dem Herrn, Demuth gegen den Sachwalter, Klugheit und List gegen seines Gleichen, ausdauernd in der Arbeit, sobald er muß, geschickt und rührig in jedem Unternehmen und von unverwüstlichem frohen Muthe für den Augenblick; aber das Unnatürliche seiner beengten Lage drückt er nicht so leicht in Worten, als in den weichen, slavischen Molltönen aus.

Es wird den gebildeten Abendländern schwer, sich in den gedrückten Zustand eines russischen Bauers hineinzudenken; aber man braucht im Innern des Reichs die Bevölkerung der Dörfer nur etwas ernst und unparteiisch zu beobachten, um sich zu überzeugen, daß der größte Theil sich in sein Loos findet, da er kein besseres kennt. Die Physiognomie des Bauers überhaupt ist gedankenlos, ohne die Furchen, welche den unsrigen die Sorgen eindrücken, aber auch ohne das Gefühl der Zufriedenheit, das bei den unsern oft in wahren Frohsinn übergeht. Der Schnitt seines Gesichts ist uns befremdend und mehr breit gedrückt als länglich rund; das rabenschwarze glänzende Haar trägt er gescheitelt, sehr oft von selbst gelockt auf die Schultern herabhängend; seine tiefliegenden Augen sind listig, sein Mund gutmüthig und die mehr römische Tunica, besonders aber der mächtige Bart, der das Gesicht mehr verstellt als ziert, verleihen der ganzen Erscheinung etwas Alterthümliches und Ehrwürdiges.

Man sieht ihnen etwas Unentwickeltes, etwas Ungebändigtes an; man ahnt, daß in ihnen mehr verborgen ist, als sie selbst wissen. Deshalb sind ihre Fähigkeiten nie gründlich erfassend, aber schnell das Fremde sich aneignend, erfinderisch in der Noth, aber gleichgültig gegen Verbesserungen; der Geist des größten Theils der Nation ist noch nicht durch die Stürme der Geschichte zum selbstständigen Denken erwacht und gleicht mehr dem jungfräulichen Boden der Erde, in dessen Tiefe weder der Pflug noch

das Grabscheit, am wenigsten aber der Hammer des Bergmanns gedrungen ist. So sehr auch seit hundert und fünfzig Jahren abendländische Bildung eingedrungen ist, den Bauer hat sie nicht erreicht. In ihm liegt ein anderes Jahrhundert der Geschichte für die Zukunft verborgen und der Schauplatz seiner Entwicklung dehnt sich über die Hälfte der Erdoberfläche aus. Es ist ein zukünftiges Menschengeschlecht in der Wiege.

Viele Leser werden sich namentlich durch die Hartnäckigkeit überrascht finden, womit sich Nikifers Unterthanen gegen eine Segnung sträuben, die so viele westeuropäische Menschenfreunde als bestes Heilmittel für Rußlands Zustände empfohlen haben. Sie bringen lieber ihr ganzes kleines Vermögen zum Opfer, als daß sie sich an die Krone verkaufen lassen. „Seltsam, daß der das nicht begreift!“ sagt der ehrwürdige alte Bauer, der an der Spitze der Deputation den Fürsten mit Thränen bittet, sie zu Leibeigenen zu behalten. „So lange Du unser Herr und Gebieter bist, üben wenigstens nur Deine Verwalter die Polizei in Deinem Namen über uns. Dein Name aber ist in der ganzen Provinz so geachtet, daß keine Kronpolizei, kein durchziehendes Regiment sich gegen uns etwas erlauben wird. Wie gut wir uns selbst unter Deiner schlechten Verwaltung befinden, das siehst Du daran, daß wir ein kleines Eigenthum besitzen, Dir aber, unserm Herrn, es recht gern darbringen, um Dich aus der Noth zu retten. Du mußt uns ja auch helfen, wenn Mißernten und anderes Unglück eintreten, daher sind wir auch bereit, Dir zu helfen, und Gott sei Dank, daß wir es können. Wären wir Kornbauern, die Polizei hätte uns lange den Sparpfennig hinter dem Heiligenbilde hervorgezogen und weder die Krone noch wir hätten jetzt einen Kopeken davon. Dein Verwalter wird hart gegen uns, ja bisweilen grausam und gegen Dich betrügerisch, aber würde sich doch nie erlauben, was sich solch ein Polizeibeamter erlaubt.“

Man sieht, daß in Rußland noch manche Dinge anders werden müssen, ehe die Emanzipation den Bauern wirklich zum Segen gereichen kann.

3. Der Winter in Petersburg.*

Im Jahre 1836, im Monat December, warf Jemand in Moskau eine Apfelschale zu einem kleinen Luftfenster hinaus. Dieselbe langte nicht auf der Straße an, sondern blieb zufällig auf dem Rande der Fensterbrüstung hängen und fror hier sogleich fest. Sechs Wochen hindurch sah man diese Apfelschale steif gefroren über dem Abgrunde schweben, ohne daß auch nur ein einziges Mal

* J. G. Kohl.

eine warme Witterung sie erweicht hätte. Endlich, am Anfange Februars, sechs Wochen und drei Tage, nachdem sie zum Fenster hinausgestürzt war, thaute sie beim warmen Sonnenschein auf und fiel, ihren vor sechs Wochen begonnenen Sturz vollendend, auf die Straße hinab. — Gewiß ein anschaulicher Beweis von der eigensinnigen Ausdauer des moskowitischen Klima's im Bösen.

In Petersburg kann Aehnliches sich nicht ereignen, denn in dem sumpfigen Newa-Delta hat das Klima nicht die Unveränderlichkeit des mittleren Rußlands. Die mildernden Einflüsse der Ostsee stellen sich hier noch oft den eisigen Winden entgegen, welche Sibirien schickt. Dennoch aber fällt das Thermometer in Petersburg häufiger auf niedrigere Grade herab, als in Moskau. Petersburgs Klima schwankt beständig zwischen Extremen. Im Sommer steigt die Hitze bis auf 30 Grad, und im Winter der Frost bis auf 30 Grad. Es giebt dies eine Entfernung der äußersten Punkte von mehr als 60 Grad. Bei keiner andern Stadt in Europa sind die Unterschiede so groß. Gewöhnlich geht aber das Leben im Winter, es mag regnen oder schneien, frieren oder thauen, seinen alten gewohnten Gang. Tag für Tag knistern die Birkenbäume im Ofen, einen Tag um den andern rutschen die Schlitten in den Straßen herum, beständig werden die öffentlichen Wärmestuben für die armen Leute geheizt, und regelmäßig die öffentlichen Feuer auf der Straße, in der Nähe der Theater, für die Kutscher u. s. w. unterhalten. Nur wenn die Kälte ausnahmsweise zu außerordentlicher Höhe steigt, treten bedeutende Veränderungen in der Bewegung auf den Straßen ein und im Anblick des Ganzen. Wenn es heißt: „das Thermometer ist auf 20 Grad herabgesunken", dann spitzt man die Ohren, beobachtet den Wärmemesser und zählt die Grade. Bei 23 bis 24 Grad wird die Polizei wach, die Offiziere machen Tag und Nacht die Runde, um die Schildwachen und Butschniks* wach zu erhalten und die im Schlafe Ueberraschten auf der Stelle tüchtig strafen zu lassen, denn der Schlaf ist in diesem Falle das sicherste Mittel zu einem sanften Hinübergleiten aus dieser Welt in jene. Mit 25 Grad hören die Theater auf, weil nicht mehr die nöthigen Sicherheitsmaßregeln für die Schauspieler und für die Kutscher getroffen werden können. Die Fußgänger, die sonst in Petersburg einen ziemlich bedächtigen Schritt haben, laufen alsdann so eilig, als hätten sie die wichtigsten Geschäfte, und die Schlitten, die schon vorher ziemlich flink sich bewegten, fliegen nun im Galopp über den schreienden Schnee. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber gewiß ist, daß 20 Grad Kälte in Petersburg un-

* Die Aufsicht über das Petersburger Straßenpublikum ist einer Klasse von Menschen anvertraut, die man Butschniks nennt, und die Nacht und Tag auf den Straßen in kleinen Buden zubringen.

endlich mehr bedeuten und weit schädlicher wirken, als bei uns. Gesichter bekommt man dann gar nicht mehr auf den Straßen zu sehen; denn Alles hat sich die Pelze über Kopf und Hut gezogen. Die Furcht, Augen, Ohren und Nase durch den Frost zu verlieren, beängstigt Jeden, und da sich das Abfrieren durch kein unangenehmes Gefühl vorher ankündigt, so hat man genug zu denken, daß man nicht eines der verschiedenen Glieder des Körpers vergesse, sondern zu Zeiten etwas reibe. „Väterchen, Deine Nase!“ erinnert der Vorübergehende den Entgegenkommenden und reibt ihm ohne Umstände seine kreideweiße Nase mit Schnee ein. Mit den Augen hat man ebenfalls viel zu thun, weil sie alle Augenblicke zusammenfrieren. Man tappt dann in die erste beste Hausthür hinein und bittet die Leute auf ein paar Augenblicke um ein Plätzchen am Ofen, indem man dann hinterher eine zerthaute Thräne des Dankes dafür vergießt.

Die russischen Oefen sind in ihrer Art das Vollkommenste, was Menschen erdacht haben. Sie sind aus Kacheln gebaut, und der Feuerzug windet sich in ihnen so vielfach ab und auf, daß die Hitze oft einen Weg von 100 Fuß Länge und mehr darin machen muß, ehe sie in den Schornstein entlassen wird. Die große Steinmasse des Ofens erwärmt sich nur sehr langsam, während unsere eisernen gleich in wenig Minuten glühen; sie hält aber die Hitze desto länger in sich und wärmt, ein Mal geheizt, den ganzen Tag über. Man heizt fast durgängig in Petersburg mit Birkenholz, das am billigsten in der Umgegend zu haben ist, und dabei viel dauerhaftere Kohlen giebt, als das Holz der Nadelbäume. Und eben auf reichliche Kohlenbildung kommt es bei der russischen Heizungsweise hauptsächlich an. Die russischen Ofenheizer sind sehr geschickt in allen bei dieser Heizart nothwendigen Verrichtungen. Zangen und Schaufeln kennen sie nicht, und sie haben kein anderes Instrument, als einen langen, eisernen Feuerhaken, mit dem sie beständig den Kohlenbrei in dem Ofen umrühren und bearbeiten, die Kohlen zerschlagen und die noch nicht ganz ausgebrannten nach vorn bringen und dem Zuge mehr aussetzen. In jedem großen Hause giebt es einen oder ein paar Ofenheizer, die den ganzen Tag nichts weiter zu thun haben, als die Oefen zu versehen, das Holz herbeizuschleppen und vorzubereiten. Damit die Herren des Morgens beim Kaffee das Zimmer warm finden, müssen jene guten, alten, dienenden Geister ihre Arbeit bereits in der Nacht beginnen. Man kann sich denken, welche wichtige Rolle der Ofen auch in den Häusern der gemeinen Russen spielt. Er ist hier eine zu einer außerordentlichen Größe gediehene Maschine, die zugleich als Koch-, Heiz- und Backapparat dient. Rund umher laufen Bänke zum Genießen der Wärme, und es sind viele kleine Vertiefungen und Löcher in ihm angebracht, um tausenderlei

Dinge darin zu trocknen, und nasse Strümpfe und Kleider hängen immer daran herum.

Nicht wenig zum Zusammenhalten der Zimmerwärme tragen die doppelten Fenster bei, die in Petersburg wie in ganz Rußland üblich sind. Kaum tritt im Oktober der erste starke Frost ein, so rüstet man das ganze Haus zu, verpicht alle kleinsten Oeffnungen und setzt überall doppelte Fenster ein, deren Fugen mit Papier überklebt werden. Fast jeder Bauer hat Doppelfenster. Kaum wird hier und da ein Luftfensterchen gelassen, und man kann sich denken, welche Freude, welche Heiterkeit und Frische in die Zimmer zieht, wenn endlich, endlich im Mai diese beengenden Verhüllungen wieder abgenommen werden, und die Fenster zum ersten Mal wieder sich öffnen können, hinter deren Verschluß man saß wie Noah in seiner Arche. In der Höhlung zwischen den doppelten Fenstern pflegt man Salz oder Sand auszubreiten, welche Substanzen die sich sammelnde Feuchtigkeit anziehen sollen. Das Salz häuft man in allerlei zierlichen Formen auf, die unberührt bis zum Frühlinge liegen, und das Sandbeet bepflanzt man mit hübschen Kunstblumen, die dann eben so lange in diesem Käfige blühen. Jedes Haus hat darin seine eigenen Einfälle und seine besondere Weise, und man geht wohl an einem hellen Wintertage gern durch die Straßen, um den Schmuck der Doppelfenster zu betrachten. Die Thüren bleiben nicht hinter den Fenstern zurück. Man findet nicht nur doppelte, sondern zuweilen selbst drei- und vierfache.

Das unmäßige Branntweintrinken vergrößert die Gefahr der Kälte sehr, denn Trunkenheit und Schlaf sind beim Frost das Allergefährlichste. Da nun jeder plötzlich eintretende Frost eine Menge Trunkener und Schlafender auf der Straße findet, so kann man sich denken, daß der Opfer nicht wenige sind. Die Zahl derselben wird durch die Rücksichtslosigkeit der Vornehmen noch vermehrt. Es ist unglaublich, was man den armen Vorreitern, Dienern und Kutschern zumuthet. Bei Besuchen läßt man sie, sei es auch das härteste Wetter, Stunden lang auf der Straße warten, um sie jeden Augenblick bereit zu haben. Die Kutscher schlafen dann auf ihren Böcken ein, und die kleinen zwölfjährigen Vorreiter, die noch nicht bis Mitternacht wachen gelernt haben, hängen schlummernd auf ihren Pferden, oder legen sich, den Zügel an den Arm gebunden, auf den gefrorenen Schnee des Straßenpflasters hin. Wie manchen armen Kutschern froren so Nase, Hände und Füße ab, während ihre Herrschaften sich der ausgezeichnetsten Ohren- und Gaumengenüsse erfreuten.

Die höchsten Kältegrade fallen gewöhnlich nur bei heiterem, ruhigem Wetter ein, und das prachtvolle Petersburg hat daher in der Regel bei 30 Grad Kälte seinen „schönsten, heitersten“ Tag.

Der Himmel ist hell, die Sonne leuchtet brillant, und zwar um so brillanter, da ihre Strahlen durch Millionen kleiner, blinkender Eiskrystalle hindurchschießen, mit denen die Luft gleich einem Diamantenstaub erfüllt ist. Aus allen Häusern und selbst aus den geheizten Kirchen wirbeln dicke Rauchsäulen, die in der ätherklaren Luft so dicht erscheinen, als ob in jedem Hause eine Dampfmaschine stände, und dabei in allerlei Farben spielen. Schnee und Eis auf den Straßen und der Newa sind weiß und reinlich, als wäre Alles aus Zucker gebacken. Die ganze Stadt hat das zierlichste Gewand von der Farbe der Unschuld, und sämmtliche Dächer blitzen von einer gleichmäßigen Lage schimmernden Krystallenstaubes. Alles Wasser gefriert, wie man es ausgießt, und die Brunnen, Pferdetränken, die Schöpfanstalten, die Wasserfuhrleute und ihre Wagen, die Wäscherinnen an ihren Kanälen — Alles erscheint weiß in Eis inkrustirt. In den Straßen zeigt Alles, um dem Tode zu entgehen, das regste Leben. Alles rennt und jagt so hastig, weil Jedem der Sensenmann buchstäblich auf den Fersen sitzt. Der getretene Schnee knistert und heult die sonderbarsten Melodien, und selbst alle andern Klänge und Laute nehmen in dieser kalten Atmosphäre andere Klänge an. Es liegt Wahrheit in der Redensart: „Es friert, daß es brummt," — denn beständig zieht ein leises Rauschen oder ein beständiges Brummen durch die Luft, das von all' dem erklingenden Schnee und Eise kommt.

4. Das Leben der Bewohner in Petersburg.*

Das Leben der höheren Klassen ist in Petersburg und in ganz Rußland ungefähr wie in allen großen Städten, nur noch prachtliebender und kostbarer.

Aber charakteristischer ist die Lebensart des gemeinen Volkes. Der Russe ist ein fröhlicher Mensch. Der Frohsinn äußert sich durch Gesang; daher begleitet der Russe jedes Geschäft mit Singen, und keine Freude wird genossen, kein Gelag gehalten ohne Gesang. Diese Gesänge pflegen Nationalgesänge zu sein, und machen bei der wohlklingenden, musikalischen Sprache eine angenehme Wirkung. Es ist daher unter den höheren Ständen üblich, bei Wasserfahrten und bei der Tafel einen Chor geübter Sänger kommen zu lassen. Wenn in schönen Sommernächten die Newa mit Fahrzeugen bedeckt ist, aus denen die melancholischen Melodien der russischen Gesänge ertönen, so macht das auf das Gemüth des einsamen Spaziergängers einen unbeschreiblichen Eindruck. Dem russischen Volk darf, wenn es froh sein soll, auch der Tanz nicht

* Storch.

fehlen. Der gewöhnliche und ausdruckvollste ist ein pantomimischer Tanz zwischen zwei Personen, die sich einander abwechselnd nähern und sich von einander entfernen, während Füße und Hände zugleich die ausdruckvollsten und gewandtesten Bewegungen machen. Die Vergnügungshäuser des gemeinen Mannes sind die Kabacken (Schenken). Hier versammelt er sich zum Trinken und Singen, und allerdings geht es hier oft sehr roh zu. Ferner besucht er wöchentlich wenigstens einmal ein öffentliches Badehaus. Die Spiele der Russen sind einfach, und erfordern Anstrengung und Gewandtheit. Ueberall, auf allen Gassen, besonders im Winter, sieht man Kerle oder Jungen mit einander ringen oder boxen, nicht aus Feindschaft, sondern um ihre Gewandtheit zu zeigen, oder sich zu erwärmen. Die Streitenden schlagen mit der geballten Faust auf einander los; Jeder sucht den Andern durch Unterschlagen der Füße zu Boden zu werfen; gelingt dies, so ist das Turnier zu Ende, und der Gefallene wird vom umstehenden Pöbel tüchtig ausgelacht. Ferner ist das Ballspiel gewöhnlich, besonders unter den Kärrnern, die im Winter auf den Gassen halten. Sie werfen einen großen, mit Luft gefüllten Ball mit den Füßen in die Luft, und wer am weitesten und höchsten trifft, erhält einen Preis an Geld oder an Nüssen. Auch Damen- und Schachspiel sieht man oft auf den großen Plätzen oder unter den Bogengängen der Kaufhäuser spielen. Zu den allgemeinsten und beliebtesten Volksbelustigungen gehört das Schaukeln. Man hat hier drei Arten von Schaukeln. Die eine ist die bei uns übliche, wo man in einem Sitze hin und her geschwungen wird. Die zweite ist die, welche man auch bei uns russische Schaukeln nennt, und die man am besten mit Windmühlenflügeln vergleichen kann, an deren Enden sich vier Sessel befinden: Die darin Sitzenden werden also, immer gerade sitzen bleibend, so herumgedreht, daß sie sich bald dicht an der Erde, bald hoch oben in der Luft befinden. Die dritte Art ist die, welche bei uns Caroussel genannt wird. Alle drei Arten werden um Ostern für die Sommerzeit aufgeschlagen, und das ist für Jung und Alt ein großes Fest. Auch die vornehmeren Stände versammeln sich bei solchen Schaukeln und machen es dadurch zum Nationalfest. Dann und wann kommen wohl Streitigkeiten dabei vor, und der Pöbel überhäuft sich mit den wildesten Schmähungen; aber es kommt fast nie zu Thätlichkeiten, weil die Umstehenden die Streitenden durch einen tüchtigen Wasserguß abkühlen; dazu werden bei solchen Gelegenheiten immer einige Spritzen in Bereitschaft gehalten. Der Zorn ist dadurch plötzlich abgekühlt; man lacht von allen Seiten; die Streitenden machen schnell Frieden, und eilen Arm in Arm in die nächste Schenke, um mit einem Glase Branntwein die Versöhnung zu besiegeln. In der Mitte der Schaukeln sind gewöhnlich Bret-

terbuden, in denen Volkskomödien aufgeführt werden. Der Einlaß kostet sehr wenig; die Vorstellung dauert eine halbe Stunde; die Zuschauer verlassen den Schauplatz; Andere treten ein, und dasselbe Schauspiel beginnt aufs Neue.

Ein zweites öffentliches Volksfest sind die Eisberge, die während des Karnevals gewöhnlich auf der Newa errichtet werden. Man denke sich ein Balkengerüste von der Höhe eines drei- bis vierstöckigen Hauses. Auf der einen Seite ist eine Treppe zum Hinaufsteigen, auf der andern eine steilabhängende Fläche, die mit gesägten, dicht an einander passenden Eisstücken belegt ist. Männer sowohl, als Frauen, letztere jedoch nur von gemeinem Stande, fahren auf kleinen niedrigen Schlitten von der Höhe in einem Augenblick nach dem befindlichen Eisfelde hinab. Ganz ohne Gefahr ist dies plötzliche Herunterschießen freilich nicht; oft stürzt ein Schlitten über den andern hin, oder ein Schlitten bekommt eine schiefe Richtung, und der darauf Sitzende rollt unsanft und obendrein ausgelacht hinunter, und daher nehmen die höheren Stände daran keinen Antheil; aber der Anblick einer solchen Menge fröhlicher Menschen und die Geschicklichkeit vieler jungen Leute, die sogar stehend, auf Schlittschuhen, die gefährliche Fahrt wagen, zieht viele Zuschauer herbei. An solchen Tagen ist die Newa mit Wagen, Schlitten und Fußgängern bedeckt; es werden Häuser und Buden auf ihr errichtet, in denen Branntwein geschenkt und Schauspiele aufgeführt werden.

Für die höheren Stände fehlt es dagegen an öffentlichen Vergnügungen, das Theater abgerechnet, fast ganz, und darin unterscheidet sich Petersburg von andern großen Residenzen auf eine unangenehme Weise. In Paris, London, Wien und Berlin giebt es eine große Menge Vergnügungen, an denen jeder Gebildete, und oft für geringe Kosten, Theil nehmen kann, und gerade die allgemeine Theilnahme erhöht das Vergnügen. Das weibliche Geschlecht ist bei solchen Belustigungen unentbehrlich, und mildert durch seine Gegenwart die Ausbrüche von Rohheit. Nicht so in Petersburg. Hier findet man es unanständig, Kaffeehäuser und Gärten zu besuchen; Leute von bürgerlichem Ansehen würden glauben, sich dadurch zu beschimpfen, und Damen würden dadurch ihren guten Ruf verlieren. Die sogenannte gute Gesellschaft zieht sich in Familienkreise, Klubbs, Assembleen (Prunkgesellschaften) und dergleichen zusammen, deren Ton durch den Mangel einer hinlänglichen Mischung der Stände ein etwas einförmiges Gepräge erhält. Dagegen ist es lobenswerth, daß der kleinliche Kastengeist, der in vielen Provinzen Deutschlands noch unter dem Adel herrscht, in Rußland ganz unbekannt ist. Man fragt hier nur nach dem Benehmen und der Bildung des Mannes, nicht nach seinen Pergamenten, und spottet über „die deutschen Barone, die ihre Urgroßväter selbst aus den Zeiten der Hohenstaufen noch nicht vergessen haben,“ freilich

eine Schande für unser aufgeklärtes Deutschland, sich hierin von Rußland beschämen zu lassen.

Petersburg hat, im Vergleich mit andern großen Städten, nicht viele Spaziergänge; theils liegt die Schuld an der schlechten Gegend, theils an der Kürze des Sommers, theils an der Größe der Stadt und dem Schmutze der Gassen. Der vorzüglichste Spazierort in der Stadt ist der Sommergarten, der aber nicht besonders groß und steif angelegt ist; doch gewähren die schattigen Lindengänge in den heißen Sommertagen eine angenehme Kühlung. Was nicht die Mode thut! Dieser Garten, der gewöhnlich nur von einzelnen Spaziergängern, von jungen Damen mit ihren Gouvernanten, von Lehrern und ihren Zöglingen, und von Kinderfrauen besucht ist, muß — so will es die Mode — am ersten und zweiten Pfingsttage von der ganzen vornehmen Welt besucht werden, und vornehme Herrschaften kommen dazu selbst vom Lande herein, um sich hier herumstoßen zu lassen. Am Pfingstmontage findet hier die „Brautschau" statt. In der großen Hauptallee sind nämlich, in langer Reihe, die Töchter russischer Kaufleute im höchsten Putze en parade aufmarschirt, hinter ihnen die Väter und Mütter. Im blauen, langen Festtagskaftan erscheinen die jungen Kaufmannssöhne, und nehmen die Damen in Augenschein. Fühlt einer für eine derselben Neigung, so läßt er sich mit ihr ins Gespräch ein, an welchem Papa und Mama auch Antheil nehmen, und worauf gewöhnlich eine baldige Hochzeit folgt, sobald man sich nämlich über den Preis, d. i. die Aussteuer, verständigt hat. Nicht selten bekommt ein solches Mädchen 100,000 Rubel mit.

Ein im Winter allgemeines Vergnügen sind die Schlittenfahrten, die mit den bei uns vorkommenden nicht zu vergleichen sind. Schlittenzüge, wie bei uns, sind in Rußland nicht gebräuchlich. Die russischen Schlitten sind ganz einfach, und entweder einsitzig oder zweisitzig. Im ersteren Falle sind sie mit einem Pferde bespannt, im zweiten Falle läuft eins in der Gabel, und das andere nebenher. Das Vergnügen besteht in der ungeheuren Schnelligkeit, mit der man fährt. An schönen Wintertagen wird auf der Eisdecke der Newa Schlittenrennen gehalten. Rings herum sind Schranken gezogen, und zahllose Zuschauer sehen von dazu erbauten Gerüsten zu. Ganz besonders angenehm sind aber im Sommer die Wasserfahrten. Geschmackvoll eingerichtete Fahrzeuge liegen dazu immer am Ufer bereit. Gleichgekleidete Personen mit Mützen und hohen Federbüschen halten die Ruder in der Hand. Ein Theil des Fahrzeuges ist bedeckt und mit Sitzen und Vorhängen versehen. Wir steigen ein, und setzen uns. Beim ersten Ruf des Steuermanns heben die Matrosen die Ruder in die Luft, beim zweiten lassen sie dieselben ins Wasser fallen, und

nun beginnt das taktmäßige Rudern. Geht es stromabwärts, so stimmen die Ruderer einen Volksgesang an, und der Steuermann begleitet ihn mit einer Rohrpfeife.

Der geringe Mittelstand, besonders der ausländische Handwerker, lebt ganz anders als der gemeine Russe. Alle Gewerbe sind in Petersburg so einträglich, daß er sich viel verdient, und bald wohlhabend wird. Er hat seine bequeme Wohnung, sogar Prunkzimmer, und ißt und trinkt gut. Manche halten sich sogar Wagen und Pferde, und die Frauen kleiden sich wie vornehme Damen. Indessen verräth der Uebermuth, der Leuten ohne Geistesbildung so eigen ist, sie gar bald. Sie arbeiten nur des Morgens, und bringen den Abend in einem Klubb am Spieltische zu.

Der höhere Mittelstand ist, nächst dem Pöbel, der zahlreichste, und zugleich der achtungswürdigste. Er lebt in Petersburg mit mehr Aufwand, als in den meisten großen Städten von Europa. Eine Familie dieser Art braucht außer den eigentlichen Wohnzimmern auch einen Gesellschaftssaal, ein Besuchzimmer, ein Speisezimmer und eine Vorstube für die fremden Bedienten der Besuchenden. Equipagen und mehrere Bedienten dürfen natürlich nicht fehlen. Wer nicht so leben kann, wird nicht zu den Leuten von gutem Ton gerechnet. Daher braucht jede Familie einen großen Raum; in einem nicht allzu großen Hause wohnt gewöhnlich nur eine Familie, und wer noch Miether einnehmen will, muß ein großes Haus bauen. Dadurch unterscheidet sich Petersburg besonders von London und Paris, daß die Häuser groß, bequem und geschmackvoll sind. Schöne, breite, steinerne Treppen, hohe, geräumige Zimmer, Balkons in den Sälen, hohe Fenster mit großen Glasscheiben, geschmackvolle Oefen und Kamine, zierlich ausgelegte Fußböden, gehören zu den Haupterfordernissen einer guten Wohnung. Ueberall sieht man, wie in England, Hausgeräth von Mahagonyholz, Stühle mit Saffian überzogen, große Spiegel, marmorne Wandtische, Kronleuchter, Tischuhren, Fußteppiche, Tapeten; alles dies ist so alltäglich, daß es auffält, wenn man es nicht so findet. Noch größer ist der Aufwand der Tafel. Eigentliche Gastmähler sind hier selten; aber die Tafel ist täglich gut besetzt; man ist täglich darauf eingerichtet, Gäste zu empfangen. In der Zubereitung der Speisen herrscht ein sonderbares Gemisch von russischer, deutscher, französischer und englischer Kochkunst. Ueberall ist aber dabei auf Wohlgeschmack gerechnet. Vor Tische wird das sogenannte Schälchen (ein Glas Branntwein) herumgereicht. Auch ist hier, wie in Schweden, nicht ungewöhnlich, vor der Mahlzeit stehend einige salzige oder saure Speisen zu genießen. In den meisten Häusern beginnt die Mahlzeit mit einer kalten Schüssel, auf welche die Suppe folgt. Dann eine Menge von Zwischenspeisen, überall sehr viel Fleisch. Das Gemüse muß einige Wochen

früher vorgesetzt werden, als es unter freiem Himmel zur Reife gelangt; sonst schickt es sich nicht auf der Tafel; Fische von der leckerhaftesten Art und in großer Mannichfaltigkeit. Die Zahl der Schüsseln ist sehr verschieden. Die Eingeborenen geben deren sehr viele; die Ausländer weniger, aber ausgesuchtere. Wein wird überall getrunken, als wenn man in einem Weinlande wohnte. Sehr kostbar wird das Leben in Petersburg durch die Nothwendigkeit, viele Bedienten zu halten. Weibliche Dienstboten werden nur in der Küche, im Waschhause und zur Wartung der Kinder gebraucht. Alle andern Dienste werden durch männliche verrichtet, und zwar hat jeder Bediente nur eine Art Beschäftigung. Dennoch erhalten diese Leute einen hohen Lohn. Eine Familie des höheren Mittelstandes kann daher mit einer Einnahme unter 5000 Rubel nicht anständig leben.

Der Tag beginnt für die vornehme Welt zu sehr verschiedener Zeit. Wenn die Unterbeamten schon seit 6 Uhr Morgens im Vorzimmer ihres Vorgesetzten warten, so sagt der wohlhabende Kaufmann um 9 oder 10 Uhr, es sei noch sehr früh. Das Leben in den Straßen richtet sich nach der Jahreszeit, im Winter wird es erst mit der Tageshelle lebendig, während im Sommer das Leben in den Straßen nie ganz erstirbt. Sobald das Frühstück und der Anzug beendigt sind, beginnen die Tagesgeschäfte. Alles, was verrichtet werden soll, muß bis zum Mittag verrichtet werden. Auf den Gassen ist das Gewühl nie größer als Vormittags. Während die Männer ihren Geschäften nachgehen, und die bürgerlichen Frauen die Wirthschaft beschicken, rollen die vornehmen Damen in ihren Equipagen durch die Straßen, um die Modehandlungen zu besuchen, oder Morgenbesuche zu machen. Etwas später spazieren die Müßigen auf den Uferwällen oder im Sommergarten umher. Jetzt schlägt die Mittagsstunde, und nun ruhen alle Geschäfte. In den meisten Häusern ißt man um 2 Uhr; in einigen auch erst um 4, in den ganz vornehmen gar erst um 5 Uhr. Die Mahlzeiten dauern selten unter 3 bis 4 Stunden. Nach der Mahlzeit werden nur in dringenden Fällen noch Geschäfte vorgenommen. Bleibt die Gesellschaft beisammen, so setzt man sich gleich nach dem Kaffee an den Spieltisch bis zum Abendbrot. Gewöhnlich aber entfernen sich die Gäste, deren man fast täglich einige hat, gleich nach Tische, und kommen zum Thee wieder. Um 10, 11 oder 12 Uhr Abends beginnt das Abendessen, das so reichlich zu sein pflegt, als sollte es für einen ganzen Tag vorhalten. Gleich nach seiner Beendigung fährt man nach Hause. So lebt man in den höheren Ständen alle Tage. Täglich hat man Gäste oder man ißt mit einem Freunde, unangemeldet, wenn man einmal eingeführt ist; denn man ist hier überaus gastfrei. Die Geselligkeit in Petersburg unterscheidet sich von der in Deutschland dadurch, daß bei uns die Unterhaltung die

Hauptsache, das Essen und Trinken dagegen Nebensache ist, in Petersburg aber sucht man jeden geschäftsfreien Augenblick mit Freuden zuzubringen, und wählt dazu vorzugsweise die Essenszeit. Viele Familien nehmen täglich Tischgäste an; andere haben dazu gewisse Tage bestimmt, die sie ihren Freunden anzeigen, so daß einzelne Männer nie nöthig haben, zu Hause zu essen. Die meisten Gäste bestehen daher aus Männern, und oft ist die Frau vom Hause die einzige Dame am Tisch. Dadurch entsteht eine Absonderung beider Geschlechter, so daß, wenn ja einmal eine gemischte Gesellschaft zusammenkommt, die Damen ganz für sich bleiben. Daher ist die Unterhaltung mit Damen nicht anziehend; sie sind in ihrem Gespräch mit Männern kalt, kurz und oft wegwerfend, was auf den geselligen Ton sehr nachtheilig wirkt. Am meisten wird in den gebildeten Zirkeln russisch und französisch, seltener deutsch und englisch gesprochen; doch wird es für einen Mangel an Erziehung gehalten, wenn man diese vier Sprachen nicht inne hat. Eine liebenswürdige Sitte ist hier, sich um die strenge Hofsitte nicht zu kümmern; man kommt und geht, wenn man will. Auch ist nicht gewöhnlich, die Menschen mit ihrem Amtstitel anzureden, wie wir ceremoniöse Deutsche zu thun pflegen, sondern man nennt sich beim Vornamen, und verbindet damit den des Vaters. Wenn z. B. der Anzuredende Feodor und sein Vater Iwan heißt, so wird er Feodor Iwanowitsch angeredet. Heißt eine Dame Maria und ihr Vater Iwan, so redet man sie Maria Iwanowna an. Nur bei ganz Unbekannten oder sehr vornehmen Personen macht man eine Ausnahme.

Die übergroße Geselligkeit in Petersburg ist Ursache, daß man wenig häusliches Glück findet. Das ewige Umhertreiben des Mannes in Geschäften und Gesellschaften macht ihn der Frau und seinen Kindern fremd. Selten heirathen die Mädchen hier nach Neigung, weil ihnen, die von Jugend auf an viele Bedürfnisse gewöhnt sind, der reichste Mann der liebste ist. Dazu kommt, daß sich Eltern selten entschließen, die Erziehung ihrer Kinder selbst zu übernehmen. Sie geben sie in Pensionsanstalten, und glauben genug zu thun, wenn sie recht viel Geld für sie bezahlen. In den Zwischenzeiten, in denen die Kinder das väterliche Haus besuchen, werden sie mit Geschenken und Liebkosungen überhäuft, so daß sie nur ungern in die Pension zurückkehren. Die jungen Mädchen pflegen in dergleichen Anstalten nur zu Modedamen gebildet zu werden, statt ihrem Verstande nützliche Kenntnisse und ihrem Herzen edle Gesinnungen beizubringen. Wahre Freundschaft findet unter den Familien, die mit einander umgehen, selten statt. Man geht mit einander um, weil man sich zum Vergnügen gegenseitig nöthig ist. Aendern sich aber die Glücksumstände einer Familie, oder tritt sonst eine Trennung ein, so kümmert man sich nicht weiter um sie.

In den ganz vornehmen Ständen, unter den russischen Großen, ist die Lebensart nach einem ganz andern Maßstabe, als bei dem höhern Mittelstande. Man findet bei den Großen zum Theil einen ungeheuren Reichthum und einen Aufwand, der den eines kleinen deutschen Fürsten bei weitem übertrifft. Manche haben Hunderte von Bedienten um sich; unter denselben befinden sich alle Arten von Handwerkern. Gewöhnlich besitzen diese Großen in der Residenz eigene Paläste, die mit fürstlicher Pracht eingerichtet sind, oder sie leben in Moskau, oder bringen ihre Zeit abwechselnd auf ihren Gütern zu. Ihre Tafeln sind schwelgerisch besetzt; manche lassen durch Eilboten Leckereien aus weit entfernten Ländern kommen, und es hat Fälle gegeben, wo eine einzige Fischsuppe 5 bis 600 Rubel zu stehen kam. Ein russischer Fürst gab einst einem Gärtner, der ihm im Winter fünf schöne Gurken brachte, ein Geschenk von 100 Rubel, der Mann aber war damit nicht zufrieden, und ließ sich 300 auszahlen. War schon der Mittelstand gastfrei, so ist es der höhere Adel noch mehr. Wer hier einmal vorgestellt ist, kann täglich ungebeten zur Tafel kommen. Auch ist an den russischen Großen zu rühmen, daß sie die Aengstlichkeit, die dem deutschen höheren Adel so sehr anklebt, der seiner Würde durch den Umgang mit niedrigeren Personen etwas zu vergeben glaubt, nicht kennen. Man findet sie oft bei ihren Unterbeamten, und bei Volksfesten mischen sie sich ungescheut unter das Volk.

5. Eine Ueberschwemmung in Petersburg.*

Der finnische Meerbusen erstreckt sich mit seiner größten Länge in gerader Richtung von Petersburg aus nach Westen, aus welcher Gegend die stärksten Stürme wehen. Diese treiben daher natürlich die Wassermassen des Meeres gerade auf die Stadt zu. Wäre nun in der Nähe derselben der Meerbusen weit und zu beiden Seiten breit, so würde sie vielleicht wenig davon empfinden. Unglücklicherweise spitzt sich aber der finnische Meerbusen zugleich nach Petersburg, das an seiner innersten Spitze liegt, und in dessen Nähe nun die Fluthen in einem kleinen, engen Sack, dem Kronstädter Busen, gefangen und zusammengedrängt werden, immer mehr und mehr zu. Dazu kommt dann, daß die Newa gerade hier, von Osten nach Westen gehend, ins Meer mündet und ihre Gewässer jenen von Westen kommenden Wogen entgegenwirft.

Die Inseln des Newa-Delta's, auf denen Petersburgs Paläste wurzeln, sind äußerst flach und niedrig. Mit ihren seewärts gekehrten und unbewohnten Enden verlieren sie sich allmälig bis zum Wasserspiegel und unter denselben hinab, und selbst die entlegensten

* Kohl.

und höchsten mit Häusern am meisten gefüllten Theile der Stadt liegen nur 12 bis 14 Fuß über dem gewöhnlichen Stande des Meeres erhaben. Ein Steigen des Wassers von 15 Fuß reicht also hin, um ganz Petersburg unter Wasser zu setzen, und ein Steigen von 30 oder 40, um die ganze Stadt zu ertränken. Die armen Einwohner schweben daher auch beständig zwischen Leben und Tod und können nicht 24 Stunden gewiß sein, daß sie nicht alle 500,000 ins kühle Fluthengrab weggeschwemmt werden.

Es ist weiter nichts dazu nöthig, als daß einmal ein heftiger Westwind im Frühlinge mit dem höchsten Wasserstande und dem Eisgange zusammentreffe. Die großen Eismassen des Meeres würden alsdann landeinwärts dringen und der Fluß mit seinen Schollen ihnen entgegentreten. Im Riesen-Kampfe dieser Naturgewalten würden sämmtliche Schlösser und Festen der Wunderstadt leicht fortgerissen werden, und sie mit allen ihren Bettlern und Fürsten in den Fluthen umkommen, wie Pharao im rothen Meere. Kaum darf man so leichtsinnig darüber sprechen. Denn die Gefahr liegt zu nahe, und in der That pocht manchem Petersburger bei dem Gedanken daran das Herz. — Ihre einzige Hoffnung beruht auf der Unwahrscheinlichkeit, daß jene drei Erfordernisse zur sichern Bewirkung ihres Unterganges: Eisgang, Hochwasser und Westwind, alle auf einmal in einem Zeitpunkt zusammentreffen werden. Es giebt glücklicherweise 64 Winde in der Windrose, und wenn hohes Wasser ist, so wird doch nicht gerade ein eigensinniger Westwind ihm den Ausgang verschließen. Ein wegebahnender Ost oder Süd schafft dem Ueberflusse wohl noch zur rechten Zeit Abgang, und selbst wenn es aus Westen lange bliese, so wird doch das Eis noch eine Zeit lang halten, bis der Wind sich zum Norden umsetzt.

Indessen ist es gewiß, daß im Frühlinge oft anhaltende Westwinde wehen und daß es oft Eisbrüche in der Newa und dem finnischen Meerbusen giebt, bei denen die Schollen noch stark genug sind, um äußerste Furcht zu erregen, und wenn nur die früheren finnischen Bewohner der Newa-Delta's Beobachtungen gemacht hätten, so könnte die Wahrscheinlichkeitsrechnung wohl lehren, wie viel Male in einem Jahrtausend oder in zehn Jahrtausenden alle jene Umstände in einem und demselben Zeitpunkte zusammentreffen müßten. Genug wir werden uns nicht darüber wundern dürfen, wenn wir eines Tages durch die Zeitungen erfahren, daß Petersburg, welches wie ein glänzendes Meteor plötzlich aus den finnischen Sümpfen auftauchte, eben so urplötzlich wie ein Irrlicht verloschen sei. Gott schütze es!

Menschenschutz ist hier ganz und gar unanwendbar. So Weniges dem unternehmenden Rußland unmöglich erscheint, so kann es doch nicht daran denken, den Oceanos eindämmen oder den Flußgöttern andere Wege bahnen zu wollen, und obgleich man

allerdings hier und da von ableitenden Kanälen und schützenden Molo's gesprochen hat, so hat man doch bisher, die Fruchtlosigkeit dieser Versuche wohl einsehend, noch nichts dergleichen ausgeführt, und Petersburg liegt vollkommen wehr- und schutzlos da, den Fluthen zum willkürlichen Spiel preisgegeben. Da die Stadt jeden Augenblick das furchtbare Wasser erwarten kann, wie jede andere Stadt die verzehrende Flamme (in manchen Stadttheilen kommen die Ueberschwemmungen so häufig und plötzlich, daß man oft Abends nach Beendigung der Gesellschaft, wenn mittlerweile der Wind sich drehte, die Straßen überschwemmt findet und nicht nach Hause gehen kann), so hat man Veranstaltungen getroffen, die Einwohner schleunig von drohender Gefahr zu benachrichtigen, damit jeder das Mögliche zu seinem Schutze thue. Wenn bei anhaltendem Westwinde die Meereswasser in die Newa eintreten und die äußersten Spitzen der Insel überschwemmen, so wird auf der Admiralität eine Kanone gelöst, und auf allen Thürmen werden die Wasserfahnen ausgesteckt, zum Zeichen, daß die Stadt durch die Meeresgötter in Belagerungszustand versetzt sei. Die Kanonenschüsse werden alle Stunden wiederholt. So wie das Wasser die Ufer überschreitet und die unteren Theile der Insel überschwemmt, folgen sich die Signale der Allarmkanone alle Viertelstunden. Steigt es noch höher und schleicht es in die Stadt selbst ein, so donnern die Signale alle fünf Minuten, und rufen am Ende, wenn das Wasser noch weiter geht, mit verzweifeltem, alle Minuten wiederholtem Geschrei die Hilfe der Boote und Schiffe herbei.

Das Elend und die Noth, die eine Wasserfluth in Petersburg herbeiführt und in ihrem Gefolge hat, ist unbeschreiblich. Aller Mund ist noch voll von den Leiden und Trauerscenen, welche die große Wassernoth vom 17. November 1824 mit sich brachte. Sie ist die höchste, welche die Stadt bisher erlebte, und in allen Straßen ist ihre Höhe bezeichnet. Das Wasser kam sehr ruhig und ganz unschuldig heran, wie dies bei allen Petersburger Wasserfluthen, bei denen kein Durchbruch statthaben kann, der Fall ist, und viele Leute, wenn sie in entlegenen Stadttheilen die Allarmkanonen nicht gehört hatten, wunderten sich, ohne eben viel Böses zu ahnen, über das helle Wasser, das sie in den Straßen blinken sahen. Tausende ließen sich dadurch in ihren Geschäften nicht abhalten, fuhren und wanderten durch, und Hunderte büßten diese Arglosigkeit mit ihrem Leben. Vom heftigsten Westwinde gepeitscht, hob sich das Wasser immer mächtiger und schoß endlich eilenden Schrittes durch die Straßen, hob Alles, was es an Equipagen und Wagen auf ihnen fand, in die Höhe, ergoß sich durch die Fenster in das Erdgeschoß und erste Stockwerk der Häuser und stürzte in mächtigen Säulen aus den Oeffnungen der unterirdischen Kloaken hervor. Am meisten litten die „Basilius-Insel“ und die „Peters-

burger Seite", auf welcher letzteren Insel viele kleine Leute in wenig soliden Häusern wohnen. Manche hölzerne Gebäude wurden vom Wasser ganz unversehrt und leise vom Boden gehoben und schwammen mit ihren Einwohnern in den Straßen umher. Die Equipagen, deren Passagiere und Kutscher trockene Höhen erklommen hatten, und an denen die armen Pferde, die sich im Geschirre nicht frei bewegen konnten, meist elend umkamen, sammelten sich zu Dutzenden in den Gehöften. Alle Bäume der öffentlichen Plätze saßen so voll Menschen, wie sonst von Sperlingen. Das Wasser stieg gegen Abend so hoch, und der Wind wurde so stark, daß man alle Augenblicke fürchtete, die Kriegsschiffe möchten sich losreißen und in die Häuserreihen einbrechen. Das Uebel war um so verderblicher, als es von Niemandem so schlimm gehalten wurde, da das Wasser ohne Brausen und Toben mit ganz freundlicher Miene die Stadt beschlich. Am allerschlimmsten waren seine anfangs unsichtbaren Einwirkungen, sowie dann die nachschleppenden übeln Folgen. Sehr viele Häuser stürzten erst am folgenden Tage, als die Fluthen schon wieder in ihr Bett zurückgetreten waren, ein, wie alte schwächliche Kranke, die einen plötzlichen Anfall nicht ertragen. Aus den meisten Wohnungen war die eingedrungene Feuchtigkeit nicht mehr zu bannen. Die Einwohnerschaft sank aufs Krankenlager, und mörderische Seuchen herrschten in vielen Stadttheilen noch Wochen lang nachher.

Die Nacht war besonders schrecklich, da die Fluthen bis zum Abend noch immer stiegen, und in der furchtbaren Finsterniß im Fall eines anhaltenden Steigens kein Ausweg zur Rettung offen schien. Tausende von Familien, deren Glieder vielleicht in verschiedenen Theilen der Stadt versprengt waren, verbrachten sie in der größten Besorgniß und unter den heißesten Angstgebeten. Die Schreckensscenen unter den 500,000 nothleidenden Menschen in dieser furchtbaren Nacht mögen interessant und bunt genug gewesen sein. Es laufen noch jetzt Tausende von komischen und traurigen Anekdoten von jenem ereignißreichen Tage in Petersburg herum.

Manche glauben, daß an zu Grunde gegangenen Waaren, zerstörten Häusern, vernichtetem Mobiliar, verdorbenem Straßenpflaster, eingestürzten Trottoirs u. s. w. diese Wasserfluth der Stadt über hundert Millionen und an mittelbar und unmittelbar durch sie umgekommenen Menschen mehrere Tausende gekostet hat. Man hat in allen Straßen der Stadt die Höhe der Fluth an den Häusern durch einen Strich und Hinzusetzung des Datums bezeichnen lassen. Gott gebe, daß die Häuseranstreicher das Geld, welches sie dafür erhielten, nicht noch einmal zu verdienen bekommen. Jeder Zoll, den sie ihren Strich höher setzen müßten, würde der Stadt ein Paar Millionen mehr gekostet und hundert Familien mehr in Trauer versetzt haben.

6. Lebensbilder aus den südrussischen Steppen.*

Nach furchtbarem Kampfe weichen endlich die kalten Nord- und Ostwinde den warmen Lüften, welche vom schwarzen Meere herauf über jene Hochebene wehen, welche in einer Höhe von 150 Fuß sich wagerecht im Süden Rußlands ausbreitet und als Steppenland den Unterlauf der großen Ströme und das Ufer des schwarzen Meeres umsäumt. Tagereisen weit deckt schimmernder Schnee die baumlose Ebene, deren ertödtendes Einerlei der Bodengestalt noch durch die Einfarbigkeit der Bedeckung bis zum Unerträglichen gesteigert wird. Der Schnee fängt an eine dunkle Farbe anzunehmen, an den Hängen der meilenbreiten Stromthäler und noch mehr an dem Rand enger Thäler und tiefer Regenschluchten wird hier und da schon ein Streifen Rasen schneefrei; heimlich sickern stille Wasserfäden an den gewölbartigen Bodenanschwellungen herab, die wie ein Wellenschlag die Ebene auf weite Strecke und kaum merkliche Weise um einige Fuß steigen und sinken machen, und in den 100—110 Fuß tiefen Regenschluchten fängt es an, unter der Schneedecke unheimlich zu rauschen. Denn die Schneewasser, welche von dem steilen Rande niederrinnen, sammeln sich auf dem Boden der Schlucht zu einem Bache, unterhöhlen die Schneemasse, von welcher die Schlucht ganz ausgefüllt ist, und da mit jedem Tage die Wassermenge zunimmt, da kalte Regen auch von oben herab den Schnee aufzehren, so verwandelt sich die Schneeluft sehr bald in das Bett eines schäumenden Baches, der brausend die Steppe und die sanfteren Thalgehänge hinabtobt. Da plätschert, rieselt, braust und schäumt die ganze Steppe, wo an jeder Bodensenkung Wasser hinabgleitet; in die Schluchten stürzen sich zahlreiche Wasserfälle, indem aus Acker- und Regenfurchen die kleinen Schneewässerchen in die Schlucht fallen, deren Erdwände auflösen, tief einschneiden und dem Schneewasser eine schmutzige Farbe verleihen. Am lautesten rauscht das Wasser im Hauptthale des Flusses, der über sein Ufer tritt, durch die unabsehbaren Schilfwaldungen braust, durch die Gestrüpp- und Baumgruppen der Ufereinfassung schäumt, die Wölfe zur Flucht zwingt und die zahllosen Enten, Gänse und Pelikane aus dem Schilfdickicht heraustreibt.

Kaum ist indeß ein Theil des Schneewassers abgelaufen, so stürzt der Nordwind mit furchtbaren Schneewettern vom Eismeer und dem Uralgebirge herab, bedeckt die Ebenen, stopft die Bachrinnen, daß die Wasser stocken und die Wasserfälle verstummen, bis der Südwind in Regenschauern den Feind angreift, den Schnee verzehrt und die Wasserbäche wieder belebt. Bei diesem Wechsel der Witterung verwandelt sich der fette Boden der Steppe in

* Fr. Körner.

einen Brei, welcher die Steppe ungangbar macht. Ungeduldig schauen Pferde und Rinder über die Bretterwand des unbedeckten Schuppens, in welchem sie den Winter hungernd und frierend hinbringen, verlangend strecken sie den Kopf mit weit geöffneten Nüstern empor, um die Frühlingslüfte aufzufangen; der Wolf und Steppenhund zittern vor Frost in ihrer Höhle und die Zieselmaus wagt sich noch nicht heraus aus ihrer unterirdischen Wohnung. Kläglich schreit die Dohle, welche beim Ausflug mühsam mit dem Sturme ringt: noch ist es still auf der Steppe wie im Flußthal, denn das Brüllen und Brausen der Bäche verschlingt jeden Thierlaut. Im Mai endlich behauptet der Frühling die Oberhand, Schnee und Regenwasser sind verschwunden und der Schlammboden verwandelt sich in wenig Tagen in ein unabsehbares Blumenfeld, denn frisches Gras, hohes krautartiges Gestrüpp wechseln mit meilenlangen Beeten von Crocus, Reseda, Tulpen, Hyacinthen, Königskerzen, Disteln, Wermuth, Steinklee, Knoblauch, Weißdorn und Hollunderhecken, aus denen von Tagereise zu Tagereise auch einmal ein verkrüppelter wilder Birn- oder Apfelbaum seine blätterarmen Zweige erhebt. Jetzt liegt die Ebene überschaubar da mit ihren langen Strecken, aus denen nur hier und da ein Mongolen- oder Todtenhügel, eine Windmühle oder eine Gruppe hausartiger Heuschober oder ein Steppendorf mit seinen niedrigen Häusern emporragen. Weit schaut man über das Grasmeer von einer Bodenwelle bis zur andern, die sich als schwarzer Rand am fernen Horizont hinzieht; da bemerkt man nicht die vielgetheilten Schluchten, welche die Ebene in ein System von Würfeln und domartigen Kuppen zertheilen und den Reisenden oft zu weiten Umwegen zwingen.

So prachtvoll der blumenreiche Frühling auch als Gesammtbild auf der Steppe erscheint, so hat er doch im Einzelnen etwas sehr Ermüdendes. Denn die Blumen und Kräuter erscheinen nicht gemischt, sondern eine einzige Art bedeckt in endloser Wiederholung meilenweite Strecken, und außerdem sind die Pflanzen verwildert, schießen strunkartig hoch auf und verholzen. Ein paar Meilen weit sieht man nichts als Wermuth und Wermuth, wieder ein paar Meilen nichts als Wicken, auf welche Königskerzen folgen oder Steinklee; eine Station lang sieht man nichts als hochhalmiges Seidenkraut mit seinen Millionen nickenden Seidenbüscheln, eine Mittagsschlaflänge Salbei und Lavendel, einen Horizontkreis voll Tulpen, ein Resedabeet von zwei Meilen im Umkreis, ganze Thäler voll Kümmel und Krauseminze, unbegrenzte Hügelgewölbe mit Windhexe und sechs Tagereisen mit frischem, kurzstieligem Gras. Ueppig schießen diese Gewächse in Strunk und Zweige, nur das Gras bleibt kurzhalmig. Die Distel erreicht die Höhe und Gestalt eines Kirschbaumes und bildet große Gehölze, zwischen denen sich

die Wohnungen der Kosaken verlieren, und die dem Reisenden jede Umsicht verwehren, denn der Kopf der Windhexe wächst bis zu einem Umfange von 12 Fuß und zu einer Höhe von 3 Fuß an; Wermuth und Königskerze bilden mannshohe Gebüsche, die Schafgarbe wird 4—6 Fuß hoch, der Stamm des wilden Klee verholzt, daß er als Spazierstock kann gebraucht werden; Wolfsmilch, Kohlrüben, Pastinaken gedeihen so mächtig, daß man sie nur vom Pferde oder Wagen herab übersehen kann, und da sie lose und locker neben einander wachsen, bilden sie unwegsames Gestrüpp.

Zwischen diesen Kräuterwäldern breiten sich unabsehbare Strecken kurzer Grasweide aus; dort wächst das breite Schweins- oder Bärenöhrchen mit den dicken von sammetartigem Filz überzogenen Blättern, welche von den Steppenbewohnern als Charpie benutzt werden, wachsen zwischen Ringel- und Mohnblumen gelber Hederich, süße Honigblumen und duftiger Balsam, riechender Knoblauch und Sellerie, weißer Kümmel und gewürzhafte Salbei, rothe Immortellen und Quendel, Krauseminze und Lavendel, Wicken und Steinklee, so daß die Steppe mit ihren massenweis bei einander stehenden Blumen einerlei Art in den Farben eines unabsehbar breiten Regenbogens schimmert. Nun verläßt der in Schafpelz gekleidete Steppenbewohner seine Winterwohnung, die er halb in die Erde grub, freut sich des mattblauen Himmels, an welchem Gewitter blitzen und donnern, aber nur selten Regen geben, labt sich an der Blüthe des Schlehdorns, der in klafterhohen Hecken neben seiner Hütte zu stehen pflegt und seinem Hausgeflügel als Zuflucht gegen Habicht und Falken dient, schneidet sich vom Birnbaum den Peitschenstiel, wenn er mit schnellem Gespann die Steppe durchjagen will, bestreut mit duftendem Gras den Fußboden seiner Wohnung, schmückt mit ihm Spiegel und Wagen, bereitet sich aus Steppengewächsen die würzige Kräutersuppe, steckt dem Pferd einen Blumenbüschel hinters Ohr, hängt gewürzhafte Pflanzen in Bündeln an der Zimmerdecke auf, nagelt ein Balsambouquet über die Thür, bekränzt mit Gras und Blumen die Heiligenbilder, befestigt rings an Wand und Hausgeräth kreuzweis Lavendel- und Balsamsträußchen, von denen er von Zeit zu Zeit einige Zweige abrupft, um sie zu kauen. Das Steppengras ist ja sein Erhalter und Ernährer, da es seine Heerde weidet, und bunte Steppenblumen flechtet seine Tochter sich täglich ins dunkle Haar. Er hat ja nur die Steppe, die ihm alle Bedürfnisse befriedigen muß, von der ihm Alles lieb und werth ist. Der Birnbaum und der Mongolenhügel sind seine Wegweiser, an beide knüpfen sich seine Erinnerungen und Sagen, der Schlehdorn giebt ihm Blüthen und Früchte, giebt ihm den Stachel zum Ochsenstecken und die Zinken zu jener Egge, mit welcher er die Heuschrecken zerfleischt und zerstückelt, den Schlehdorn besingt er im Liede, das Steppengras feiert

er im schwermüthigen Gesange; der Steppe verdankt er den Reichthum seiner Sprache, seine Beschäftigungen, seine Poesie, seine Erhaltung. An ihr Leben, an ihre Veränderungen knüpft er sein Leben, sein Denken und Dichten; mit Steppengras feiert er sein Pfingsten, seine Heiligthümer.

Mit dem Frühlinge erwacht auf der Steppe aber auch ein reiches Thierleben, welches sich hier in Freiheit entwickelt und tummelt, denn wenn auch des Morgens und Abends graue Nebel aus den feuchten Schluchten aufsteigen, so bleibt die Steppe selbst voll ungetrübten Sonnenscheins, weben und spielen schimmernde Lichtwellen um die Krautblätter, fließen in zitterndem Wogenschlage über die grünen Grasebenen und reichen als duftiger Streifen weit hinaus über den Rand ferner Bodenhebungen. Jetzt huschen zierliche Erdhäschen durch das Krautgestrüpp, spielen und tändeln mit einander im Sonnenschein, jagen sich durch ihre Löcher in den Hängen der Thäler, die sie meilenweit unterhöhlt haben, lassen hier und dort ihr melancholisches Zirpen vernehmen, richten sich neugierig empor, wenn sie einen Menschen erblicken, fliehen, richten sich langsam von Neuem auf und schlüpfen behend in ihr Erdloch, wenn sie Gefahr sehen. Klagend wiegt sich der Kibitz in Schwärmen über den Weiden, jagen silberweiße Falken; weiden auf kahlen Strichen Trappenhorden, die der listige Kosak nicht selten beschleicht, kreisen Adler in den Lüften, fliegen Geier nach gefallenen Steppenthieren, schreit der Wiedehopf, speist das Birkhuhn Wurzeln und Larven, ziehen Schwärme von wilden Tauben rauschend hin und wieder, denen Habicht und blutrothe Falken folgen, schleicht der Wolf den Heerden nach, wandert die numidische Jungfrau bedächtig durch das Gras, als ob sie die beiden Federlocken hinter dem Ohre zu verletzen und ihren Schwanenhals anzustrengen fürchte. Während die graugelbe Lerche in den Lüften schwebend singt, die Biene summend die Blumenfelder durchirrt, das Heimchen an sandiger Stelle zirpt und der Kibitz wehklagt, tönt Tag und Nacht der schaurige Unkenruf aus allen feuchten Thälern, wimmelt es auf lockern Flächen von Kröten, in feuchten Niederungen von buntschillernden Eidechsen, in den Flußthälern von Schlangen. In den Flüssen grünen die meilenlangen und meilenbreiten Rohrwaldungen, zwischen denen sich die schmalen Wasserfäden der Flüsse hindurchwinden, und in dem Schilf lärmt und zwitschert es von Zeisigen, Staaren, Stieglitzen, schlägt die Drossel und die Nachtigall, schreit die Dohle, wimmert die Eule, schmettern zahllose Gänse und Enten, tummeln sich Pelikane in Heerden von mehreren Hunderten, heult der Wolf, schleicht die verwilderte Katze und der zottige mordgierige Steppenhund, über sie schießt der milchblaue Falke und schreckt die lärmende Gesellschaft in das Schilfdickicht, wohin es mit großem Geschrei flüchtet.

Kaum sprießt das junge Gras aus dem reichlich getränkten Boden, so verlassen auch die abgemagerten Steppenheerden die Winterschuppen, in denen sie die Winternächte und stürmischen Wintertage verbrachten. Mit ungeduldigem Getrampel erwartet die Roßheerde, die oft gegen 1000 Stück zählt, die freie Weide auf der offenen Steppe. Wiehernd und den Boden stampfend geht es hinaus auf die unabsehbaren Grasflächen. Wie trefflich mundet das junge Gras, wie wächst da den abgemagerten Rossen der Muth, wie toben sie bald in wilden Sprüngen auf und nieder, daß sie der Roßhirt mit der langen Peitsche kaum zusammenhalten kann! Unstät umreitet er die Heerde und muß deshalb oft das Reitpferd wechseln, denn bald hat er weit abirrende Pferde heranzuholen, bald die Hengste auseinander zu bringen, wenn sie mit Gebiß und Vorderfuß schnaubend und schreiend um die Oberherrschaft und Rangordnung in der Heerde kämpfen. Noch mühevoller ist sein Amt des Nachts oder bei Sturmwetter, vor welchem die Heerde zuweilen in wilder Flucht auseinander stiebt. Der wettergebräunte, langbärtige Hirt verwildert bei seinen Pferden; Hitze, Kälte, Regenguß und Sturm muß er ertragen, denn sein haariger Lederwams und Lederbeinkleid, sein grauwollener Mantel mit der Kapuze schützen ihn nur nothdürftig. Sieh, wie trotzig er zu Roß sitzt, seine hohe Gestalt noch durch die hohe Mütze aus Lämmerfell vergrößert und mit dem dunkel blitzenden Auge die Heerde überschauend: Küche, Zelt, Kleiderschrank und Waffen trägt er stets bei sich, denn am Sattel hängt der lange Fangriemen und die Keule mit dem Eisenknopf, am Leibgurt das Wasserfaß, Tabaksbeutel, seine Arzneikästchen, der Brotsack und allerlei Schmucksachen; auf dem Roß schläft er und ißt er. Nur zuweilen besucht er nach einem scharfen Nachritt einen Steppenkrug oder hält mit seinen Genossen auf einem Mongolenhügel eine Zusammenkunft, um mit ihnen einige Stunden zu verplaudern, Verabredungen zu treffen oder zu würfeln.

Die Sommermonate hindurch durchstreift der Roßhirt mit seiner Heerde die Steppe, langsamer durchzieht sie der Schafhirt, der von den Hunden, Gehilfen und dem Ochsenwagen mit Lebensmitteln und Pelzen erlegter Wölfe begleitet, die langöhrigen Thiere mit dem Fettschwanze oder Merinos von Weideplatz zu Weideplatz treibt, sie mit dem langen Hakenstock in Ordnung hält und Nachts mit den Wachen der Hunde und Gehilfen umstellt, damit der Wolf nicht eindringt. Des Abends melkt er die milchgebenden Schafmütter, während ein Gehilfe das Mahl bereitet und durch den lauten Schlag an den Kessel die Genossen zu Tische ruft. Auf andern Triften weidet der Rinderhirt seine hochbeinigen silbergrauen Rinder, die ihm zwar manche Ruhestunde erlauben, wenn sie wiederkäuend auf der Steppe rasten, aber ihm durch ihren Eigensinn und ihre Ungeduld manche Noth machen.

Kaum zwei Monate dauern diese Frühlingsfreuden, denn die Sonne brennt mit jedem Tage heißer hernieder und so oft sich auch Gewitterwolken sammeln, so läßt sie die aufsteigende Hitze doch nie in Regen sich entladen, sondern treibt sie sturmschnell nach dem Meere, wo das Wetter losbricht. Die Gräser werden trocken, die Thiere müssen mühevoller nach frischerem Gras suchen, liegen während der Tageshitze am Boden oder stehen dicht gedrängt neben einander, um sich gegenseitig Schatten zu machen, indem sie durch Hin- und Herschaukeln des Kopfes sich Kühlung zu verschaffen suchen. Plötzlich brechen Streitigkeiten aus, wenn ein Thier das andere gestoßen hat, die ganze Heerde geräth in Aufruhr, den die Peitsche nur mit Mühe beschwichtigt. In der Dämmerung aber leuchten die gelbglänzenden Augen des Wolfes aus dem Steppengrase, in welches er sich geduckt hat, um ein von der Heerde abkommendes Thier zu überfallen, ihm mit einem Sprunge am Halse zu sitzen und mit einem Ruck die Gurgel auszureißen, daß es zappelnd zu Boden stürzt. Doch der wachsame Hengst hat den Feind bemerkt, er schnaubt pfeifend durch die Nüstern, stürmt auf den Feind ein, die ganze Heerde folgt ihm in geschlossener Kolonne, und der Wolf muß froh sein, wenn er den Wüthenden noch entrinnen kann. Sehr häufig werden die Heerden durch Wölfe allarmirt, zuweilen kommt es aber auch zu erbitterten Zweikämpfen, wenn zwei Roßheerden sich begegnen; denn sofort springen die Hengste vor, um sich zum Kampfe herauszufordern.

Ehe jedoch das Gras ganz abwelkt, bietet die Steppe noch ein anderes Lebensbild; denn die menschenarme Steppe füllt sich plötzlich mit jubelnden, singenden Menschen. Sieh, von der Ukraine wie aus den Städten der Meeresküste jagen Leiterwagen voll Männer und Weiber in wildem Fluge durch die Steppe, daß der schwarze Staub in langen Wolken emporwirbelt. Es ist die Zeit der Heuernte, in welcher man viel rüstiger Hände bedarf, weshalb von allen Seiten her Arbeiter gedungen und in die Steppe geschafft werden. Von früh bis Abend klingt die Wiese nun wieder vom Gesang der Weiber, vom Rauschen des fallenden Grases und vom Gehämmer des Sensenschärfens, und des Abends sammeln sich malerische Gruppen um das dünne Kochfeuer. Männer schärfen Sensen, Andere ruhen in den Pelz gewickelt, Frauen und Mädchen singen und schwatzen, in der Ferne aber sieht man den hochbeladenen Heuwagen nach dem Platze fahren, wie die Heuschober nach Art der Häuser reihenweise aufgebaut und die Schoberdörfer mit Wall und Graben umgeben werden. Nicht minder lebhaft ists im Schilfwald geworden, da mit Schilf ein großer Handel getrieben wird, weil es als Hausdach und Hauswand dient, als Gartenzaun und Brennmaterial benutzt wird. Ganze Regimenter sendet die Krone zum Schilfschneiden, ganze Städte und Dörfer

wandern aus; da werden Wege durch Sumpf und Fluß mittelst der Schilfbündel gebaut, da rauscht es von Sensenhieben, vom Jubel der Arbeiter, da schwirrt es von aufgescheuchten Enten, Gänsen und Pelikanen, da giebt es mitunter ein Wolftreiben, oder einen Jagdfang, bis nach wenigen Wochen der Erntejubel auf der Steppe und am Fluß verstummt, die Menschen verschwinden, um den Heerden wie dem Wild frein Raum zu gewähren. Schweigend liegt die Steppe in der Sonnengluth; aus den Regenschluchten steigt ein glühendheißer Luftstrom, weite Risse klaffen auf am steinharten Boden, das Gras verdorrt, Teiche und Brunnen verdunsten, das Vieh magert ab und erträgt mit Ungeduld Hitze und Durst in schattenloser Steppe. Unaufhaltsam trabt die sonst so langsame Heerde dem Tränkplatz zu und tritt regelmäßige geradlinige Pfade aus; am Brunnen des Dorfes steht sogar eine Schutzwache. Schwarzer Staub steigt bei jedem Schritte empor und mehrt die Qualen der Hitze; das Gras zerfällt mürbe in Asche, die Luftspiegelung zeigt ihre trügerischen Wasser- und Baumlandschaften, träge liegen die Heerden den Tag über in der Sonne, verlieren den Appetit und die Lebenslust. Erst mit Anfang des Septembers kühlt sich die Luft ab, Nachtthau und mitunter ein Regen erquicken die Pflanzen, die von Neuem grünen, die Heerden werden munterer, der Uebermuth der Steppenwildheit erwacht wieder in ihnen, und bald tönt die Steppe wieder vom Hufschlag flüchtiger Roßheerden, vom Brüllen und Blöken der Rinder und Merinos, vom Kläffen der Hunde, vom langgezogenen eintönigen Zuruf der Hirten, mit welchem sie sich und die Heerde leiten, von Vogelgeschrei, Thierkämpfen und Jagdlärm der Kosaken.

Doch die Tage werden kürzer, die kalten Nächte länger, und das freie Steppenleben geht zur Neige. Langsam treibt der Roßhirt seine schwer zu bändigende Heerde nach der Dreschtenne oder dem Roßmarkt, der Rinder- und Schafhirt die seinige nach dem Schlachthause. Sieh, dort ist der Dreschplatz von Leinen, Pfählen und Planken eingefaßt, sein Boden mit tausend Garben bedeckt. Der Hirt hält die Heerde beisammen, die scheuen Thiere drängen und stoßen einander, steigen empor, kreischen und schlagen aufeinander. Aber alle Gegenwehr ist vergeblich, die Hälfte der Heerde muß in die Tenne. Wild stürzt sie hinein, daß die Garben hoch auffliegen, und die ausgetretenen Körner knisternd umherfliegen. Dadurch werden die Thiere noch scheuer, springen in tollen Sätzen die Tenne auf und nieder, indem sie einen Ausweg suchen, bis sie von Schweiß triefend herausgelassen werden, und die andere Hälfte der Heerde die Arbeit des Austretens vollenden muß. Aehnlich ergeht es den Rossen auf dem Markte, in dessen Umzäunung sie sich drängen und tummeln, während der Hirt mit der Schlinge dieses und jenes fängt, es durch einen Ruck zu Boden

wirft und dem Käufer überliefert, der es zähmt. Viel ernster wird der Herbstschluß für die fetten Rinder und Schafe. Sobald diese in die Nähe der weiten Schlachthöfe gekommen sind, aus denen ihnen der faule Blutgeruch entgegen weht, sträuben sie sich, wollen nicht weiter, brüllen und stöhnen, und können nur durch List und Gewalt abtheilungsweise in den Hof gebracht werden. Hier befällt sie Zagen und Zittern, sie verschmähen das dargebotene Futter, hängen den Kopf in banger Todesangst und müssen mit Gewalt in den Schlachtsaal getrieben werden, wo ihnen die rohen Schlachtknechte mit schwerer Axt das Rückgrath zerschmettern, daß die Thiere unter unsäglichen Schmerzen verenden. Bis an die Knöchel waten die Schlächter mit den Stulpstiefeln in Blut, auf dem Hofe sammeln sich Blutlachen, schleppen Hunde, Geier, Raben, Seemöven sich mit Eingeweiden und Fleischresten umher und raucht es in den Talgsiedereien Tag und Nacht.

Aehnliche Schrecknisse erlebt das Wild der Steppe, denn der Herbst bringt die Steppenbrände, die absichtlich und unabsichtlich angelegt werden. Meilenweit ist die Steppe ein Feuermeer, welches den nächtlichen Himmel röthet. Knisternd und fußhoch züngelnd schreitet der Brand vor, hier schnell über dichtes Gras laufend, dort langsamer am holzigen Gestrüpp zehrend oder von einer Schlucht oder von einem Wege aufgehalten. Funken fliegen empor, dort knistert die dünne Königskerze wie eine Rakete, hier zischt der feine Büschel des Seidenkrautes, und ein schwüler Gluthhauch weht von der Flamme herüber. Da fliehen Wolf und Hund, Vogel und Amphibie, da stürzen wilde Heerden in wildem Jagen davon und müssen sich oft durch einen kühnen Lauf durchs Feuer retten. Noch grauenhafter wird der Brand, wenn ein Schilfwald brennt, und ein Feuerstrom knisternd und prasselnd das Thal herabzieht. Wie schwirren da die Vogelschaaren schreiend empor, kommen Wölfe aus dem Dickicht geschossen und stürzt mancher fliehende Pelikan oder Hänfling in das Feuer! Nach dem Brande erscheinen endlich die Winterstürme und fegen die Steppe rein. Sie brechen das dürre Schilf, knicken der Windhexe den Kopf ab und treiben ihn hüpfend wie einen Federball über die Steppe, bis er in ganzen Wolken ins Meer fällt. Bald sinkt auch Schnee nieder und deckt die Steppe zu, so daß sich die Heerden ihr karges Futter unter dem Schnee hervorscharren müssen. Jetzt treibt sie der Hirt in die Umzäunung des Winterschuppens, der nur zum kleinsten Theil bedeckt ist. Frierend und hungernd drängen sich die Thiere an einander, um sich zu erwärmen, doch manches erliegt dem Klima und dem Mangel. Auf der Steppe aber treiben die rasenden Schneestürme ihr wildes Spiel, welches Denen Verderben bringt, die von ihnen überfallen werden.

Bei heiterem Himmel bricht der Schneesturm heulend herein

und rast gewöhnlich drei Tage. Er hebt den lockern Schnee vom Boden auf, wirbelt ihn durcheinander und sendet dann zugleich aus schweren Wolken ein furchtbares Schneewetter herab, daß Erde und Himmel in wirbelnde Schneewogen aufgelöst scheinen. Da kann man kein Auge öffnen, keine Richtung finden, sondern wird vom Sturm willenlos fortgetrieben. Werden Heerden von ihm auf der Steppe überfallen, so sind sie fast immer verloren. Die Pferde stürzen immer wild auseinander, rennen unaufhaltsam davon, bis sie in eine Schneeschlucht fallen oder athemlos niederstürzen. Die Schafe drängen sich zu einem Keile zusammen und fliehen vor dem Winde her, die Rinder werden unruhig und laufen weg. Da giebt es kein Halten, denn der Hirt selbst kann sich kaum aufrecht erhalten und muß dem Sturm folgen. Wenn nicht der Zufall ihn und die Heerde rettet, so wird er mit ihr ins Meer oder ein Flußthal getrieben und, wenn er vorher ermattet, vom Schnee begraben. Wolf, Hund und Geier finden im Frühjahr in allen Schluchten daher reiche Beute; denn die Kirgisen verloren z. B. 1827 durch einen solchen Sturm 1 Mill. Schafe, 280,000 Pferde, 30,000 Rinder und 10,000 Kameele. Drei bis vier Monate beherrscht der Winter die Steppe; die Heerden magern ab und fressen einander oft die Haare ab; die schwachen Thiere erliegen, die Steppe ist unzugänglich, leblos wie ein Todtengewölbe und harrt des kommenden Frühlings. Diese Steppe ist aber auch der sicherste Schutz des Landes gegen das Eindringen der Feinde, die wegen Mangel und bei der Unwegsamkeit stets ihren Untergang finden müssen. Nur mit großen Verlusten kann ein Heer sie in Eilmärschen durchziehen, denn selbst die Handelsleute durchreisen sie nur in kleinen Gesellschaften und unter großen Entbehrungen und Mühseligkeiten.

7. Die Krim und ihre Bewohner.

Wer von Odessa kommend, an der Südküste der Krim, im Hafen von Yalta landet, wird von der lieblichsten Landschaft begrüßt, die sich längs des schwarzen Meeres hinzieht. Die schöne, schlanke Pinus taurica ruft italienische Erinnerungen wach. Reiche Privatleute haben sich hier niedergelassen und Landhäuser von allen Stilen der Welt erbaut. Die Sicherheit dieses modernen Prachtlebens wird von einem in Balaklava stehenden Arnautenbataillon geschützt. Die Arnauten sind Abkömmlinge der griechischen Kolonisten auf Tauris. Nicht weit von Balaklava streckt sich die Landzunge ins Meer, auf welcher der Artemis blutige Menschenopfer fielen, auf welcher Iphigenia zuerst mildere Sitten lehrte. Noch wird der blutige Stein gezeigt, welcher für die grausamen Opfer gedient haben soll. Wenig nord-

wärts vom Vorgebirge Parthenium liegt der durch die lange Belagerung berühmte Kriegshafen Sewastopol. Wandern wir landeinwärts, so kommen wir durch eine Menge von tatarischen Dörfern und Flecken, die zum Theil sehr malerisch sind. Die Häuser mit ihren platten Dächern liegen im Halbkreise, wobei das Haus des Ombaschi (Ortsvorstandes) über die andern hervorragt. Hier versammeln sich die Dorfbewohner, wie anderwärts im Gasthause und besprechen sich über allerlei wichtige und unwichtige Dinge. Die Tataren lieben das behagliche Schwatzen und verstehen es, faul mit Genuß zu sein.

Die Frauen wandeln in ihren langen, weißen Gewändern und Schleiern in den Baumgängen der öffentlichen Brunnen; sie bewegen sich mit einförmiger Ruhe und flüstern kaum zusammen, so daß sie dem Reisenden fast wie liebliche Gespenster erscheinen, eine Vorstellung, die durch das scheue Verschwinden dieser Frauen noch erhöht wird. Lebhafte, hübsche Knaben spielen im Dorfe; sie zeichnen sich durch hübsche, etwas seltsame Mützen und ihre weit abstehenden Ohren aus, welche letztere zwar unserm Schönheitssinn nicht zusagen, aber zum Hören weit tauglicher sind, als die unsrigen. Das tatarische Wesen tritt uns am anschaulichsten in Bagscheh-Sarai entgegen, der Hauptstadt der alten Tataren-Khans, deren Glanz und Herrlichkeit noch in Palästen und Moscheen zu späteren Geschlechtern redet. Eine Menge Geschichten von dieser Zeit leben noch im Munde des Volks. Eine einzige große Straße längs des Flusses Dschuruk-Su bildet diese Residenz, in der man überall der sich stets gleichbleibenden tatarischen Industrie begegnet. Dieselbe bringt namentlich mancherlei Erzeugnisse in Thon und Leder hervor, denen man bei aller Rohheit eine gewisse Zierlichkeit nicht absprechen kann. Dicht an die Stadt stößt ein permanentes Zigeunerlager, das größte, das vielleicht überhaupt zu sehen ist; dort wird das Leben verraucht, verschlafen oder in abenteuerlichen Melodien vergeigt. Unweit dieser Wohnungen, die an Schmutz höchstens von den Kleidern der Insassen übertroffen werden, erhebt sich das Kloster zur Himmelfahrt, zu welchem alljährlich am 15. August die christliche Bevölkerung der Krim große Wallfahrten anstellt. Die Hauptstadt der Halbinsel, Sympheropol, zeigt ein buntscheckiges Bild aller möglichen Trachten und Lebensweisen. Durchschneiden wir das Land nach Osten, so kommen wir nach der Hafenstadt Kaffa, von der aus Genua einst zwei Jahrhunderte lang das schwarze Meer beherrschte. Der Hauptverkehr im östlichen Theile der Krim hat sich jetzt nach Kertsch gezogen, einem Hafenplatze des immer mehr versandenden asowschen Meeres. Nordwärts von Kertsch dehnt sich eine Steppe aus, deren gefahrvolle Pfade nur von ganz leichten Fuhrwerken, von den russischen Telegen und von den

wallachischen Caruzzen befahren werden können, immer aber zum andauernden Schrecken und zur peinvollen Durchrüttelung der Reisenden. Im Norden läuft die Steppe in eine Landzunge aus, die sich zwischen dem asowschen und dem faulen (Sivach-)Meere hinzieht. Im Anfange dieser Landzunge liegt die Festung Arabat.

Wie lachend die Südküste der Krim, so traurig ist ihre Nordostseite. Westwärts liegt eine andere, weit wichtigere Festung, Perekop, auf Isthmus gleiches Namens, welcher die Krim mit dem übrigen Rußland verbindet. Wandern wir landeinwärts, so begegnen wir Wüsteneien, die vom Schiffe der Wüste, dem Kameele, und von zahlreichen Karawanen durchzogen werden, ferner sieht man unermeßliche Getreidefelder, und neben tatarischen Dörfern fremde, namentlich deutsche Niederlassungen.

Die tatarischen Frauen spinnen sehr fleißig, und führen den Rocken in der Regel mit sich. Rothe Haare gelten als eine besondere Schönheit. Die Fingernägel werden ziegelroth gefärbt, und die Augenbrauen so gemalt, daß sie über der Nasenwurzel zusammen zu treffen scheinen. Handtücher und Schleier werden mit Gold und bunten Seidenfäden durchstickt. Die Tatarenmädchen tragen rothe Mützen mit blauen, glatten Quasten. Die Haare werden in fünfzig kleine Flechten geflochten.

In den Städten sind zahlreiche Kaffeehäuser. Dieselben haben viereckige Abtheilungen, welche durch gedrechselte Geländer gesondert sind. Auf einem Divan, der diesen engen Raum umschließt, mit einem Kohlenbecken in der Mitte, umgeben von den Pantoffeln, welche man auf dem Boden stehen läßt, hocken hier Tataren, Armenier, Karaims, und rauchen Stunden lang schweigend aus ihren langen Pfeifen von jungen Kirschbäumen. Ueber diesen majestätisch unbeweglichen Gruppen läuft selten einmal ein mit lauter Stimme gemurmeltes Wort umher. Man sieht herrliche und ernste Gesichter unter dem sonderbar aufgerollten Turban, oder unter der eigenthümlichen Mütze von Lammfell, welche die Tataren unterscheiden. Das Gesicht des Armeniers ist ruhiger, ihre Haut glatter als die der Tataren, ihr Bart ist seidenweicher und ihr Auge sanfter. Eine gewisse Wohlbeleibtheit unterscheidet sie von dem Muselmann, für den das ausdrucksvolle, vor der Zeit faltenreiche Gesicht und der kühnere freiere Gang bezeichnend ist. Die Karaims machen sich durch die Sorgfalt bemerklich, die sie auf ihre Kleidung verwenden. Sie tragen lange Röcke von dunkler Farbe, die, in einfachen Falten herabfallend, ihnen einen ernsten und strengen Charakter geben. Ihre Gesichtsform ist nicht ohne Adel, und hat einige Aehnlichkeit mit der jüdischen. Ein sorgfältig rasirtes Kinn, schön geformte Hände, die sie gern mit Ringen schmücken, dies sind die Kennzeichen, an denen man die Mitglieder dieser jüdischen Sekte erkennt.

Die Frauen sind für den Blick des Fremden unzugänglich. Anatol von Demidoff fand Gelegenheit, die Frau eines Kaufmanns zu sehen, dessen Verhältnisse die übliche Strenge gemildert hatten. Diese Frau war von hoher Schönheit; lange, schwarze Haare, welche lose durch ein seidenes Tuch zusammengehalten wurden, dessen Falten nachlässig herabhingen, klare Augen, ein ruhiger und sanfter Blick und ein zierlicher Kopf zeichneten sie besonders aus. Sie benahm sich sehr gut, zog sich aber bald wieder zurück.

IX. Bilder aus dem britischen Reiche.

1. Englands Volk und der englische Gewerbfleiß.*

Die Engländer sind eine gemischte Nation. Sie stammen von verschiedenen Völkern ab, die nach einander über Britanien geherrscht haben: Briten, Angelsachsen, Normänner, Franzosen. Die deutsche Abkunft ist bei ihnen nicht zu verkennen, und zeigt sich besonders in ihrer Sprache. Der Engländer hat einen kräftigen Wuchs, blühende Gesichtsfarbe, und zeigt Gefühl von Kraft und Würde in Gang und Haltung. Die Frauen sind zarter und schlanker gebaut, haben aber eine sehr weiße Haut und große, blaue Augen. Der englische Charakter hat viel Eigenthümliches, viel Großes und Hervorstechendes, aber wenig Liebenswürdigkeit. Der Engländer ist ernst, kalt und stolz, besonders gegen Fremde, und für diese hält es schwer, sein Zutrauen zu gewinnen. Hat man dies aber einmal, so kann man sich auch auf seine Freundschaft verlassen. Er ist freimüthig, großmüthig und freigebig, aber auch selbstsüchtig und geldgierig. Von seinem Vaterlande hat er einen so hohen Begriff, daß er es für das erste Land der Erde hält; er verachtet Alles, was nicht aus Alt-England ist. Er ist lebhaft, aber besonnen, nachdenkend und von scharfem Urtheilsvermögen. Von Gastfreundschaft und Geselligkeit ist er kein Freund, sondern lebt mehr für sein Haus und seine Familie, und selbst in den höchsten Ständen wird häufiger als bei uns innige Liebe zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern gefunden.

Nirgends sind die Stände weniger abgeschieden, als in England. Wenn bei uns, auf ächt krähwinkelig, der Graf oft Bedenken trägt, mit dem gemeinen Edelmann umzugehen, und die Baronesse sich über die Frauen der gebildeten Stände erheben will, so ist das in England ganz anders. Da sieht man keinen auf seine Uniform einen besonderen Werth legen, sondern Jeder ist das, für was er sich ausgiebt. Wer ordentlich gekleidet ist und

* F. Nösselt und J. Meyer.

sich anständig führt, heißt ein Gentleman (Dschentlemänn), ein Ehrenmann, und in Gesellschaft wird nie gefragt, welchen Titel Jemand habe, sondern man achtet ihn nach seinem Betragen. Daher geschieht es nicht selten, daß ein Lord mit seinem Schneider an einem und demselben Lustort sich befindet; aber Jenem wird nicht einfallen, die Nase zu rümpfen. Die Sitten der Engländer weichen sehr von den unsrigen ab, um so mehr, da man dort gern beim Alten bleibt. Eine große Vorliebe haben sie für Wettrennen, so wie überhaupt fürs Wetten. Bei jeder Gelegenheit heißt es: „Was gilt die Wette?“ Bei Kleinigkeiten pflegt man um einen Hut zu wetten, und der Sieger erhält dann eine Anweisung auf den Hutmacher des Besiegten, sich entweder einen Hut oder den Werth desselben in Geld geben zu lassen. Beim Pferderennen werden oft große Summen verwettet.

Einen auffallenden Hang zur Schwermuth und zum Lebensüberdruß findet man in England recht häufig, wozu wohl die dicke Luft viel beitragen mag. Daher pflegt auch wohl der Engländer von einem recht trüben, nebeligen Tage zu sagen: „Das ist ein rechter Hängetag!“ ein Tag, wo man sich erhängen möchte. Es ist nichts Seltenes, daß sich Leute von großem Vermögen erhängen, ertränken, oder auf andere Weise ums Leben bringen.

Die Sprache der Engländer ist volltönend und kräftig. Der Mehrzahl nach bekennen sich die Engländer zu der englischen Kirche, die mit den Grundsätzen der lutherischen am meisten übereinkommt. Doch werden in England alle Religionen geduldet.

Dem Stande nach gehören alle Engländer entweder zum Adel oder zu den Gemeinen. Zum Adel gehören ungefähr 600 Familien; man versteht darunter nur den hohen Adel und die hohe Geistlichkeit. Der niedere Adel dagegen gehört zu den Gemeinen; doch ist schon gesagt, daß diese Standesverschiedenheit sich nicht auf das gesellige Leben erstreckt, sondern sie bezieht sich allein auf die Verwaltung des Landes. —

Englands Volk hält sich für die erste Nation der Welt. Unermeßlich ist sein Streben; es umspannt nicht nur das Erdrund, es ist in jedem Winkel der Meere wach, lebendig und thatenvoll. Es giebt keinen Hafen, keine Bucht der Meere, wo die britische Flagge nicht wehte; kein Land, wo nicht Englands Boten und Geschäftsträger eine Rolle spielten, welche ihm nicht zu einem Mittel diente für Tausch und zur Vermehrung seines Reichthums. Seinen Unternehmungsgeist scheucht kein Aufwand von Kapital, keine Entfernung des Orts, keine Gefahr und Mühe zurück. Englands Handel, an dessen Hand Bildung und Freiheit über die Erde schreiten, ist sowohl seinem Bestande, als seinem Wirken nach, das erstaunenswürdigste Wunder der menschlichen Kultur und zugleich ihre festeste Stütze. Seine Niederlassungen, Werkstätten zu Land

und zu Wasser, seine Verträge mit allen Völkern, die Anzahl der Arme, die es beschäftigt, die Größe und Menge der Kapitalien, die es in Umlauf bringt, die Entdeckungen, die es in allen Zweigen menschlichen Wissens hervorruft, seine Resultate endlich, unter was immer für einen Gesichtspunkt man sie bringen mag, überbieten bei Weitem Alles, was zu irgend einer frühern Zeit, oder unter irgend einem andern Volke je in dieser Art bestanden. Wenn auch einmal dieses Menschenwerk vom Loose alles Irdischen betroffen wird, wenn es verfallen sein wird und verschwunden von der Erde, wie Karthago's Handel, bis auf das letzte sichtbare Zeichen: so wird dennoch sein Bild in dem Gedächtniß der Völker ewig haften; und der Geschichtsschreiber wird seine Bemühungen und seine Erfolge jederzeit unter die mächtigsten Hebel zählen, durch welche die größten Umwälzungen in der Ideenwelt entstanden und die Lage der menschlichen Gesellschaft sich von Grund aus veränderte. — Und, daß der Verfall Englands bereits begonnen, während Deutschland noch aufwärts strebt, davon zeugen viele Spuren.

Englands Industrie entspricht dem Umfange seines Handels. Beide sind innig verschwistert, Einigkeit ist ihr Panier. Niederlagen in allen Meeren; Kolonien, die volkreichere Staaten sind, als das Mutterland selbst; Absatzorte und offene Märkte überall; die reichste Auswahl der Rohstoffe, die der Handel aus allen Erdwinkeln zu den wohlfeilsten Preisen herbeiführt, oder die britische Erde in überschwänglicher Menge verbirgt; Unternehmungsgeist ohne Maß, geleitet von der reichsten Erfahrung und jenem dem Briten eigenen praktischen Sinn, welcher sich leicht in alle Verhältnisse fügt, oder ordnend in sie eingreift; dabei Schutz durch den Besitz der größten Macht, die jemals auf Erden bestanden. —

Eben so bewundernswerth als ihre Größe ist die Schnelligkeit ihrer Entwicklung. 1750 war England noch der größte Markt für baumwollene Stoffe aus Indien, für seidene aus Lyon und China, für deutsche und niederländische Stahlwaaren und Leinen, und mit Millionen englischen Goldes wurden unzählige Fabrikerzeugnisse des Festlandes gekauft. Seitdem hat sich Alles umgekehrt. Die Hindu und der Chinese kleiden sich jetzt wohlfeiler in englische Stoffe, als sie selbst welche hervorbringen können. Die britischen Stahl- und Eisenwaaren versorgen drei Viertheile der Welt; englische Leinwand verdrängt die deutsche von allen Märkten, und die deutsche Leinwand selbst wird schon großentheils von englischem Garn gewebt.

2. Wasserspiele in England.

Die Engländer sind ein Wasservolk im vollen Sinne des Worts. In ihrer Bedeutung als Beherrscher des nassen Elementes stehen

sie bis jetzt noch unerreicht da. Weder die alten Griechen und Römer, noch die Seefahrer des Mittelalters, Italiener und Nordländer waren zur See im Ernst so gewaltig, und in ihren Wasserspielen so vorzüglich, wie die Bewohner der britischen Insel. Obschon auch die Griechen nur Inseln und Halbinseln bewohnten und ihr Seehandel wie ihre Kriegsmarine sehr bedeutend war, besaßen sie doch merkwürdigerweise keine nennenswerthen Spiele zu Wasser, wie Schwimmen, Rudern und Segeln. Die römischen Schiffskämpfe waren, gleich den scheußlich entarteten Gladiatorenkämpfen, Schaustellungen, wobei der Gier des Volkes durch Opferung von Leibeigenen, Gefangenen und todeswürdigen Verbrechern geschmeichelt ward. Die Regatta der Venetianer beschränkte sich auf ein die Schaulust befriedigendes Ruderwettrennen auf den Stadtkanälen, wobei nicht die Rudernden, sondern die Zuschauer durch ihre Pracht das Auffallendste waren.

Weder die Holländer, noch Dänen, die Franzosen, Portugiesen u. s. w. haben von Wasserspielen etwas Nennenswerthes aufzuweisen. Bei den Engländern haben dergleichen Spiele fast den Gipfel der Vollkommenheit erreicht. Ihre Aquatic Sports haben, wie alle ihre nationalen Spiele den ernsten Zweck, sich zu üben, und das Vergnügen, welches sie dabei jedenfalls genießen, sieht selbst so ernst aus, daß es eben nur in der Uebung zu beruhen scheint.

Die Engländer haben die kräftigsten und raschesten Schwimmer der Welt. Nicht wenige darunter können Strecken von 10 Stunden durchschwimmen. Leute, die aus Liebhaberei tauchen, holen Eier und Töpfe vom Themsegrunde herauf. Ihre Rowing matches oder Regattas sind trotz ihrer schmucklosen Außenseite von hohem Interesse, weil es dabei immer auf wunderbare Schnelligkeit und Geschicklichkeit ankommt. Die bedeutendsten aller englischen Wasserspiele sind jedoch die Segelkämpfe, wozu Yachten von 2—15 Tonnen, aber auch oft weit größere, benutzt werden. Weil diese Segelboote sämmtlich Privateigenthum und Luxusartikel sind, so gehen die Segelwettkämpfe nur von wohlhabenden Leuten aus, welche jährlich mehrere tausend Pfund für ihre Wasserequipage aufwenden können. Die Yachteigner haben sich in Klubbs vereinigt, deren bedeutendster das Royal-Yacht-Squadron ist. Gegenwärtig ist die Flotte dieser Klubbs eine wahre Zierde der englischen Flagge und von der Regierung besonders bevorzugt. Die Schiffe des Royal-Yacht-Squadron z. B. genießen das Vorrecht, die Georgsflagge, d. h. die Flagge der Kriegsmarine zu führen, ohne Küstenfreischein in jedem britischen Hafen, auch in denen der Kriegsflotte einzulaufen u. s. w. Selbst die Regierungen anderer Staaten, wie Frankreichs, Hollands, Spaniens und Portugals gewähren diesen Yachten besondere Vergünstigungen, von denen die Befreiung von Tonnengeldern nicht die kleinste ist.

Jede einzelne Yacht ist in ihrer Art ein Meisterwerk der Schiffsbaukunst, obschon der Laie dies in ihrem Aeußern nicht sogleich erkennt. Gewöhnlich sind die Yachten nur einfach mit schwarzer Farbe angestrichen; dagegen ist das Innere in jeder Hinsicht geschmackvoll. Oft haben diese Segelluxusfahrzeuge außer der Matrosenkajüte für die Herren, eine für Damen mit Bibliothek und Pianoforte, und eine für die Dienerschaft, Schlafkabinette, Küche und Vorrathskammer für verschiedene Weine und Speisematerialien. Die Bauart des Schiffes, Segel, Masten und Steuer sind durchaus auf Zweckmäßigkeit und Schnellsegeln berechnet.

Hauptstationen der Klubbfahrzeuge sind Southampton, Portsmouth, Plymouth und Cowes (Königin der Wasserspiele genannt) auf der Insel Wight, in deren Nähe die meisten Wettfahrten ausgeführt werden. Die völlige Umsegelung der Insel ist sehr oft das Ziel der Wettenden. Eine solche Segelregatta gewährt einen herrlichen Anblick. Zwanzig bis dreißig zierlich gebaute Yachten legen sich in eine Linie. Das Aufhissen der „Vorbereitungsflagge“ erinnert die Wettfahrer daran, sich fertig zu halten. Die Signalkanone giebt das Zeichen: „absetzen“, d. h. los. Die Segel fliegen in die Höhe und blähen sich auf, der Steuermann entwickelt seine ganze Kunst, um das Schiff seines Herrn in einem Kampfe, bei welchem Alles von der Gunst des Wetters und seiner Gewandtheit abhängt, zum Sieger zu machen. Voran kreuzt die besonders geschmückte und in der Regel mit einer Musikbande besetzte Yacht des Schiedsrichters.

Die Wettfahrten rings um die Insel Wight gehören zu den interessantesten von allen und sind nicht ohne Gefahren. Es kann vorkommen, daß einige der Yachten den berühmten „Nadeln“, Felsspitzen im Westen der Insel, nahen, oder daß einige Katzenpfoten, d. h. plötzliche Windstöße, die Linie in Unordnung setzen, oder daß gar ein Sturm über die Flotille hereinbricht.

Die meisten Segelwettkämpfe geschehen Mitte August. Um diese Zeit haben auch Plymouth, Milford, Margata und andere englische, schottische und irische Häfen ihre Segelregattas.

Oft dienen die Lustyachten der Klubbmitglieder auch zu weiten Kreuzfahrten und Reisen nach Amerika, dem Mittelmeere, sogar nach Ostindien. Neulich z. B. fiel es einem Lord ein, ein wenig nach Spanien zu fahren, um mit seiner Frau in Malaga zu frühstücken und ihr dann die Alhambra in Granada zu zeigen. Das ist ungefähr so, als mache einer unserer Landedelleute eine kleine Lustreise in die sächsische Schweiz.

3. Die Wohnungen der Arbeiter in Liverpool.*

„Reich sind die Engländer! Großmüthig sind die Engländer!“ Ei nun, die zu uns kommen und sich durch ihr steifes Wesen, ihre versteinerten Gesichter und eingefrorenen Zungen, wenn man ihnen auf Posten, Dampfschiffen und Eisenbahnen nicht ausweichen kann, so unangenehm machen, die mögen wohl großentheils reich sein. Reich und arm sind vergleichende Begriffe, und erhalten ihre Geltung, indem man sie neben einander stellt. — Auch in dieser Hinsicht giebt es in England unermeßlich reiche Leute, weil auch die Armuth unermeßlich ist.

Fast in allen größeren Städten Englands finden wir neben fabelhaftem Reichthum und höchst ausgesuchter Ueppigkeit das bitterste Elend.

Die Wohnungen der Arbeiter in Liverpool sind noch mehr ungesund, als ärmlich und schlecht. Die Familien leben zum großen Theil in Kellern oder in geschlossenen Höfen, und Luft fehlt ihnen, ehe es ihnen an Brot mangelt. Man zählt 7000 Keller, die von mehr als 20,000 Personen bewohnt sind; 50,000 bis 60,000 Personen bevölkern die Hinterhöfe.

Die Keller, in denen die Weber in der Picardie und in Flandern wohnen, sind Prachtgemächer gegen diejenigen, in denen man die irische Bevölkerung Liverpools zu suchen hat. Man stelle sich eine Art von Löchern vor, 10 bis 12 Quadratfuß groß und oft weniger als sechs engl. Fuß hoch, so daß es einem ausgewachsenen Manne schwer fällt, darin aufrecht zu stehen. Diese Höhlen haben keine Fenster; Luft und Licht dringen blos durch die Thür hinein, deren oberer Theil gewöhnlich auf gleicher Höhe mit der Straße liegt. Man steigt hinab, wie in einen Brunnen, auf einer Leiter oder einer fast senkrechten Treppe. Wasser, Staub und Koth sammeln sich auf dem Boden; da letzterer selten gedielt und keine Art von Lüftung möglich ist, so ist die Luft feucht und dick. In einigen Gegenden hat der Keller zwei Abtheilungen, deren zweite als Schlafkammer benutzte nur von der ersten Licht empfängt. Jeder Keller wird von drei, vier und selbst fünf Personen bewohnt. Die Miethe ist zwei Shilling die Woche oder mehr als 130 Franks jährlich. Für diesen Preis kann man ein Zimmer im ersten Stocke haben, wenn man statt auf die Woche, auf ein ganzes Jahr miethet. Ein Familienvater, den ich fragte, warum die arbeitenden Klassen die unterirdischen Wohnungen vorzögen, antwortete mir: „Es ist besser für die Kinder, sie sind der Straße näher.“

In der That bringen die Kinder der Arbeiter auf den Straßen die Tage und selbst einen Theil der Nächte zu. Ohne diese Ge-

* Leon Faucher. England in seinen socialen und commerciellen Institutionen. Leipzig bei Bork.

wohnheit, ganz im Freien zu leben, würde die Jugend, die in Liverpool schon so bleich und von so wenig angenehmen Formen ist, noch kränklicher aussehen. Aber die Erziehung auf der Straße hat auch ihre Gefahren. Da der Engländer mehr häuslich und weniger gesellig als jedes andere Volk lebt, so trifft man unter der beständigen Bevölkerung der Straßen selten andere Leute, als solche, welche sich im Kampfe mit dem Gesetze befinden. Das sind die Lehrer, welche die Kinder des Volkes erziehen; die Schule oder vielmehr der Uebungsplatz sind die Docks, wo diese kleinen Diebe damit anfangen, von den auf den Uferwällen lagernden Waaren zu stehlen. 1838 zählte man nach einem Berichte der Polizei 600 Diebe, die sich mit der Beraubung der Docks befaßten, und die 1200 Kinder zu Gehilfen hatten.

Ein anderer unterscheidender Zug von Liverpool ist die Bauart jener geschlossenen Höfe, welche gewissermaßen die Straßen verdoppeln. Sie bestehen aus zwei Reihen Häuser, von drei Stockwerken, die einander gegenüber liegen und sich an andere Gebäude anlehnen. Ein Zwischenraum von 6 bis 15 Fuß trennt beide Häuserreihen und der Hof steht mit der Straße blos durch einen engen Corridor in Verbindung, durch den man nur wie durch eine Gefängnißthür, indem man sich niederbückt, gelangen kann. Die verpestete Luft, die man in diesen versteckten Winkeln einathmet, erneuert sich niemals. Um die Luft auf den äußersten Grad der Verdorbenheit durch diese stinkenden Ausdünstungen zu bringen, pflegen die Bewohner des Hofes in einer Ecke die Abfälle aus der Küche anzuhäufen, und wenn es Vollblut-Irländer sind, wie im Quartier Vauxhall, so kommt noch dazu der Geruch von den Schweinen, welche sie mästen, oder von Eseln, die sogar zuweilen in ihrer Schlafkammer einen Platz finden.* Es giebt fast 2500 Höfe in Liverpool, und jeder besteht im Durchschnitt aus sechs bis acht Häusern; so befindet sich denn die Hälfte der Häuser der ganzen Stadt (Liverpool hat 32,000 Häuser) in diesem beklagenswerthen Zustande.

Ein Haus von drei Stockwerken, und also von drei Zimmern, wird für 5 oder 6 Pfund Sterling vermiethet, wenn es in einem geschlossenen Hofe liegt; eine Wohnung von derselben Größe in einer Straße gilt das Doppelte und oft das Dreifache dieses Preises. Die ganze Artbeiterbevölkerung von Liperpool wohnt also in Kellern oder in Höfen und oft durch ein Uebermaß von Sparsamkeit und Geduld in Kellern der Höfe. Die Stadtobrig-

* In einem Hause, das in einem Hofe von Thomas-Street stand, lag ein Kranker in der einen Ecke des Zimmers auf einer Strohschütte; in der andern Ecke war ein Esel ganz bequem untergebracht. Unter dem Fenster erblickte man den Düngerhaufen, den der Esel auf der Straße mit aufthürmen half. (Bericht Duncau's, Sanitary condition of worknig classes.)

keit hat untersagt, die Kellerräume als Wohnung für Menschen zu vermiethen; aber durch Habsucht der Einen und Sorglosigkeit der Andern wird diese Vorschrift nirgends befolgt. In den Kellern werden die meisten Schulen gehalten, wo die Kleinen Unterricht finden. In den Kellern finden die einwandernden Irländer, die herumziehenden Musikanten, die Bettler und die Vagabunden Schlafstellen. Wer reich genug ist, 3 Pence für die Nacht zu zahlen, erhält einen Platz in einem der fünf oder sechs Betten, die sich in dem einzigen Zimmer jedes Stockwerkes befinden, und wo nur ein Vorhang die Frauen von den Männern trennt. Für die weniger Verschwenderischen schüttet man Stroh in einem Keller auf, und dort werden so viel menschliche Wesen bunt übereinander gehäuft, als diese Höhlen fassen können, dafür ist auch der Preis nur 1 Penny.

Zwischen der Börse und dem Gefängnisse ist ein Gewirr von engen Straßen und schmutzigen Höfen, unter denen Raystreet und Highfieldstreet die bekanntesten sind, das Hauptquartier der Diebeshehler und der gewerbtreibenden Leute. Kein Tag vergeht, wo die Polizei nicht hier Ordnung schaffen müßte, und der Lärm der Schlägereien, die jeden Augenblick ausbrechen, warnt schon von fern den ordentlichen Bürger, diese Gegenden zu meiden.

4. London.*

In der That, der erste Eindruck, den diese unermeßliche Stadt der Häuser und Menschen, des Reichthums und der Pracht, der Armuth und des gräßlichen Elendes in dem Beschauer hervorruft, ist der der Unendlichkeit. Mag man auch kommen, von welchem Punkte der Erde man will, mag auch die Phantasie die kühnsten Bilder von der Größe und Unermeßlichkeit dieser Weltstadt Einem vorgezaubert haben, die Wirklichkeit übertrifft sie alle. Und hört man nun noch alle Sprachen der Erde an den belebtesten Plätzen aus dem Munde wandelnder Menschen, so glaubt man sich nicht allein in das Labyrinth versetzt, sondern findet auch die Schilderung vom alten Babel abermals verwirklicht vor sich. Denn alle Völker senden ihre Vertreter Jahr aus, Jahr ein nach diesem einzigen Orte der Erde, alle Völker Europa's eben so gut, wie Indien, Afrika, Australien, Neuseeland, Amerika, China, Japan und die Inseln des stillen Oceans.

Treten wir eine Wanderung in die City, die Altstadt Londons, an und betrachten wir den Handelsstand und das Bürgerthum! Der Punkt, wo der Welthandel in der City zusammenläuft, ist der, wo die großartigsten Gebäude mit der Aussicht nach der New-

* Malten.

London=Brücke in einem Knoten zusammenlaufen; dort stehen die Bank, die Börse und das Stadthaus, und nicht weit davon liegt auch das Haus der ostindischen Handelsgesellschaft. Die City wird nicht wie eine Stadt, sondern selbstständig wie ein Königreich verwaltet. Die oberste Behörde ist der Lordmayor, der von fürstlichem Glanze umgeben ist. Er sitzt täglich zu Gericht, um Klagen anzuhören und Gerichtsbescheide zu ertheilen. Am Michaelistage jeden Jahres erfolgt die feierliche Wahl eines neuen Lordmayors.

Das Innere der Börse ist von einer Säulenhalle umgeben, unter der die Wappen aller mit England Handel treibenden Völker angebracht sind. Hier sammeln sich zwischen 3 und 5 Uhr die Handelskönige Englands, dort werden Geschäfte mit der ganzen Welt gemacht, dort schweben Millionen Pfund auf den Lippen, von dort aus beherrscht die englische Kaufmannsschaft ganz Europa. Dorthin bewegt sich in jenen Nachmittagsstunden der ganze Verkehr Londons, der Strom der Geschäfte, der Güter und der Menschenwelt mit dem Flusse parallel von Westen nach Osten. Dorthin ziehen Reihen von Omnibus, Wagen und Menschen, lautlos ihren Geschäften nacheilend, Keines das Andere stoßend oder störend; und doch bewegen sich in einer Stunde 50,000 aneinander vorüber, und doch wandeln den Tag über 500,000 nach der Börse. Wohl belebt ist der Corso zu Rom zur Zeit des Karnevals, die Straße Toledo in Neapel, aber alle werden bei Weitem übertroffen von diesem ungeheuren Menschengewühle. Mächtig prangt vor der Börse die Reiterstatue jenes Mannes, den die Engländer mit Recht den „eisernen Herzog“ oder den „Helden von hundert Schlachten“ nennen; kalt und stolz, gemessen sitzt hier Wellington auf seinem Rosse.

Begeben wir uns nun zu einem der Docks. Der Londoner Hafen dehnt sich etwa 4 Meilen lang aus. An ihn schließen sich die verschiedenen Docks, die westindischen, ostindischen, die Londoner und die St. Katharinen=Docks, die mit ihren Schiffsbassins (Docks genannt) und mit ihren ungeheuren Waarenhäusern eigentlich mit dem Hafen ein Ganzes bilden. Wir treten ein, und siehe, jede Vorstellung, die wir uns von den Waarenspeichern, von den Waarenvorräthen und von der Größe des Bassins gemacht haben, ist weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Wir finden zwei Bassins, die eine solche Tiefe haben, daß die größten Dreimaster mit voller Ladung sich darauf flott erhalten können. Das eine Bassin ist $^1/_4$ Meile breit und $^3/_4$ Meilen lang; es ist das nördliche, wo die Ladung der Westindienfahrer gelöscht wird; hier ist Raum für 300 Dreimaster. Das südliche Bassin, wo die Ladung der abgehenden Schiffe eingenommen wird, bedeckt einen Raum von 24 Acres (1 Acres = $^3/_4$ hessische Morgen). Hier können sich

leicht 200 Dreimaster bewegen. Alle diese Docks kosteten mehr als 50 Millionen Thaler, aber sie ersparen auch jährlich dem Handel eine Summe, die man auf 10—12 Millionen Thaler anschlagen darf. Die gewöhnlichsten, wie die kostbaren Waaren, welche Westindien hervorbringt, liegen in diesen sechs bis sieben Stockwerk hohen Speichern sicher unter Verschluß; Rohzucker und Kaffee in vielen tausend Säcken; sie sind hier beschützt vor Diebstahl und Verderbniß. Täglich kommen eine Masse Schiffe an und täglich gehen eine Masse geladen in die See. Nichts kommt der Pracht und der guten Einrichtung dieser Bassins gleich, wo nun die Handelsfahrzeuge ausruhen und wodurch die Themse selbst für den Verkehr frei bleibt. Hier kann man sich Tage lang herumtreiben, und stets wird das Auge durch etwas Neues gefesselt. Hier hört man alle Sprachen reden und man sieht die Eingebornen aller Länder.

Doch wir gehen am Tower vorbei zu dem Werke, das die Alten noch über die sieben Wunder der Welt gestellt haben würden. Die vier Thürme des Tower schauen nicht vergebens so grau und trübselig auf die Themse herab; viel Königs- und Adelsblut ist innerhalb des Towerbaues vergossen worden, und selbst die kindliche Unschuld ward dort nicht verschont. Zugleich ist es die großartigste Waffenniederlage, die man wohl in der Welt finden mag, nicht allein die Kanonen und Waffen und Siegestrophäen jeder Art, allen Völkern der Erde im blutigen Streite entrissen, schmücken die langen Korridore und Säle, sondern es sind auch dort stets über 100,000 Gewehre aufgestellt, mit denen England die entlegensten Völker der Erde gegen gute Bezahlung versieht. — Wir steigen hinab in die Unterwelt. Kühle Luft weht uns an, Nacht umgiebt uns, sobald wir eintreten, bis unsere Augen an das Gaslicht gewöhnt, das die Unterwelt strahlend erleuchtet. Ein großartiges Werk ist der Riesentunnel in der That. Die Schwierigkeiten, die bei diesem Bauwerke zu überwinden waren, sind unglaublich gewesen. Zweimal brach das Themsewasser ein, wobei man jedesmal fürchtete, daß das Werk aufgegeben werden müßte. Acht Jahre wurde daran gebaut, und endlich am 25. März 1843 wurde das Riesenwerk beendet. Die Kosten betrugen 446,000 Pfund Sterling. Die Breite des ganzen Werkes beträgt 35 Fuß, die Höhe 20 Fuß, die Dicke der Erde von der Höhe des Tunnels bis zum Wasser der Themse 15—16 Fuß, die Breite eines jeden Bogens mit dem Fußpfade ungefähr 14 Fuß. Allerdings wird es uns schauerlich zu Muthe, wenn wir in dunkle Tiefe hinabsteigen, wo, wie in der Unterwelt der Alten, Todtenstille herrscht, eine feuchte, dumpfe Luft Einen anweht, wie vom Styxe, und die herumwandelnden Gestalten uns wesenlose Schatten dünken. Wir steigen auf dem rechten Themseufer zum Tageslichte auf der prachtvollen Stiege empor und freuen uns, dasselbe zu erblicken.

Wir eilen nun in den Stadttheil, wo die großartigsten Brauereien der Welt zu finden sind. Nach London gekommen zu sein, ohne eine Bierbrauerei gesehen zu haben, hieße so viel, als in Rom gewesen zu sein und nicht den Papst gesehen zu haben. Einst fragte der König einen der größten dieser Brau-eigner, wie viel Fässer er wohl habe? — „Die Zahl kann ich nicht angeben", war die Antwort; „wollte ich sie aber der Länge nach dicht an einander legen, so würden sie wohl von London bis Windsor (4 deutsche Meilen) reichen." Es giebt in England zwei Bierarten, die häufig ins Ausland verschickt und in ungeheurer Menge fabricirt werden: Porter (Pohrter) und Ale (Aehl), jenes ein starkes braunes, dieses ein weißes Bier. Gegen die englischen Brauereien stehen die Münchener, die bairischen über-haupt, an Größe und Bedeutung zurück, ob sie gleich auf dem Fest-lande die ersten sind.

Aus dem Geräusche der Geschäfte, des Welthandels und der Weltindustrie flüchten wir uns in die geweihte Stille der Kirche. Wir schreiten über die Westminsterbrücke und stehen vor der berühmten Westminsterabtei. Dieses großartige Gebäude, das indeß weder an Reinheit des Stils, noch Großartigkeit der inneren Einrichtung sich mit dem Kölner Dome messen kann, beherrscht mit der St. Paulskirche, die in der Mitte der Altstadt von London liegt, eigentlich die unermeßliche Stadt; denn sie bilden die beiden Punkte, die allein aus der unübersehbaren Häusermasse mächtig emportauchen. Was sowohl der Paulskirche, als auch der Westminsterabtei einen Vorzug vor dem Kölner Dome ge-währt, ist eben, daß sie bei ihrer Großartigkeit vollständig aus-gebaut und bis ins Kleinste vollendet sind.

Was in andern Städten glänzend und augenfällig ist, verliert sich in London: Tag für Tag erfüllt jenes Gedränge, das stets fluthet und nur bei Nacht in den Straßen ebbet, jener Tumult, der nie still ist, jene Thätigkeit, welche sich nie erschöpft, das Auge und das Ohr des Fremden mit Verwunderung, und er empfindet es, von welcher Kraftentwickelung es umgeben ist, und wie diese weithin ausgedehnten Kräfte des britischen Reiches in diesem Herzen von England zusammenlaufen.

5. London und seine Bauten.*

London enthält nach der neuesten Zählung 2,803,034 Ein-wohner, also mehr als halb so viel Einwohner als ganz Baiern, über eine halbe Million mehr als alle Großherzogthümer in ganz Deutschland zusammengenommen, oder als das Königreich Sachsen,

* Petermann.

fast eben so viel als das Kurfürstenthum und die Grafschaft Hessen, die 16 Herzog- und Fürstenthümer und die 4 Freien Städte zusammen, somit so viele Einwohner als 22 deutsche Staaten insgesammt; es ist fast drei Mal volkreicher als das Königreich Griechenland und um hunderttausend Seelen volkreicher als Dänemark mit allen seinen Beiländern, doppelt volkreicher als das Königreich Norwegen und volkreicher als Wien, Berlin, Paris und Rom zusammengenommen. Es ist wohl das erste Mal in der Welt, daß eine solche Masse Menschen auf einer Fläche von vier deutschen Quadratmeilen zusammen wohnt. Man kann zwar kaum angeben, wo London eigentlich endigt, da es keine Art von einheitlicher Verwaltung hat und keine Behörde irgend einer Art sich auf die ganze Stadt erstreckt. Parlamentarisch genommen besteht London aus den Wahlbezirken City, Westminster, Marylebone, Finsbury, Tower Hamlet's, Southwark und Lambeth; aber dies ist auch nur eine sehr fiktive Beschreibung der Stadt, indem eine Menge umliegender Orte nach und nach von dem wachsenden Ungeheuer verschlungen werden, aber ihre eigne Verwaltung behalten. Die Post ist in derselben Verlegenheit über die Ausdehnung der Stadt und hat eigenmächtig dieselbe in eine innere und äußere getheilt, indem sie von dem General-Post-Amt aus einen innern Zirkel von drei englischen Meilen Radius und einen weiteren von sechs englischen Meilen Radius gezogen hat; der letztere bildet die äußere Stadt, enthält jedoch zum Theil mehr, zum Theil weniger, als man eigentlich zur Stadt zählt. Wollte man das, was gesetzlich zum Hafen von London gehört, zur Stadt rechnen, so würde sie noch viel ausgedehnter sein, denn dieser geht von der Southwark-Brücke an 30 englische Meilen am Fluß hinab; allein diese Theile gehören größtentheils nur so weit zur Stadt, als sie den Hafenbeamten und der Gerichtsbarkeit der Wasserpolizei der City unterworfen sind.

Die Zunahme der Bevölkerung der eigentlichen Stadt, welche mehr als 400,000 Häuser enthält, beträgt in den letzten zehn Jahren im Ganzen 440,798 Köpfe, jährlich aber etwa 70- bis 80,000 Menschen, die nach Londoner Bauart und Gewohnheit 10- bis 11,000 neue Häuser erfordern. Die Größe dieser Bevölkerung und dieser Zunahme erscheint im ersten Augenblick unbegreiflich, denn nicht nur ist es an und für sich ein fast unerhörtes Verhältniß, daß eine Hauptstadt den zehnten Theil der Bevölkerung eines Reiches enthalte und noch mehr, daß sie die Hälfte der jährlichen Zunahme der Gesammtbevölkerung für sich anspreche. Es scheint um so sonderbarer, wenn man die Abneigung der Engländer gegen London kennt. In Frankreich ist es der erste Wunsch eines jeden Menschen, in Paris zu wohnen, und nur die Unmöglichkeit hindert ihn, diesen Wunsch auszuführen; in London ist es der erste

Wunsch eines Jeden, auf dem Lande zu wohnen; hat er sich bereichert, so kauft er einen großen oder kleinen Landesbesitz und kommt nur zu Geschäften oder auf einige Wochen in der modischen Zeit, im Frühjahr, in die Stadt; hat er es aber noch nicht so weit gebracht, so sucht er wenigstens einige Stunden außerhalb der Stadt zu wohnen. Aber die Anziehungskraft und die Macht dieser unbegreiflichen Stadt, die Größe der materiellen und moralischen Interessen, die hier ihren Mittelpunkt finden; die Thätigkeit des Handels und die Leichtigkeit, Arbeiten aller Art hier obzuliegen, sind so übermächtig, daß sie nothwendig viele Tausende von Menschen aller Art hierher führen. Dazu kommt, daß London nicht nur die Hauptstadt vom europäischen England, sondern von einem Kolonialreiche ist, aus dem jährlich Tausende von Familien zurückkommen, die keinen Familiensitz in England haben und es daher bei weitem leichter und wohlfeiler finden, sich in London niederzulassen, wo für Bedürfnisse aller Art gesorgt ist, wie nirgends in der Welt. So entstand vor einigen Jahren ein neues Quartier sehr schöner Straßen nördlich vom Park von Kensington, das den Namen Kleinasien erhielt, weil es größtentheils von ehemaligen Offizieren und Beamten von Indien bewohnt wurde, und in einem andern neuen Quartier, das gegen Hamersmith hin gebaut worden war und sich vor Kurzem bevölkerte, waren fast alle Häuser von aus Australien zurückgekommenen Kolonisten gekauft worden. Es macht der englischen Selbstverwaltung die größte Ehre, daß für das Bedürfniß einer so zunehmenden Bevölkerung auf die natürlichste Art und wie von selbst gesorgt wird, ohne daß die Regierung oder selbst die lokale Municipalität sich darein mischt. Wenn man bedenkt, mit welcher Gewaltthätigkeit und Verschwendung in Paris, mit welcher Langsamkeit und Schwerfälligkeit in Wien für eine unendlich kleinere Ausdehnung der Stadt gesorgt wird, so erstaunt man, zu sehen, wie in London die Dinge fast wie durch ein Naturgesetz vor sich gehen und aus dem Boden zu wachsen scheinen und überall neue Quartiere entstehen, die mit Wasser, Gas und allem versehen werden, und wie die Größe der Operationen einen Menschenverstand und eine Leichtigkeit dabei eingeführt hat, welche die Regierungsweisheit jener schreibseligen und vielgeplagten Städte gänzlich zu schanden machen. Denn das Resultat ist, daß in London der Bau der Häuser dem Bedürfnisse eher vorangeht, daß Jeder in den neuen Quartieren leicht eine seinen Mitteln und Bedürfnissen angemessene Wohnung findet, daß die Straßen schöner sind, als sonst irgendwo und daß trotz der schwierigen Verhältnisse des Grundbesitzes die Wohnungen in London wohlfeiler sind, als in jeder andern großen Stadt. Der Miethzins kostet in London in dem größeren Theile der Stadt (mit Ausnahme der City) nur die

Hälfte von dem, was er in Paris und Wien (nicht nur in der innern Stadt, sondern auch in den zugänglicheren Theilen der Vorstädte von Wien) kostet, während die Häuser bequemer und gesunder als in diesen beiden Städten sind.

Die Häuser- oder vielmehr Städte-Fabrikation geht um den ganzen äußern Umkreis der Stadt vor sich und das Verfahren ist überall dasselbe. Niemand oder wenigstens fast Niemand baut selbst ein Haus, mit Ausnahme einiger sehr reichen Leute, deren Zahl in der Masse des hiesigen Bauwesens kaum in Betracht kommt. Es ist im Gegentheil so weit gekommen, daß es kaum noch der Mühe werth ist, eine Straße zu bauen, obgleich dies auch noch vorkommt, sondern ein rechter Bauunternehmer findet es vortheilhafter, ein ganzes Quartier zu bauen, das Straßen für reiche, für wohlhabende, für mittlere und arme Leute enthält. Jede Seite eines Straßenviertels stellt gewöhnlich ein architektonisches Ganzes dar, das eine Façade bildet und im Innern in gleichförmige Häuser abgetheilt ist, mit der Ausnahme, daß die Eckhäuser gewöhnlich geräumiger sind. Häuser erster Klasse bilden oft einen Square, d. h. ein hohles Viereck, das in der Mitte einen Garten hat, zu dem die Einwohner des Square Schlüssel haben, oder sie bilden Halbmonde oder Terrassen, d. h. sie sind von der großen Straße durch einen Streifen von Gartenanlagen getrennt, hinter denen die Anfahrt zu den Häusern herumläuft. Häuser zweiter Klasse stehen meistens in kleinen Gärten, die zu ihnen gehören; die dritter Klasse haben zwischen sich und der Straße einen kleinen Garten aber keine Anfahrt. In allen diesen giebt es keine Kaufläden. Häuser mit Buden bilden eigne Straßen, welche theils die großen Durchfahrten und Arterien der Stadt sind, wo sich die reichen Läden finden, theils kleinere Nebenstraßen für die ärmern. Diese systematische Vertheilung der Häuser nach Klassen ist dieselbe in allen neuen Stadttheilen, nur wechseln, je nachdem die Gegend mehr oder weniger modisch ist, die Zahlenverhältnisse der Häuser erster und letzter Klasse; im Ost- und Südende der Stadt sind mehr Buden und Waarenhäuser, im Norden und Westende mehr Privathäuser erster und zweiter Klasse. Ein Quartier dieser Art ist daher eher wie die Stiftung einer Kolonie, bei der man darauf sehen muß, für alle Bedürfnisse zu sorgen und die Reichen und die Armen, die einander nöthig haben, in gehörigen Verhältnissen zusammen zu bringen, so daß sie einander ohne großen Zeitverlust finden können.

Doch wir kommen etwas zu schnell an den Häuserbau, denn vor allem muß der Unternehmer sich den Grund und Boden anschaffen, was keine ganz einfache Sache ist. Das Land um die Stadt herum gehört zum größten Theil einigen Körperschaften und großen Landbesitzern, z. B. den Universitäten Oxford und Cambridge,

dem Bisthum London, dem Marquis von Westminster u. s. w. Diese verkaufen selten das Land, woran auch die spekulirenden Unternehmer durchaus nicht hängen, weil der Ankauf das auszugebende Kapital sehr beträchtlich vermehren würde, sondern sie vermiethen es auf 30 bis 100 Jahre unter der Bedingung eines Grundzinses und des Zurückfalles der Häuser, die auf dem Lande stehen, an den Grundbesitzer nach Verlauf der Vertragszeit. Früher war es sehr gewöhnlich, auf 30 Jahre Land zu miethen, besonders für ärmere Quartiere; man bezahlte dabei einen sehr kleinen Grundzins, weil der schnelle Heimfall der Häuser den Grundbesitzer entschädigte. In neuerer Zeit aber haben beide Theile eingesehen, daß Verträge auf 70 bis 99 Jahre vortheilhafter sind; der Grundbesitzer verlangt eine größere Grundrente und der Unternehmer kann bessere Häuser bauen, weil das lange Amortissement weniger lästig ist. Ein Morgen Land in der Umgegend von London ist für Wiesen oder Gärten etwa 3 bis 4 Pfd. St. jährlich werth, oder, wenn das Land für Pflanzschulen oder Gemüsegärten besonders gut gelegen ist, 6 bis 8 Pfd. St. Sobald es Bauplatz wird, steigt es auf 40 bis 60, vielleicht mehr, und mit der unausbleiblichen Bedingung des Rückfalles der Häuser nach der stipulirten Zeit. Dabei wird immer ausbedungen, daß die Häuser in gutem Zustande zurückfallen müssen, und dies ist keineswegs eine bloße Formel, wie es wohl früher der Fall war, sondern wird jetzt streng eingehalten; denn gegen das Ende der Zeit kommt ein Baumeister von Seiten des Grundbesitzers, besichtigt die Häuser und läßt sie auf Kosten des zeitigen Besitzers repariren, anstreichen u. s. w., und der Betrag dieser Reparaturen wird von dem Miethbewohner bezahlt, der es seinerseits dem bisherigen Besitzer an der Miethe abzieht. Die Zunahme an Vermögen und Einkommen, welches die Grundbesitzer um London herum im Verlaufe der Zeit und für die ältern Theile der Stadt schon seit langer Zeit an sich ziehen, übersteigt alle Berechnung. Es liegt ihnen daher auch daran, daß auf ihrem Grund und Boden die möglichst werthvollen Häuser gebaut werden, und sie lassen sich also, ehe sie einen Miethvertrag über Land eingehen, immer die Pläne vorlegen, verlangen so viel als möglich Häuser der bessern Klassen und möglichst soliden Bau.

Je mehr sich die Stadt ausdehnt, um so mehr gewinnen natürlich die schon gebauten Theile an Werth und dieser steigt im Innern der Stadt, wie z. B. in der City, auf das Unglaubliche. Diese bildet nämlich nur einen sehr kleinen Theil von London und hat nur 600 englische Morgen Oberfläche und das Bedürfniß an Raum für Bureau's der Kompagnien, der Banquiers und Großhändler ist so groß, daß für ganz kleine Räume und oft nur für wenige Jahre unerhörte Summen geboten werden. So steht z. B.

in der Nähe der Börse, in Cornhill, eine kleine Bude eines Obstverkäufers, die an die Bureaux einer Compagnie stößt, welche sich auszubreiten das Bedürfniß hat; sie bot dem Obstverkäufer 1000 Pfd. St. jährlich für die noch übrigen Jahre seines Miethvertrages an, aber er verlangte 2500 Pfd. St. jährlich und sie sind nicht handelseinig geworden. Der Advokat der City hat vor einiger Zeit erklärt bei Gelegenheit eines Prozesses, daß nach einem Durchschnitte von vielen Jahren die City, wenn sie Häuser gekauft habe, um öffentliche Verbesserungen anzubringen, wie beim Durchbruch neuer Verbindungsstraßen, den Grundbesitz zu 360,000 Pfd. St. für den Morgen bezahlt habe, und es ist der Fall vorgekommen, daß ein ganz kleines Stück Land in der City zu einem Preise verkauft wurde, zu dem ein Morgen 1,000,000 Pfd. St. gekostet hätte. Die Folge ist natürlich, daß die City sich nach und nach entvölkert, indem die Magazine und Bureaux den Platz einnehmen, der zu theuer zum Bewohnen geworden ist, und die Kaufleute außerhalb der Stadt wohnen und Niemand mehr in den Häusern schläft, als wer zu ihrer Bewachung nöthig ist.

Doch wir kehren nach dieser Abschweifung zu unserm eigentlichen Thema, der Fabrikation neuer Quartiere, zurück. Hat also der Bauunternehmer mit dem Grundbesitzer seinen Vertrag abgeschlossen, in welchem die Grenzen des gemietheten Landes, die Bedingungen der Grundrente und die Dauer des Vertrages, die Zahl und Arten der Häuser, die gebaut werden sollen, wahrscheinlich die Lokalitäten, die für eine Kirche und vielleicht für eine Schule vorzubehalten seien, festgesetzt sind, so kann er ohne jegliche weitere Erlaubniß zu bauen anfangen, wobei er nur den Bestimmungen des Baugesetzes für die Stadt London nachzukommen hat. Dieses wurde in Folge von Klagen über ungesunde und gefährliche Bauten gegeben und enthält Bestimmungen über die Dicke der Mauern im Verhältniß zur Höhe der Häuser, über die Anlage der Kamine und Küchenfeuer und über Abzugsgräben. Die Ueberwachung der vorgeschriebenen Bestimmungen gehört den Municipalitäten der verschiedenen Stadtviertel, welche Inspectoren dazu ernennen, die das Recht haben, Aenderungen im Bau zu verlangen, wenn gegen die gesetzlichen Bestimmungen gebaut wird, im Nothfalle die angefangenen Häuser niederzureißen, wenn die Aenderungen nicht vorgenommen werden, und Reparaturen anzuordnen, wenn alte Häuser gefährlich zu werden drohen. Es ist keineswegs nöthig, daß der Unternehmer dem Inspector seinen Plan vorlegt, und im Allgemeinen thut er es auch nicht, denn die Freiheit in England besteht eben darin, daß man keine vorläufige Erlaubniß braucht und eben vor dem Gesetze verantwortlich ist, wenn man thut, was gegen das Recht eines Andern ist.

Der Unternehmer fängt seine Bauten damit an, daß er die

Straßen zieht und ebnet und dann den ganzen Grund und Boden, der ein Häuserviereck bildet, sowie den, welchen die Trottoirs an den Straßen hin einnehmen sollen, etwa 10 Fuß ausgräbt. Hierauf baut er an der Chaussee hin eine fortlaufende Reihe von Gewölben aus Backsteinen, die nach dem Innern des Vierecks hin sich öffnen, 6 bis 8 Fuß tief und eben so breit, und zu Kohlenkellern für die künftigen Häuser bestimmt sind; sie werden oben mit Erde zugedeckt, geebnet, mit Steinplatten belegt und bilden das Trottoir mit einer Oeffnung im Gewölbe, deren Mündung in das Trottoir mit einer eisernen Platte geschlossen ist, durch welche die Kohlen eingeschüttet werden. Die Thür des Kellers ist natürlich gegen das Innere des Vierecks gewendet und geht in den kleinen unterirdischen Hofraum (area), der das Haus von der Straße trennt und bestimmt ist, der unterirdischen Küche Licht und Luft zu geben. Diese Area ist 4 bis 8 Fuß breit und gewöhnlich von der Straße aus durch eine Treppe zugänglich, welche in die Küche hinabführt und für Lieferanten und die Dienstboten bestimmt ist; die Area ist vom Trottoir durch ein eisernes Gitter getrennt, das mit einer Thür versehen ist, die auf die hinabgehende Treppe führt. Sobald die Keller unter dem Trottoir gebaut sind, wird mit den Häusern angefangen und die ganze Straße erhebt sich zu gleicher Zeit; die Küche, Speisekammer u. s. w. sind unter der Erde oder vielmehr unter dem Niveau der Straße, denn sie sind nirgends von Erde umgeben. Das Erdgeschoß in einem bürgerlichen Hause enthält immer das Speisezimmer und das Arbeitszimmer des Hausherrn; der erste Stock wird von der Frau bewohnt, der zweite enthält Schlafzimmer, der dritte Kinderstuben u. s. w., der letzte Schlafzimmer der Dienerschaft, und die Bauart ist so einförmig, daß man nur bei größeren Häusern, die drei und mehr Zimmer auf jedem Stockwerk haben, einen Augenblick im Zweifel sein kann, wozu jede Thür führen müsse. Für den innern Ausbau der Häuser haben die großen Bauunternehmer eigne Fabriken, in denen alle Holz- und Metallarbeiten im Großen und vortrefflich gemacht werde. Das Holz zu Thüren, zu Treppengeländern, Böden, Fenstern u. s. w. wird mit Dampfsägen und Hobeln bearbeitet und tausende von jedem Gegenstande in absolut gleicher Größe und Qualität angefertigt; so mit Schlössern, Angeln, Schrauben, Thürheben, Riegeln aller Art, die je nach Größen und Klassen so gleich producirt werden, daß jedes Exemplar in jedem Hause einer gleichen Klasse ohne Weiteres angebracht werden kann.

Diese Fabrikation im Großen mit Maschinen aller Art macht es den großen Bauunternehmern möglich, alle diese Artikel gut und wohlfeil zu geben, neue und bequeme Einrichtungen leicht einzuführen, und man findet auch in den neuen Häusern die Vertheilung des Raumes sehr zweckmäßig, die Holz- und Metallarbeit

sehr solid und gut und die Wasserbehälter und Röhren mit größter Sorgfalt und Berechnung der Bequemlichkeit und Reinlichkeit angelegt.

Sobald eine Straße angelegt wird, macht der Bauherr einen Vertrag mit einer der Wasserkompagnien, welche die großen Röhren durch die neuen Straßen legt, und im Bau jedes Hauses wird am Anfang dafür gesorgt, daß alle Stockwerke mit Hähnen versehen werden, durch welche man eine in der That unbeschränkte Masse von Wasser entweder durch den direkten Druck aus den Hauptröhren oder durch einen Behälter oben im Hause, der alle Morgen von den Hauptröhren aus gefüllt wird, abziehen kann. Dieser Ueberfluß an Wasser ist es vor Allem, dem London verdankt, die gesundeste Stadt in Europa zu sein, denn die Sterblichkeit beträgt gegenwärtig nur noch 25 vom Tausend jährlich. Es giebt in den älteren und ärmeren Theilen der Stadt noch etwa 90,000 Häuser, die keinen Wasserzufluß von außen erhalten und auf Brunnen angewiesen sind, aber etwa 300,000 werden von 8 Wasserkompagnien mit täglich 60 Millionen Gallonen Wasser versehen und man muß in London gewohnt haben, um zu begreifen, wie groß der Einfluß dieser Wassermasse auf alle Lebensgewohnheiten, auf die Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Gesundheit ist, und um das Grausen zu theilen, mit dem Engländer von dem pestilenzialen Geruch sprechen, der in den Häusern in Paris, Wien und Berlin herrscht und den man auch in London in alten und vernachlässigten Quartieren findet, wo ewiges Fieber herrscht.

Wenn eine Straße fertig ist, so beeilt sich der Unternehmer, die Häuser zu vermiethen und womöglich zu verkaufen; denn es liegt ihm vor allem daran, sein Kapital wieder zu erhalten, um dieselbe Operation von Neuem anzufangen, und gewöhnlich verkauft er sie in nicht langer Zeit, da jeder lieber in einem eignen Hause wohnt und man wohlfeiler kauft als miethet, weil der Verkäufer ein Häuserhändler und nicht ein Hausvermiether ist, im Großen, also wohlfeil fabrizirt hat und sein Kapital zu neuen Bauten braucht. Die Spekulation ist im Allgemeinen glücklich; viele der Bauunternehmer haben ein großes Vermögen erworben und die meisten gedeihen, selbst wo sie unter ungünstigeren Bedingungen arbeiten. Es geschieht nämlich bisweilen, daß ein Maurer, ein Tischler und ein Schlosser sich associiren, um eine Straße zu bauen, daß sie mehr unternehmen, als ihr Kapital erlaubt, und genöthigt sind, auf die halb gebaute Straße Geld aufzunehmen; aber auch diese Spekulationen gedeihen gewöhnlich, wenn sie mit nur gewöhnlichem Verstande in der Wahl der Gegend und der Klasse der Häuser gemacht werden.

Das Resultat der großen Freiheit, die man hier im Hausbau genießt, hat eine Konkurrenz herbeigeführt, welche mit der schnellen

Zunahme der Bevölkerung völlig gleichen Schritt hält und die neuen Theile von London zu der schönsten und gesundesten Stadt von der Welt gemacht hat, wo man mehr Raum, breitere Straßen, mehr Räume und Bequemlichkeiten hat, als irgendwo, und das alles um einen Preis, der im Ganzen die Hälfte von dem nicht überschreitet, was man in Wien und Paris für ungesundere Logis bezahlt. Da die Stadt sich nicht in Bauten gemischt hat, so entgeht sie aller der Gewaltthätigkeit und Verschwendung, die man in Paris sieht; sie bricht nicht selbst neue Straßen durch und braucht die Leute nicht zu zwingen, ihre Häuser deshalb zu verkaufen; sie hat keine Schulden und daher keine Octroi, um sie zu bezahlen und das Leben zu vertheuern, und die Folge ist, daß das Leben in London sehr beträchtlich wohlfeiler ist, als in Paris. Wir sprechen hier von Allem, was wirklich zum Leben nöthig ist, von Wohnung, Feuerung, Nahrung, Kleidung und Bedienung, und wenn das Leben in London wirklich theurer und zwar viel theurer ist als in Paris oder in Wien, so kommt dies einzig von dem größeren Luxus her, den der allgemeine Reichthum eingeführt und so allgemein gemacht hat, daß ihm auch die nicht entgehen können, die ihn gern entbehren und deren Mittel ihn schwer erlauben. In reichen Häusern in der Stadt und auf dem Lande geht das Raffinement des Luxus in Equipage, in Möbeln, in Bedienung, im Essen bis zur Abgeschmacktheit, und dieses Beispiel wird von Stufe zu Stufe herab so viel als möglich nachgeahmt, so daß nach und nach die Bedürfnisse und Gewohnheiten von Jedermann gesteigert worden sind.

Schließlich mag noch der neuesten Schöpfung Londons, der unterirdischen Eisenbahn, gedacht werden, welche in der Mitte des April d. J. (1862) zuerst befahren wurde und deren Eröffnung aller Wahrscheinlichkeit nach kaum minder epochemachend werden wird, als der Tag, an dem die Panzerschiffe „Merimac" und „Monitor" an einander geriethen. Wie von jenem Kampfestage ab ein neues Zeitalter des Schiffbaues und der Seekriegführung, vielleicht der Kriegführung überhaupt datiren wird, so von dieser ersten unterirdischen Eisenbahnfahrt an eine neue Epoche des Verkehrs, sicherlich des Straßenverkehrs in großen Städten. Die Fahrt, die stattfand, war erst eine allervorläufigste Probefahrt, Rollwagen statt der Waggons, Pferdevorspann statt der Lokomotiven, Laternen und Fackeln statt Gaslicht, aber es war dennoch eine unterirdische Fahrt, und das ist die Hauptsache. Diese „Tunnelstraße", wie man sie einfach nennen kann, befindet sich auf der Nord- oder Middlesex-Seite der Stadt, steigt bei Faringdon Street, also an der Grenze der City (nicht weit von der Post, von Newgate, Ludgade Hill, Times-Redaktion u. s. w.), in die Tiefe und läuft von da aus 5 englische Meilen lang in west-nordwestlicher Richtung nach dem Paddington-

Bahnhof. Die ersten Reisenden oder Passagiere, die diesen Tunnel in 20 mit Stroh ausgelegten Wagen befuhren, hatten, wie schon angedeutet, mit Unbequemlichkeiten zu kämpfen: die Luft (einige hatten sogar schlagende Wetter prophezeiht) war dumpfig, naßkalt, und namentlich hatte die Klarmachung des Weges, die Hinwegräumung von Balken, Stangen und zahllosen Arbeitsgeräthen große Schwierigkeiten geboten; nichts desto weniger ging alles ohne Unfall und Störung vorüber und die erste unterirdische Straße Londons ist zum ersten Male glücklich befahren worden. Die Sache erscheint in dieser Wunderzeit der Technik und Mechanik, wo sich die Sinne an Blendendes und Ungeheuerliches beinahe gewöhnt haben, kleiner und geringfügiger, als sie in Wahrheit ist, denn es läßt sich mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß die „unterirdischen Straßen" (dieser ersten werden natürlich andere auf den Hauptverkehrslinien Londons folgen) der Erscheinung wie dem ganzen öffentlichen Leben Londons eine durchaus veränderte Gestalt geben werden. Zu dem alten London-Verkehr, der sich auf Fluß- und Straßenfahrt beschränkt, wird, geboten durch den immer wachsenden Werth von Grund und Boden, der Viadukt- und Tunnelverkehr treten, von denen der erste das Häusermeer der Stadt nach allen Seiten hin überbrückt, während der andere bergwerkartig seine Straßen unter dem alten Bau- und Mauerwerk hinzieht. Dieser Tunnelverkehr wird wachsen, je mehr im immer lauter werdenden Lärm die Sinne sich nach Stille sehnen. Zwar bietet das macadamisirte London nicht halb die Schrecknisse des zum Theil schlecht gepflasterten Berlins, auf dessen Straßen die Wagen mit rumpelnden Biertonnen und rasselnden Eisenstangen ein Gespräch kaum noch möglich machen, aber um wie Vieles erträglicher auch der große Sause- und Brauselärm Londons als der Klapper- und Rassellärm Berlins beschaffen sein mag, auch hier thut Ruhe Noth. Ein Freund sagte mir einst über Venedig: „Der Zauber dieser Stadt ruht in Vielem, aber was das Gemüth am tiefsten ergreift und im ersten Moment am räthselhaftesten berührt, das ist die Mischung von allerbeweglichstem Leben und allerländlichster Stille. Das Leben bewegt sich wie auf Sammetschuhen; die Luft zittert nicht, sie schwebt, sie ruht und ihre Ruhe theilt sich dem Glücklichen mit, der darin lebt." Die „Tunnelstraßen" werden vielleicht dereinst in großen Städten etwas Aehnliches schaffen und den Eisenstangenwagen jener unterirdischen Tiefe überlassen, in die er gehört!

6. Die Westminsterabtei in London.

Westminsterabtei, auch Sanct Peters Kollegiatkirche genannt, welche bei dem geschichtlich berühmten Westminsterhall zu London

gelegen, gehört zu den denkwürdigsten Kirchendenkmälern der Welt, und der Geist, welcher aus ihren ergrauten Mauern, aus ihren Riesenpfeilern und Verzierungen spricht, vertritt die Geschichte der Zeitalter vom Anfange des siebenten Jahrhunderts bis auf unsere Tage. Obschon ihr Ursprung sich im märchenhaften Dunkel der Vorzeit verliert, so gilt doch Sebert, König der Ostsachsen, als ihr muthmaßlicher Erbauer. Dieser starb bereits im Jahre 616; die Westminsterabtei feierte also bereits im Jahre 1860 ihren 1244sten Geburtstag. Freilich stiegen ihre hochragenden Mauern nicht gleich so vollendet aus dem Boden hervor, wie wir sie jetzt sehen; sondern sie hatte verschiedene Umbildungsprozesse zu überstehen, welche sich zum Theil mit der politischen Geschichte Englands im engsten Zusammenhange befinden.

Die Kirche gehörte ursprünglich zu einem Kloster, welches König Offa von Mercia ausbaute und die Dänen zerstörten. König Edgar stellte es 958 wieder her. Die Dänen zerstörten es jedoch von Neuem, und jetzt war es Eduard der Bekenner, welcher die Kirche in großartigerm Stile wieder aufrichtete. Ihre gegenwärtige Gestalt, die Form eines kolossalen Kreuzes, erhielt sie von Heinrich dem Dritten, dessen Nachfolger im Jahre 1285 das herrliche Meisterwerk im gothischen Stile so vollendete, wie es noch heute, abgesehen von neueren inneren Einrichtungen, beim Eintritte durch das westliche Portal dem Beschauer erscheint. Nur die beiden viereckigen Thürme im Westen, welche mit der Zusammensetzung des Gebäudes nicht ganz übereinstimmen, wurden erst zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von Christoph Wren errichtet.

Die Länge der Kirche beträgt 489 Fuß, des Schiffes 375 Fuß, die Breite des Kreuzes 195 Fuß, des Schiffes 72 Fuß, die Höhe des Daches 92 Fuß. Rings um die Kirche sind eine Anzahl Kapellen zum Andenken an fürstliche Personen angebaut, die erste 1502 durch Heinrich VII., welche er für sich und seine Erben zum Begräbniß bestimmte. Unmittelbar hinter dem Altar ist die Kapelle Eduard des Bekenners, zu welcher eine Truppenpyramide emporführt. Die Asche des Erbauers ruht inmitten dieser Kapelle. Eben daselbst ist das Grabmal Heinrichs des Dritten mit den Särgen Eduards des Ersten und seiner Gemahlin Eleanor. Dieses Grabmal enthält auch die Krönungssessel der älteren englischen Könige. Neben der Kapelle Eduards des Bekenners ist die Heinrichs des Fünften, in welcher sich das königliche Bildniß befindet, dessen silberner Kopf nebst Scepter und Reichsapfel einst gestohlen worden ist. Kopflos ist es noch deutlicher ein Sinnbild erstorbener Herrschergröße. — Der südliche Kreuzflügel der Kirche enthält, unter dem bekannten Namen des Poetenwinkels, die Grabmäler berühmter Dichter, Künstler und Gelehrten, eines Milton,

Spencer, Shakespeare, Johnson, Dryden, Thomson, Goldsmith, Chaucer, Händel, Garrick u. s. w.; im nördlichen Kreuzflügel sind die Ehrendenkmäler berühmter Staatsmänner und Nationalwohlthäter. Die Denkmäler Sir Isaak Newtons, des Grafen von Stanhope, Herzogs von Argyle, Dr. Watts, Gottfried Knellers, Kapitän Cornwalls, Lord Chathams u. s. w. sind besonders hervorragend. Die schrecklichsten Epochen der Westminsterabtei fallen in die Regierungen Heinrichs VIII. und der Königin Maria. Ersterer, bekannt als Tyrann, welcher seine eignen Gattinnen aufs Schaffot lieferte, brach mit dem Papste, als dieser nicht in seine Pläne willigte, und machte sich, nach dem Rathe Cranmers, des Erzbischofs von Canterbury, selbst zum geistlichen Oberhaupte. Zwei Königinnen, zwei Erzbischöfe, zwei Kardinäle, 18 Bischöfe, 13 Aebte, 500 Prioren und Mönche, 38 Doctoren der Theologie und der Rechte, 12 Herzöge und Grafen, 164 Edelleute, 124 Bürger und 110 Frauen mußten auf Befehl dieses geistlichen Wütherichs das Schaffot besteigen. Die Westminsterabtei wurde erst in ein Kollegiatstift verwandelt, dann Kathedrale des Bisthums Middlesex. Heinrich des Achten Nachfolger, Eduard der Sechste, stellte das Stift wieder her. Nun aber kam, von 1558 bis 1603, die Königin Maria zur Regierung, welche ihres Ahnen, Heinrich, Grausamkeiten in katholischem Sinne erneuerte. Sie wollte ohne Unterschied Alles wieder streng katholisch haben und ließ 279 Anhänger der anglikanischen Kirche, welche sich dessen weigerten, ohne Erbarmen hinrichten. Westminsterabtei ward unter ihrer Regierung wieder Kloster.

Elisabeth endlich, jene ebenso kräftige als aufgeklärte Königin, erfüllte die neuen Formen der evangelischen Kirche mit einem reinern Geiste und gab auch die Westminsterabtei einer nützlichern Bestimmung zurück, indem sie eine Knabenerziehungsanstalt mit dem Kollegiatstift verband.

Die neuere Zeit hat mit sanfteren Mitteln an der friedlichen Entwickelung der englischen Kirche fortgebaut und keine grelle Verblendung stört mehr die Eintracht Derer, welche in der Westminsterkirche sich zum Gottesdienst versammeln. Selbst den in den Kapellen befindlichen Denkmälern derjenigen Fürsten und Fürstinnen, welche in einem dunklern Zeitalter selbst mit zur Verwirrung und zur Qual der Menschen beitrugen, naht der Besucher der Abtei jetzt nicht mehr mit den Gefühlen des Abscheus und des Hasses, sondern der Versöhnlichkeit und der Freude über die errungene Palme des Lichtes und des Friedens.

Das Innere der Kirche ist durch Einbaue ohne kunstgemäße Uebereinstimmung etwas überladen, namentlich hindert der prachtvolle Chor mit dem Altare in griechischem Stil, wo die englischen Herrscher gekrönt werden, die volle Ueberschau. Aber der freie

Blick nach der Höhe der majestätischen Säulen und Spitzbogen, das Großartige der Ausdehnungen und das Anziehende künstlerischer Einzelheiten erfüllt uns mit Bewunderung und Befriedigung.

7. Der Sonntag in England.*

Welch ein Tag für die arbeitende Klasse auf dem festen Lande! Die Greise freuen sich schon Sonnabends auf den Ruhepunkt, wo sie nach sechs mühevollen Tagen die Ihrigen reinlich und festlich gekleidet in Freude und Lust um sich sehen; die Kinder rechnen schon Montag, wie lange es noch zum Sonntag sei, dann ist keine Schule, dann können sie frei und frank herumlaufen und spielen nach Herzenslust, und vollends den jungen Leuten öffnet sich ein Himmelreich bei Musik und Tanz, unter der Linde und in der Schenke.

Von den Vornehmen in den Städten haben freilich Viele alle Tage Sonntag, wenn sie wollen; dennoch ist für alle Stände der Tag des Herrn nicht nur ein Ruhetag, sondern auch ein Tag der Freude, dem geselligen Vergnügen und vor Allem den Familienzusammenkünften geweiht. Wenige giebt es, die nicht diesem Tage, so oft er erscheint, mit irgend einer frohen Hoffnung entgegensehen, und wäre es nur die, einmal ins Schauspiel zu gehen, nachdem man die ganze Woche alle Abende bei der Arbeit war.

Ganz anders ists in London. Musik und Tanz sind streng verboten, ans Theater ist gar nicht zu denken erlaubt; alle Läden, alle Ausstellungen sind dicht verschlossen. Die verfolgungssüchtige Beschränktheit, mit der man hier für die Heilighaltung des Sabbaths wacht, übertrifft noch die der Juden, welche doch nur die Arbeit untersagen, aber das Vergnügen erlauben.

Einige der vornehmsten Familien des Reichs wurden vor Kurzem fast namentlich in den Kirchen als Sabbathsschänder und schreckliche Sünder abgekanzelt und in allen öffentlichen Blättern mit Schmähreden überhäuft, weil sie Sonntags unter sich Liebhaberconcerte gaben, und weil es bisweilen vorkam, daß die Gesellschaften, welche sie Sonnabends bei sich versammelten, bis nach Mitternacht bei Tanz und Kartenspiel verweilten, und dadurch den Tag des Herrn entheiligten, ehe er noch recht erschienen war.

„Ists wirklich wahr," fragte eine Engländerin eine deutsche Dame, „daß man in Deutschland am Sonntage Karten spielt?" — „Freilich!" war die Antwort, „und zwar da am meisten, weil es da die Geschäfte am meisten erlauben." — „Guter Gott!" seufzte eine zweite Dame, „aber man kann es ihnen nicht so verübeln, weil sie nicht besser gelehrt werden," und dabei blickte sie mit-

* A. Grube und J. Schopenhauer.

leidig auf die Deutsche hin. — „Aber sie spielen doch nicht um Geld?“ fragte eine dritte. — — „Freilich um Geld, um viel Geld!“ — Alle fuhren schaudernd zurück. — „Gott segne uns Alle!“ sagte die vierte; „ich habe nur einmal Sonntags, und um gar Nichts, Karten gespielt, und ich kann mirs noch heute nicht vergeben.“ Alle vier hatten vorher bitterlich über den Sonntag geseufzt, der ihnen nicht erlaubte, einen Robber zu machen; man war auf dem Lande, bei abscheulichem Wetter, und hatte die schrecklichste Langeweile, während die Herren bei der Flasche wie angemauert blieben.

Der ächte Engländer theilt den Sonntag zwischen öffentlichem Gottesdienste, häuslicher Betstunde und der Flasche; seine Frau bringt die Zeit, welche ihr die Andacht übrig läßt, mit irgend einer Frau Gevatterin zu, und unterzieht den lieben Nächsten einer scharfen Beurtheilung, denn das ist Sonntags erlaubt. Die Kinder sind gar übel daran, seitdem man eigene Schulen für die Sonntagsabende errichtet hat, in welche sie prozessionsweise getrieben werden, nachdem sie den Tag über zwei Mal in der Kirche und ein Mal zu Hause die sinn- und geistlose Liturgie des englischen Gottesdienstes haben herbeten müssen.

Aber wie noch erbärmlicher gehts dem des Zwangs ungewohnten Fremden! Du öffnest das Klavier, die Wirthin knickst ins Zimmer herein und bittet, den Tag des Herrn nicht zu vergessen. Du ergreifst nun ein Buch, da kommt ein Besuch, sieht, daß Du einer weltlichen Unterhaltung Dich überlassen hast, und hält Dir eine wohlgemeinte Ermahnungsrede. Aergerlich setzest Du Dich ans Fenster, ergreifst, ohne daran zu denken, ein Strickzeug; da versammelt sich der Pöbel vor dem Hause, mit Schimpfen und Schelten kommt die Wirthin abermals herbei und drückt sich in ihrem heiligen Eifer dieses Mal weniger glimpflich aus, als das erste Mal. Beschäftigst Du Dich fern von dem Fenster in Deinem Zimmer, so äußern die Bedienten, so oft sie hereintreten, ihren heiligen Abscheu, wenn nicht durch Worte, doch durch Mienen. Wolltest Du mit Deinen eigenen Landsleuten eine Partie Whist in Deinem Zimmer spielen, so hat Dein eigener Bedienter das Recht, Dich beim nächsten Friedensrichter zu verklagen, und Du entgehst der Strafe nicht.

Was fängt man aber mit dem Tage an, der 52 Mal im Jahre wiederkehrt? Man macht kleine Reisen, wenn die Jahreszeit es erlaubt, und achtet es nicht, daß die Wegegelder am Sabbath zur Ehre des Herrn doppelt erlegt werden müssen. Im Winter bei schlimmem Wetter faßt man sich in Geduld — und langweilt sich.

8. Englands Frauen.*

Die ganze Last der Pflege und Erziehung der kleinen Kinder fällt bei uns in der Regel vornehmlich der Frau anheim. Und selbst den Knaben hat die Frau zu wehren. In Frankreich bleiben die Knaben noch länger als bei uns unter der Frauenzucht, und meistens haben sie dort bis zu ihrem zwölften Jahre keinen anderen als Frauenumgang gekannt, während in England der Knabe so früh, als möglich, dem Manne übergeben wird.

In den Parks und auf den Vergnügungsplätzen vor London, zu denen die kleinen Bürgerfamilien zu Fuße hinauswandern, wird man gewöhnlich den Mann die Kinder an der Hand führen und die kleinen Mädchen tragen sehen, während die Frau in seidenem Kleide, statt des Kindes auf dem Arme, einen Sonnenschirm in der Hand, ihre feine Haut zu schützen, nebenher geht. Man erinnert sich dabei des Vogels Strauß, von welchem die Naturhistoriker erzählen, daß er die von seinem Weibchen gelegten Eier ausbrüte, während dieses frei und müßig dabei umherspaziert.

In Deutschland dagegen sieht man weit häufiger die Kinder auf dem Arme und an der Hand der Mutter, während der Eheherr eine Pfeife im Munde, mit irgend einem Nachbar in politischer Unterhaltung und Kannegießerei vertieft, vorausgeht.

Selbst bei Wohlhabenden ist es unter uns nichts Seltenes, Frauen zu finden, die in allen Verhältnissen des häuslichen Lebens selbst mit Hand anlegen, selber mit waschen, backen und Stuben kehren, was in England bei den geringsten Leuten nicht der Fall ist.

Wenn man bei uns in eine Abendgesellschaft der mittleren Stände tritt, so kann man darauf wetten, daß wenigstens die Hälfte der anwesenden Schönen am Morgen bis an die Ellbogen in Seifenschaum oder in Kuchenteig steckte und mit Stubenstaub oder Weizenmehl geschminkt und gepudert war. Sollte man in England so zu wetten wagen, so würde man jedes Mal seine Wette verlieren.

Ich erinnere mich einer deutschen Dame, die so wohlhabend war, daß sie auf ihrer Tafel viel Silberzeug hatte. Sie that nicht viel in ihrem Haushalte, aber das Silberzeug putzte sie immer selbst. Ich glaube, es ist noch nie einer reichen englischen Frau eingefallen, diese Arbeit einem Diener abzunehmen.

Man muß bei uns sehr weit auf der Stufenleiter der Stände und des Reichthums hinaufsteigen, ehe man endlich hoch oben zu derjenigen müßigen Dame gelangt, die wie Lady Bertram in Miß Austins „Sense and Sensibility“ ihre Tage damit zubringt,

* Kohl.

hübsch gekleidet in dem Sopha zu sitzen (mit einem langen Stück Näherei beschäftigt, das weder von großem Nutzen, noch von besonderer Schönheit ist, mehr an ihren „Pug“ [Schooßhund] denkend als an ihre Kinder, aber sehr unwillig auf sie, wenn sie ihr lästig fallen), oder bis wir diejenige Hausmutter finden, die weiter nichts ist als die Vorsteherin ihres Haushaltes, hinter dessen Plackerei sie steht, wie ein Feldherr hinter seiner Schlachtlinie, das Ganze leitend und nie selber in den vorderen Reihen sich tummelnd.

Ja selbst in diese unsere höchsten und unabhängigsten Frauenkreise dringen noch allerlei nützliche Arbeiten hinein, z. B. der Strickstrumpf, das Spinnrad 2c. Ja wird nicht sogar unter unseren vornehmen Damen völlige Müßigkeit und Unkenntniß in weiblichen Arbeiten in der Regel getadelt?

Wenn bei uns geringeren Weibern schwerere Arbeiten aufliegen, wenn von den Weibern mittlerer Stände mehr Fleiß und Anstrengung verlangt wird, wenn Arbeit und Beschäftigung selbst in unsere höheren Zirkel weiter hinaufdringen als in England, und wenn dies, wie die Briten behaupten, mit der Würde und Zartheit im Widerspruch steht, erhalten sie dagegen ihren Weibern diese schönen Eigenschaften nicht ohne große Opfer.

Unsere Frauen sind von Haus aus fleißiger, geschickter und anstelliger als die englischen. Die englischen reichen Frauen wissen in der Regel nichts von weiblichen Handarbeiten, und selbst die Geringen sind darin gänzlich unwissend. Sie verstehen nichts zu Rathe zu halten. Sie können in der Regel nicht einmal des Mannes Strümpfe stopfen oder seine Kleider flicken. Daher sieht man auch unter den Armen in England eine solche Menge Leute mit Löchern und Lumpen, die bei uns sorgfältig geflickte Kleider tragen würden. Selbst bei den Wohlhabenden ist die so gelobte englische Wäsche in der Regel in schlechterem Zustande als bei uns. Schiller hat in seinem Liede von der Glocke unsere deutschen Frauen vortrefflich geschildert: Sie regen ohne Ende die fleißigen Hände. Sie mehren den Gewinn mit ordnendem Sinn und füllen mit Schätzen die duftenden Laden, drehen um die schnurrende Spindel den Faden, sammeln in reinlich geglätteten Schrein die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein und fügen zum Guten den Glanz und den Schimmer und ruhen nimmer.

Unsere trefflichen, arbeitsamen, sparsamen deutschen Frauen, deren Vorbild Schiller uns gegeben hat, sind gewiß ein großer Schatz für das deutsche Volk, und ihnen haben wir es zu danken, daß sich bei uns so viele kleine Haushaltungen auf einem anständigen Fuße erhalten. Und ohne Zweifel ist die Erscheinung des kostspieligen Lebens eines englischen Haushalts und das Zugrundegehen so manches kleinen englischen Hauswesens großentheils dem

Mangel an solchen Schillerschen rührigen, spinnenden, flickenden, scheuernden, sich regenden, fegenden, wehrenden, mehrenden, waschenden, rastlosen Frauen zuzuschreiben.

9. Die Peaks- oder Castleton- (Kässeltn) Höhle.

Das Gebirge **Peak**, ein rauhes, kahles, meist ödes Land, ist merkwürdig wegen seiner Höhlen. Am berühmtesten ist die Peaks-Höhle. Johanna Schopenhauer beschreibt uns dieselbe. Sie sagt:

„Ein enges, schauerliches Thal empfing uns; kein Baum, keine Spur von Pflanzen, nur nackte und steile Felsen, zwischen denen wir uns ängstlich hinwenden mußten, die jeden Augenblick den Weg zu versperren schienen. Wir durchreisten die ödeste, traurigste, schauerlichste Gegend in England. Endlich langten wir in **Castleton** an, einem so armen Städtchen, wie wir noch keins in England gesehen hatten. Wir eilten bald nach der **Peaks-Höhle**. Sie liegt nahe bei der Stadt. Der Eingang derselben ist wahrhaft großartig. Eine Reihe meist senkrecht steiler Felsen von wunderbar zackiger Form erhebt die mit Bäumen gekrönten Scheitel. In einem derselben hat die Natur ein schauerliches, 42 Fuß hohes und 120 Fuß breites Thor gewölbt, durch welches man in undurchdringliches Dunkel zu blicken wähnt. Vor der Wölbung hängen ungeheure, sonderbar geformte Tropfsteine; wildes Gesträuch rankt dazwischen, Epheu umwindet sie und flattert in leichten Kränzen darum her. Felsenstücke hängen herab, Untergang drohend dem Haupte dessen, der vorzeitig in die Geheimnisse der Unterwelt dringen will. Wir traten in die Höhle. Die dunkle Nacht ward dem allmälig sich daran gewöhnenden Auge zur Dämmerung. Bald unterschieden wir darin eine Menge Weiber und Kinder, emsig spinnend, die ärmlichsten Gestalten, welche die Einbildung nur erdenken kann. Gnomen gleich, hocken sie in dieser kalten, feuchten Dunkelheit und fristen kümmerlich ihr armes Leben; des Nachts schlafen sie in kleinen bretternen Hütten, die sie sich in der Höhle erbauten und deren wir eine ziemliche Anzahl herumstehen sahen. Ungestüm bettelnd umgaben sie uns, so wie sie uns gewahrten. Wir waren froh, nach dem Rathe der Wirthin in Castleton, eine Menge Kupfergeld eingesteckt zu haben, um uns loszukaufen. Die Wärme der Höhle im Winter, die ein eigentliches Haus entbehrlich macht, der kleine Gewinn, den die Fremden ihnen gewähren, vor Allem aber die Freiheit von Abgaben, welche nur auf der Oberwelt im Sonnenlichte gefordert werden, bewegt diese Armen, eine so unfreundliche Wohnung zu wählen. Nachdem wir uns von ihrem Ungestüm losgemacht hatten, kauften wir Lichter. Jeder von uns mußte eins tragen; der Führer trug deren zwei voraus, und so ging es denn weiter in den ganz

finstern Hintergrund der Höhle. Der Führer machte uns auf einige ungeheure große Tropfsteine aufmerksam, welchen er allerhand Namen gab. Dann öffnete er eine schmale, niedrige Thür, und wir standen in einem großen Gewölbe, von dessen Decke große Felsenstücke drohender als je über unsere Häupter herabhingen. Der Schimmer der flackernden Lichter machte sie noch grausender; sie schienen sich zu bewegen. Jetzt ward das Gewölbe ganz niedrig. Gebückt, mit unsicherem Tritte auf dem schlüpfrigen, unebenen Boden, mußten wir uns lange durch eine enge Felsenspalte winden; bald ging es steil in die Höhe, bald eben so herunter. Die Luft war schwer, wir möchten sagen, zähe, denn ihr Widerstand schien uns fühlbar. Endlich konnten wir unsere Häupter erheben. Wir befanden uns in einem kleinen Gewölbe und bald am Ufer des unterirdischen Stroms, der hier, wie der Styx, kalt und stumm in ewiger Nacht die schwarzen Wellen langsam dahinwälzt. Wir fanden einen mit Stroh angefüllten Kahn, in welchem zwei Personen ausgestreckt neben einander liegen konnten. Der Führer stieg ins Wasser, welches ihm fast bis an die Hüfte ging. So schob er den Kahn vor sich hin, in welchem wir auf dem Stroh lagen und kaum zu athmen wagten. Es ging unter Felsen weg, die, kaum eine Hand breit von unserm Haupte entfernt, alle Augenblicke einzustürzen schienen; von beiden Seiten war kein Zoll breit Ufer, um darauf fußen zu können. Nie war uns die Idee eines lebendig Begrabenen anschaulicher, als hier in dem sargähnlichen Kahne mit der schwarzen Felsendecke über uns. Der Führer mußte ganz gebückt waten; ein Stoß an einen Felsen, der ihn besinnungslos gemacht hätte, und wir waren auf die entsetzlichste Weise verloren. Mit diesen Gedanken beschäftigt, schwammen wir eine ziemliche Zeit, bis wir landen konnten, immer das Licht in der Hand. Endlich stiegen wir aus unserm Sarge. Schwindlig von der Fahrt, mußten wir uns erst eine Weile erholen, ehe wir um uns blicken konnten, und fast wären wir es beim ersten Umherschauen aufs Neue geworden. In einem ungeheuren Dom, der 120 Fuß hoch, 270 Fuß lang und 210 breit war (also wie die größte Kirche), funkelten eine Menge hin und wieder zerstreuter Lichter wie Sterne. Hier ist der Tempel des ewigen Schweigens, zu dem noch nie ein Strahl der sonnigen Oberwelt, ein Laut der Freude drang.

In dieser unabsehbaren Höhle war uns noch bänglicher, als in der engen, kleinen; die Entfernung von allem Leben war hier fühlbar durch den Raum, der uns sichtbar davon trennte. Mühsam kletterten wir über abgerissene, rauhe Felsstücke und kamen wieder an das Wasser. Wir standen still; es war, als ob Töne einer sehr fernen Musik zu uns herüberschlüpften. Der Führer stieg abermals ins Wasser und trug Einen nach dem Andern eine

ziemliche Strecke auf den Schultern hindurch. In einer kleinen, runden Höhle, in welche das Wasser tropfenweise von allen Seiten unaufhörlich niedersinkt, fanden wir eben in diesem ewigen Tröpfeln die Ursache jener Töne, die uns vorher wie Musik aus der Ferne schienen. Der Fußboden war mit tausend wunderlichen Schnörkeln aus Tropfstein bedeckt. So gut es anging, eilten wir weiter, und in einer höheren, gewölbten Abtheilung der Höhle harrte unser eine sonderbare Ueberraschung. Ein Chor von Männern empfing uns mit einem langsamen, eintönigen Gesange. Lichter in den Händen haltend, die sich hin- und herschwenkten, standen sie 50 Fuß hoch über uns in einer Art von Nische. Ihr Gesang war rauh, aus wenig Tönen zusammengesetzt, wild und klagend, aber dennoch nicht unangenehm. Nach diesem wunderlichen Empfange ging es weiter. Aengstlich gebückt, schlichen wir unter und über Felsmassen bis zu einem kleinen Gewölbe, noch grausender und schauerlicher als alle übrigen, und ein schwarzer Abgrund, zu welchem wir zitternd hinableuchteten, gähnte dicht vor unsern Füßen. Der Führer zeigte uns den steilen, furchtbaren Fußsteig, der über schlüpfrige Tropfsteine hinabführt. „Dies ist der Teufelskeller“, sagte er „und“ — indem er plötzlich Einen von uns beim Arme ergriff, „hier bin ich Herr“, sagte er widerlich lachend; „hier kann ich thun, was ich will! Wir könnens nicht leugnen, wir erschraken; denn er war nur zu sichtbar Herr. Indessen faßten wir uns bald und gaben ihm zu verstehen, daß unsere Begleiter draußen geblieben wären und ernstlich nachforschen würden, wenn uns hier ein Unglück widerführe. Dies machte ihn etwas höflicher. Die wenigsten Wanderer wagen sich den steilen Pfad hinunter, der 150 Fuß tiefer führt. Die lassen blos den Führer mit einigen Lichtern hinabgehen und begnügen sich mit dem schauerlichen Anblick von oben. Wir thaten dies auch. Kühne, bogenähnliche Vertiefungen, emporstrebende Säulen, geformt von der Hand der Natur, sahen wir im flimmernden Lichte; das Wasser plätscherte lebendiger im tiefsten Grunde. Endlich stieg er wieder herauf. Wir traten den Rückzug an; ein ferner Schimmer des Tages, den unser an die Dunkelheit gewöhntes Auge jetzt in der zweiten Höhle vom Eingange entdeckte, erfreute uns unbeschreiblich. Zwei Stunden waren wir in der Wohnung der Nacht und des ewigen Schweigens geblieben. Wie wir nun wieder hinaustraten ans erfreuliche Sonnenlicht, wie uns nun wieder die milde, schmeichelnde Sommerluft warm und labend empfing, da war uns, als erwachten wir von einem beängstigenden Traume.“

10. Edinburgh.

Edinburgh ist die Hauptstadt des Königreichs Schottland und hat 180,000 Einwohner. Sie ist eine der schönsten und häßlichsten Städte zugleich, und kann in dieser Hinsicht mit Marseille verglichen werden. Die Altstadt, ein Grauen und Ekel erregender Klumpen alter, schmutziger, dem Einsturz drohender Häuser, die ohne anscheinende Ordnung in engen, winkligen Straßen an und über einander geworfen zu sein scheinen; die Neustadt dagegen wetteifernd mit den schönsten Städten Europa's. Edinburghs Lage ist einzig in ihrer Art, von hoher, romantischer Schönheit. An den Seiten eines hohen Felsens, der sich an eine lange, majestätische Reihe anderer Felsen anschließt, liegen die Häuser der Altstadt, wie Schwalbennester angeklebt, unter und über einander; einige dieser Häuser haben, von einer Straße aus gesehen, zehn Stockwerke, während sie, von der andern Seite gesehen, deren nur zwei oder drei zählen, und man kann aus dem vierten oder fünften Stock der niedriger liegenden Seiten auf der hohen geraden Fußes ins Freie in eine andere Straße gehen. Wie krumm, wie winklig, wie eng der größte Theil dieser Straßen ist, läßt sich schwer beschreiben. Einige derselben führen an steilen, hohen Bergen hinauf und hinab, auf die allerbeschwerlichste Weise. Auf dem höchsten Gipfel dieser Felsenkette thront die uralte Wohnung der schottischen Könige, das Kastell, hoch über den Häusern der übrigen Einwohner. Eine tiefe Kluft, auf welcher jene Felsen steil, fast senkrecht emporsteigen, trennt die Altstadt von der Anhöhe, auf welcher die Neustadt erbaut ist. Einige schöne steinerne Brücken führen hinüber und vereinigen beide Städte. Tief im Abgrunde sieht man von einer dieser Brücken Straßen, die dort unten liegen, wie im Erebos, denen Sonne und Mond fast nie scheinen, und deren Dächer noch lange nicht bis zu der Grundlage der Brücke hinaufreichen. Die Menschen, die dort wandeln, erscheinen, von oben gesehen, wie Berggeister. Es ist unbegreiflich, wie man im Angesicht der schönen Neustadt diese unfreundlichen Wohnungen ertragen kann. Nur ein Theil dieser Kluft ist bebaut; der übrige wird zum Theil als Viehweide benutzt, zum Theil liegt er steinig und unfruchtbar da. Die Neustadt kann sich in Hinsicht der Regelmäßigkeit und Breite der wohlgepflasterten, mit breiten Fußwegen versehenen Straßen mit den schönsten Städten Europa's messen; in Hinsicht der Schönheit, der Festigkeit und des guten Geschmacks der aus Quadersteinen erbauten Wohnhäuser übertrifft sie dieselben vielleicht. Die schönste, aus lauter Palästen und hohen Häusern bestehende Straße ist die High-Street (Hai-Striht), d. i. hohe Straße. Wie in London giebt es auch hier große Plätze, umgeben von schönen Gebäuden, und in ihrer Mitte einen mit eisernen Ge-

ländern eingefaßten artigen Garten oder einen schönen Grasplatz. Fast alle Straßen bieten Aussicht aufs Meer. Dieses große, ewig wechselnde, ewig neue Schauspiel erhält hier noch durch eine Menge kleiner, zerstreut liegenden Inseln einen neuen Reiz. Ferne blaue Berge begrenzen von der einen Seite die große Fernsicht, die von der andern sich ins Unendliche ausbreitet.

„Unvergeßlich bleibt uns ein Abend", sagt J. Schopenhauer, „den wir in Princes=Street (Prinzes=Striht) bei einem unsrer Bekannten zubrachten. Diese, eine englische Meile lange Straße besteht aus einer Reihe sehr schöner Häuser; gegenüber begrenzt ein eisernes Geländer jene Kluft, welche die alte Stadt von der neuen scheidet, und welche, gerade hier unbebaut, Kühen und Ziegen zur Weide dient. Senkrecht steigen daraus die ganz nackten Felsen empor, wild, zackig, in schönen, wechselnden Formen. Hoch liegen die alte Königsburg und andere alte Gebäude. Ueber ihnen droht, von blauen Nebeln umwoben, seitwärts, König Arthurs Sitz, ein wunderbar geformter Fels, fast wie ein Thron gestaltet. Von ihm erzählt sich das Volk manche schauerliche Sage der Vorzeit. In seiner Nähe erblickt man auf einem andern Felsen die Ruinen eines alten Schlosses, in welchem die unglückliche Maria Stuart von ihrem Volke gefangen gehalten wurde, ehe sie nach England in den Tod ging.

Das Meer begrenzt die Aussicht am Ende der Straße. Hier sahen wir die sinkende Sonne die Spitzen der Felsen röthen, später den Mond die Wellen des Meeres versilbern, und schieden mit der Ueberzeugung, daß nicht leicht eine andere große, volkreiche Stadt ein ähnliches Schauspiel darbieten werde."

Das Kastell, hoch auf dem Gipfel des Felsens, erinnert an die ehemaligen schottischen Könige, die hier wohnten, auch an Maria Stuart. Es ist ein großes, altmodisches Gebäude, das dennoch besser aussieht, als der St. James=Palast in London. Am Südende der Altstadt liegt das Schloß Holyreadhouse (Hollirihdhaus), in welchem 1830 bis 1831 der entsetzte König Karl X. mit seiner Familie einen Zufluchtsort gefunden hatte. Die Universität Edinburghs ist die bedeutendste des Landes.

11. Die Bewohner des schottischen Hochlandes.*

Ein unnennbar freudiges Gefühl von Ruhe und Frieden bemächtigte sich unser in dieser stillen Abgeschiedenheit, wo klare, lebendige Wasser durch fruchtbare, angebaute Thäler rieseln und brausen, von hohen Bergen umfriedet. Diese starrten nicht rauh und nackt uns entgegen; schöne Waldungen bekleiden sie fast bis

* J. Schopenhauer.

zum höchsten Gipfel hinauf und winken freundlich dem Wanderer in ihre erquickende Schatten. Der Anblick der armseligen Hütten, die wir einzeln in den Thälern, am Fuße der Felsen oder in der Nähe des Stroms zerstreut liegen sahen, würde uns schmerzhaft berührt haben, wenn die Bewohner mit ihrem kläglichen Loose weniger zufrieden schienen. Wir sahen große Armuth, aber nicht eigentliches Elend. Jede Hütte hat ihr kleines Kornfeld, das die Einwohner nährt, und einige Ziegen und Schafe, von einer besondern, sehr kleinen Art, welche ihnen Milch, Käse und die nothwendige Kleidung gewähren. Die Häuser in den schottischen Hochlanden sind wohl die schlechtesten menschlichen Wohnungen im gebildeten Europa, so eng, daß man nicht begreift, wie eine Familie darin Platz findet, aus rohen Steinen, oft ohne allen Mörtel, nur zusammengetragen. Die Fugen sind mit Moos und Lehmerde verstopft, Thüren aus Brettern schlecht zusammengeschlagen, ohne Schloß und Riegel, Fenster so klein, daß man sie kaum bemerkt, oft sogar ohne Glas. Die niedrigen Dächer von Schilf, Moos, Rasen, bisweilen auch aus Holz oder Schiefer, haben oft statt des Schornsteins nur eine Oeffnung, durch welche der Rauch hinauszieht. Das Innere dieser Hütten entspricht dem Aeußeren. Menschen und Thiere hausen unter demselben Dache friedlich beisammen, nur durch einen schlechten bretternen Verschlag von einander getrennt. In dem einzigen Zimmer des Hauses sieht man deutlich bei dem fast gänzlichen Mangel alles Hausgeräths, wie wenig der Mensch zum Leben eigentlich gebraucht. Der Fußboden besteht aus festgetretenem Lehm; der große Feuerplatz, dicht auf der Erde, ohne alle Erhöhung, dient zugleich zum Feuerherd und Kamin. Ein an einer Kette hängender Kessel über dem Feuer, einige hölzerne Schemel, ein grob zusammengezimmerter Tisch und in der Ecke ein Lager von Moos und Stroh, das ist Alles, was diese von aller Weichlichkeit entfernten Menschen zu ihrer Bequemlichkeit haben. Das Ansehen der Männer ist wild, und ihre fremde Kleidung, die so sehr von jeder andern europäischen abweicht, ist zum Theil Schuld daran. Im Umgange verliert sich der Eindruck gänzlich, den ihr erster Anblick erregt. Ihr von Luft und harter Arbeit gebräuntes Gesicht ist ausdrucksvoll; ihre Züge sind angenehm und regelmäßig. Stiller Ernst, welcher an Trauer grenzt, scheint der Grundton ihres Wesens; dennoch können sie sehr fröhlich sein. Sie sind gebildeter, als man vermuthen sollte. Die Geschichte ihrer Väter und ihre Heldengesänge sind Keinem fremd. Fast in jeder Hütte sahen wir eine Bibel, ein Gebetbuch, auch wohl irgend eine alte Chronik, aus welchen der Hausvater die Seinen erbaut. „Wir beten und spinnen!“ antwortete mir ein junges, schönes Mädchen auf die Frage: „Was thut Ihr denn Winters, wenn Kälte und Schnee Euch in Euren Hütten gefangen hält?“ In

jedem Hause beinahe hängt der Stammbaum der Familie, auf welchen sie oft mit Stolz blicken.

Die Menschen werden in diesem Lande sehr alt. Mit sechzig Jahren fühlen sie das Alter noch nicht. Wir sahen einen Mann von 103 Jahren, den seine Nachbarn beschuldigten, daß er sich jünger mache, und schon 111 Jahre alt wäre. Man hätte ihn für einen Sechziger gehalten. Kurz vorher hatte er erst eine Frau von vierzig Jahren geheirathet, und dabei noch ein Tänzchen gemacht und auf der Sackpfeife gespielt. — Hier findet man nur Haferbrot; es ist ein dünner, runder Kuchen, wie unsere Pfannkuchen, nur hart wie eine Brotrinde und auf beiden Seiten mit ein wenig Weizenmehl bestreut. Der Geschmack ist etwas bitter, aber die Speise nahrhaft und gesund. — In einem Dörfchen wurden wir lebhaft an Ossian erinnert. Ein Greis, in der Volkstracht, saß auf einem Steine nahe am Kirchhofe; sein langer, schneeweißer Bart flog im Winde, sein Aussehen war wild; ein Paar dunkle Augen glühten unter einem hohen, kahlen Scheitel hervor. Zwischen den Knieen hielt er eine kleine Harfe, aus der er einzelne Akkorde hervorriß. Mit starker, tiefer Stimme sang er dazu alte Volksgesänge. Sein Gesang war eintönig, fast mehr Deklamation als Lied. Um ihn her war das ganze Dorf versammelt; Alles hörte aufmerksam zu. Man sagte uns, der Greis sei ein Sänger, der mit seiner Harfe das Land durchziehe, ohne eigentliche Heimath, aber überall ein willkommener Gast, wie sonst die alten Barden.

12. Die Armuth des irischen Volkes.*

Die Irländer gehören zum Stamme der Bergschotten. Sie bekennen sich meist zur katholischen Kirche, und alle Katholiken standen bis zum Jahre 1829 unter großem Drucke; man hatte sie fast aller bürgerlichen Rechte beraubt. Daher liegt das Volk in großer Unwissenheit und Armuth. Der gemeine Irländer ist träg, abergläubisch, unreinlich und drückend arm, und lebt mit seinem Schwein in einer Stube.

„Der irische Bauer“, sagt ein reisender Engländer*, „ist unwissend, faul und um die Zukunft unbekümmert; aber er ist es nur da, wo er keine Hoffnung hat, durch eigene Anstrengung seinen Zustand zu verbessern. Dagegen erblickt man in manchen Theilen des Landes, wo Geschicklichkeit und Fleiß ihre natürliche Belohnung finden, eine große Aenderung im Charakter und in der Lage der niederen Volksklassen. Die Wirkungen gänzlicher Verarmung bestehen darin, daß es zuvörderst, wie in allen Ländern,

* Ritchie.

eine Menge Bettler von Profession giebt, außerdem aber auch, daß man eine Art von, so zu sagen, nur Gelegenheitsbettlern findet, die nirgends in der Welt so zahlreich angetroffen wird. Dem Auge des durchreisenden Fremden erscheinen beide Arten wie eine und dieselbe; er sieht in beiden Fällen das Nämliche: ein zerlumptes Aeußere. Die eigentlichen Bettler besuchen fast ausschließlich nur die Städte und solche Dörfer, in denen die Reisenden frische Pferde nehmen. Hier tragen sie ihre Lumpen und ihre körperlichen Gebrechen zur Schau und flehen das Mitleid des Fremden an. Dagegen kann Niemand weniger zudringlich sein, als die Almosen suchenden Bauersleute. Freilich sind sie in elende, ekelhafte Lumpen gehüllt; aber dies ist in Irland unter den Arbeitern und kleinen Landpächtern etwas so Gewöhnliches, daß man daran allein noch nicht den Bettler erkennen kann. Wenn man aber eine nur nothdürftig ihre Blöße bedeckende Mutter sieht, mit einem Säugling auf dem Rücken, zwei oder drei halb nackten Kindern zur Seite, und den nicht minder elend einherschreitenden Vater, welcher gleichsam den Nachtrab bildet; wenn man diese Armen in die Hütten neben der Straße schlüpfen oder die Seitenwege einschlagen sieht, die zu den Meiereien führen; oder noch mehr, wenn man, indem sie bei uns vorüberziehen, bemerkt, daß die Augen der Eltern zu Boden gekehrt sind, oder matt und ausdruckslos vor sich hinblicken: dann kann man mit Gewißheit sagen, daß man eine Familie hilfsbedürftiger Landleute gesehen hat, welche im Begriff sind, das Mitleiden anderer ihres Gleichen anzuflehen, die etwas weniger arm sind, als sie selbst. Diese zufälligen Bettler sprechen fast nur bei den Meierhöfen und Hütten ein; selten besuchen sie die Landhäuser der Gutsbesitzer, und wenn sie einem wohlgekleideten, dem Anscheine nach reichen Manne begegnen, so blicken sie ihn gleichgültig an, wie ein Wesen ganz verschiedener Gattung, zwischen welchem und ihnen kein menschliches Mitgefühl Statt zu finden scheint."

„Bei Landleuten, die alle arm sind und denen der Bettelstab sicher bevorsteht, ist es kein Wunder, daß sie es für eine heilige Pflicht halten, einen Bettler zu unterstützen. Man betritt selten eine Hütte, ohne einen Bettler am Kamin sitzen zu sehen, der das kärgliche Mahl der Familie theilt. Der fremde Bettler ist von derselben Klasse wie sein Wohlthäter, und seine Geschichte ist die aller irischen Landleute. Er hat sich mehrere Meilen von seiner Heimath entfernt; denn er schämt sich, da zu betteln, wo er bekannt ist. Oft schickt der Mann seine Frau und seine Kinder aus und bleibt in seiner kalten, öden Hütte zurück, um in männlichem Stolz über sein Elend zu brüten. Wenn dem irischen Landmann nun Alles mißlingt, — wenn die Ernte mißräth, die Bettelei nichts mehr einträgt, was fängt er dann an? — Er schleicht sich des

Nachts aus seiner Hütte, stiehlt ein paar Kartoffeln, melkt eine fremde Kuh, oder begeht sonst eine kleine Dieberei. Straßenraub, Einbruch oder Mord kommen selten vor.“ Wenn der Irländer mordet, so geschieht es aus Rache, aber nie um zu rauben; ebenso stiehlt er nie, um sich zu bereichern, sondern nur, um sich und die Seinen vor Hunger zu schützen. Ueberhaupt ist sein Charakter ehrenwerth; auch die ärmsten Landleute sind in der Regel brav und edeldenkend.

Von der tiefen Armuth des irischen Volkes giebt jener Reisende einige Beispiele. Er fand an den Straßenecken der Hauptstadt einen Anschlagszettel: „Man fürchte, es werde wegen Mangel an Geldmitteln bald nöthig sein, die Thüren des Armenhauses zu schließen“, aus welchem um diese Zeit zwei- bis dreitausend Arme ihre einzige Nahrung erhielten. Ferner sah er in der Hauptstraße von Dublin zwei Kinder von 5 bis 6 Jahren durchaus nackend auf dem Straßenpflaster liegen, die sich seufzend und vor Kälte zitternd zu gegenseitiger Erwärmung an einander drängten. Die Gleichgültigkeit, mit welcher die Vorübergehenden sie betrachteten, bewies die Vertrautheit mit den Auftritten des Elends und des Jammers. Als einen Beweis von Wohlhabenheit erwähnt jener Reisende, daß es im nördlichen Irland eine Gegend gäbe, wo der Bauer Brot und Butter habe, und zu seinen Kartoffeln Buttermilch genieße! — Die große Armuth rührt allerdings nicht blos von dem Drucke her, dem das Volk bisher ausgesetzt war, sondern von der Trägheit, von dem Mangel an industrieller Thätigkeit, und dieser Stumpfsinn wieder von der Unwissenheit, in welcher die katholische Geistlichkeit die armen Leute erhält.

13. Die Insel Helgoland.*

Wenn wir die Elbe hinunterfahren, in die Nordsee hinaus, so kommen wir nach der ursprünglich deutschen, aber jetzt den Engländern gehörenden Insel Helgoland. Dies einsame Eiland liegt im deutschen Meere, den Mündungen der Eider, Elbe und Weser gegenüber. Schon in der Entfernung von 6 Meilen verkündigt in der Dunkelheit der Nacht der Leuchtthurm von Helgoland die Nähe dieser, den Schiffern Gefahr drohenden Insel. Kaum erblickt der Schiffer den Strahl des Lichts, schnell werden die Segel eingezogen, und fleißig wird das Senkblei ausgeworfen. Ist die Nacht dunkel und stürmisch, so wird nicht ohne Besorgniß der Anbruch des Tages erwartet. Der Anblick der sich plötzlich aus den Wellen steil erhebenden Felseninsel überrascht hier das Auge um so mehr, da es an die flachen Küsten der umliegenden Länder ge-

* F. Nösselt.

wöhnt ist. In einer Entfernung von 5 Meilen zeigt sie sich nur als ein kleiner schwarzer Punkt am Horizonte. Immer höher und höher wächst bei der Herannäherung die Masse aus dem Meere hervor. Kommt man näher, so glaubt man, besonders, wenn die Morgensonne dagegen scheint, die von Menschenhänden aufgeführten Mauern einer Festung zu sehen; so bunt liegen die Felsenschichten über einander. Erst in der Nähe verschwindet die Täuschung. Schroff aus dem Meere steigen die Felswände und Säulen empor. Einzelne Felsstücke und Klippen liegen im Wasser umher, Wohnsitze der Seemöven, die ihre unzugänglichen Spitzen umflattern. Das Meer tobt um die Felsen, und braust zwischen den tief ausgewaschenen Schluchten und Gewölben; schäumend thürmen sich seine Wellen an dem Ufer in hohen Brandungen, gleichsam als zürne der Meeresgott, daß der Fels noch wage, seiner Macht zu widerstehen. Das Ganze stellt ein furchtbares Bild dar, ohne alle freudige Eindrücke; Alles erscheint kahl und öde, kein Baum, keine Staude, nichts Grünes bringt Abwechselung in den rohen Kampf der Elemente.

Helgoland besteht aus zwei Theilen: aus der hohen Felseninsel selbst, und aus einer tiefer liegenden Sandinsel (Düne). Jene ragt 206 Fuß über den Meeresspiegel empor, und ist oben ziemlich abgeplattet. Auf dem flachen, am Fuß derselben liegenden, Vorlande stehen funfzig bis sechzig Wohnhäuser, hart an der über ihnen sich schroff erhebenden Felsenmauer. Hier unten werden Schiffe gebaut, und die gefangenen Fische ausgenommen, gesalzen, getrocknet und verpackt. Hier herrscht stets große Lebhaftigkeit. Hier legen Schiffe an und fahren ab. Auf der Oberfläche des Felsens dagegen herrscht ewige Stille. Man steigt hinauf auf einer breiten Steintreppe, und steht nun unmittelbar in der aus 350 Häusern und einer Kirche bestehenden Stadt. Zweihundert Schritte davon steht auf einer kleinen Erhöhung der Leuchtthurm, wo alle Nächte ein großes Steinkohlenfeuer erhalten wird, damit die Schiffe sich vor der Felseninsel hüten.

Das Meer, das unaufhörlich gegen die Insel anstürmt, hat den Felsen rund herum so untergraben, daß man sich nicht ohne Gefahr dem Rande nähern darf. Hie und da hat es tief eingehende Höhlen ausgewaschen. Im Sommer ist die ganze Fläche des Felsens mit dem herrlichsten Rasenteppich überzogen. Selbst der Winter ist wegen der Seeluft mild; nie friert die See herum zu, und die Hitze des Sommers wird durch die frische Seeluft gemäßigt. Gewitter und Regen sind selten, desto anhaltender im Frühjahre der Nebel.

Vor Zeiten war Helgoland weit größer, in uralter Zeit voll heidnischer Tempel und Burgen (daher der Name Helgoland, d. i. heiliges Land). Späterhin enthielt diese Insel viele Kirchen, Klöster

und Ortschaften. Die Einwohner haben noch jetzt eine große Vorliebe für ihren kleinen Felsen, und glühende Freiheitsliebe. Sie sprechen die altfriesische, mit vielen fremden Wörtern vermischte Sprache, die rauh und unangenehm klingt. Sie leben theils von dem Gelde, das sie von den nach den Mündungen der Eider, Elbe und Weser fahrenden Schiffern für ihre Dienste als Lootsen erhalten, theils von dem ergiebigen Fischfange, oder sie locken den großen Hummer durch Köder aus den Ritzen und Löchern des Felsens in ihre Netze, oder sie fangen Seevögel. Im Frühjahre und Herbste kommen eine große Menge von eßbaren Zugvögeln: Schnepfen, Krammetsvögel, Lerchen u. a. ermüdet auf der Insel an. So wie sie sich niedersetzen, werden sie, da sie so matt sind, daß sie nicht fliegen können, mit Händen ergriffen, oder mit den Stöcken todtgeschlagen. Kommt ein solcher Vogelschwarm an, während die Leute in der Kirche sind, so wird der Gottesdienst sogleich abgebrochen; die Gemeinde verläßt eiligst die Kirche, und der Prediger steigt von der Kanzel, um das Vergnügen der Jagd zu theilen. Die Lebensart der genügsamen Helgoländer ist sehr einförmig. Oft fehlt es ihnen an Brot; dann müssen sie sich mit getrockneten Schellfischen begnügen, und beim Fischfange sind sie vielen Gefahren ausgesetzt. Ueberfällt sie ein Sturm, so finden die Fischer oft in den Wellen ihren Tod. Dafür sind sie aber auch mit dem Meere so vertraut, daß keine Gefahr sie aus der Fassung bringen kann. Besonders ist ihre Ehrlichkeit zu bewundern. Kommt ein Schiffer z. B. aus Hamburg zurück, so legt er alle für Andere auf Bestellung mitgebrachte Waaren auf den Strand hin, und nun nimmt sich Jeder, was ihm zukommt, ohne daß je Einer sich einer Sache, die ihm nicht gehörte, angemaßt hätte. Wer einer Unehrlichkeit je verdächtig wird, ist allgemein verachtet, und kann nicht mehr aufkommen. — Die Männer sind groß und stark, blond, kleiden sich wie Matrosen in braunes Tuch, und zum Putze haben sie schwarze Jacken und Beinkleider, auf dem Kopfe aber einen hohen und spitzigen Hut. — Die Weiber haben ein höchst beschwerliches Leben; sie müssen das Hauswesen besorgen, und außerdem noch ihren Männern beim Fischfange helfen. Auch die Bestellung der wenigen Aecker und Gärten liegt ihnen ob, und da es keine Pferde auf der Insel giebt, so müssen sie sich selbst vor den Pflug und die Egge spannen, und das Korn auf Handmühlen mahlen. Sobald die Männer die Fische ans Land bringen, so stehen schon die Weiber und Kinder bereit, sie rein zu machen, in Stücke zu schneiden, aus der Leber Thran zu kochen und die Stücke einzusalzen. Sogar müssen sie die schweren Fischgeräthschaften die hohe Treppe hinauftragen. Sie sind von großer Lebendigkeit, sehr gefällig, plauderhaft und neugierig. Zu Handarbeiten, Nähen und Spinnen haben sie gar keine Lust; aber Arbeiten

außer dem Hause, bei denen sie schäkern und plaudern können, sind ihre Freude. Alles, was auf dem Festlande anders als auf ihrer Insel ist, erregt ihre Neugierde. Stunden lang können sie darüber schwatzen, wie ein Pferd oder eine Kutsche aussieht. Im vorigen Jahrhundert hatte sich einmal ein französischer Kapitän mit einem dreieckigen Tressenhute nach der Insel geflüchtet; dieser Tressenhut war noch nach dreißig Jahren eine ihrer Lieblingsunterhaltungen. Als die Engländer einmal eine Kuh hinbrachten, konnten sich die Weiber nicht satt an ihr sehen, weil sie ein so großes Thier noch nie gesehen hatten. Ihre Kleidung ist so nett, daß sie der Erfindungsgabe der ersten Pariser Putzhändlerin Ehre machen würde. Das Hauptkleidungsstück ist die sogenannte Pie, ein Leibchen von rother Farbe, ohne Aermel, das dicht an den Leib schließt, und an dem der Rock befestigt ist. Ueber der Pie haben sie ein Futterhemde von Kattun, bei festlichen Gelegenheiten mit seidenen Aermeln. Manchmal haben sie auch wohl zwei bis drei Röcke darüber, welche, wie die Pie, mit gelbgrünem Bande eingefaßt sind. Auf dem Kopfe haben sie eine Haube von Leinwand und eine Mütze von Kattun. Im Winter hängen sie einen rothen Rock über den Kopf, wenn sie aus dem Hause gehen; im Sommer aber haben sie eine sonderbare Art von Hut auf: sie nähen nämlich ein Stück Pappe von einer Elle in der Breite in eine blaue Schürze, und setzen die Pappe so auf den Kopf, daß die Schürze hinten den Nacken bedeckt. Des Sonntags aber haben sie Futterhemden von braunseidenem Zeuge oder gar von Sammt, viele rothe Röcke über einander, von denen einer immer kürzer als der andere ist, und hinten über dem Nacken und vorn über der Brust ein Stück von braunem oder schwarzem Seidenzeuge, die beide auf der Schulter an einander gehakt sind, und unten mit einem breiten, seidenen Bande um den Leib festgebunden werden.

Die Häuser der Helgoländer sind sehr klein, aber reinlich, und für die möglichste Raumersparung gesorgt. So haben sie keine Stühle oder Bänke, sondern statt deren lange, hölzerne Kasten, die längs den Wänden stehen, und in denen sie ihre Habseligkeiten haben. Die Betten sind in einem Alkoven, und zwar über einander; in dem oberen schlafen die Eltern und die kleinen Kinder, in dem untern die Magd und die etwas größeren; die herangewachsenen Kinder haben ihre Schlafstelle auf dem Boden.

Wenn die Männer von der Seefahrt oder vom Fischfange heim kommen, so überlassen sie sich der Ruhe; denn die Arbeit wird blos den Weibern überlassen. Dann liegen oder stehen jene Tage lang auf den höchsten Stellen der Insel, und schauen mit Fernröhren nach fernen Schiffen aus. Wird es aber Nacht, so sitzen sie in den Wirthshäusern, rauchen, trinken und spielen. Ihr Lieb-

lingsvergnügen ist der Tanz. Jeden Sonntag Abend wird getanzt. Der Tanz ist sehr einfach; denn sie bewegen sich dabei blos im Kreise herum.

Seit mehreren Jahren wird Helgoland zur Sommerzeit von vielen Fremden besucht, theils, um das Seebad zu gebrauchen, theils, um die Insel kennen zu lernen und zugleich eine kleine Seereise zu machen.

14. Der Engländer auf der Reise.

Unter den Vergnügungsreisenden, sagt Gerstäcker in der Gartenlaube, finden wir eine gewisse Klasse von Engländern, die nämlich der Mr. Smith's und Jones ꝛc., deren sicheres Ziel jedes Jahr das Festland ist. Hier treten nun diese Herren, die daheim einen kleinen Specereiladen oder eine Schneiderwerkstätte besitzen, mit mühsam ersparten hundert Pfund Sterling als Lords auf und werden von Wirthen, Lohndienern und anderen unschuldigen Festlandsbewohnern angestaunt und verehrt.

Den Engländern selber muß man darin allerdings Manches nachsehen. Die angeborene Unverschämtheit der ungebildeten Klasse gegen Alles, was deutsch ist, giebt ihnen gerade das nöthige, anscheinend vornehme Wesen, und wie ein Berliner Levy oder Meier, der mit einer Kiste Kattun nach Leipzig zur Messe kommt, die Stadt für die Zeit seines dortigen Aufenthaltes als ihm gehörig betrachtet, so sieht der jener Klasse von Engländern Angehörende, wenn er das Festland betritt, schon sein Dasein als eine dem festen Land erwiesene Wohlthat an. Opfert er ihm doch so und so viel Pfund Sterling, die er auf viel langweiligere und schnellere Art hätte in Old England selber loswerden können!

Diese Gattung von Albionskindern wird nur mit einem rotheingebundenen Murray (ihrem Koran), dann mit Plaid, Regenmantel und Mütze von leichtem carrirten Stoff getroffen. Eine solche Mütze ist nämlich zu einer Reise nach dem Festlande unentbehrlich, und so wenig Mr. Jones daran denken würde, sich mit einer solchen Bedeckung in the hearing of St. Paul's sehen zu lassen, ebenso wenig möchte er ohne eine solche den Rhein befahren oder sich in einen deutschen Eisenbahnwagen setzen.

Von London bis Cöln fahren alle diese Mr. Smith's und Jones dritter Klasse — von da an aber beginnt für sie das Festland, und so lange ihr Geld reicht, sind es lauter Lords. Je unverschämter sie sich dabei betragen, desto höflicher und achtungsvoller werden sie von den Deutschen behandelt, und würdevoll genießen sie, als eine der Land-Früchte, solche ungewohnte Huldigungen. Lieber Gott, sie dauern ja überdies nicht lange, und daheim sinken sie doch wieder nur zu bald in ihr altes Nichts zurück!

Der wirklich vornehme Engländer ist indeß bald von diesem Auswuchs zu unterscheiden. Wie jeder wirklich vornehme und gebildete Mann, zeigt er sich überall freundlich und anspruchslos, läßt sich — als auf Reisen, gern eine kleine Unbequemlichkeit gefallen, und schmiert seinen Namen nicht auf jede Bildsäule, an jedes merkwürdige Gebäude an, das er erreicht.

Das Wort „Vergnügungs-Reisender“ ist übrigens ein sehr unbestimmter und oft nur eingebildeter Begriff, denn wie selten finden solche Reisenden wirkliches Vergnügen unterwegs! Gewöhnlich sind sie freilich selber daran schuld, denn mit wenigen Ausnahmen verbittern sie sich das Reisen so viel als irgend möglich dadurch, daß sie an der Straße alle die Bequemlichkeiten zu finden erwarten, ja verlangen, die sie daheim verlassen haben. Eine Unmasse Gepäck erschwert dabei jede ihrer Bewegungen und vertheuert ganz unnützer Weise ihr Fortkommen. Ebenso wenig mögen sie sich an die Speisen und Getränke des fremden Landes gewöhnen und sind außer sich, wenn sie das dem Boden Ungewohnte schlechter als zu Hause bekommen und theurer bezahlen müssen.

Ein Franzose z. B., der nach London kommt, fordert ohne Weiteres Suppe und Bordeaux so gut wie daheim; der Engländer in Paris dagegen Beefsteak und Ale. Beide müssen dafür doppelte Preise bezahlen und können das Bestellte kaum genießen, und diesen Fehler begehen die meisten „Vergnügungs-Reisenden“, von welchem Lande sie auch immer kommen.

So, mit harten Betten und theueren Preisen, zerbrochenen Rädern, versäumten Zügen, mit schlechtem Wetter und vergessenen Reisesäcken, verlorenen Schlüsseln, heillosen Paßscherereien und zahllosen anderen Reisetrübsalen, kämpfen sie sich durch die Zeit, die sie zu ihrer „Vergnügungs-Reise“ bestimmt hatten, und sind seelenglücklich, wenn sie dieselbe endlich überstanden, die Heimath wieder erreicht haben.

X. Bilder aus Frankreich.

1. Land und Volk.*

Frankreich bildet durch seine eigenthümliche geographische Lage zwar keine so vollkommen und glücklich gestaltete Halbinsel als Spanien, aber doch eine Halbinsel im eigentlichen Sinne des Wortes, indem seine gute Hälfte vom Meere umspült ist. Wenn man aber die Hochgebirge mitrechnet, welche gewöhnlich als Natur-

* Nach E. M. Arndts „Versuch in vergleichender Völkergeschichte“.

grenzen auch die Sprachscheidungen der Völker machen, so ist Frankreich eine sehr vollkommene Halbinsel; denn vom Genfersee bis Nizza, welche Inselung oder Scheidung von Italien gegen Osten durch die höchsten Alpen! und wieder von Perpignan bis Bayonne durch die Pyrenäen von Spanien im Süden! Nur der Norden bleibt zugänglicher und bildet keine so hohe Grenzscheide; dort sind der Jura, die Vogesen, die Ardennen mit mäßigen Erhebungen, die höchsten Höhen nur 4000—5000 Fuß hoch über dem Meere, an der Somme fortlaufend nur geringere Erhebungen, endlich in einem kurzen Strich dem Meere näher nur Ebenen und Sümpfe. Dies ist die Halbinsel Frankreich, ein großes, schönes Land, reich an mannichfaltigen Gütern, 10,000 Quadratmeilen groß, mit 40 Millionen Menschen.

Werfen wir einige Blicke auf den Charakter des Volkes. Am auffallendsten und merkwürdigsten in dem französischen Nationalcharakter ist das Gepräge, das ihm die Hauptstadt des Landes aufgedrückt hat und fortwährend aufdrückt. Ganz Frankreich würde ein anderes Frankreich sein, wenn für Paris irgend eine Stadt an der Rhone, Loire oder unmittelbar am Ocean seine Hauptstadt geworden wäre. Mit Paris sind alle Franzosen zu sehr in das gallische Element eingetaucht und untergetaucht worden. Dieses Element mußte auf die Eingewanderten auf jeden Fall den größten Einfluß haben, aber sicher würde dieser Einfluß nicht so groß gewesen sein, wenn die große Hauptstadt nicht recht in dem gallischen Kern gelegen hätte. Es läßt sich ziemlich klar und genau nachweisen, wie die nachbarliche normännische Windigkeit und Abenteuerlichkeit, und die gallische Leichtfertigkeit und Lustigkeit zusammen dem Ganzen die Gestalt gegeben haben, die es jetzt hat. Von Paris aus, welches im Mittelalter ein Herd war, an welchem schon damals Kunst und Wissenschaft sich wärmte, ist alles Uebrige des Reichs mehr oder weniger gemacht worden. Paris ist Frankreichs Hauptstadt wie keine andere Hauptstadt irgend eines europäischen Landes, und weil sie durch das Glück, daß ihre Sprache eine Weltsprache geworden, daß Alles, was Feinheit, Schönheit, Anmuth und Bildung im Sinne der jüngsten Vergangenheit suchte, daß wenigstens alles Freiherrliche und Fürstliche einige Jahre nach Paris gehen mußte, um sich dort den Firniß feiner Sitten überstreichen zu lassen, die stolze Einbildung gefaßt hatte, sie sei wirklich die Hauptstadt aller Bildung und Wissenschaft: so hat diese Einbildung das ganze französische Volk wie ein wahrer Zauber ergriffen, und hält es immer noch fest, selbst nachdem die Fremden großentheils von dem frühern Wahne erlöst sind. Paris ist darum auch ein Mittelpunkt französischer Eitelkeit, welche allerdings berechtigt ist, sich auf ihr Volk etwas einzubilden, aber leider diese Einbildung nicht immer auf die edleren Eigenschaften legt. Denn auch die Herrschaft

der fanzösischen Sprache ist nicht blos etwas Zufälliges, etwa allein durch das Uebergewicht geworden, welches die Franzosen seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts über die andern europäischen Völker bekamen: sondern die Leichtigkeit, Lebendigkeit, Witzigkeit des Volkes, seine Klarheit und Feinheit, sein leicht greifender Verstand der äußeren Dinge, und das Talent, alles Geschaute, Empfundene, Gedachte leicht und bequem in klarer, netter Sprache auszudrücken, die gleich glatten Kieseln durch unaufhörlichen Gebrauch geschliffen, leicht über die Zunge hinweggleitet und fortlispelt, der im Ganzen leichte, streng gesetzmäßig geordnete Bau machen sie wirklich zu einer Weltsprache sehr geeignet.

Merkwürdig, die Franzosen sind ihrem Wesen nach auf den Verstand angewiesen, sind durchaus ein feines, klares, verständiges Volk — aber so mächtig ist bei ihnen die Eitelkeit, daß diese sie alle Augenblicke von dem geraden hellen Wege des Verstandes abbringt. Denn blind wird, wer in den Spiegel der Eitelkeit schaut, und sie halten sich diesen Spiegel immer selbst vor, und zürnen, wenn ein wahrhaftiger Mann ihnen denselben wegnehmen will. Man vergleiche nur die Redner in den französischen und englischen Kammern. Der Engländer haut den geraden Schwerthieb des Wortes und der Gründe, worauf sein Wort ruht; er spricht frisch und gerade aus der Sache und Person heraus, um was es sich eben handelt. Der Franzose muß bei den meisten Sachen Quer- und Scheinhiebe thun, darf, damit er die zierlichen Nichtigkeiten der geselligen Gewohnheiten des Volkes nicht verletze, damit er die Eitelkeit nicht verwunde, kaum in halb verblümter Rede sprechen da, wo gerade die vollste Wahrheit gefordert wird. Welch ein Jammer, wenn ein wahrer tapferer Biedermann, der den Schaden Israels wohl kennt, doch nimmer das Ding bei seinem wahren Namen nennen, daß er die Gebrechen und Untugenden seiner „großen Nation“ nicht öffentlich schelten und bekennen darf. Wie will man aber, wo diese Geduld der Wahrheit in den Ohren und Herzen eines Volkes fehlt, wie will man zur Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit gelangen, zu dem Zustande, welchen das unglückliche Volk, das sich des freiesten menschlichen Staates würdig glaubt, jeden Tag so lautschreiend begehrt?

So steht es denn fest: Leichtigkeit, Lebendigkeit, Heftigkeit, aber auch die gallische Unstetigkeit und Unruhe, der gallische Wankelmuth und Wechsel, ein leichtes Fassen und Ergreifen, aber auch ein leichtes Loslassen. Sie sehen die einzelnen Dinge sehr geschwind, fassen das Einzelne, das Mannichfaltige auch leicht in ein bequemes Bündel zusammen, fertig für den Gebrauch des Augenblicks; darum nennt man sie auch die „praktische Nation“, was sie auch sind, wenn man die leichte und bequeme Behandlung der gewöhnlichen Dinge des Alltaglebens meint. Aber beharrlichen

Sinnes zu den Grundanfängen der Dinge hinabzusteigen, hier dauernde feste Knoten zu binden, und ein großes Ziel unverwandten Blickes festzuhalten: dazu fehlt es ihnen an der Tiefe des Geistes und Gemüthes.

Es ist merkwürdig, daß der Franzose in dem Maße schlechter wird, als er sich von Hause entfernt. Das Ding, was er bei sich honneur und honnêteté nennt, worunter er aber etwas ganz Anderes versteht, als was wir mit unserm deutschen „Ehre“ und „Ehrbarkeit“ bezeichnen, hält ihn daheim noch in leidlichen Schranken der Ordnung und Tüchtigkeit. Es ist gleichsam, als bedürfe er immer der Augen von Vielen und auch der Reizung durch Viele, um zur Redlichkeit angehalten, zur würdigen Thätigkeit angespornt zu werden. Er ist der geselligste der Menschen, der Mensch, der durch das Gefühl der Masse und Menge gehalten und getragen wird; in kleinen Haufen verkümmert er, einzeln zerbröckelt er sich in der Welt und verweht wie Sand. Geh nach Petersburg und Stockholm oder London, ja geh in die gesittete Welt hinaus, so weit sie ist, was siehst du? Du siehst die Deutschen allenthalben neben und unter den Fremden als Herren, die Franzosen als Diener. In Petersburg und Moskau leben an 40,000 oder 50,000 Deutsche; in Stockholm und London leben mehrere Tausende derselben; an denselben Orten gehen auch Franzosen zu Tausenden umher. Aber der Deutsche ist der große Kaufmann, der unabhängige tüchtige Handwerker, der Arzt, der Künstler, der Gelehrte, welcher mitherrscht und mitentscheidet: der Franzose aber springt fast durchaus nur in den kleinsten Diensten und Geschäften des Lebens, in den untergeordneten Stellungen der bürgerlichen Ordnung herum: Sprachmeister, Tanzmeister, Haarkräusler, Käse-, Wurst- und Salbenkrämer, kurz Umherträger und Feilscher für den Schein und Putz und die Zierlichkeit des Lebens — aber kein Mensch der einzelnen Kraft, der persönlichen Selbstständigkeit. Dies offenbart er sogar in dem Artikel, worin er es am weitesten gebracht zu haben meint, in dem Artikel des Kriegsmuthes. Wer wollte diesen Muth dem ritterlichen, ungestümen Volke streitig machen? Aber wieder bleibt es wahr, dieser Mensch der Massen und der Menge, dessen Zeichen mit Recht der Bienenkorb ist, wohin Napoleon die Lilien oder Hellenbardenspitzen der französischen Oriflamme ausgelegt hatte, dieser Mensch kann sich nur in Massen finden und empfinden, um in voller Kraft zu wirken, er muß selbst sein à la gloire! von tausend Kehlen tönen und wiedertönen hören, damit es ihn mit dem gehörigen Feuer treibe und entflamme; er ist kein Waghals im Einzelkampfe, er will gesehen werden, um sich sehen zu lassen.

Der Deutsche, Spanier, Engländer tritt auf mit dem stillen unbewußten „Ich bin“; der Franzose schaut um sich, und scheint

Jedem zuzurufen: „Me voila!“ Er macht fast immer den Feurigen, Leidenschaftlichen, wie auf dem Theater für die Darstellung. Man sehe nur die verschiedene Leidenschaft und das verschiedene Feuer bei den Jungen. Sei auf einer Gasse, einem Markte in Paris oder sonst einer welschen Stadt — wie springt, braust, lärmt, tobt da die Jugend gegen einander! Hände und Füße in fliegender Bewegung, die Zungen nicht minder; drohende Gebehrden, heftige Worte! Der Deutsche schaut zu und wartet auf den Kampf; aber sie können wie die Hähne so eine Viertelstunde lang auf einander loskrähen und springen, und dabei bleibt es. Und der deutsche Junge? O, wie bald geht es da in die Fäuste und in die Haare! Ja, heftig sind sie, die Franzmänner. Sie heben sich wie die Wellen im Topfe und sprühen Schaum, um wieder zurückzusinken; es ist mehr Sausen und Brausen, Schäumen und Wogen, als ruhiger starker Wellenschlag auf der Tiefe der Wasser.

Was ihre gesellige Lebensbildung, die Kunst des Umgangs betrifft, die allerdings zu den liebenswürdigsten Künsten gehört, so gestehen wir ihnen da gern eine glückliche Leichtigkeit, eine gewisse Zierlichkeit, den Ton und Geschmack des äußeren Lebens zu, welche wir durch Erziehung und Nachäffung uns angewöhnt haben, als etwas Unerreichbares zu bewundern. Aber es ist unendlich viel Leerheit und gemachte Steifheit und Nichtigkeit dabei. Der gebildete Mensch, der da redlich und tapfer ist, aus welcherlei Volk er auch sei, wird in den Sitten des Lebens das Einfache, Natürliche, Menschliche, jeder in der Art und Weise seines Volkes, anmuthig und liebenswürdig darstellen; und der gebildete Franzose hat da allerdings eine ihm besonders eigene Leichtigkeit und Gewandtheit. Aber man glaube nicht, daß die angenehme Geselligkeit in Frankreich etwas so ganz Gewöhnliches sei. Weil der Franzose eine heftige und auflodernde, aber keine nachhaltige, tiefglühende Natur ist, so wird er viel früher als der Deutsche trocken und mager; er versteift sich viel früher als dieser. Es fehlt ihm der Reichthum des Gemüthes. Trotz aller Lebendigkeit und Beweglichkeit des Volkes ist doch eine große Anlage zur langweiligsten Einerleiheit vorhanden, zu einem Chinesenthum, das bei dem ersten Anblicke bunt genug erscheint, aber endlich in seiner festen ausgeprägten Form durch die fürchterlichste Einförmigkeit ermüdet und todt macht. Bei allem Drange nach Freiheit ist der Franzose ein Sklave der Form, der Mode, der Meinung, des Scheins.

2. Paris.*

Die Stadt hat ungefähr sieben Stunden im Umfange, ist ziemlich so lang als breit, und wird in der Mitte von der Seine durchflossen; doch liegt der größere Theil auf dem rechten (nördlichen) Ufer. Der Strom geht von Osten nach Westen, oder genauer von Ost-Süd-Ost nach West-Nord-West. Dadurch zerfällt die Stadt in drei Theile: in den nördlichen, den südlichen und die Inseln. Der Theil, der nördlich von der Seine liegt, heißt la Ville, der südliche l'Université, und die größte Seine-Insel zwischen beiden la Cité. Alle drei Theile stehen durch mehrere, zum Theil sehr schöne Brücken mit einander in Verbindung. Längs dem Strome laufen auf beiden Seiten herrliche gepflasterte Quai's (Hafendämme) hin. Ehemals, als Paris kleiner war, hatte es Wälle und Gräben. Jene wurden nachmals abgetragen und diese zugeschüttet, und so entstand eine schöne, breite Straße, die mit hohen, schattigen Bäumen bepflanzt ist, und Boulevards genannt wird, und rund um Paris läuft, aber nicht um die Stadt im weitesten Umfange, sondern innerhalb derselben, so daß etwa die Hälfte der Stadt durch sie eingeschlossen ist. Es giebt demnach Boulevards in la Ville und in der Université. Jene werden die nördlichen (du nord), diese die südlichen (du midi) genannt. Sie dienen den Parisern zu Spaziergängen, und sind von herrlichen Häusern eingeschlossen. Die Stadttheile, die außerhalb der nördlichen Boulevards liegen, werden Vorstädte (Faubourgs) genannt, obgleich die jetzigen Stadtthore erst am Ende der Faubourgs sind. Außer jenen (innern) Boulevards giebt es noch die äußern. Diese ziehen sich rund um Paris, außerhalb der großen Stadtmauer.

Der erste allgemeine Eindruck, den Paris macht, ist nicht günstig. Es ist ein Labyrinth von meist krummen und engen Gassen und Gäßchen, die von sehr hohen Häusern eingeschlossen, und, im Winter oder wenn es geregnet hat, sehr kothig sind. Dabei muß man stets auf seiner Hut sein, von den unaufhörlich vorüberrollenden und jagenden Wagen nicht übergefahren zu werden. Wenn aber auch Paris im Ganzen weder schön, noch regelmäßig gebaut ist, so sind doch die einzelnen Theile wahrhaft prächtig und einer großen Stadt würdig. Die Zahl der Einwohner beträgt beinahe $1^1/_2$ Million. An der Nordseite der Stadt liegt ein Berg hart an der Stadtmauer, der Montmartre. Hier hat man eine herrliche Aussicht über die ganze weite Stadt. So weit das Auge reicht, sieht man nichts als Dach an Dach, Giebel an Giebel vor sich, und hier und da einzelne niedrige Thürme, über welche der

* Wir entnehmen die nachstehenden Bilder meist aus den Reisebeschreibungen von Niemeyer und der J. Schopenhauer.

Dom der Invaliden, und vor allen die prächtige Kuppel des Pantheons (Götter-Tempel) stattlich hervorragen.

Unsere Wanderung beginnen wir mit der Cité, der Altstadt. Diese, gegen das übrige Paris sehr kleine Seine-Insel, liegt in der Mitte der Stadt, und ist der älteste Theil derselben. Mehrere Brücken führen nach der einen und nach der andern Seite. Die längste und besuchteste ist der Pont-neuf. Sie führt über beide Arme der Seine, da, wo sie sich an der westlichen Spitze der Cité vereinigt. Sie besteht aus mächtigen Quadern, und ist von solider, aber schwerfälliger Bauart. Auf beiden Seiten sind Steinwege für die Fußgänger angebracht. Ungefähr in der Mitte der Brücke, auf einem Vorsprunge nach Westen, steht die eherne Roß-Bildsäule Heinrichs IV. Das Getummel der Ab- und Zugehenden ist hier vom Morgen bis zum Abend ungeheuer, und eben darum halten sich hier derer, die von Andern Gewinn ziehen wollen, eine Menge auf: Kofferträger, Schiffer, Lastträger, Savoyarden, Schuhputzer mit ihrem ganzen Vorrathe von Bürsten und Schuhwichse, die den Vorübergehenden ihre Dienste anbieten; Hundescherer, welche in großen eisernen Käfigen junge Hunde und Katzen feilbieten; Blumenhändlerinnen; eine Menge Jungen und Weiber, welche ihre verkäuflichen Kleinigkeiten mit bedeutendem Geschrei anpreisen u. s. w. Dabei sind eine Menge Buden und Tische, auf denen die Bedürfnisse dieser Leute zu Kaufe ausgelegt sind: alte Kleidungsstücke, Speisen, Branntwein u. dgl., während dazwischen Buden mit werthvollen Waaren stehen. Am ärgsten ist das Gedränge in der Mitte der Brücke, da wo sie auf der Inselspitze aufsteht und Heinrichs IV. Bildsäule sich befindet. An dem östlichen Ende der Altstadt ragt die Hauptkirche von Paris, ja von ganz Frankreich, die alte Notre-Dame, empor. Ihr Bau wurde schon unter den Merowingern angefangen, und im zwölften Jahrhundert vollendet. Welches ehrwürdige Gebäude! schon durch sein Alter merkwürdig. An der Vorderseite sehen wir drei Hauptthüren, über denen sonst in einer langen Reihe 26 Bildsäulen von Königen von mehr als menschlicher Größe standen, die aber von der tollen Wuth der Revolutionsmänner zerstört worden sind. Vorn erheben sich zwei viereckige, oben abgeplattete Thürme, von denen man eine köstliche Aussicht über die ganze Stadt hat. Die große Glocke, le bourdon genannt, wiegt 32,000 Pfd., also fast 2000 Pfd. mehr als die in Erfurt; sechzehn Mann sind erforderlich, um sie in Schwung zu bringen. — Von wie vielen Begebenheiten waren die Mauern dieser Kirche stumme Zeugen! Hier betete der heilige Ludwig; hier sang Heinrich IV. nach seinem Einzuge in Paris das Tedeum; hier wurde Napoleon gekrönt; hier dankte Karl X. dem Gott der Heerschaaren für den Sturz Algiers, der seinen eigenen herbeiführte.

Jetzt begeben wir uns nach dem nördlich von der Seine liegenden Stadttheile, la Ville, und betreten die herrlichste Gegend der Stadt, welche sich vom Louvre bis über die elysäischen Felder hinaus, längs der Seine hinzieht. Wir stehen vor dem Palaste des Louvre, der ehemals der Residenzpalast der Könige war, jetzt aber zu andern Zwecken bestimmt ist. In einem Theile des Louvre und der Gallerie befinden sich herrliche Sammlungen von Gemälden und Bildsäulen. Vor dem Louvre sieht man die Grabstätte der im Kampfe der Revolution 1830 gefallenen und hier beerdigten Bürger. Sie ist mit einer kleinen ehernen Säule, mit Blumen und Cypressen geschmückt. Das westliche Thor des Louvre führt auf den ziemlich unbeträchtlichen Platz des Museums, von welchem man durch die Carousselstraße nach dem Carousselplatze gelangt. Dieser wird durch ein prachtvolles Eisengitter von dem Hofe der Tuilerien geschieden. An dem Hauptthore erhebt sich ein Triumphbogen, auf welchem einige Jahre hindurch die berühmten bronzenen Pferde der Markuskirche in Venedig und der Siegeswagen des Brandenburger Thores in Berlin gestanden haben. Beide Siegeszeichen Napoleons wurden 1814 wieder auf ihre Stellen gesetzt. Jetzt stehen wir vor dem Palaste der Tuilerien; Katharina von Medicis fing den Bau 1564 an, und Ludwig XIV. vollendete ihn. Der Palast besteht aus fünf sogenannten Pavillons, d. i. Hauptgebäuden, die durch vier, etwas zurücktretende, Corps de Logis verbunden sind, so daß die ganze Vorderseite beinahe 550 Schritte lang ist.

So wie wir durch die Hallen dieses Palastes hindurch sind, liegt der Garten der Tuilerien vor uns. Von dem Schlosse gehen zwei Terrassen aus, die sich auf beiden Seiten des Gartens hinziehen, und sich beim Ausgange desselben in zwei Hügel endigen, von denen man eine wahrhaft prächtige Aussicht über diesen schönsten Theil von Paris hat. Der Garten bildet ein längliches Viereck, das 2256 Fuß lang, 1008 Fuß breit, und von Eisengittern eingefaßt ist, und läuft von Osten nach Westen längs der Seine hin. Auf der nördlichen Terrasse, auf welcher sich ein Kaffeehaus befindet, stand das Gebäude, in welchem der berüchtigte Nationalconvent während der Revolution seine stürmischen Sitzungen hielt. Nebst drei kleineren Springbrunnen, befindet sich am westlichen Ende des Gartens ein weites Becken, aus welchem Sonntags ein hoher Wasserstrahl emporsteigt. Der größte Theil des Gartens ist mit wilden Kastanienbäumen bepflanzt, durch welche eine lange und sehr breite Allee bis zum großen Springbrunnen führt. Die hohen, eng gepflanzten Bäume lassen keinen Sonnenstrahl durch, und unter ihnen stehen Stühle und Bänke zum Niedersetzen. Der besuchteste Spaziergang ist die sogenannte

allée des orangers, welche sich zwischen dem Gehölze und der nördlichen Terrasse hinzieht, und der Sammelplatz der höhern Gesellschaft ist. An mehreren Stellen des Gartens sind Rasenstücke und Beete, mit den herrlichsten Blumen und Stauden bepflanzt, angebracht, um welche sich eiserne Drahtgitter ziehen, und deren Eingang dem Publikum untersagt ist. Nichts ist angenehmer, als einen schönen Morgen in diesem schönen Garten zuzubringen; er wird im Sommer um 6 Uhr geöffnet. Eine der schönsten Zierden des Gartens sind die zahlreichen Bildsäulen, die sich zwischen den Springbrunnen und Beeten, und längs den Alleen erheben, und unter denen sich Werke der ausgezeichnetsten Künstler der ältern und neuern Zeit befinden.

Wir treten aus dem Garten auf der Seite hinaus, die dem Tuilerienschlosse entgegengesetzt ist, und kommen dann auf den Platz Ludwigs XV., welcher der schönste und größte in Paris ist. Dieser herrliche Platz weckt traurige Erinnerungen. Hier war es, wo bei der Vermählung Ludwigs XVI. mit Maria Antoinette viele hundert Menschen in dem ungeheuern Gedränge erdrückt und zertreten wurden. In der Mitte des Platzes stand das Blutgerüst, auf welchem Ludwig XVI., und neun Monate darauf Maria Antoinette 1793 enthauptet wurden. Auf derselben Stelle hielten Friedrich Wilhelm III. und Alexander 1814 einen feierlichen Gottesdienst, um Gott für ihren Sieg zu danken, Angesichts ihrer Heere. Der ganze Platz ist mit einem Graben umgeben, der von einem steinernen Geländer eingefaßt ist.

Von diesem Platze tritt man in die elysäischen Felder. Den Eingang zieren zwei riesenhafte, sich bäumende Pferde, die von zwei Männern gehalten werden. Unter jenem viel versprechenden Namen versteht man einen großen, mit Bäumen bepflanzten Platz, wo gewöhnlich die Volksversammlungen gefeiert werden. Ueberall findet man hier Kaffeehäuser, Garküchen und Weinhäuser für die gemeine Welt. Am angenehmsten ist dies Wäldchen des Morgens. Es wird alsdann am meisten von den Vornehmen besucht.

Alle diese Herrlichkeiten liegen in einer Reihe in einer stundenweiten Ausdehnung an dem rechten Ufer der Seine. In derselben Richtung, wie die Seine, läuft auf der andern (nördlichen) Seite dieser Plätze und Paläste die Straße Rivoli hin, die schönste und regelmäßigste der Stadt. In der Straße St. Honoré befindet sich das berühmte Palais royal, das dem Herzoge von Orleans gehörte und von ihm bewohnt wurde. Durch den mittleren Theil der prächtigen Vorderseite führen drei große Thore in den ersten Hof. Aus dem Hofe gelangt man durch zwei Seitengallerien in den Garten. In der Mitte desselben befindet sich ein schöner Springbrunnen, der sein Wasser in Gestalt einer Lilie mit neun Wasserstrahlen ausströmt. Auf seinen beiden Seiten, südlich und

nördlich, sind die Parterre des Apollo und der Diana. So heißen zwei mit eisernen Gittern eingeschlossene Vierecke, die mit Gras bewachsen und mit Blumen eingefaßt sind, und ihren Namen von den Bildsäulen der beiden Gottheiten haben, die in ihrer Mitte stehen. Um diese beiden Vierecke laufen die Baumgänge herum, wo die Besuchenden theils sitzen, theils sich umherdrängen, und da die steinernen Bänke nicht hinreichen, so werden täglich Tausende von Stühlen vermiethet, mit denen die Plätze längs jenen eisernen Gittern besetzt werden. Rings um diesen großen Raum laufen steinerne Säulengänge mit 180 Schwibbogen, in denen sich Bude an Bude reiht. Das Ganze macht eine Stadt im Kleinen aus. Der Platz vor dem Palais ist unaufhörlich von einer Menge von Kutschen und hinein- und hinausdrängenden Menschen bedeckt; denn so wie Paris das Herz Frankreichs genannt werden kann, so ist wieder das Palais royal der Haupttummelplatz der Pariser und der Fremden. In den zahlreichen Kaufläden kann man alle, auch die kostbarsten Bedürfnisse befriedigen; nur muß man einen vollen Geldbeutel haben, weil hier alles kostbarer ist, als wenn man es an einem andern Orte haben wollte. — Die Kaffeehäuser, deren es hier mehrere giebt, sind beständig voll Menschen, welche entweder die Zeitschriften lesen, oder sich mit Domino-, Schach- oder Damenspiel die Zeit vertreiben. Inwendig dieser Gebäude ist alles äußerst geschmackvoll eingerichtet: die Tische von Marmor, die Wände mit großen Spiegeln bedeckt, und vor den Säulengängen bis weit in den Garten hinein stehen im Sommer oft unter Zelten unzählige Tische und Stühle, die von 9 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags, und Abends von 8 bis 11 Uhr stets besetzt sind. Um 11 Uhr Abends werden die Gitter des Gartens geschlossen, nachdem durch die Trommel ein Zeichen gegeben ist.

Gehen wir vom Palais royal südöstlich, so kommen wir nach dem Greve-Platz. Hier steht das alte Rathhaus, das in der Revolution so oft der Schauplatz der heftigsten und blutigsten Auftritte war. Vor ihm stehen die berüchtigten Laternenpfähle, an denen in der Revolution so Manche vom wildempörten Volke aufgehängt wurden. Hier wurden die 60 Schweizer, die sich bei der Erstürmung der Tuilerien ergeben hatten, abgeschlachtet; hier stand die Guillotine, unter welcher Tausende von Schuldigen und Unschuldigen bluteten. Im Rathhause sehen wir das Zimmer, wo der schreckliche Robespierre verhaftet wurde, und sich durch einen Pistolenschuß vom Leben zum Tode bringen wollte. Auch wurde der Mörder Heinrichs IV., Ravaillac, auf dem Greveplatze zu Tode gemartert.

Unter den Brücken, welche in die Vorstadt Faubourg St. Germain führen, sind die berühmtesten die von Jena und Auster-

litz; beide ließ Napoleon aus Eisen aufführen, und bestimmte letztere nur für Fußgänger. — In der eben genannten Vorstadt steht die Genofeva-Kirche, deren Bauart uns an die Peterskirche in Rom erinnert. Unter den Särgen der hier liegenden Männer suchen wir besonders die auf, welche die Gebeine des Dichters Voltaire und des Philosophen Rousseau enthalten.

Die Katakomben.

Zu den Wohnungen der Todten gehören auch die Katakomben. Man fand nämlich (erst kurz vor der Revolution), daß die Begräbnisse innerhalb der Stadt, in den Kirchen und um dieselben, für die Lebenden höchst nachtheilig wären; denn die Ausdünstungen waren bei dem einen Kirchhofe so arg, daß die umstehenden Häuser nach und nach von einer ekelhaften, talgartigen Masse überzogen wurden. Man beschloß daher, künftig außerhalb der Stadtmauern zu beerdigen, und die vielen bereits in der Erde liegenden Gebeine in die großen unterirdischen Höhlen zu bringen, die unter einem großen Theile der Stadt hinlaufen, und ursprünglich Steinbrüche waren, aus denen man sonst die Bausteine zu Tage förderte. Seit dem heißen die unterirdischen Gänge und Gewölbe Katakomben. Anfangs widersetzte man sich der Einrichtung dieser Grabstätten; aber endlich im Jahre 1786 siegte die Vernunft und Nothwendigkeit, und nun wurden die Gräber geöffnet, die Gebeine im Beisein der Verwandten mit Schonung gesammelt, und feierlich bei Nacht in die Katakomben gebracht. Der Eingang ist am äußersten Südende von Paris; ziemlich schmale Treppen führen in die hohen Gewölbe hinab; unten liest man überall, unter welcher Straße und welchem Hause man sich befindet. „Was aber diese Unterwelt so schauerlich macht, das sind die zahllosen menschlichen Ueberreste. Sie bilden eine lange Mauer bald von künstlich zusammengeordneten größeren und kleineren Gebeinen, bald von starren, hohläugigen, grinsenden Schädeln.“ Man findet in dieser unterirdischen Stadt eine Sammlung aller Erd- und Steinarten, welche hier ausgegraben worden, und ein Kabinet, wo alle durch Krankheiten verunstaltete Knochen zweckmäßig geordnet sind. Man kann stundenlang umhergehen, und nie enden diese Gebeinwände. Unerschöpflich sind die Ideen der Anordner gewesen, die Aufstellung so kunstvoll und zweckentsprechend wie möglich. Auf einer Stelle stößt man auf eine hohe Vermauerung; sie verbirgt dem Auge, was sie verschließt. Es sind die Opfer der schrecklichen Septembertage 1792, die man zu Hunderten in diese Steinbrüche schleppte, und dann — gleichviel, ob vornehm oder gering, Bischof oder Klosterbruder, Frau oder Jungfrau — alle durch einander, hinter dieser Umgebung der Verwesung zum Raube hinwarf. Auch an Inschriften

fehlt es hier nicht. Wenn man auf einer Seite z. B. liest: „Sie ruhen hier, der seligen Hoffnung harrend", so ruft die andere aus Dante's Hölle: „Entsage, wer hier eintritt, jeder Hoffnung!" Dem denkenden Besucher dieses Todtenreichs drängen sich von selbst der Betrachtungen so viele auf, daß es der häufigen Mahnungen an die eigene Sterblichkeit nicht bedarf. Es sind die Geschlechter aus 7 Jahrhunderten, die einst voll frischer Lebenslust, oder auch von Noth und Unruhe umhergetrieben, hier alle zur Ruhe gebracht sind. Wo kann man mehr an das so ungleiche Loos des Erdenpilgers erinnert werden? Welche Bahnen hat jeder Einzelne durchlaufen müssen? Und wie ganz anders wäre die Bahn eines Jeden gewesen, hätte er in einem andern Zeitraume gelebt? Keiner konnte die seinige wählen. Einer nur, der über der Zeit und dem Raume wohnt, hatte bestimmt, wo jeder das Licht erblicken, „wie lange und weit er wohnen sollte", und wer mag sagen, er habe die verborgenen Wege des Ewigen erkannt? Sie verlieren sich spurlos vor dem Auge des Sterblichen! Mit welchem Schauder sich auch das Auge von dieser ungeheuren Schädelstätte abwendet, so spricht doch in unserm Innern eine trost- und hoffnungsreiche Stimme:

„Leben bleibt Unsterblichkeit,
Ob auch, was Staub ist, modert.
Ob die Asche verglimmt, in die Lüfte zerstreut,
Die himmlische Flamme doch lodert.
Was denket, was liebet, was forschet, was späht,
Der Gott in dem Menschen nicht untergeht!"

Die Boulevards,

die schon oben erwähnt sind, müssen hier noch näher beschrieben werden. Sie sind mit mehreren Baumreihen bepflanzt, und auf beiden Seiten von hohen Gebäuden, theils Privatwohnungen, theils prächtigen Hotels, allen Arten von Vergnügungsorten, Kaffee- und Gasthäusern, Pavillons und Bädern eingeschlossen. Die mittelste, sehr breite Allee ist für Fahrende und Reitende, die Seitenalleen für Fußgänger bestimmt. Bei großer Hitze werden große durchlöcherte Wasserfässer auf- und niedergefahren, um den Staub zu löschen. „Das Leben und Treiben gleicht hier einem ewig wechselnden Schauspiele, und bei einigermaßen günstiger Jahreszeit thut man vom Morgen bis in die Mitternacht keinen Schritt, ohne auf irgend eine neue Gestalt oder Erscheinung zu stoßen, durch welche das schaulustige Volk auf tausendfache Weise unterhalten wird. An die Erfindungen des höchsten Aufwandes schließen sich die niedrigsten Erwerbsarten an. Neben dem üppigsten Reichthum schleicht die bitterste Armuth kümmerlich einher. Während in der Gegend, wo die größten Gewölbe mit den reichsten Stoffen,

mit Silbergeräth, Schmuckwaaren, und was sonst in den Wohnungen der Großen zum Bedürfniß geworden ist, angefüllt sind, und die Waaren um die höchsten Preise verkauft werden, wühlen arme, zerlumpte Weiber in dem Kehricht vor den Häusern, um irgend etwas Verlornes, Scherben, Papierblätter, Nadeln, oder gar weggeworfene Abgänge von Fleisch und Knochen zu finden, und damit wieder einige Sous oder ein Glas Bier für den Durst zu gewinnen. Wollte man alles, was auf diesen stundenlangen Spaziergängen zu sehen, zu hören, zu kaufen, zu genießen ist, nur summarisch bezeichnen, es würde kein Ende nehmen, und doch Vieles vergessen werden. Wer vermag auch Alles zu übersehen, zumal in den Stunden, wo sich, was nur irgend von Fuhrwerk in Paris ist, von den prächtigsten Equipagen bis zu den mit Hunden bespannten Karren herab, in Bewegung gesetzt zu haben scheint, und das Gedränge so groß ist, daß man in steter Gefahr schwebt, mit dem Strome fortgerissen zu werden." Hier stehen Einige in dem Bücherladen und vor den großen Ausstellungen kostbarer Kupfer, Gemälde und Kunstwerke, dort Andere vor den kleinen Bretterbuden der Possen- und Marionettenspiele, vor den auf hölzernen Tischen mit feurigem Ausdruck vorgetragenen Räuber- und Mordgeschichten, oder vor kreischenden Quacksalbern und Wunderdoktoren. Noch Andere eilen nach den verschiedenen Schauspielhäusern, oder nach den großen Menagerien, während Andere die zahllosen Schauplätze der Affen und Hunde, der sprechenden und schimpfenden Papageien, der abgerichteten Kanarienvögel, und wer weiß welche Sehenswürdigkeiten umstehen. Mit Tagesanbruch kommen die herrlichsten Blumentöpfe auf großen Wagen herbei, und werden höchst geschmackvoll geordnet aufgestellt; die köstlichsten Früchte, wie sie eben die Jahreszeit liefert, werden zierlich und durch das wechselnde Farbenspiel höchst malerisch auf einander geschichtet. „Was indessen diese Boulevards am meisten belebt, ist der Handel in allen seinen Abstufungen. Schwerlich ist irgend ein Erzeugniß des Gewerbfleißes denkbar, das nicht entweder in einem prächtig geschmückten Gewölbe die Aufmerksamkeit fesselte, oder dort in einer kleinen Bude oder auf einem zerbrechlichen Tischchen zu sehen wäre. Sogar der Rand der Fußwege ist mit leichten Waaren, Porzellan, irdenen Gefäßen, spottwohlfeilen Bändern und Tüchern bedeckt. Noch am späten Abend sieht man oft ein kleines Lämpchen dabei brennen, als ob es die Vorübergehenden ansprechen wollte, dem harrenden Mütterchen einen kleinen Gewinn zu gewähren, bis zuletzt mit der Mitternacht Licht und Hoffnung ausgeht. So mannichfaltig die hier feilgebotenen Waaren sind, ebenso mannichfaltig sind auch die Mittel, sie an Mann zu bringen. Hier ist es Glanz und Anmuth, wodurch der Vorübergehende angezogen wird, wenigstens still zu stehen, und wer nur erst still steht und

überlegt, hat auch schon den ersten Schritt gethan, und das freundliche Zureden beredter Zungen verfehlt selten ganz seine Wirkung. Am meisten aber rechnet der Kleinhändler auf den Reiz der Wohlfeilheit, an deren Verkündigung er sich den ganzen Tag heiser schreit. Wo man geht und steht, hört man das laute Rufen, was alles zu sehen, zu kaufen, zu gewinnen sei: „à quatre sous! à six sous! à un sou!“

3. Die Normandie.

Die Normandie gehört zu den reichsten und schönsten Provinzen Frankreichs. Sie besteht in dem östlichen Küstenlande am französischen Kanal, mit der normannischen Halbinsel Contentin zwischen dem Kanale und dem aquitanischen Meere; in der Mitte der weite Meerbusen, in welchen die Seine mündet. Im Süden liegt das normannische Gebirge, eine Fortsetzung des Gebirges der Bretagne, dessen bedeutendste Gipfel Margartin und Cendrou sich bis auf 1000 Fuß über das Meer erheben, und reizende Ansichten in das tiefer liegende Land gewähren. Das Innere des Gebirges ist reich an Mineralien, an Bausteinen, Granit, Marmor, Schiefer, Steinkohlen und Eisen; auch findet man hin und wieder silberhaltiges Blei. Die Oberfläche dagegen ist vorherrschend unfruchtbar und bietet nur ausgebreitete Weideplätze, bis da, wo das Gebirge in ein wechselvolles Hügelland abfällt und von tiefen Flußthälern durchfurcht wird, der Boden wieder äußerst fruchtbar und tief wird. Besonders bemerkenswerth ist das untere Seinethal mit seinen großen und zahlreichen Krümmungen. Hier findet man im Ganzen große Fruchtbarkeit, reichen Anbau, weithin sich erstreckende Obstgärten und Rebenpflanzungen und zahlreiche, wohlhabende Ortschaften.

Die Küstengegend ist durchschnitten und uneben, die Höhenzüge laufen nicht selten dicht am Meer hin, und bilden Abstürze mit zwei- bis vierhundert Fuß hohen, steilen Wänden. Hin und wieder trifft man auch Sand- und Sumpfstrecken, und dicht vor der Küste, zwischen den Mündungen der Flüsse Orne und Dronne eine Reihe von Felsenriffen.

Die Seine mündet in eine weite, von Dünen und Lehmhügeln eingefaßte Ebene, welche jedoch nach Westen zu an Fruchtbarkeit, Anbau und Volksdichtigkeit rasch abnimmt. Der untere Lauf derselben ist sehr abwechselnd und reich an lieblichen Landschaften.

Den Hauptkern der Bevölkerung dieser schönen Provinz bilden die Normannen, welche zuerst im Anfange des zehnten Jahrhunderts und auch später in großen Kriegerschaaren als Eroberer und Ansiedler des Landstriches sich bemächtigten, und ihm ein ger-

manisches Gepräge aufdrückten, das sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Die Bewohner der Normandie sind ein rüstiger, kräftiger, arbeitsamer Menschenschlag; starke, stattliche Männergestalten, von frischer, heller Geberde, leicht und lustig hinfliegenden Worten, voll Lebenslust und Lebenskraft, voll Abenteuerlichkeit und Ritterlichkeit, die echten Nachkommen jener gewaltigen Ritterschaft, die im Mittelalter allenthalben erschien, wo große Thaten zu thun, kühne Wagnisse zu unternehmen waren, auf allen Schlachtfeldern voran, der Glanz und Ruhm der französischen Waffen. Noch jetzt gilt der Normann für den kühnsten und besten Seemann, den geschicktesten, thätigsten Fischer, den besten Ackerbauer, den umsichtigsten Viehzüchter und den unermüdlichsten Obstgärtner in ganz Frankreich. Sein Fleiß, seine frische, unverdrossene Tüchtigkeit hat die Normandie zu einer der schönsten Landschaften des Reiches erhoben. Dabei ist er gutherzig, bieder, reinlich, kräftig und still weiterstrebend, voller Anhänglichkeit an sein Mutterland, und ein guter, tapferer Soldat. Seine Städte tragen den deutschen Charakter.

Die hauptsächlichsten Erzeugnisse der Provinz bestehen in Apfelwein, das gewöhnliche Getränk der Normannen, in vorzüglich berühmter Butter, in Obst, Getreide und überhaupt den Erzeugnissen des Ackerbaues und der Viehzucht. Sehr bedeutend ist auch der Handelsverkehr auf den Fluthen und an den Ufern der Seine.

4. Das Marschland der Vendée.

a) Das Marschland selbst.

Ein merkwürdiger Theil der Vendée in Frankreich ist das sogenannte Marschland (le Marais), ein weiter, ebener Sumpf-, Moor-, Wiesen- und Acker-Bezirk, auf einer Seite von terrassenförmig ansteigenden Hügeln, dem früheren Meergestade eingefaßt, auf der andern gegen den Ocean abgedämmt und durch hohe Sanddünen, deren kahle, gelbe Höhen scharf abstechen gegen die frischgrüne, reich bewachsene Niederung, welche beständig von dem Einbruch des verheerendsten und mächtigsten aller Feinde, vom Ocean bedroht ist. Künstliche Dämme schützen jede trocken gelegte und angebaute Stelle; große Kanäle, an der Mündung durch Schleusen gegen die anprellende Fluth geführt, führen das Regenwasser und die kleinen Bäche dem Meere zu und stehen mit unzähligen kleineren Kanälen in Verbindung, die ihrerseits wiederum mit den Abzugsgräben zusammenhängen, welche die verschiedenen Grundstücke trennen.

Natur und Menschenhände haben hier ein reizend malerisches Durcheinander von Teichen, Tümpeln, Kanälen und Bächen, Inseln, Aeckern, Wiesen und Gebüschen hervorgebracht, und die große

Mannichfaltigkeit des Pflanzenreichs, der Anblick üppig reicher Getreidefluren beweisen die eigene Sprieß- und Keimkraft dieses der unfruchtbaren Salzfluth abgerungenen Landstriches, wo sonst weder Ernte noch Weinlese stattfand, und nichts für die Tenne, nichts für die Kelter, nichts für den Geschmack, nichts für das Herz, nichts für das Gedächtniß, nichts für die sinnliche Empfindung zu holen war. Jetzt aber bietet er in ersprießlicher Vereinigung alles, was wohlthuend auf das Gemüth wirkt und den Menschen antreibt, in Abgezogenheit und Einfachheit eine Zeit lang des erquicklichen Umgangs mit der Natur zu genießen. Frische, Kühle, Schatten und Stille, hell und klar rieselnde Gewässer, Bäume von kräftigem Wuchs, Wiesenteppiche, reich mit Blumen durchstickt und weich gepolstert, Wasserspiegel von sanften Winden leicht gekräuselt, schattige Laubgänge von milden Luftzügen angenehm durchfächelt. Das unaufhörlich abwechselnde Grün von tausenderlei Gestalt und Schattirung ist eine wahre Augenweide. Dort eine Espe mit hellgrünen, immerfort raschelnden Blättern, neben einer Eiche mit regungslosem, dunkelgrünen Laube; hier eine Trauerweide, die biegsamen, mattgrünen Zweige kopfhängerisch zur Erde senkend, und dicht daneben eine störrige Pappel, keck in den Himmel aufstrebend, weiterhin erstreckt eine Kopfweide ihre lancettförmigen, weißgrauen Blätter zu einer Krone von matt angelaufenem Silber, worüber eine breitblättrige Ulme ihre wagerechten Zweige wie ein Schirmdach ausbreitet; noch weiter recken alte Korkweiden ihre runzeligen, knorpeligen Stämme lichtscheu aus dem Wasser hervor, während in ihrer Nähe junge Erlen ihre luftigen Wipfel und ihre weiche, glatte Rinde allen Blicken preisgeben.

Mit diesen verschiedenen grünen Färbungen steht höchst anziehend entgegen die blaue Himmelsdecke über uns, und die bunte Blumenfülle auf Wiesen, Triften, Feldern und Gewässern; da blühen in den herrlichsten Exemplaren die Wucherblumen mit dem silberweißen Heiligenschein, das Wiesengoldröschen mit dichtgefülltem Kelch, das Blutkraut mit winkelförmig in eine Aehre zusammengestellten purpurrothen Blumen, der schöne Wasserliesch mit röthlichen, in einem Schirm beisammenstehenden Blüthendolden, das Mäuseöhrlein mit blauer Blumenkrone, von den Eingebornen als Thee gegen die Gelbsucht gebraucht, das Labkraut und Waldmeisterlein mit sternförmig um den Stengel herumstehenden Blättchen und vielen weißen oder gelben, angenehm duftenden Blümchen, von den Leuten als ein milchmehrendes Mittel für melkende Kühe gerühmt.

Mit Entzücken mustert das Auge diese unzähligen Erzeugnisse des endlos spendenden und schaffenden Herrn der Natur, alle diese Wald-, Feld-, Wasser- und Sumpfgewächse, Gräser und Wiesenkräuter, Schilf- und Rohrpflanzen, die in einem heitern, ruhigen Lichte erglänzen. Bald hemmt eine dichte Buschwand die Aussicht

ins Weite, bald öffnet ein zu beiden Setien mit großen Bäumen besetzter Kanal eine ansehnliche Perspective in gerader Linie; fast mit jeder Minute wechseln die Ansichten in diesem kanaldurchfurchten Labyrinth, das man wie die Lagunen und Straßen von Venedig, in Kähnen bereisen muß. Hier wehren alte Baumstämme vom achtbarstrn Umfange der Meeresbrandung freien Zutritt; anderswo tritt das Meer ungehindert ins Land, macht mannichfaltige Wendungen, wunderlich ausgezackte Einschnitte und bildet kleine Buchten und Binnenwasser, deren einförmige Flächen von Inseln malerisch unterbrochen sind.

Man wird nicht müde umherzufahren im kühlen Dämmerschein dieser Laub- und Wasserwelt, wo bisweilen die Schilfgräser so sehr das Ufer verdecken, daß die Kronen der Bäume so dicht zusammenschließen, daß man weder Himmel noch Erde sieht. Kein Weg und Steg verkündet die Nähe der Menschen, kein Lärm und Getöse stört die Seele in ihren Träumereien und Betrachtungen; kaum hört man das Gezwitscher der Singvögel, das Gesumme der Insekten, das Geflüster der Halme und das Rauschen der Baumwipfel; sonst die tiefste Stille und größte Einsamkeit; Luft und Wasser völlig laut- und regungslos, und man kann weit nach allen Richtungen hinsteuern, immer trifft man mit abwechselnden Ansichten solche Plätze, wo Gebüsch und Wasser, Stille und Heimlichkeit sich auf eine reizend harmonische Weise vereinigen, und wo einem zu Muthe wird, als gebe es gar keine Menschen auf Erden, als sei man der Einzige, und außer den Vögeln und Insekten nichts Lebendiges in der Welt.

b) Die Bewohner des Marschlandes.

Die Menschen, welche hier hausen, sind eben so merkwürdig, als die Gegend selbst, und haben wie der Boden, der sie nährt, eine besondere Physiognomie, eigene Sitten und Gewohnheiten. Von Flecken und Dörfern keine Spur, nicht einmal Meiereien, noch Gehöfte mit zwei, drei Häusern, sondern lauter einzeln stehende Hütten von rohester Bauart, wahre Anfänge der Baukunst, wie sie sonst schwerlich noch irgendwo im angebauten Europa zu finden sein möchten; man glaubt sich zu Wilden in eine amerikanische Einöde versetzt. Hin und wieder entdeckt man auf einer kleinen Erhöhung in einem Pappeln- und Weidendickicht, am Rande eines Kanals, eine Hütte aus Pfählen und Zweigen zusammengezimmert, mit Lehm verklebt, mit Schilf gedeckt und mit einem Graben umzogen. In dieser Hütte wohnt der Marschländer mit Weib und Kind; einige Bündel Schilf sind sein Lager, rohes Küchengeschirr, eine Flinte und Netze bilden sein Hausgeräth, Jagd und Fischfang seine Hauptbeschäftigung. Bei

der Hütte angebunden ist ein langer, schmaler Kahn, hier Yole genannt, gleichsam ein zweiter Wohnort für den Marschländer, der in seinem Leben viele Tage und Nächte darin zubringt. Von Zeit zu Zeit verläßt er seine Hütte, macht sich mit seiner Yole davon und kommt mit einem reichen Vorrath an Fischen und Wildpret oder mit einer Summe Geldes zurück, die er in irgend einem blos ihm allein bekannten Städtchen gelöset, wo er nie länger verweilt, als der Absatz seiner Waare erfordert; muß er mehr als eine Nacht vom Hause wegbleiben, so schläft er in keiner Herberge, sondern in seinem Kahne unter freiem Himmel und sucht alsdann die heimathliche Hütte wieder auf.

Die Marschländer sind von mißtrauischer Verschlossenheit und einsilbiger Zurückhaltung gegen Fremde, zu denen auch ihre nächsten Nachbarn gehören; sie haben mit der übrigen Vendée, ja unter sich wenig Berührung. Fast alle blau von Augen, von Haaren blond, von gelblicher, kränklicher Gesichtsfarbe, viele lang und schlank von Statur, und von starkem, rüstigen Körperbau, der den ungesunden Ausdünstungen ihres Sumpf- und Moorlandes trotzt. Ihr französisches Pathos, durchmengt mit seemännischen Ausdrücken, wird widerlich durch die gedehnte, singende, weinerliche Aussprache, mehr noch der Männer, als der Weiber, deren Mund ein wenig beredeter, schnellzüngiger ist. Wie ihre Sprache schleppend, so ist ihr Gang träge, ihr Handeln auf dem Lande langsam, auf dem Wasser, als ihrem eigentlichen Element, jedoch hurtig und behende.

Der Anzug der Männer ist seemännisch, eine Jacke und weite leinene Fischerhosen sind die alltäglichen Kleidungsstücke, die Feierkleider von dunkler Farbe oder gestreift. — Die Fischerei muß ihnen, wie gesagt, hauptsächlich Unterhalt verschaffen, doch treiben sie auch Ackerwirthschaft und Viehzucht, da die oben geschilderte Beschaffenheit des Bodens den Kornbau begünstigt. Die Getreidefelder liegen immer hoch, sind rundum abgedämmt, mit Auszugsgräben eingefaßt und mit Eschen, Rüstern, Ellern, Wasserhollunder, groß- und kleinblättrigem Ahorn bepflanzt, welcher letztere gern von den Bauern zu hölzernen Löffeln benutzt wird. Diese Kornfelder heißen Bossis und zeigen oft den kräftigsten Getreidewuchs; besonders baut man Weizen und Gerste, die hier vorzüglich gedeihen; „in guten Jahren", sagte mein Bootsmann in seiner malerischen Ausdrucksweise, „steht das Korn wie ein Rohrplan, so dicht, daß man einen Kahn daran lehnen kann."

Die Ackerbau und Viehzucht treibenden Marschländer nennt man gewöhnlich Cabaniers, Hüttenbauern, zum Unterschied von denjenigen, welche sich ausschließlich mit Jagd und Fischerei abgeben. Unter den ersteren herrscht mehr Wohlstand, worauf ihre jämmerlichen Wohnungen keineswegs schließen lassen; die elende,

äußere Bauart dieser Cabanes läßt vielmehr schon vermuthen, daß das Innere so enge, räucherig und schmutzig sei, als es wirklich ist. Die armseligste Alpenhütte ist immer noch ein palastartiges Gebäude gegen diese baukünstlerischen Stümpereien, die ebenso wenig als die obenerwähnten Hütten, aus dem Urhüttenstil der Wilden herausgehen, und deren ebenso krüppelhafte Formen mit ihren Bedeckungen von Schilfgras, ihrem Gemäuer von Lehm und Strauchwerk, und ihren kleinen Gucklöchern, die mit Brettern geschlossen werden, für diese ganze Gegend auch den Namen des „Hüttenlandes“ rechtfertigen könnten. Im Ganzen sind alle Hüttenbewohner wenig wohlhabend und leben ärmlich, einfach und einsam. Längere Seereisen, Küstenfahrten, Matrosendienste, kurz alle Mittel und Wege, die ihnen eine reiche Erwerbsquelle öffnen könnten, verschmähen sie. Neid gegen die Nachbarn und der Wunsch nach gleichen und bessern Umständen regt sich nicht bei ihnen; sie begehren keine fremde Hülfe und Gefälligkeit, sind aber auch zu Gegendiensten unwillfährig. Ihre Hütte ist ihre kleine Welt, und sie halten die Abwesenheit von diesem Heerde höchstens ein paar Tage aus; von den Frauenzimmern kommen die wenigsten in ihrem Leben einmal auch nur nach Napoleon-Vendée oder sonst einer benachbarten Stadt.

5. Die Landschaft Champagne.

Die altfranzösische Landschaft Champagne, welche im Jahre 1284 durch Heirath zum französischen Reiche kam, liegt zwischen den vormaligen Provinzen Isle de France, Picardie, Lothringen und Bourgogne, umfaßt einen Flächenraum von mehr als 450 Quadratmeilen, und wird gegenwärtig in die vier Departements der Ardennen, der Marne, der Aube und der obern Marne geschieden. Die ganze Landschaft, die unter einem milden, angenehmen und gesunden Himmelsstriche gelegen ist, und einen im Durchschnitt genommen fruchtbaren und ergiebigen, meist ebenen Boden hat, besteht aus ungeheuren Flächen, die nur mit Hügeln und wenigen Bergen abwechseln, ist wohl bewässert, da ihr aus den benachbarten Gebirgsländern zahlreiche größere und kleinere Flüsse zuströmen, und umfaßt eine Einwohnerzahl von nahe an $1^1/_2$ Mill. Seelen.

Den nördlichen Theil, nach Belgien zu, bildet das Departement der Ardennen, das im Norden von der Maas durchströmt und von dem Waldgebirge der Ardennen durchzogen, nur steinigen und unfruchtbaren Boden bietet, der sich nur wenig zum Ackerbau eignet, weshalb die Bewohner sich auch mehr auf die Viehzucht, besonders die der Schafe legen. Der Süden des Departements wird von der Aisne durchflossen, hat kleine, liebliche,

größtentheils ziemlich bewaldete Hügelreihen, einen fruchtbaren Boden, der nicht allein einen ausgebreiteten und sorgfältigen Ackerbau erlaubt, sondern auch durch das mildere Klima einen reichen Obst- und Weinbau gestattet. Demungeachtet vermag die Provinz nicht ihren völligen Bedarf an Getreide und Kartoffeln zu ziehen, und die Holzwirthschaft, die in dem noch zum dritten Theile mit Waldung bedeckten Departement schwunghaft betrieben wird, so wie die Viehzucht und Gewinnung und Verarbeitung des Eisens müssen den Ausfall decken.

Südlich vom Departement der Ardennen öffnet sich das Departement der Marne, welches über 150 Quadratmeilen umfaßt. Die Oberfläche desselben ist wellenförmig, ohne Berge; blos an den Ufern mehrerer Flüsse sind Anhöhen und Hügel. Die Mitte der Provinz, fast zwei Fünftel derselben, nimmt eine dürre, fast gänzlich unfruchtbare Ebene, mit einem von weniger Erde bedeckten Kreideboden ein, wo die Dörfer nur einzeln und weit von einander ab liegen, und wenig Gesträuche und Bäume wachsen. In dieser traurigen Gegend, bekannt unter dem Namen Champagne pouilleuse, sind nur an den Flüssen und Bächen Wohnörter erbaut, und ein Theil von den dazwischen liegenden Landstrecken wird alle sechs bis acht Jahre besäet, um eine geringe Korn- oder Hafer-ernte davon zu erhalten. Bessere Striche hat die Provinz nur längs der Grenze der anstoßenden Departements, wo der Ackerbau lohnender ist und auch ansehnliche Waldung sich findet. Der Hauptfluß ist die Marne, welche das ganze Departement durchfließt und in zwei ziemlich gleiche Hälften, die nördliche und südliche theilt. Die Aisne und die hier durch die Aube verstärkte Seine berühren nur kurze Strecken. Ungeachtet dieser und vieler andern kleinern Flüsse ist doch über die Hälfte des Landes trocken und dürre. Auch hier reicht der Getreidebau nicht zu, um die Bewohner mit ihrem Bedarfe zu versehen. Der wichtigste Kulturzweig ist der mit vieler Sorgfalt und Einsicht betriebene Weinbau, denn hier ist das Vaterland der berühmten Champagnerweine. Die Bezirke Rheims und Epernay haben den stärksten Weinbau. Die edelsten Champagnerweine wachsen auf der Strecke von Vertus bis Rheims, sowohl weiße als rothe, und gehen stark ins Ausland. Die Champagnerweine der zweiten Sorte kommen zwar den ersten an Güte nicht gleich, werden aber auch noch geschätzt, doch mehr in Frankreich selbst getrunken. Die dritte Klasse giebt nur ein sehr gutes gewöhnliches Getränk. Die edlen weißen Weine schäumen am meisten, und darunter sind vorzüglich Sillery, Ay, Pierry, Eperney und Dizy, und unter den rothen die Gewächse von Verzeney, Mareuil, Dizy, Pierry u. s. w. berühmt.

Südlich vom Departement der Marne liegt das der

Aube, das zu den am schlechtesten bevölkerten von Frankreich gehört, nur im Süden und Osten von einigen Hügelreihen durchzogen wird, und fast nichts als unabsehbare Ebenen bietet. Der ganze nördliche Theil ist die Fortsetzung der schon oben angeführten Champagne pouilleuse, eine dürre, unfruchtbare, öde Landschaft, mit einem aus Kreide und Kalkerde bestehenden Boden, wo das Auge weite Flächen ohne allen Baumwuchs erblickt, die entweder wüste liegen oder nur alle sechs bis acht Jahre eine kärgliche Ernte geben. Der südliche Theil gewährt eine andere Ansicht; denn hier wechseln fruchtbare Getreidefluren, üppige Wiesen mit Wein bepflanzten Hügeln und ausgedehnten Waldungen. Den östlichen Theil der Champagne bildet das Departement der oberen Marne, das überall mit Bergen und Hügeln bedeckt ist, zwischen welchen sich bald weitere, bald engere Thäler ausbreiten, welche die herrlichsten Landschaften bieten. In einem dieser Thäler liegt die Ruine der Kapelle von St. Anna, ein merkwürdiges Ueberbleibsel mittelalterlicher Baukunst. — Die Marne macht den Hauptfluß des Departements, wird bei St. Dizier, wo sie bald dasselbe verläßt, schiffbar und trägt durch die Absetzung ihres Schlammes, gleich dem Nil, zur Beförderung der Fruchtbarkeit des Bodens bei. Die fleißigen Einwohner wenden alle Mühe auf den Anbau ihres Landes, und haben nur die dürren Berggipfel und zu steilen Abhänge unangebaut gelassen. Ein großer Theil derselben findet seinen Unterhalt bei dem bedeutenden Bergbau auf Eisen in den zahlreichen Eisenschmelz- und Hammerwerken, und durch die Verfertigung von Eisenwaaren, die besonders in der Fabrikation von Messern und Scheeren ungemein ausgedehnt ist.

Die Champagne, obwohl zur Hälfte aus armen, unfruchtbaren Strichen bestehend und verhältnißmäßig schlecht bevölkert, bietet außer ihrem beträchtlichen Weinbau, in ihren niederen Bergen noch viele wichtige Hülfsquellen und, durch die reichen Waldungen unterstützt, ein großes Feld zur Entwickelung des bis jetzt noch sehr vernachlässigten Gewerbfleißes.

6. Nîmes.

Nicht weit von der Südküste, einige Meilen landeinwärts, liegt die ansehnliche Stadt Nîmes. Der Weg nach diesem Orte führt durch ein wahrhaft gelobtes Land. „Ueppig grünt und blüht die ganze Natur; nirgends ist ein verkrüppelter Baum, eine ärmlich wachsende Pflanze zu erblicken.“ Bevor man Nîmes erreicht, kommt man durch das Städtchen Lunel, rings von Weinbergen umgeben, die den bekannten Muskat-Wein liefern.

Die eigentliche Stadt Nîmes ist traurig, eng und düster; aber die mit schönen Bäumen bepflanzten Vorstädte sind freundlich und

voll hübscher neuer Häuser. Die Stadt hat vorzüglich viel römische Alterthümer, unter denen sich das große Amphitheater auszeichnet. Es ist, wie die in Italien, aus großen Steinquadern erbaut, die ohne Mörtel und Kitt blos durch ihre Schwere fest auf einander ruhen. Siebenzehntausend Zuschauer fanden hier Platz. In dem länglich runden Platz, der von dem Riesengebäude eingeschlossen wird, haben funfzig arme Familien ihre elenden, schmutzigen Hütten gebaut, neben und unter den Trümmern einer gewaltigen Vorwelt. „Kinder, die hier geboren wurden, spielen unter den hohen Säulen, jagen einander in den verödeten, von ihren Tritten schauerlich widerhallenden Gängen, und pflücken für ihre Ziegen Gras und Blumen zwischen verfallenen Kapitälern, die einst der Stolz des Baukünstlers waren. Man schwindelt bei dem Gedanken an das, was dieses riesenhafte Gebäude gewesen sein muß, als es noch in ursprünglicher Pracht dastand; wenn alle die vielen Tausende, in der schönen malerischen Tracht ihrer Zeit, diesen weiten Raum mit einem Kreis umschlossen, gebildet aus 32 Reihen über einander sich erhebender Köpfe, wenn alle diese verschiedenen ausdrucksvollen Gesichter mit angestrengter Aufmerksamkeit auf das blutige Schauspiel in der Mitte hinstarrten! Wie donnernd ertönte hier ehemals der Beifall der Menge, vermischt mit dem Brüllen der Löwen, der Tiger, und das Angst- und Wuthgeschrei der von den Bestien zerfleischten Sklaven und Kriegsgefangenen, oder der von wilder Kampflust entmenschten Fechter, hier, wo durch die öde Stille jetzt nur noch zuweilen ein Ton des ärmsten Lebens verhallt.“ Ganz Nîmes ist voll altrömischer Ruinen. Alte, halb verloschene Inschriften, Basreliefs, Säulen-Ueberreste sieht man in allen Straßen eingemauert.

In Nîmes wird viel Seide zu allerhand Zeugen, zu Strümpfen und zu Bändern verarbeitet; es gab hier vor wenigen Jahren allein 2300 Strumpfstrickerinnen. Die Lage der armen Seidenarbeiter ist höchst kläglich, so schön auch die Arbeit aussieht, die sie machen. Sie haben feuchte, dunkle Wohnungen, oft mehrere Fuß tief unter der Erde, grobe, ärmliche Nahrungsmittel, und elende Kleidung, und doch ist ihre Arbeit sehr mühsam und angreifend. —

Nicht weit, nördlich, von Nîmes fließt der Fluß Gard, wo sich der berühmte Pont du Gard befindet, eines der schönsten Ueberreste aus dem Alterthume.

„In der tiefsten Einsamkeit einer wild-romantischen Berggegend“, sagt J. Schopenhauer, „stand, ehe wir es vermutheten, dies Wunder der alten Zeit vor uns. Kaum trauten wir unsern Augen, da wir es erst aus der Ferne erblickten; so ganz fremd unsern Tagen erhebt sich majestätisch hoch die alte Wasserleitung zwischen Felsen und Bäumen, fern von menschlichen Wohnungen, ein Riesen-

werk der Vergangenheit. Wir sahen drei Reihen über einander gebauter, schön gewölbter Bogen, gelehnt an beiden Enden auf das gleich hohe Felsenufer des unter ihnen hinströmenden Flusses. Das Ganze ist aus Quaderstücken, ohne Mörtel und Kitt, gebaut. Ueber diese zweite thürmt sich eine noch längere Reihe von 36 kleinen Bogen, die mit den beiden Felsenufern von völlig gleicher Höhe sind. Auf dieser letzten Bergreihe ruht der Kanal, durch welchen das Wasser aus einer nahe entspringenden Quelle bis Nîmes geleitet wurde. Das Ganze ist etwa 144 Fuß hoch, also wie ein mäßiger Thurm. Unendlich erhöht wird noch der Eindruck, den das Riesengebäude auf den Beschauer macht, durch die romantisch-wilden, höchst malerischen Umgebungen, durch die starren Felsen und üppig wachsenden Bäume, und den wild über Felsenstücke sich durch die untern Bogen hinstürzenden Fluß. Himmlisch schön ist der Blick durch die untern Bogen hindurch in das jenseit der Wasserleitung liegende stille Thal. Hohe waldige Berge umschließen ringsum diese liebliche Einsamkeit, als wollten sie dieselbe vor jedem Eindringen des gewühlvollen Lebens beschützen. Silberhell rauscht der Fluß hindurch; nur sein Brausen und Wehen in den Bäumen unterbricht tiefe, heilige Stille."

7. Marseille.

Diese berühmteste Seestadt Frankreichs, mit 200,000 Einwohnern, besteht aus der alten und aus der neuen Stadt. Die neue liegt hart an der Seeküste, und ist freundlich, zum Theil prächtig gebaut. Die schönste Straße, der Cours (so nennt man im südlichen Frankreich in fast allen Städten die Hauptstraße), ist eine gute Viertelmeile lang, geht von einem Thore zum andern, ist auf beiden Seiten mit palast-ähnlichen Häusern besetzt, und trennt die Altstadt von der Neustadt. In der Mitte ist ein breiter Gang von Linden, so daß man in Berlin unter den Linden zu sein glaubt. Der untere Stock der Häuser enthält fast durchaus, wie in London und Paris, zierlich aufgeputzte Waarenmagazine. Das Straßenpflaster ist unvergleichlich, die Bürgersteige mit breiten Quadern belegt, und alles so reinlich, wie man es in keiner andern Stadt in Südfrankreich findet, wozu auch wohl das frische Wasser beiträgt, das in schmalen, steinernen Kanälen durch alle Straßen rinnt. Desto enger, finsterer, winkliger ist die alte, auf der Höhe liegende Stadt. Hier ist von Allem das Gegentheil: die Häuser alt, hoch und düster, das Pflaster abscheulich, und die furchtbarste Unreinlichkeit verpestet die Luft. Vorzüglich schlecht ist der Theil der Altstadt, der sich bis an den Hafen hinzieht. Die hier wohnenden Menschen, arme Fischer, unterscheiden sich durch Sitten, Sprache und Kleidung von allen übrigen Franzosen, haben ein

wildes Ansehen, düstere Gesichtszüge, und Mordthaten sind unter ihnen nichts Seltenes. Der Hafen von Marseille ist einer der schönsten, die es geben kann. Schützende Felsen umgeben ein weites Wasserbecken, in welchem 900 Schiffe liegen können. Längs dem Hafen laufen schön gebaute Quai's (Uferwälle) hin, und die Aussicht ins weite Meer und das fröhliche Gewühl zu Wasser und zu Lande ist höchst ergötzlich. „Bunte Flaggen und Wimpel der verschiedensten Nationen flattern hier lustig gegen den dunkelblauen Aether hinauf; kleine, sonderbar gestaltete Schiffe von der Küste des mittelländischen Meeres, beladen mit Orangen, Kastanien, sogar mit Blumen, ankern neben den gewaltigen Kauffahrteischiffen des fernen Nordens, und den ganz fremdartig aussehenden Fahrzeugen der ionischen Inseln. Viele hundert Böte, Schaluppen und Fischernachen kreuzen lustig dazwischen herum, auch recht zierliche Gondeln, deren immer eine große Anzahl zur Lustfahrt auf den smaragdnen, oft kaum sich kräuselnden Wogen am Ufer bereit liegen. Auf den Quai's herrscht das mannichfaltigste Leben, wie auf dem Wasser daneben. Alle europäischen Nationen versammeln sich hier neben den Bewohnern von Asien und Afrika; alle Sprachen ertönen und die mannichfaltigsten Trachten und Gesichtsformen aller gebildeten Völker sieht man vielleicht nirgends so auf einem Punkte vereinigt. Oft glaubten wir uns auf einer großen Maskerade, wenn wir die vielen Türken, die Armenier und Griechen, die Afrikaner mit gelben maskenartigen Gesichtern, jeden in der Tracht seines Vaterlandes, unter den schönen, geputzten Marseillerinnen umherwandeln sahen, dazwischen Gesichter der Neger und Negerinnen, und die Griechinnen, denen man überall begegnet, die aber unsern Begriff von den berühmten Schönheiten ihres Landes sehr herabstimmten. Aspasia und die berühmten Frauen Griechenlands müssen denn doch ganz anders ausgesehen haben, als diese orangengelben, langnasigen Damen, deren geschmacklos bunte, mit Schmuck und Verzierungen überladene Kleidung ihre wirkliche Häßlichkeit ins grellste Licht stellt. „Der Quai an der Seite der alten Stadt sieht zum Theil wie ein orientalischer Bazar aus. Er ist noch lebhafter als der an der andern Seite des Hafens liegende der neuen Stadt. Das Erdgeschoß der ihn umgebenden Häuser ist mit den seltensten und theuersten Waaren, aber auch mit den unbedeutendsten zum Verkauf angefüllt. Türken und Griechen halten hier die kostbarsten Erzeugnisse des Orients feil: reiche Teppiche, prächtige orientalische Stoffe, wunderliche Shawls in den glänzendsten Farben. Rosenduft strömt schon von weitem aus andern, mit den köstlichsten Riechstoffen angefüllten Magazinen. Aus einem Magazin daneben schauen Papageien, Kakadu's und andere Vögel südlicher Zonen in ihren Federn bunter Pracht gar fremd in die Welt hinein, während

possierliche Affen neben ihnen den Vorübergehenden Gesichter schneiden. Alles ist hier zu haben: Juwelen und Perlen, Uhren und Heiligenbilder, Landkarten und Kupferstiche; die herrlichsten Früchte des Südens, Orangen, Granatäpfel, Kokosnüsse, Datteln und die köstlichsten Blumen in Sträußen und Blumentöpfen." Diesem Quai gegenüber liegen alle die Schiffe, welche aus dem Oriente kommen, und also der Gesundheit wegen verdächtig sind, und darum Quarantaine (Reisehaft) halten müssen. Untersteht sich Einer, von diesen Schiffen vor der Zeit heimlich ans Land zu kommen, so wird er augenblicklich erschossen. Doch dürfen sich die Angekommenen auch in die Quarantaine-Anstalt begeben, die in einiger Entfernung von der Stadt liegt und eine kleine Stadt für sich ausmacht.

Fährt man auf einer der vielen Gondeln hinaus nach der Rhede, so hat man einen großen Genuß. „Die Aussicht von der oft spiegelglatten smaragdenen Fläche der Rhede auf die an ihrem Eingange liegenden Inseln, und über diese hinaus auf das ewig bewegte Meer, ist eine der erhabensten. Nicht minder herrlich ist es, wenn man sich rückwärts wendet. Da liegt der lebensreiche große Hafen vor uns, die ihn umgebenden malerischen Felsen mit ihren Citadellen, die schöne Stadt, welche um ihn her einen großen Halbkreis bildet, umschirmt von den weiter hinaus sich erhebenden zackigen Felsen, die vielen Bastiden (Landhäuser), und überall der reichste Ueberfluß aller Gaben des günstigen Himmels. Dem Hafen am nächsten liegt die malerische Felseninsel, auf deren Gipfel das traurige Chateau d'If erbaut ist, dieses fast unzugängliche, fürchterliche Staatsgefängniß, in welchem stets Unglückliche, vor aller Welt verborgen und unbekannt, vielleicht von ihren Freunden als Todte beweint, in dunkeln Kerkern schmachten."

Nahe bei der Stadt liegt ein 500 Fuß hoher Felsen, auf dem eine Citadelle und eine kleine Kapelle stehen. Die Aussicht von hier ist über alle Beschreibung herrlich und erhaben. Die ganze Stadt liegt zu Füßen des Beschauers; „die breiten, regelmäßigen Straßen und großen Plätze der neuen Stadt sehen wie die mit bunten Steinen und Muscheln ausgelegten Blumenbeete eines holländischen Gartens aus; in dem höher liegenden Häuserklumpen der Altstadt erkennt man jedes einzelne größere Gebäude. Weit liegen alle die tausend, auf Höhen und in Thälern zerstreuten Landhäuser mitten in ihren Gärten vor uns, die malerischen Felsenufer mit ihren Citadellen, die Quarantaine-Gebäude, der Hafen, die Rhede mit ihren Inseln, und das weite Meer, dessen blaue Ferne einem Blicke in die Ewigkeit gleicht. Ganz klein erscheint die Insel des Chateau d'If, noch kleiner die vielen Eilande, welche um sie her zu schwimmen scheinen. Unzählige Fischerböte kreuzen auf dem glatten Meere umher, und erscheinen von dieser Höhe wie glän-

zende Punkte. Großen majestätischen Schwänen ähnlich, schwimmen mächtige, dem ersehnten Hafen sich nähernde Schiffe mit vollen Segeln zwischen ihnen hindurch.“ In den Gewölben der Citadelle sind schauerliche Gefängnisse. Hier saß unter andern der Bösewicht Orleans=Egalité, der an den Gräueln der französischen Revolution einen großen Antheil hatte, und 1794 in Paris enthauptet wurde.

Die Marseiller sind große Freunde von Landhäusern, in denen sie den Sommer über zubringen. Man giebt ihre Anzahl auf zehntausend an. Die meisten dieser Landhäuser sind aber sehr klein, alle mit einem Garten umgeben, der von blendend weißen Mauern eingefaßt ist. Die auf den Anhöhen und Felsen erbauten Landhäuser haben eine weite, herrliche Aussicht, sind aber nur von Lavendel und andern starkduftenden Kräutern umgeben, die aus den Felsspalten freiwillig hervorwachsen, während die tiefer stehenden im Schatten der Felsen sich befinden, und von großen Olivenbäumen umgeben sind. „Die provenzalische Sonne ist ganz anders als die unsrige; hoch steht sie am dunkelblauen Himmel, und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren fast senkrecht herabblitzenden, alles versengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es fast nie, und alles Pflanzenwachsthum erliegt dann der glühenden Hitze, bis der Abendthau sie wieder erfrischt. In der Mitte des Sommers ist kein Grashalm mehr zu erblicken, und das Laub an den Bäumen verdorrt. Im April ist es schon so heiß, als bei uns in den wärmsten Sommertagen; im Mai werden schon die Fußwege um den Hafen, den Cours und den besuchtesten Straßen mit Dächern von Leinwand bedeckt. Die Strahlen der Mittagssonne sind hier im Sommer sehr gefährlich. Das Kind einer Dame aus Neapel, die zum Besuch nach Marseille gekommen war, lief in der Mittagsstunde in einen Garten hinaus, sank augenblicklich, vom Sonnenstich getroffen, hin, und starb wenige Stunden darauf. Dagegen ist die Herrlichkeit der Sommernächte unbeschreiblich, besonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe schwarzblauen Himmel herniederstrahlt, mit einer Pracht, von der nur unsere kältesten Winternächte einen Begriff geben können. Dann eilt Alles hinaus, und selbst angesehene Familien sieht man in den Straßen vor den Hausthüren sitzen, um der köstlichen Kühlung der wunderschönen Nacht zu genießen. Die schönste Jahreszeit ist der Herbst. Mild und segensreich herrscht er vom Oktober an bis spät im Dezember; oft braucht man erst im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drei Wochen. Auch während derselben bleibt die Luft mild, und selten bemerkt man des Morgens ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee sind die größte Seltenheit.

Das Land um Marseille ist reich an Allem, was man zum Leben bedarf. Gemüse, besonders mehrere Arten von Artischocken und Blumenkohl, sind im Ueberfluß zu haben. Die köstlichen Früchte stehen überall zum Verkauf. Die Marseiller Feigen sind berühmt, aber auch alle andern Gattungen des ausgesuchtesten Obstes: Melonen, Trauben, Pfirsichen, Aprikosen, Granatäpfel und Mandeln im Ueberfluß. Die spanischen und italienischen Küsten schicken Orangen, Citronen und Arbusen; die Levante Datteln, Pistaziennüsse und andere Früchte. Alle werden zu unglaublich wohlfeilen Preisen verkauft, und es ist eine wahre Freude, sie überall in großen Körben, malerisch gruppirt, in der höchsten Vollkommenheit zu erblicken. Auch an vortrefflichen Fischen aller Art fehlt es nicht; so auch an Austern, Muscheln und allen Gattungen eßbarer Schalthiere. Die wunderbare Form, die glänzenden Schalen vieler dieser uns bis jetzt unbekannt gebliebenen Thiere machen, wenn sie aufgetragen werden, die ganze Tafel einem Schalthierkabinet ähnlich. Auch einige Weichthierarten werden gegessen; aber sie sehen gar zu widerwärtig aus; desto besser behagen uns Deutschen die Krabben, die Taschenkrebse und die riesengroßen Hummer." Sehr selten sind Kühe, also auch Kuhmilch und Butter; man muß sich mit Ziegen und Schafen behelfen, und die Speisen werden mit Oel zubereitet. — Die Damen kleiden sich nicht prächtig. Ein leichtes, seidenes Kleid — die Seide ist hier sehr wohlfeil — ohne Verzierung, oder ein Kleid von Mousselin, ein schöner morgenländischer Shawl und ein italienischer Strohhut machen den ganzen Putz aus. „Auch die Männer tragen im Sommer seidene Kleider und Strohhüte. Der Kühlung wegen sind die Tischplatten gewöhnlich von Marmor; der Fußboden ist mit zierlich glasirten Backsteinen, seltener mit Marmor oder Steinen belegt." Die Fenster gehen bis auf den Fußboden, und haben inwendig Fenstergitter, auswendig aber Fensterschirme. Equipagen giebt es in Marseille fast gar nicht, denn es geht sich ja in den Straßen sehr bequem und trocken; nach den Landhäusern geht man zu Fuß; weite Partien werden nicht gemacht und das im übrigen Frankreich übliche Visitengeben findet nur bei seltenen Anlässen Statt. Die Familien leben sehr einzeln, und beschränken ihren Umgang auf eine kleine Zahl Bekannte. Also leben die Marseiller wohl recht häuslich und sittlich? — Im Gegentheil! Die Männer haben ihre Zerstreuungen und Gesellschaften für sich, wo sie hoch spielen und ihren Leidenschaften ohne Scheu nachhängen, und den armen Frauen bleibt daher nichts übrig, als sich im Kreise ihrer Kinder zu vergnügen. Glücklich diejenigen, welche sich darin glücklich fühlen! — Sehr ergötzlich ist das lebhafte Treiben in den Straßen zu sehen, vorzüglich des Abends; viele Leute sitzen dann vor den Häusern, die Läden sind erleuchtet, und alles Leben wird

öffentlicher getrieben als im Norden. Man ißt und trinkt im Freien, man geht in den Straßen spazieren. — Die meisten Menschen sind hier schön, mit ausdrucksvollen, regelmäßigen Gesichtern, schwarzen, blitzenden Augen, und nicht so braun als sonst im Süden.

8. Toulon und seine Galeerensklaven.

Von Marseille nach dem nicht weit davon, östlich, liegenden Toulon durchreist man eine äußerst felsige, zum Theil schaurig wilde Gegend, bis man sich in der Nähe der Stadt plötzlich in eine paradiesische Gegend versetzt sieht. Vor den Bauerhäusern sehen wir Orangenbäume, sich beugend unter der Last der goldenen Früchte, die herrlichsten Wohlgerüche duftend. Der ältere Theil von Toulon ist eng, winklig und schmutzig. Im neuern Theile dagegen führt eine lange, breite, durchaus mit schönen, großen Häusern besetzte Straße nach dem Handelshafen der Stadt, der kleiner als der von Marseille, aber auch mit breiten Uferwällen umgeben ist, auf denen und auf der Schiffen ein fröhliches Leben herrscht. Auf der Nordseite ist die Stadt von hohen, kahlen Felsen eingeschlossen, und dadurch vor kühlen Nordwinden geschützt. Daher ist hier das Klima noch milder als in Marseille, und der Pflanzenwuchs noch üppiger und reicher. Die herrlichsten Pflanzen des Südens gedeihen hier in Fülle, und die ganze Umgegend ist mit Landhäusern bedeckt.

Die größte Merkwürdigkeit von Toulon ist aber das Arsenal mit dem Kriegshafen, wo sich die Galeeren-Gefangenen befinden. Wir lassen hier eine Reisende sprechen. „Eine reich verzierte Hauptthür öffnete uns den Eingang in diese Wohnung immer reger Arbeitsamkeit, tiefen Jammers und entsetzlicher Verbrechen. Wir gedachten dabei an Dante's Beschreibung der Pforten der Hölle; denn auch hier mußten Tausende, welche durch sie hinschritten, jeder Hoffnung auf ewig entsagen. Das Erste, was wir erblickten, waren die Schiffswerfte. Zwei große Linienschiffe lagen eben auf dem Stapel. Eine große Anzahl Galeerensklaven mußte hier den Schiffs-Zimmerleuten und Baumeistern die Balken, das Eisenwerk und Alles, was sie außerdem noch gebrauchten, herbeitragen. Tief gebückt keuchten sie unter der schweren Bürde, während der Stock der Aufseher immer über ihnen schwebte, und das Klirren ihrer Ketten tönte gräßlich durch das Hämmern und Rufen der Arbeiter. Dann gelangten wir zu den verschiedenen Werkstätten, in welchen Alles verfertigt wird, was die Flotte braucht, vom großen Mast und Centner schweren Anker an, bis zum blechernen Leuchter jedes Matrosen. Wir sahen im Vorübergehen die vielen großen Magazine, theils mit

Hanf, mit Schiff- und Brennholz, mit Eisen, Kupfer, Getreide angefüllt, theils mit schon fertigen Arbeiten; dann die ungeheuere Bäckerei, in der das tägliche Brot für mehrere tausend Menschen bereitet wird. In einem großen Gebäude waren Bildhauer mit Verfertigung der Figuren und Verzierungen beschäftigt, die das Vordertheil der Schiffe schmücken und ihnen den Namen geben. Beim Tischler sahen wir mit Schaudern eine große Anzahl auf Vorrath verfertigter hölzerner Beine und Krücken. Seine Werkstatt enthielt noch außerdem eine Menge großen und kleinen Hausgeräthes für die Kajüten und Schiffsräume, eine fast unglaubliche Menge und Verschiedenheit von Gegenständen. In der sehr großen Nagelschmiede werden in ungeheurer Menge und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit alle die vielen verschiedenen Nägel gemacht, deren ein Schiff bedarf; riesengroße, die das Steuerruder befestigen, und ganz kleine, an die der Schiffer seine Seekarten und seinen Kalender hängt. Neben der Nagelschmiede arbeitet der Messerschmied, der jedem Matrosen seine Messer schaffen muß. Nicht weit von diesem sahen wir die ungeheure Schmiede, in welcher die Anker und alles größere Eisenwerk zum Schiffsbau geschmiedet werden. Vierundzwanzig große Oefen sprühen darin Feuer; lange Reihen von Amboßen stöhnen unter den gewaltigen Hammerschlägen rüstiger Arbeiter. In einer andern Werkstatt werden die Kupferplatten gehämmert, mit denen man den Kiel der Linienschiffe belegt, um sie dauerhafter zu machen, und gegen die Beschädigungen der Seewürmer zu sichern, die das Holz zernagen. Auch den Blechschläger besuchen wir und bewundern seine Geschicklichkeit, mit der er unendlich viele Dinge, die wir von Porzellan oder Steingut besitzen, aus Blech verfertigt. Ein besonderes Gebäude ist zur Richtung der Mastbäume bestimmt, die aus mehreren großen Bäumen, welche man künstlich zusammenfügt, verfertigt werden. Die Seilerbahn ist eins der merkwürdigsten Gebäude der ganzen Anstalt. Man denke sich einen unabsehbaren, gewölbten Saal, durch Pfeiler in drei gleiche, breite Gänge getheilt, welche die Bogen der Decke tragen. Gemessenen Schrittes wandelt eine ganze Armee Seiler darin auf und ab, und dreht den Hanf zum feinsten Bindfaden und zum stärksten Ankertau, welches selbst nichts anderes ist, als eine große Anzahl Bindfäden, die, zu einem Ganzen vereinigt, Kraft haben, den mächtigsten Elementen zu widerstehen. Nahe an der Seilerbahn werden in einem großen Gebäude Segel gewoben, zusammengenäht und ausgebessert. Weiterhin treiben eine Menge Faßbinder ihre lärmende Handthierung; überall reicht hier Einer dem Andern die Hand. — Dies sind nur die hauptsächlichsten Anstalten, welche sich in diesem Arsenal befinden.

In allen den verschiedenen Werkstätten müssen die Galeeren-

sklaven Handreichung thun und die beschwerlichsten Arbeiten verrichten, oft sogar an die Stelle der Lastthiere treten. Der Anblick dieser mit Ketten belasteten Unglücklichen, die wir überall antrafen, verleidete uns den Aufenthalt, besonders da man uns sagte, daß nur vorzüglich Begünstigten das Glück würde, hier unter der schweren Arbeit fast zu erliegen, und daß das Loos von tausend andern noch unendlich härter sei. Die eigentlichen Zeughäuser, in denen die Kanonen und Waffen aller Art aufbewahrt werden, besuchten wir nicht; aber das große Becken, in welchem die größten Linienschiffe durch Ableiten des Wassers aufs Trockne gelegt werden können, um sie bequem auszubessern (Docke). Ferner gehört zu dem Arsenal der berühmte Kriegshafen, in dem Kriegsschiffe liegen. Auch liegen hier die Galeeren, dicht am Ufer. Sie sind eigentlich unbrauchbar gewordene Kriegsschiffe, ohne Mastbäume, mit Dächern bedeckt. Jedes derselben dient 500 Gefangenen zur traurigen Wohnung. Die hier nicht Platz finden, werden in große, dunkle und feuchte Kerker eingesperrt, die noch fürchterlicher sein sollen als die Galeeren. Das Elend selbst in diesen soll so furchtbar sein, daß sogar Männer, die im Kriege das Schrecklichste muthig betrachten lernten, vor diesem höchsten Jammer versunkener Menschheit schaudernd zurückbeben, und die, welche die Gefangenen zuweilen besuchen müssen, betreten die unheilvollen Schwellen immer mit bleibendem Entsetzen. Eben schlug die Glocke, welche die Gefangenen nach dem mühseligen Tagewerk zum Schlaf in ihr schreckliches Nachtlager ruft. Von allen Seiten rasselten sie in ihren schweren Ketten herbei, immer zwei und zwei zusammengeschmiedet. Alle sind in grobe, rothbraune Kleider gehüllt, die an Vielen als halb verloderte Lumpen herumflattern. Auf den ganz kahl geschornen Köpfen tragen sie glatt anschließende rothe Kappen. An Vielen bemerkten wir wild verzerrte Gesichter, wahre Teufelslarven, mit dem vollsten Ausdruck der tiefsten Verworfenheit, wilder Mordlust und grimmiger Verzweiflung. Andere schienen durch das lange Elend zu dumpfer Thierheit herabgesunken. Vielen sah man den herzzerreißenden Gram an, das Gefühl der entsetzlichen Schande. Die Schrecklichsten waren uns die, welche mit frecher Lustigkeit ihre innere Wuth in wilden Liedern und noch entsetzlicherem Lachen austobten. So sahen wir Einen, dem eben die Fessel an den Fuß geschmiedet wurde; er pfiff und sang und lachte dazu so schallend laut, in so grausenden Tönen, daß es uns das Haar emporsträubte. Mit inniger Wehmuth sahen wir Menschen von noch nicht zwanzig Jahren mit dem Gepräge vergangener besserer Tage an greise Verbrecher geschmiedet, aus deren versteinerten Zügen die tiefste Verworfenheit sprach. Ihre Nahrung ist trocknes Brot und Wassersuppe mit einigen gekochten Bohnen darin. Ihr Lager sind hölzerne Bänke,

auf denen sie sich nicht ausstrecken können; ihre Kleider tragen sie, bis diese in Fetzen herabfallen. Die größten Verbrecher sind an ihre Bänke neben einander geschmiedet, die ihnen zum Sitz, zur Lagerstatt, zur Aufbewahrung ersparter Bissen dienen, und von denen sie sich nur so weit entfernen können, als es ihre Kette erlaubt. Im Kerker müssen sie arbeiten, verlassen ihn nie, athmen nie reine Luft, sehen die Sonne nie, und leben doch viele, lange Jahre hindurch. Ueber allen schwebt immer der Stock der Aufseher, und fällt beim kleinsten Versehen in unbarmherzigen Schlägen auf sie nieder. So sahen wir sie gezählt werden wie eine Heerde Vieh, und eingetrieben zu ihrem entsetzlichen Lager — 6000 Menschen, die hier in verzweifelnder Wuth ihre Tage verleben. Wenn nun einmal Flammen das Arsenal ergriffen, die Riegel, die Ketten sprengten, und nun die Einwohner der Stadt der Wuth dieser 6000 Verzweifelnden Preis gegeben wären! Der Gedanke ist einer der fürchterlichsten, und doch bei weitem nicht außer dem Gebiet der Möglichkeit.

9. Der Straßburger Münster.*

Der erste Gang durch die uralte, bedeutende Stadt, die 300 Straßen, Plätze u. s. w. und nach der neuesten Zählung 70,298 Einwohner hat, war nach dem Gebäude, dessen Anblick allein eine weite Reise lohnt, nach dem herrlichen, aus feinkörnigem rothem Sandsteine bestehenden, mit Recht weltberühmten Münster, welches nebst dem Dome zu Köln das herrlichste Werk der gothischen, richtiger deutschen Baukunst ist. Die schönste und handgreiflichste Schutzrede des verschrieenen Mittelalters stand vor mir, und mir schwebten Friedrich v. Raumers Worte (Geschichte der Hohenstaufen, 6. Band S. 525) vor der Seele: „Die Barbarei, deren ihr das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert anklagt, ist die der großen, wenn auch nicht völlig ausgebildeten Kraft des tiefen Gemüths, des kühnen Strebens; wie viel schlechter ist dagegen die Barbarei der einbrechenden Schwäche, des abgestorbenen oder vornehmen Müßigganges und des anmaßlichen Absprechens. Dort ist der Geist stark, wenn ihm auch noch nicht alle Mittel zur Hand sind; hier hat sich manche äußere Fertigkeit fortgepflanzt, aber der Geist ist unter das Mechanische hinabgesunken. Dort bricht der Tag, hier die Nacht an und ihr sucht das Licht, wo die Finsterniß waltet. Den Kölner Dom, den Straßburger Münster eine Ausartung des Antiken zu nennen, steht auf gleicher Linie mit der Ansicht, welche die Nibelungen eine Ausartung des Homer, den Shakespeare eine Ausartung des Sophokles oder gar das

* Reiseschilderungen aus Deutschland und der Schweiz von Dr. A. J. Kahlert. Breslau, Aderholz.

Christenthum eine Ausartung des Heidenthums nennt; ja wer das eine behauptet, darf folgerichtig das Uebrige nicht leugnen."

Wo ist der Meister, der mich lehrt, die Feder so zu führen, daß mit zwei, drei Zügen dieser riesenhafte, ebenso schön gedachte, als meisterhaft ausgeführte Prachtbau dir vor der Seele schwebte? Er ist 355 Fuß lang, 132 Fuß breit, während die Höhe des Thurmes 437½ französische F. beträgt. Doch herrscht auch hier die größte Verschiedenheit in Betreff der Höhenangabe; Neigebauer giebt 496 F. an; Schreiber in seinem mit Recht berühmten Handbuche für Reisende am Rhein spricht von 437½ F. und setzt hinzu, daß der Dom der Peterskirche in Rom um 6—7 F. niedriger sei, während Blank in seinem Handbuche des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde (im 1. Thl. S. 207) 445 F. angiebt und hinzufügt, daß nach dem nämlichen Maße die Peterskirche 485 F., die Pyramide zu Gizeh 448 F., der Stephansthurm in Wien 353 F. Höhe habe. Doch dem sei, wie ihm wolle, so ist die Höhe doch immer eine der größten in der Welt. Der schönste Theil dieses Münsters ist die unbeschreiblich schöne Vorderseite; drei perspektivisch angelegte Thore, mit reichem Steinschmuck verziert, führen in das Innere; über dem mittleren ist die bei gothischen Bauten gewöhnliche Fensterrose, mit buntem Glase ausgelegt. Die Hauptzierde ist und bleibt der nördliche Thurm, der ganz aus durchbrochener Arbeit besteht, so daß das Licht von oben bis unten durchscheint; er besteht also nicht, wie alle andern Thürme aus Mauern, sondern ist wie aus Spitzengrund zusammengesetzt; und wenn von irgend einem Gebäude das, zuerst von den Gebrüdern Schlegel angewandte Gleichniß, daß die Baukunst eine versteinerte oder gar gefrorne Musik sei (welcher Ausdruck mit Recht große Mißbilligung gefunden hat), ausgesagt werden kann, so gilt es von diesem merkwürdigen Thurme, den zu bewundern schon Vater Goethe nicht müde wurde. Ehe wir ihn ersteigen, laßt uns durch eine der Seitenthüren in das Innere treten.

Schön und schlank ragen die gewaltigen Säulen empor, welche das Innere in drei Schiffe theilen; auch der Hochaltar im erhöhten Presbyterium, unter dem sich das heilige Grab befindet, macht einen guten Eindruck. Das merkwürdigste Kunstwerk im Innern ist die berühmte Uhr, welche Isaak Habrecht aus Schaffhausen nach den Zeichnungen des gelehrten Dasypodius von 1271—1274 verfertigte und die, nachdem sie lange Zeit still gestanden, von dem geschickten Mechaniker Schwilgen neulich wieder hergestellt wurde. Diese Uhr ist viel zusammengesetzter, als alle andern Kunstwerke ähnlicher Art und steht rechts am Hochaltare; eine Menge Figuren bewegen sich und schlagen sowohl die Viertel als auch die ganzen Stunden auf kleinen Glocken an, zugleich

wird der verschiedene Stand der Planeten, die Jahreszeiten und eine Menge anderer astronomischer Bestimmungen veranschaulicht. Auch die Glasgemälde, welche 1840 durch ein Hagelwetter sehr gelitten hatten, sind, so wie die Statuen mehrerer Heiligen, die ein anderer Sturm, der Revolutionsschwindel am Ende des vorigen Jahrhunderts muthwillig zertrümmert hatte, durch den Bildhauer Gros wieder hergestellt. Der Uhr gegenüber steht die herrliche Statue des Bischofs Werner, der 1015 den Grund zu diesem prächtigen Gebäude gelegt hatte, welches erst 260 Jahre nachher vollendet wurde.

XI. Bilder aus Portugal und Spanien.

1. Lissabon und die Bewohner Portugals.

Prächtig ist der Anblick von Neapel, Genua, Venedig; reizend und malerisch der von Stockholm und Messina; erhaben und großartig der von Konstantinopel: aber weder an Größe noch an Schönheit übertreffen sie den von Portugals Hauptstadt, dem Thore Europa's. Von Almada's Felsenbastei (dem günstigsten Standpunkte für die Betrachtung Lissabons) schweift der Blick über den majestätisch wie ein Meer sich zwischen hohen Borden fortwälzenden Tajo, und jenseits auf drei Hügeln, von denen unzählige Häuserreihen nach allen Richtungen bis ans Ufer und weit in die benachbarten Niederungen sich hinranken, thront, in malerischer Gruppirung, die Königsstadt. Sieben- bis achttausend zum Theil prächtige Sommerwohnungen, Schlösser, Kapellen und Klöster bedecken in einer Entfernung von mehreren Meilen, und so weit das Auge reicht, die bezaubernden Ufer des Stromes, die Hügel wie die Thäler, und der üppigste Pflanzenwuchs in lachenden Gärten, in Weinpflanzungen, Oliven- und Orangenhainen, hilft, vereint mit dem tiefen reinen Blau des Himmels, ein Gemälde vollenden, das den Beschauer mit Entzücken und Bewunderung erfüllt.

An Portugals Bewohnern kann man die jüdische und maurische Abkunft um so leichter erkennen, als das Blut dieser Völker nur wenig mit nordischem gemischt ist. Diese Menschen sind mehr klein als mittelgroß, ohne stark zu sein, dick, doch ausdauernd. Von den Bewohnern Europa's haben sie die dunkelste Gesichtsfarbe. Die Augen sind feurig, die Haare schwarz, und die Männer haben einen starken Bart. Ihr Aussehen ist ernsthaft, fast hochmüthig, doch findet man unter dem weiblichen Geschlechte manches angenehme, offene und heitere Gesicht. Durch das Zimmerleben haben

die Damen ein blasses Aussehen, welches sie bis ins Alter behalten, ja, das sogar im hohen Alter etwas olivengelb wird. Der Gang der Damen ist nicht so zierlich schön, als der der Spanierinnen.

Unter den Kindern der Höheren findet man viele hübsche; die Kinder der Niederen haben in Gesichtsbildung und Hautfarbe viele Aehnlichkeit mit den Zigeunern.

Von den ruhmwürdigen Thaten, welche einst die Vorfahren verübt, sind den schwachen, trägen Nachkommen nur die Erinnerungen geblieben; und jetzt, da ihnen kein großer Theil der Erde mehr unterthan ist, und sie zu schwach sind, sich halbe Erdtheile zu unterwerfen, prahlen sie mit dem, was einst ihr Volk besaß, und sprechen immer fort von sich und dem Ruhme ihres Volkes, ohne zu bedenken, daß sie sich dadurch in den Augen des Fremden nur lächerlich machen. Zur Sinnlichkeit geneigt, sind sie zugleich reizbar und eitel, können Widerspruch nicht ertragen, und sind träge. Die Spanier werden von ihnen seit lange gehaßt, was sich in den Worten und Handlungen der Hohen und Niedern kund giebt. Rachsüchtig, sind Portugals Bewohner schnell mit dem Messer bei der Hand; doch sollen sie treue Freunde sein.

Aberglaube ist allgemein, besonders unter dem weiblichen Geschlechte. Man glaubt, daß alle Menschen unter dem Einflusse eines bestimmten Sternes, welcher bei ihrer Geburt herrschte, geboren seien, und daß die Monate im geheimen Zusammenhange mit Edelsteinen stehen, welche immer eine bestimmte Eigenschaft anzeigen.

In Portugal ist die römisch-katholische Kirche herrschend, doch werden Protestanten geduldet und haben Religionsfreiheit. Fest- und Feiertage giebt es in diesem Lande außerordentlich viele, und feierliche Aufzüge werden in Menge gehalten. Die hiesigen Frohnleichnamsaufzüge hält man für die prächtigsten, welche es giebt.

Portugals Sprache ist mit Wörtern aus verschiedenen andern Sprachen vermischt, und dem Kastilischen verwandter, als dem Katalonischen. Sie hat viele zischende Töne.

Die Bewohner Portugals sind sehr mäßig, und essen größtentheils Fleisch und Fische. Tagelöhner, Arme und Soldaten essen fast täglich nur Brot mit Sardellen, und selbst die Bettler reiben ihren Kindern das Brot mit Sardellen ein. Geröstete Kastanien, Feigbohnen und Baumfrüchte werden auch häufig gegessen. Wildpret und Geflügel ist selten, das Fleisch theuer und schlecht. Obgleich fast nur Weizenbrot gegessen wird, ist dasselbe doch nicht schmackhaft. Butter ist selten, und wird meist aus England eingeführt. Je öliger und ranziger sie im Sommer ist, um so lieber hat man sie. In der Gegend von Lissabon macht man auf dem Lande keine Butter, sondern verkauft die Milch in der Stadt so,

daß man die Kühe in dieselbe treibt, und in Gegenwart des Kaufenden melkt, wodurch dieser zugleich sicher ist, reine, frische Milch zu erhalten. Nur die höheren Klassen bereiten die Speisen mit reinem Oele; die niedern Klassen verachten dasselbe, und verlangen starkes und ranziges, das ordentlich prickelt.

Obgleich in Portugal Wein im Ueberflusse wächst, trinken die Portugiesen doch wenig davon, und ziehen kühlende Getränke vor. Besonders trinken sie bei großer Hitze viel frisches, kaltes Wasser. Gefrorenes lieben sie gleichfalls. Das Frühstück der höheren Klassen besteht außer Thee und Kaffee aus nahrhaften Gerichten verschiedener Art. Warmes Rindfleisch, Schinken und Würste, gebratene Fische, Ziegenkäse und Kuchen aus Weizenmehl, die mit Honig und Oel gebacken sind, gehören zum Morgenessen. Alles wird stark mit Knoblauch gewürzt. In manchen Häusern ißt man heißgesäuerte Brotschnitte in Essig und Oel, die über und über mit Pfeffer, Salz und Knoblauch bestreut sind, so daß Herren und Damen immer mehrere Stunden nach dieser Speise riechen. Das Mittagsessen ist gewöhnlich nicht reichlich, und besteht aus Geflügel, Karbonaden und gebackenem oder geschmortem Reiße. Die Hauptmahlzeit ist das Abendessen, und daher reichlicher als das Frühstück.

Im ganzen Lande wird sehr stark Tabak geschnupft, und Portugals Bewohner entbehren lieber das Essen, als den Schnupftabak. Das Tabakrauchen, welches früher nicht üblich war, verbreitet sich mehr und mehr. Anstatt daß man in Deutschland Trinkgeld oder Biergeld giebt, giebt man in Portugal Geld zu Schnupftabak. Die alte Volkstracht ist unter den höheren Ständen längst verschwunden. Die Männer kleiden sich meist nach engländischer Mode; die Frauenzimmer tragen Kleider von schwarzem Seidenzeuge und bedecken den Kopf mit einem kleinen Spitzenschleier. Frauen aus dem Mittelstande haben Tuchmäntel mit langen Kragen, und auf dem Kopfe ein weißes, dreieckiges Tuch, von welchem die Zipfel rückwärts herunterhängen. Dieses Tuch binden sie unter dem Kinne zusammen, und tragen es so, daß sie damit die eingefallenen Wangen bedecken, die breiten Gesichter verlängern und die schönen Augen und Nasen zeigen. Auch wird besonders viel auf Bekleidung der Füße verwendet.

Auf dem Lande ist die Kleidung des weiblichen Geschlechts der der Städterinnen ähnlich, nur von weniger kostbarem Zeuge. Die Männer tragen Westen von lebhaftem Zeuge, und darüber kurze Jacken. Allgemein sind kurze Hosen, Schuhe und Strümpfe. Die Mäntel, welche man auf dem Lande, wie in den Städten trägt, haben eine große, flache Kapuze und sind gewöhnlich von brauner Farbe. — Die Portugiesen pflegen sich eine Menge Namen beizulegen, so daß ihr Name aus dem ursprünglichen Familiennamen,

aus dem Namen ihrer Gattin und aus dem Namen ihres Geburtsortes besteht. Der König und die nächsten Angehörigen des königlichen Hauses führen den Namen Dom, Adelige, höhere Beamte, Geistliche, Aerzte und die Inhaber von Orden redet man mit „Eure Herrlichkeit“ und alle Uebrigen mit „Euer Gnaden“ an. Bekannte nennen sich bei ihren Taufnamen und setzen den Titel „Senhor“ vor. Die Frauenzimmer in den Städten redet man mit „Senhora Donna“ an.

Die Portugiesen sind übertrieben höflich und ahmen die spanische Grandezza nach. In Lumpen gehüllte Bettler und sonst Leute aus den untersten Volksklassen überhäufen sich mit höflichen Redensarten, und scheinen ihre Geberden von geübten Hofleuten gelernt zu haben. — Wenn Streitigkeiten unter gemeinen Leuten vorkommen, kann man dieselben nur an dem ungemein leidenschaftlichen Ausdrucke ihrer Gesichtszüge und an der Heftigkeit ihrer Geberden, mit denen sie ihre Worte begleiten, erkennen. An gemeinen Schimpfwörtern ist Portugals Sprache arm. Zum Handgemenge kommt es bei ihnen nie. Ueberschreitet ihre Erbitterung alle Grenzen, so langen sie sogleich nach ihren Messern, mit welchen die Seeleute vortrefflich zu fechten verstehen. In Folge beleidigter Ehre oder aus heftiger Leidenschaft üben die gebildeten Bewohner oft heimliche, blutige Rache, die sie lange verbergen, um desto sicherer das Ziel zu erreichen.

Bei dem Bürgerstande bemerkt man eine Wuth, Orden zu erhalten. Um dieses Glück zu erreichen, scheuen sie weder Mühe noch Opfer, und man sieht in Lissabon häufig Menschen, welche die niedrigsten Geschäfte verrichten, und doch im Knopfloch ihres abgetragenen Rockes einen Orden haben. Häufig sieht man, daß auch die Hausdiener des hohen Adels mit Orden geschmückt sind.

2. Spanien und seine Bewohner.

Von den drei Halbinseln, die unter gleichem Himmelsstrich sich in das blaue Mittelmeer hineinziehen, ist die pyrenäische am wildesten. Sie ist nach allen Seiten abgeschlossen gegen die kühlenden Meereswogen und in ihrem Innern dem ungemilderten Sonnenbrand ausgesetzt. Das „Antlitz Europa's“ — denn so wird Spanien von seinen stolzen Bewohnern genannt — ist ernst und traurig, von düsterem, aber stets erhabenem Ausdruck. Wenn man die Küstenstriche oder die Abhänge der Pyrenäen ausnimmt, so verleugnet Spanien fast nirgend diesen finstern Charakter. Vergebens sucht der Wanderer die lieblichen Thäler und Gärten Italiens oder den deutschen Wald mit seiner frischen Herrlichkeit, seinem goldigen Grün und heiteren Vogelgesang. Unendliche, baumlose, sonnverbrannte Flächen, voll Einsamkeit und Grabesstille,

breiten sich vor seinen Blicken aus. Manchmal begrenzt den Horizont eine wolkenhohe Gebirgswand, und darüber schweifen Geier und Adler. Wie die Ebene an die Wüsten Afrika's erinnert, so gemahnt das Gebirge an die Felsen Norwegens; denn kahl und nackt starrt es gen Himmel. — Oder man kommt über sandige Steppen, wo die Trappe zu Hause ist. Da blüht das Haiderös-lein und der wilde Ginsterstrauch wiegt sich im Winde; aber kein Erntefeld ist auf diesen Ebenen, kein Stück urbar Land auf diesen Bergrücken. Manche Provinzen sind allerdings herrlich angebaut. Da dehnen sich die Felder unabsehbar weit hin, und die gelbe Aehrenfluth wiegt sich in der gluthzitternden Luft. Um die Mitte des Frühjahrs kann man weite Rasenstrecken sehen, prachtvoll übersäet mit rothblühendem Mohn; aber selten entdeckt das Auge den Säemann; selten gewahrt man jene heiteren Arbeiter- und Schnittergruppen, die anderwärts das Land beleben.

Auch häufen sich nicht die Dörfer am Wege, wie in den reicher bevölkerten Ländern des Nordens. Im thüringischen Hügellande, in den fetten Ebenen Flanderns und überall, wo Deutsche wohnen, weiß man nicht mehr, was Feldeinsamkeit ist. Nirgends kann sich der Reisende verlassen fühlen; denn jeden Augenblick winkt ein anderer Kirchthurm aus dem Gebüsch. In Spanien dagegen sind die Wohnstätten der Menschen mehr als meilenweit von einander entfernt, und nie wird man von dem Anblicke allein stehender Meiereien oder Pachthöfe überrascht. Jene Weiler und jene Städtchen, aus denen Wohlstand und Sauberkeit lachen, kennt man in Spanien nicht. Dafür sind die spanischen Dörfer meist sehr schön gelegen; ihre Häuser sind bald hoch am Rande eines Abgrundes zusammengedrängt, bald schlängeln sie sich an dem steilen Abhange eines Berges hinauf. Der Bergpfad, der durch das Dorf bis auf den Gipfel führt, gleicht dann von weitem einer langen Riesenschlange, deren Haupt von einer alten Veste mit verfallener Ringmauer und hohem Zinnenthurme gekrönt ist, der den Haufen roth angemalter Häuser zu seinen Füßen zu beschützen scheint. Und diese Dörfer sind immer umfangreich; denn das Landvolk drängt sich darin gern, aus Furcht vor den Räuberbanden, welche die Ebene unsicher machen, in Massen zusammen.

Wer zum ersten Male die beiden Castilien durchpilgert, dem scheint die Nacktheit und die unermeßliche Ausdehnung dieser Reiche ein Traum. Er glaubt sich auf einem Erdocean allein und verlassen; selten begegnet ihm ein lebendiges Wesen. Kaum daß er dann und wann auf herrenloser Weide eine Heerde grasen sieht oder einen Hirten gewahrt, der, in ein Schaffell gehüllt, träumend und nachlässig sich hingelagert hat, die Lanze in seiner Hand. Endlich trifft der Reisende eine lange Reihe von Maulthieren. Sie gehen langsam, wie die Kameele Arabiens. Nachlässig sitzt der

Führer auf dem Rücken des ersten Thieres. Er ist bis an die Zähne bewaffnet mit dem langen Dolch, dem Stutzen und dem furchtbaren Trabuko (d. i. eine lange Flinte); denn in diesem halbwüsten Lande ist es nie geheuer.

Man würde aber irren, wenn man aus dem wüsten Anblick der Gebirge schließen wollte, daß das ganze Gebirgsland nackt und traurig sei. In dem Schooße der Sierren — so heißen die Gebirge Spaniens — sind fruchtbare Thäler verborgen, deren Pflanzenwuchs und Schönheit zauberisch schön ist. Diese herrlichen Thäler, wo die köstlichen Düfte der Blumen die Luft durchziehen, scheinen „von den Engeln des Himmels“ gebaut zu sein.

In den südlichen Gebirgen erblickt man die prachtvollsten Ruinen, verfallene Thürme auf Felsenspitzen, die in alter Zeit als Warten dienten. Jetzt dienen sie Raubvögeln zum Horst. In den Sierren wirst du oft gezwungen sein, abzusteigen und dein Thier am Zügel zu führen, jetzt zwischen zwei Abgründen ohne Seitengeländer, dann wieder über einen steilen Pfad bergab. Vielleicht mußt du auch einmal einen kahlen Felsen überklettern, der zwischen zwei Bergen als eine Art von Brücke dient. Ein Stückchen weiter stehst du verlegen am Rande eines langen und breiten Sumpfes oder am Ufer eines Bergstromes, dessen Fuhrt Niemand kennt, als vielleicht der verwegene Schmuggler, der sie allnächtlich durchwatet. Oder du triffst auf einen Haufen kleiner Steine, die ein Kreuz überragt. Weißt du, was dies Kreuz bedeutet? Hier ward vor Kurzem ein harmloser Reisender ermordet; und während du niederkniest, um für die Seele des Unglücklichen ein Gebet zu flüstern, zieht der Bandit in seinem Versteck vielleicht schon den Dolch für dich.

Wenn du in eines der fruchtbaren Thäler Andalusiens gelangst, so findest du sie erfüllt von schreckendem Stiergebrüll. Diese Stiere sind wild; sie haben nie ein anderes Menschengesicht gesehen, als das ihres Herrn, und dieser, der Hirt, ist eben so wild wie seine Thiere. Mit Schleuder und Lanze bewehrt, tummelt er eins der feurigen andalusischen Rosse. —

Die Spanier sind eine gemischte Nation. Sie stammen theils von den alten Bewohnern, theils von den Römern, Westgothen, Sueven und selbst von den Arabern, die viele Jahrhunderte hier hausten. Daher hat der Spanier eine braunere Haut, als andere Europäer. Er ist von mittler Statur, meist mager, aber von festen, kräftigen Muskeln, feurigen, schwarzen Augen, großer Lebendigkeit, und leicht in Zorn zu setzen, im Unglück aber geduldig und gleichgültig. Er hat viele Anlagen, aber wenig Bildung, und dennoch, oder vielmehr eben deswegen, einen großen Stolz. Ueberhaupt sind in seinem Charakter die schroffsten Gegensätze. Auf der einen Seite ist er tapfer, kühn, großmüthig, geduldig,

unermüdlich, treu, sanft, und auf der andern feig, träg, faul, räuberisch, grausam und falsch. Die Leidenschaft kann ihn zu den entsetzlichsten Handlungen hinreißen, und doch ist er in vielen Fällen des Lebens unerwartet gleichgültig und geduldig. Um die Zukunft hat er gar keine Sorge, er lebt nur für den Augenblick, und trifft ihn ein Unglück, so tröstet er sich mit den Worten: „Was thut es?“ oder: „Man muß sich darin finden!“ über Alles, es sei nun der Tod eines Hundes oder Esels, oder der Verlust eines seiner Lieben.

Die Sitten der Spanier weichen von den unsrigen ganz ab. Der Umgang unter den einzelnen Ständen ist weit ungezwungener, als bei uns. Setzt sich der Aermste zum Reichsten, so holt er seine Cigarre heraus, steckt sie an mit den Worten: „Mit Eurer Erlaubniß!“ und hat er sie halb abgeraucht, so bietet er sie seinem Nachbar mit den Worten: „Ist Ihnen gefällig?“ Dies zu unterlassen, wäre so, wie wenn ein Tabaksschnupfer bei uns vergäße, seine Dose auch den Umstehenden zu präsentiren. — Die Lebensart des Spaniers ist sehr einfach. „Etwas Brot, leichtes Gemüse, Oel und Wein, den man sich in einigen Provinzen aus Flaschen mit dünnen, langen Röhren, die aus der Wölbung hervorgehen, aus einer gewissen Höhe in den Mund gießt, sind die gewöhnliche Nahrung des gemeinen Mannes. Kommt hierzu etwas Speck und ein paar in Oel gesottene Eier, so hat er wie ein Fürst gelebt. Zu dieser Mäßigkeit im Essen gesellt sich noch eine große Enthaltsamkeit im Genusse geistiger Getränke. Einen betrunkenen Spanier zu sehen, ist eine wahre Seltenheit. Der Vornehmere lebt allerdings besser, doch auch höchst einfach. Die Speisen sind gewöhnlich so unbarmherzig mit spanischem Pfeffer gewürzt, daß jeder nicht spanische Magen gewiß gern auf den Genuß Verzicht leistet. — Uebrigens wird eine spanische Familie von vier bis sechs Personen füglich von dem leben, was ein deutscher Magen für Eine Mahlzeit begehrt. Der gesegnete Appetit des Nordländers erregt in Spanien große Verwunderung.

So einfach wie die Lebensart des Spaniers, ist auch sein Haushalt. Sein Wohnhaus hat in der Regel, außer dem Erdgeschoß, nur ein Stockwerk, und entbehrt fast alles, was wir zur Bequemlichkeit rechnen. Hier ist nur auf Kühlung gesehen. Die Zimmer sind hoch, lang, mit viereckigen Ziegeln gepflastert, und daher ist in ihnen immer eine Art von Kellerluft. Dem Spanier fällt das weniger auf, als uns, da er immer einen Mantel trägt. Die Ziegelsteine sind mit einer oft recht zierlich geflochtenen Strohmatte bedeckt. Statt der Fenster hat das Haus hölzerne Läden, in deren Mitte viereckige Löcher sich befinden, die oft nur mit in Oel getränktem Papier verklebt sind, durch welches ein spärliches Tageslicht fällt. Nur reiche Leute haben Glasfenster. Die Häuser armer

Leute enthalten, außer einer hölzernen Bank, einem Tische, einer Matratze und einigem Küchengeräth, nichts, so daß, wenn die Familie auszieht, ein Esel die ganzen Habseligkeiten wegtragen kann. Nicht viel besser sieht es mit dem Hausrathe eines schon vermögenden Mannes aus. Ein schlechter Tisch, ein paar noch schlechtere Stühle, Heiligenbilder aller Art sind die Hauptgeräthschaften. In der geräumigen Küche, die zugleich zum Wohnzimmer dient, findet man gewöhnlich nichts, als einige schlechte Töpfe und einen eisernen Tiegel. Teller und Gläser gelten schon als Ueberfluß.

Die Kleidung der Spanier ist zwar in allen Provinzen verschieden, aber doch eigenthümlich. Der wohlhabende Land- und Stadtbewohner trägt schwarzseidene Strümpfe und Schuhe, kurze, enge Unterkleider, eine Art Spencer von derselben Farbe, eine seidene Weste mit schweren, silbernen Knöpfen, einen dreieckigen Hut, und dazu einen weiten Mantel, gewöhnlich von dunkler Farbe, ohne Aermel und mit einem kleinen Kragen. Nur in großen Städten, und besonders Handelsörtern, sieht man auch viele französische Kleidungen. Der gemeine Mann dagegen geht in einigen Provinzen beinahe ganz nackend. Uebrigens ist die Tracht zu allen Jahreszeiten ein und dieselbe. Der Mantel und die Decke wehren dem Einflusse jeder Jahreszeit, und sind, je nachdem sie fester oder nachlässiger umgeschlagen werden, das Thermometer der Witterung.

3. Stiergefechte.*

Zu den Hauptvergnügungen der Spanier gehören die Stiergefechte. Bricht nun ein feierlicher Stiertag an, so ruhen alle Geschäfte. Schon Tags vorher wogen die Menschen auf dem Amphitheater umher, um sich den Schauplatz recht zu betrachten, wo die Stiere gehetzt werden sollen. Die obern Sitze haben eine Decke in Form einer offenen Gallerie und werden gewöhnlich von den Damen eingenommen; die übrigen Sitzreihen sind ganz offen. Sie sind acht Fuß über dem Kampfplatze erhaben, um Alles recht gut übersehen zu können. Der innere Raum wird von einer zweiten Schranke umgeben; es ist eine sechs Fuß hohe Mauer, die zwischen sich und den Zuschauern einen Raum von etwa zehn Schritten Breite läßt. In dieser Mauer sind mehrere Oeffnungen, durch welche die Fußkämpfer, wenn der Stier ihnen zu heftig zusetzt, schlüpfen können; gewöhnlich springen sie aber mit großer Gewandtheit über die Mauer hinweg. Zwar springen die Stiere zuweilen nach; aber dann schlüpft der Fußkämpfer geschwind durch eine der Oeffnungen wieder zurück, und der Stier wird durch ein

* F. Nösselt.

Thor auf den Kampfplatz zurück getrieben. — Vor dem Tage eines Stiergefechtes gehen wenige der geringen Leute zu Bette, um nur recht zeitig einen Platz einnehmen zu können. Schon von Mitternacht an wogt es durch die Straßen nach dem Amphitheater. Die Stiere, die zum Kampfe bestimmt sind, werden von den Feldern auf eine weite Ebene nahe bei der Stadt getrieben, und achtzehn von ihnen nach dem Kampfplatze geführt. Diese Scene hat einen eigenthümlichen, wilden Charakter. Alle Liebhaber des Schauspiels, zu Pferde und mit Lanzen bewaffnet, eilen nach dem Orte, wo die Thiere weiden. Die Hirten treiben die zu der Ehre des Kampfes ausgewählten Stiere zusammen und leiten sie nach der Stadt durch zahme Ochsen, die an Halftern geführt werden und am Halse tieftönende Glocken tragen. Von allen Seiten wird die Heerde von den Reitern umringt, und so im Trab bis etwa eine Viertelstunde vom Amphitheater gebracht. Von hier an ist ein Weg für die Stiere abgepfählt, der bis zum Kampfplatz führt; doch geben die Seitenbalken nur eine schwache Schutzwehr gegen die unbändigen Thiere. „Ich ließ mich", erzählt ein Reisender, „verleiten, eines Morgens mit Tagesanbruch aufzustehen und meinen Standpunkt auf dem Amphitheater zu nehmen, wo ich eine freie Aussicht auf das Feld hatte. Beim fernen Schalle der Ochsenglocken sah man große Menschenhaufen über das Feld wegziehen, und ihre ganze Haltung verrieth einen Kampf zwischen Furcht auf der einen, und Eitelkeit und Gewohnheit auf der andern Seite; denn bald näherten sie sich dem Pfahlwerk, bald flohen sie wieder nach einem entfernteren Orte. Einige kletterten auf die Bäume, Andere aber, die kühner waren, hielten sich auf einem Standpunkte, den sie als einen Ehrenposten betrachteten. Da unsere Aussicht auf einen Hohlweg unterbrochen wurde, so hatte der Aufzug der Reiter, der plötzlich in vollem Galopp aus dem Wege hervorbach und auf uns loskam, eine desto überraschendere Wirkung für uns. Bei den Reitern an der Spitze des Zuges, die sich nun innerhalb des Pfahlwerks befanden und denen die ganze Heerde auf dem Fuße folgte, stand jetzt das Leben auf dem Spiele. Auch waren es ihrer nur wenige, die das Wagstück versuchten; die meisten hatten sich hinten angeschlossen. Die Hirten, die sich den Ochsen auf die Hälse hängten, um mit den Pferden gleichen Schritt zu halten, schienen für ein ungeübtes Auge ihrem Untergange nicht entgehen zu können. Das Jauchzen der Menge, der Schall der zahllosen Hörner, das laute, durchdringende Pfeifen, das die Stiere am meisten zu reizen und zu entrüsten schien, und die verwirrte, schnelle Bewegung der ganzen großen Scene war nicht ohne einen Grad von Schwindel zu ertragen. Endlich glückte es, alle in den Toril in Sicherheit zu bringen. So heißt ein kleiner Hof, der in eine Reihe Behältnisse mit schleusenartigen

Fallthüren abgetheilt ist, in welchen sie bis zum Anfange des Kampfes aufbewahrt werden.“

„Sobald sie eingebracht sind, ist es gewöhnlich, einen der Stiere dem Volke preiszugeben. Das unregelmäßige Gefecht, das darauf folgt, gewährt einen abstoßenden, widrigen Anblick. Der Kampfplatz war diesmal buchstäblich mit Menschen zu Fuß und zu Pferde angefüllt. Glücklicherweise verwirrte ihre Menge das Thier; auf welche Seite es sich wandte, trieb es große Volksmassen vor sich her, unter denen es eine schreckliche Niederlage angerichtet haben würde, wenn nicht der Lärm und das Gedränge sogleich seine Aufmerksamkeit wieder auf einen andern Punkt gezogen hätte. Nur einer aus der Menge, der augenscheinlich betrunken war, blieb vor dem Thiere stehen, wurde hoch in die Luft geschleudert und lag für todt auf dem Sande; wenigstens würde er unfehlbar vor unsern Augen zermalmt worden sein, wenn nicht die Hirten und einige gute Fechter das Thier mit ihren Mänteln abgezogen hätten. Solche Gräuel ereignen sich häufig, besonders bei diesen unregelmäßigen Gefechten. — Bevor ich das Amphitheater verließ, führte mich mein Freund in die Gallerie, von wo aus die Stiere in ihre abgesonderten Ställe getrieben werden. Da dieselbe nur zwei bis drei Fuß über ihre Köpfe wegragt, so konnte ich mich eines gewissen Schauders nicht erwehren bei dem nahen Anblick dieser feurig-wilden Augen und dieser heftigsten Anstrengungen, die Zuschauer zu erreichen, verbunden mit einem fast ununterbrochenen, fürchterlichen Gebrüll.“

„Das Amphitheater gewährt, wenn es voll Zuschauer ist, einen überraschenden Anblick. Die Meisten erscheinen in der andalusischen Kleidung. Die Mäntel der Herren sind entweder dunkelblau oder scharlachroth, und in der schönen Jahreszeit von Seide. Ihre kurzen, offenen Jacken zeigen den lebhaftesten Farbenwechsel, und die weißen Schleier, welche die Damen bei dieser Gelegenheit zu tragen pflegen, schicken sich vortrefflich zu ihrem übrigen muntern Anzuge. Endlich erscheint die Stunde des Anfangs. Der Schauplatz — die Arena — muß nun geräumt werden. Ein Regiment Fußvolk marschirt zu dem einen Thore hinein, über die Arena hin, treibt das Volk vor sich her, und wenn der Platz menschenleer ist, ziehen sich die Soldaten zu einem andern Thore heraus.“

„Jetzt ziehen die Toreros (Stierfechter), von denen die eine Hälfte blaue, und die andere Scharlachmäntel trägt, in zwei Reihen über die Arena, um dem Präsidenten ihre Verbeugungen zu machen. Sie sind gewöhnlich zwölf bis vierzehn Mann stark, die beiden Matadores und ihre beiden Gehilfen, die man Mediaespada (Halbschwerter) nennt, mit eingerechnet. Ihnen folgen die Picadores (Pikenträger) zu Pferde in Scharlachjacken, mit Silber besetzt.

Ihre sehr weiten, ledernen Beinkleider sind mit weichem, braunem Papier ausgestopft, welches den Hörnern der Stiere großen Widerstand leisten. Nachdem die Reiter ebenfalls den Präsidenten begrüßt haben, nehmen sie ihren Platz längs der Schranke in einer Reihe, zur Linken des Thores, durch das die Stiere kommen, und in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Schritten von einander. Die Fußkämpfer, ohne Waffen oder irgend ein Vertheidigungsmittel außer ihren Mänteln, halten sich bei den Pferden, um den Pikenträgern nöthigenfalls Beistand leisten zu können. Wenn dies Alles nun in Ordnung ist, reitet ein Stadtdiener in altspanischer Tracht zur Hauptgallerie hin, und empfängt in seinem Hute den Schlüssel zu dem Toril oder Stierbehälter, den der Präsident ihm vom Balkon zuwirft. Der Stadtdiener befördert den Schlüssel sogleich weiter an den Hausmeister; der Präsident winkt mit dem Taschentuche, die Waldhörner ertönen unter dem lauten Jubel der Menge; die Thore öffnen sich, und der erste Stier stürzt heraus auf den Kampfplatz. Der Stier stand einen Augenblick still, übersah mit wildem Blick den Schauplatz, fixirte sodann den ersten Reiter und machte einen heftigen Ausfall gegen ihn, ward aber mit der Spitze der Pike empfangen, die der Regel gemäß nach dem fleischigen Theile des Halses gerichtet wurde. Eine geschickte Bewegung mit der linken Hand und dem rechten Bein lenkte das Pferd auf die linke Seite, wodurch es dem Horne des Stieres auswich, der, durch die erhaltene Wunde nur noch wilder gemacht, sogleich den nächsten Pikenträger angriff, und dem Pferde desselben, das nicht so gewandt war als das erste, eine so tiefe Brustwunde beibrachte, daß es augenblicklich todt niederfiel. Die Heftigkeit des Stoßes hatte den Reiter auf der andern Seite des Pferdes hinabgeworfen. Ein ängstliches Schweigen folgte. Die Zuschauer, von ihren Sitzen aufstehend, sahen, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, wie der wilde Stier an dem gefallenen Pferde seine Wuth ausließ, während der Mann, der sich nur dadurch retten konnte, daß er bewegungslos liegen blieb, allem Anschein nach wirklich todt war. Diese peinliche Scene dauerte jedoch nur wenige Augenblicke, indem die Fußkämpfer, unter lautem Geschrei und ihre Mäntel hin- und herschwenkend, von allen Seiten herankamen, und die Aufmerksamkeit des Stieres von dem Pferde ab, und auf sich zogen. Als nun die Gefahr des Reiters vorüber war, er wieder auf die Beine kam und ein anderes Pferd bestieg, da war der Ausbruch der Freude und des Beifalls so groß, daß man ihn am andern Ende der Stadt mußte hören können. Unerschrocken und von Rache gespornt, griff er nun seinerseits den Stier an. Ohne mich jedoch in eine umständliche Schilderung der blutigen Auftritte einzulassen, die nun folgten, will ich blos erwähnen, daß

das wüthige Thier die Reiter zu zehn Malen angriff, die Pferde verwundete und zwei tödtete. Eines dieser edlen Geschöpfe, obgleich es aus zwei Wunden blutete, stellte sich, ohne zu wanken, dem Stier entgegen, bis es zu schwach ward und mit dem Reiter niedersank. Und doch werden diese Pferde gar nicht für das Gefecht abgerichtet, sondern man kauft sie für zehn bis fünfzehn Thaler, wenn sie, durch Arbeit oder Krankheit entkräftet, zu andern Diensten nicht mehr taugen."

„Der Schall der Hörner entließ nun die Reiter bis zum Beginn eines neuen Kampfes, und die Unterhaltung des Volkes blieb den Banderilleros überlassen, die bisher so bereit gewesen waren, den Reitern beizustehen. Die Banderilla (Fähnlein) ist ein zwei Fuß langer, mit einem stählernen Widerhaken versehener und mit vielen bunt ausgeschnittenen Streifen farbigen Papiers verzierter Pfeil oder Schaft. Ohne Mantel, aber mit einem dieser Instrumente in jeder Hand, tritt der Fechter dem Stier entgegen und bohrt ihm denselben in dem Augenblicke, wo dieser sich zum Stoße bückt, dicht hinter den Hörnern in den Nacken. Das Schmerzgefühl veranlaßt den Stier, den Kopf zu erheben, noch ehe er den bezweckten Stoß hat vollführen können, und während er wüthend strebt, die herabhängenden Pfeile abzuschütteln, hat der Mann Zeit, zu entfliehen. Mißlingt es aber den Banderilleros, die Pfeile einzubohren, dann tritt der Fall ein, wo sie ihrer ganz bewunderungswürdigen Schnellfüßigkeit bedürfen, indem ihnen, von keinem Mantel geschützt, nichts übrig bleibt, als augenblickliche Flucht. Der Stier folgt ihnen im vollen Laufe, und ich habe den Mann über die Schranken wegsetzen sehen, und das wüthende Thier so dicht hinter ihm her, daß es schien, als habe er mit den Füßen auf den Kopf desselben getreten, und sei so hinübergesprungen. Einige der Pfeile sind mit Raketen und Schwärmern versehen, und ein kurz vor dem beabsichtigten Angriff angezündetes Stück Zunderschwamm wird dergestalt an die Spitze des Pfeils befestigt, daß es durch das Eindringen derselben in die Haut in die Höhe geschoben wird, und so den Zündpunkt des Feuerwerks berührt. Der Zweck davon ist, den Sinn des Stiers ganz zu verwirren und diesen völlig rasend zu machen, um dadurch die Gefahr des Matadors zu mindern, der am meisten zu fürchten hat, wenn das Thier seinen Angriff nicht ganz ohne Besinnung vollführt. Auf ein zweites Zeichen, das der Präsident mit seinem Taschentuche gab, erschallte vom Orchester das Todessignal, und der Matador trat auf. Er näherte sich nach abgeworfenem Mantel dem Stiere mit schnellem, leichtem und furchtlosem Schritte, in der Linken ein viereckiges Stück rothes Tuch haltend, das an einem Stabe, ungefähr zwei Fuß lang, ausgespannt war, und in der Rechten ein breites Schwert von nicht

viel größerer Länge. Seine Gehilfen folgten ihm in einiger Entfernung. Dem Stiere bis auf sechs bis acht Schritte entgegentretend, hielt er ihm die rothe Fahne vor, hinter welcher er sich zum Theil, das Schwert aber gänzlich verbarg. Der Stier stürzte auf das rothe Tuch los, der Held aber wich ihm mit einer leichten Bewegung aus, und das Thier ging unter der lockenden Fahne durch, die jener so lange in der ersten Richtung hielt, bis er gegen die Hörner gesichert war. Gereizt durch diese Täuschung und ungebändigt durch die Schmerzen der zuvor erhaltenen Wunden, nahm der Stier jetzt alle seine Kräfte zu einem heftigen Angriffe zusammen. Der Matador richtete nun sein Schwert auf die linke Seite des Stiers, und indem er bei Annäherung desselben mit dem rechten Fuße eine halbe Wendung machte, stieß er ihm dasselbe beinahe bis an das Heft in den Leib. Der Stier schwankte, taumelte und sank allmälig in die Knie; doch hatte er noch so viel Leben in sich, daß ihm Keiner ohne Gefahr nahen durfte. Einige Minuten lang beobachtete der Matador die Zeichen des herannahenden Todes an dem nun im Staube vor ihm liegenden gewaltigen Thiere, und auf seinen Befehl schlich sich einer der Gehilfen hinter dasselbe und gab ihm mit einem kleinen Dolche den Todesstich in das Gelenk zwischen dem Rückgrat und dem Kopfe. Vier mit Schellen und Bändern geschmückte und neben einander an einen Querbalken gespannte Maulthiere kamen nun im Galopp heran; ein dem Stiere um die Hörner gewundener Strick ward an dem in der Mitte des Balkens befindlichen eisernen Haken befestigt, und so das todte Thier schnell fortgeschleift."

Dieselbe Scene kommt mit manchen Abänderungen, die durch die größere oder geringere Wildheit des Stiers herbeigeführt werden, des Vormittags acht Mal und des Nachmittags zehn Mal vor. „Die Gefahr der Fechter ist groß. Am meisten ausgesetzt ist das Leben der Matadore, die in der Regel traurig enden. Auch jener Matador starb späterhin an einer Wunde, die er von einem Stiere erhielt."

4. Malaga.

Die Hafenstadt Malaga im Mittelmeere, östlich von Gibraltar ungefähr eben so weit entfernt, wie Cadix im Westen, hat eine schönere und großartigere Umgebung, als Letzteres, mit welchem es als Handelsstadt gleichen Rang behauptet. Die Sierra Nevada, welche das ganze ehemalige Königreich Granada in der Richtung von Südwesten nach Nordosten mit einer Anzahl von starken Ausläufern nach dem Süden und Norden zu, durchzieht, umgiebt das Thal von Malaga gleich einer getheilten Rotunde und schützt es so vollständig gegen alle nordischen Winde, daß das Klima

desselben sich ewig gleich bleibt, ohne tropisch heiß zu sein, weil die erquickende Seeluft es mit ihrer angenehmen Frische durchweht. Nur in der Regenzeit durchfließt der, sonst fast ausgetrocknete Guadalmedina das Thal von Malaga mit seinem breiten und klaren Wasser. Nach Gibraltar zu, in der Gegend des Strandortes Myjas beginnend, sind zwischen zerrissenen Felsgestaden tief liegende, meilenbreite Laubwälder und Sumpfstellen, welche sich gleich einem ungeheuren Blumenmeere mit Millionen üppiger Affodillen, orientalischen Kaiserkronen, Lilien, Hyacinthen und „Thränen der heiligen Jungfrau“ bedecken. Am Fuße der Sierra Nevada beginnen die Kalk-Sandberge, welche die köstlichen Südweine erzeugen, die Malagas bedeutendsten Handelszweig abgeben.

Näher im Gebirge entfaltet sich eine reiche Vegetation von portugiesischen Eichen, Ulmen, immergrünen Korkeichen, orangeblättrigem Kreuzdorn, Myrten und der riesigen Erica arborea. Unter breitem, majestätischem Blätterdache wuchern gewürzduftende Büsche, Steinlorbeer neben Pistacien mit immergrünem Blättergefieder, Orangen, Citronen und Ziersträuchern der mannichfachsten Art. Auf dem Boden breitet sich ein köstlicher Teppich immerblühender Veilchen, orientalischer Alpenrosen und Lilien aller Farben aus. Verschiedene Farren und Epheu schlängeln ihre Arme 40 Fuß hoch an den Stämmen der Bäume empor und formen mit ihren Gipfelbüscheln stilltrauliche Tempelhallen. Wohl dem Gemüthe, das sich so köstlicher Umgebung erfreuen kann!

Von den kegelförmigen Gipfeln des Cumber und Mulhacem aus, welche wie zwei riesige Schildwachen auf dem Kamme der Sierra thronen, genießt der Wanderer eine wunderbar schöne Aussicht über einen Theil Granadas und nach dem blauen Meere, von welchem frische Nebeldüfte herüberwehen. Wer so von dieser Bergkuppe aus sein Auge in die Ferne schweifen läßt, kann sich wehmüthiger Betrachtungen nicht erwehren; es liegt etwas Großartiges in der südlichen Natur, welches den Boden nie völlig dem Verderben preisgeben läßt. Ihr geheimnißvolles Walten und Schaffen sucht rege zu ersetzen, was die Hände träger Menschen vernachlässigen; aber Granada zeigt dennoch zu deutlich, wie sehr es an Kultur verlor, als es aus den Händen der betriebsamen und natursinnigen Mauren in die der trägen Spanier überging. Der Feldbau ist überall höchst mangelhaft. Was der Boden an Früchten erträgt, ist großentheils Werk der Natur, die den undankbaren Menschen mit nie ersterbender Güte belohnt.

Das Bild der Stadt Malaga selbst, welche wegen ihres überhaupt reizenden Klimas vielfach von Lungenkranken besucht wird, ist recht orientalisch. An den Thoren schon begrüßt den Fremden

ein ungewohntes, lärmendes Leben, wie man es in keiner nordischen Stadt findet. Reihen von buntgeschmückten Maulthieren, die an den Hälsen melancholisch klingende Glocken tragen, schreiten langsam einher, mit Kohlen, Lebensmitteln und Waaren beladen. Ihre Treiber gehen singend oder mit den Vorübergehenden scherzend voran. Aufgeputzte Caballeros reiten auf stolzen Rossen, deren Schweife die Erde berühren, neben dem feisten Mönche, der sein Saumthier schläfrig dahin schlendern läßt. Fußgänger in allen Trachten vollenden das bunte, überraschende Bild.

Zwischen Palmengärten mit Einfassungen von Kaktus und indianischen Feigen hindurch gelangt man in die Straßen, die, wie überall im Süden, eng sind, um die Sonnenhitze abzuhalten. Aus demselben Grunde sind die Gebäude meist sehr hoch. In den Straßen ist es still; selten gelangt in dieselben das klappernde Geräusch des Kalesas, welche auf den Stadtplätzen und am Hafen aufgestellt sind. Dagegen erschallt überall, selbst in den finstersten Gäßchen das einförmige Geschrei der Wasserverkäufer, welche, mit steinernen Krügen, Gläsern und süßem Zwieback versehen, „Agua freska“, das Lebensbedürfniß aller Spanier, ausbieten.

Der düstere, fast langweilige Eindruck, welchen die Straßen ohnehin machen, weil die Gebäude ihren schönsten Aufenthalt nach den mit Springbrunnen und Säulenhallen versehenen Höfen hinaus haben, wird zur Zeit des Mittags dem Fremden unerträglich. In dieser Zeit, von 2 — 5 Uhr Nachmittags, schläft Alles, was Spanier ist. Die Fenstervorhänge werden herabgelassen, sämmtliche Läden geschlossen. Vornehme ruhen auf ihren Ottomanen in kühlen Hofgemächern, eingeschläfert vom Geplätscher der Springbrunnen; die niederen Klassen strecken sich im Schatten der Mauern und Alleen aus, und halten die gewohnte süße Rast. Nach fünf Uhr beleben sich die Straßen von Neuem. Auf der prächtigen Alameda oder Carrera, welche die schönste Aussicht über das Meer gestattet, entwickelt sich eine Reihe geputzter Spaziergänger beider Geschlechter, die Frauen mit Mantille und dem unvermeidlichen Fächer, die Männer mit duftenden Papiercigarren und trotz der Hitze in Mänteln, welche bei den niederen Klassen stets den Nebenzweck haben, bei Messerkämpfen als Schild um die linke Hand geschlungen zu werden. Am buntesten ist das Bild am Hafen. Zahlreiche Kauffahrteischiffe der verschiedensten Flaggen bedecken die stille, spiegelklare Bai. Auf dem Quai ist ein ewiges Summen, Rufen, Fässerrollen, Wälzen von Waarenballen und Feilschen. Soldaten und Geistliche, Majos und Landleute mit hohen spitzen Hüten, mit Jacken von Schaffell, schwarzen Gamaschen und gelbledernen Schuhen, spanische Matrosen mit rothen Zipfelmützen, und englische Seeleute bilden ein Geschwirr, wie es nur die Hafenstädte südlicher Staaten darbieten.

Von der Größe des Handelsverkehrs, dessen Mittelpunkt der Hafen von Malaga ist, geben einige Zahlen den besten Begriff. Malaga versendet jährlich im Durchschnitte: 1,400,000 Kisten Muskatrosinen, 1,500,000 Pfund frische Trauben, meist nach England und Frankreich gehend, 26,000 Kisten Citronen, Orangen, Feigen, Mandeln, Oliven u. s. w., 1 Million Arroben (= 32 Mill. deutsche Zollpfund) Oel, 20,000 Faß Wein, von welchem der Lacrima de Malaga, Dom Pedro Ximenes, Vino de Guindas die vornehmsten, allbeliebten Sorten sind. Letzterer hat seinen Beinamen von den feinen Kirschensprossen, auf welche er eine Zeit lang gezogen wird, um den zarten Würzgeruch derselben anzunehmen. — Die Küfereien und Keller Malagas sind eben so bedeutend, wenn nicht bedeutender, als die zu Cadix; lange oberirdische Gebäude bergen viele Tausende von Fässern. Es giebt eine große Anzahl Keller, deren jeder nicht weniger als 4000 Faß Wein der edelsten Sorte beherbergt. Der echte malagesische Weinbauer setzt seinen Stolz darin, in blendend weißer Jacke, mit zinnernem Heber und Prüfglase in der Hand durch die langen, wohlgeordneten Faßreihen zu wandern, gleich dem Generale, welcher zwischen lebenden Kolonnen prüfend einherschreitet.

In Malaga, wie in den andern spanischen Weinstädten ist die unnatürliche, von der Chemie unterstützte Künstelei der Weinkäufer des Nordens fremd. Rein, wie sie dem gesegneten Boden entquellen, gehen die Weine aus dem Hafen.

Malaga besitzt 94,000 Einwohner, einige schöne öffentliche Plätze und Gebäude, sieben Nonnenklöster, mehrere Seifen-, Seiden-, Baumwollen- und Wollenfabriken, Eisenwerke und Schiffbau. Sein Handel blühte bereits zur Zeit der Phönicier. In der Geschichte ist es bekannt durch die Kämpfe zwischen Spaniern und Mauren, welche von hier aus nach Afrika flohen.

5. Cadix.

Der Besucher Spaniens kann dem Drange nicht widerstehen, den paradiesischen Boden zu betreten, aus welchem der edle Moscatella und Malaga in köstlichen Trauben hervorquillt: das aus den vier ehemaligen Königreichen Sevilla, Cordova, Granada und Jaen bestehende Andalusien an der Südküste Spaniens. Nicht allein wegen ihres heißen Klima's, in welchem Orangen, Citronen, Feigen, Datteln und Oliven üppig gedeihen, sondern auch weil die strebsamen, industriösen und geistreichen Mauren am längsten in Besitz derselben waren, ist die Provinz Andalusien die blühendste und cultivirteste der ganzen Monarchie, und ihre Bewohner sind die feurigsten und lebhaftesten aller Spanier.

Auf dem andalusischen Festlande prangen die schönsten Perlen

der spanischen Städte, das reizende Sevilla mit seinen maurischen Palästen, seinem kolossalen Amphitheater, seinem Giraldathurme und seiner Universität, das nicht minder schöne Cordova mit der Kirche La Mesquita (die Moschee) aus der Maurenzeit, beide Städte am Guadalquivir, Granada, am Xenil und Darro, mit der Alhambra, und Malaga mit seiner überaus reizenden Umgebung; sie erfüllen die Seele des Fremden mit einem bunten Strome poetischer und historischer Erinnerungen. Granada war die letzte festländische Besitzung der Mauren in Spanien. Als sie im Jahre 1492 ihnen nach mehrjährigen Kämpfen entrissen ward, zogen die Mauren sich auf die durch den Kanal San Pedro vom Festlande getrennte Insel Leon zurück. Hier lag, an einem mit Dünen umzogenen Busen, welcher alle Flotten der Welt aufzunehmen im Stande ist, schon im grauen Alterthume die muthmaßlich von Syrern gegründete, dann den Karthagern und Römern gehörige Handelsstadt Gades oder Gadeira (Cadix), heute die vornehmste Hauptstadt Andalusiens und die bedeutendste Handelsstadt von ganz Spanien, welche die Ausfuhr aller Produkte des Landes und die Einfuhr ausländischer Waaren vermittelt. Cadix ist aus diesem Grunde der Hauptsammelplatz für Angehörige aller handeltreibenden Nationen. Die buntesten Trachten, Physiognomien aller Färbungen vom Ebenholz und der Olive bis zum strahlenden Weiß, erscheinen hier in anziehender Wechselwirkung. In Sitte und Tracht der Einheimischen finden sich werthvolle Ueberreste aus der Maurenzeit, und Neuerungen in der Kleidung sind bei ihnen nicht beliebt. Es giebt aber auch nichts Anmuthigeres, als die andalusische Tracht des Majo mit ihrer reichen Abwechselung, ihrem originellen Schnitt und ihren zarten Stickereien, welche man nur in Sevilla und Cadix sich tadellos verschaffen kann. Städtische Frauen tragen je nach dem Stande die nationale Mantilla oder Capa, einen dominoartigen Mantel und den Lenço, das weiße, über den Kopf geworfene Tuch. Bei den Bauernweibern trifft man die einfachste Bekleidung von der Welt, namentlich große breite Strohhüte gegen den Sonnenbrand.

Die Bewohner von Cadix sind, wie alle Andalusier, kräftig gebaut, und stark gebräunt. Der Wuchs der Frauen ist voll, das Gesicht angenehm gerundet und von feinem Schnitt. Man begegnet selbst in den niedersten Ständen ausgezeichneten Schönheiten.

Ein Gang über den Quai ist für den Fremden von besonderem Interesse; stämmige Matrosen und stolze Hidalgos mischen sich im bunten Durcheinander mit Engländern, Franzosen, Juden und Italienern. Drüben im Nordosten flattern über der Bucht im klaren Aether die Wimpel von mehren hundert Kauffahrteischiffen. Etwas abseits, an einer zeltartigen Schänkstätte, haben sich die Seeleute um einige Musikanten, im Kostüme und Physiognomie

ähnlich dem Pifferari der römischen Campagna, gesammelt. Die Musikanten spielen mit geringer Virtuosität einige aus der Siera Estrella stammende anziehende Melodien, und die Matrosen lauschen ihnen mit heiliger Andacht. — Ueberall drängt sich durch die Menge der Aguadore (Wasserverkäufer) mit dem immer wiederholten Rufe: „Gutes, frisches Wasser!“ welches in der ganzen Stadt und Umgebung nicht zu haben ist, sondern meist aus dem an der spanischen Küste liegenden Städtchen Puerto de Santa Maria bezogen wird. Im Hintergrunde sind gewaltige Stapel mit den Kostbarkeiten des spanischen Südens für nordische Gaumen, den edlen Weinen aus Andalusien und den goldnen Früchten aus den herrlichen, entzückenden, den reichsten Natursegen darbietenden Gefilden am Guadalquivir. Große Massen von duftenden Damasquinos, Kastanien, Johannisbrot, Safran, Kork, Seife und Soda, Wolle und Olivenöl werden auf die fremden Schiffe verladen.

An der leonischen Küste, in unmittelbarer Nähe des Forts Santa Lorenzo, bereiten Fischer mit brauner Brust und fast schwarzen, starken Beinen sich zum Thunfischfange, welcher im ganzen Mittelmeere einen Hauptnahrungszweig der Küstenbevölkerung bildet, vor.

Wir treten jedoch nun in die Stadt selbst ein. Sie ist zwar als Seefestung und wegen der nicht bedeutenden Breite der Insel eng gebaut, aber die Gebäude sind schön, für den Sommer und Winter doppelt eingerichtet, die Straßen reinlich, regelmäßig und gut gepflastert. Der Hauptspaziergang der Bewohner ist der Wall, von wo aus man die alte Kathedrale vor sich liegen sieht. Ein reicher botanischer Garten und nahe Weingärten verleihen dem Bilde der Stadt einen besonderen Reiz. Damit begnügen sich jedoch die vornehmen Cadixer nicht, sondern beziehen im Sommer herrliche Landhäuser auf den gegenüberliegenden Küsten, namentlich bei Chiclona und dem Fort Santa Catalina. Diejenigen Bewohner, welche nicht zu den Auserwählten gehören, oder durch Geschäfte oder Gewohnheit auch im Sommer in Cadix zurückgehalten werden, besitzen außer den maurischen Patios (kühlen, mit Säulen umgebenen Höfen) kleine, im orientalischen Geschmack angelegte Gärten innerhalb der Bastionen. Darin lustwandeln am Abend unter Myrten, Mandelbäumen, Palmen und Rosensträuchern die schönen andalusischen Frauen, welche wegen ihrer bezaubernden Anmuth und ihres feinen Benehmens in der ganzen Welt berühmt sind.

Die in Castilien und Portugal so lästige, vom Vater auf den Sohn sich vererbende Plage der unverschämten Professionsbettelei ist in Cadix unbekannt, dagegen fehlt es nicht an den Vampyren der sogenannten Escribanos, einer Art privilegirter Notare, die unsern Winkeladvokaten annähernd entsprechen, nur daß sie der größten Betrügereien und der gefährlichsten Umtriebe fähig sind.

Cadix enthält 72,000 Einwohner, eine Kunstakademie, Zeichenschule, Seemannsschule, Sternwarte, chirurgische Lehranstalt u. s. w. Die Brücke del Zuaz verbindet es über den Kanal mit dem spanischen Festlande. Als Mittelpunkt der spanischen Küstenbefestigung ist Cadix Hauptfestung und bildet mit den gegenüberliegenden Forts Matagorda, Cota und Santa Catalina, so wie dem Seezeughause La Caracca, ein Vertheidigungssystem wie das der Dardanellenschlösser.

Ihrer eigenthümlichen Lage wegen belagerten die Franzosen sie 1810 bis 1812 und 1823 fruchtlos. Zur Zeit des bewaffneten Einfalls Napoleons, als die Waffen- und Munitionsvorräthe und die öffentlichen Kassen von der Behörde hierher gerettet wurden, indem die Erdzunge abgegraben und die Ponte del Zuaz abgebrochen ward, machten die Franzosen vom 6. Februar bis zum 25. August 1812 zu Lande unter Sebastiani, und zur See ununterbrochen, die ungeheuersten Anstrengungen, Cadix zu erobern, und mußten endlich vor dem siegreich vordringenden Wellington erfolglos zurückweichen. Welche Wichtigkeit Cadix auch als Seefestung hat, geht hieraus zur Genüge hervor.

6. Die Straße von Gibraltar.*

Im Kindesalter der Erde reichten die beiden Welttheile, Afrika und Europa, sich schwesterlich die Hand. Das Meer fluthete nicht zwischen den Säulen des Herkules; ein Damm von hartem Fels knüpfte die Erdfesten zusammen und schied das Mittelmeer, damals ein großer Binnensee, von dem atlantischen Ocean. Erst in einer jener spätern Perioden, wo die Kräfte der Tiefe sich von den Banden, welche sie gefesselt hielten, losrissen; bei einem jener gewaltigen Naturereignisse, in welchen Erdbeben und Durchbruch des unterirdischen Feuers die Erdoberfläche veränderten, stürzten die Felsmauern nieder und die Gewässer der beiden Meere vereinigten sich auf ihren Trümmern.

Nach diesem Ereignisse kamen und vergingen viele Jahrtausende, ehe die Zeit eintrat, wo Völkerkeime aus dem Boden der Länder stiegen, wuchsen und sich verbreiteten. Seit jener Zeit ist die Enge von Gibraltar nicht blos eine Land- und Meerscheide, sie ist auch eine merkwürdige Völkerscheide geworden.

In zwei Strömen war die Kultur von Morgen nach Abend vorgedrungen: vom Euphrat floß der eine durch Aegypten und Nordafrika; der andere, nachdem er am griechischen Olymp Läuterung empfangen hatte, breitete sich langsam in Westeuropa aus. Beide — jeder mit eigenthümlicher Färbung begabt — hatten an

* J. Meyer.

den Säulen des Herkules den ersten Zusammenstoß, und es wurde dadurch der gallenbittere Krieg zwischen Afrika und Europa entzündet, welcher im Laufe zweier Jahrtausende die edelsten Lebenskräfte der größten Nationen der beiden Welttheile innerlich aufrieb und zerrüttete. In Spaniens Feldern würgten sich Rom und Karthago; und nachdem Sieger und Besiegte verblutet und untergegangen waren, brach über die Meerenge von Gibraltar der heißhungrige Löwe der Wüste in die Christenheit des Westens. Wie der Gluthwind aus der Wüste Sahara, so kamen die Saracenen aus ihren Einöden herübergestürmt, um in Spanien eines der vier verheißenen Paradiese in Besitz zu nehmen. Es dauerte auf der pyrenäischen Halbinsel viele Jahrhunderte der größte Streit, den die Erde noch gesehen, bis endlich der Löwe des Islams vor der himmlischen Jungfrau aus dem Felde weichen mußte. Gebrochen war fortan die Kraft des Orients. Die Trümmer seiner Schatten flogen über die Wogen in die Heimath zurück. Die Meerenge machte seitdem die Scheidewand zwischen Bibel und Koran, zwischen der Kultur des Ostens und Westens. Auf dem einen ihrer Gestade steht das Kreuz, auf dem andern der Banner des Propheten.

XII. Bilder aus Holland.

1. Land und Leute.

Wenn man den Rhein hinabfährt der Nordsee zu, so gelangt man in ein tief gelegenes Land, welches sich an den Küsten des Meeres hinstreckt. Wer das Plattdeutsche versteht, kann sich wohl noch leidlich mit den Menschen, welche dort wohnen, verständigen, und er merkt es bald, daß die Bewohner deutschen Stammes sind. Das Land heißt Holland. Es ist reich an prächtigen Städten und großen Dörfern. Herrliches Wiesenland siehst du da, und darauf stattliche Rinder- und Viehheerden. An andern Stellen schweift der Blick über Haide- oder Geestland hin, das mit dem einförmigen Haidekraut bewachsen ist. Dann wieder fällt das Auge auf mooriges Niederungsland, in welchem tausend fleißige Hände mit dem Stechen des Torfes beschäftigt sind. So geht es fort im bunten Wechsel. Aber wunderbar: — Alles, was dein Auge erblickt, hat der Mensch aus dem Schlamme herausgehoben und zum Theil den Wogen des Meeres abgewonnen. Denn es hat eine Zeit gegeben, wo die Fluthen der Nordsee sich über diese Gegenden ergossen. Noch heute muß der Holländer sein Land, sein Haus, sein Feld vor dem Andringen des Meeres vertheidigen.

Wenn die Fluth kommt, steht er in Gefahr, seinen ganzen Reichthum in den Wasserwogen begraben zu sehen. Um das zu verhindern, hat er starke und mächtige Dämme errichtet, an denen das Ungestüm des Meeres sich brechen soll.

In zahlreichen Armen windet sich der Rhein durch das Land. Wie schleicht er zwischen seinen niedrigen Ufern so träge dahin! Ist das derselbe Fluß, der brausend und schäumend von den Schweizer Bergen sich herabstürzte, und der seine stolzen grünen Wogen durch unser Vaterland ergoß? Er ist es; aber er ist ein Greis geworden, und mit Mühe nur erreicht er das Meer. — Außerdem ist Holland von zahllosen Kanälen durchzogen. Sie sind angelegt worden, um das Land zu entwässern und um den Verkehr der Menschen zu erleichtern. Diese Kanäle sind belebt von Schiffen, welche Waaren und Menschen durch das Land befördern. — Niemeyer, welcher Holland durchreiste, giebt uns von einem solchen Schiffe, mit dem hier Jedermann von einem Orte zum andern fährt, und Trekschuyt (sprich: Trekscheut) genannt wird, folgende Beschreibung:

„Man denke sich ein längliches Fahrzeug, ganz ähnlich unsern kleinen Flußkähnen, ungefähr 30 Fuß lang, 6 bis 7 Fuß breit. Den größten Theil nehmen zwei mit plattem Dach bedeckte Zimmer ein. Der Raum in dem größten ist der Aufnahme von minder wohlhabenden Reisenden, ein Nebenverschlag der Aufbewahrung des Gepäcks, bestimmt; der kleinere, oder das Roef (spr. Ruff), hat Doppelthüren, und ist geräumig genug, um acht Personen auf den beiden einander gegenüber stehenden, mit einzelnen Polstern versehenen Bänken aufzunehmen. Von beiden Seiten hat es Glasfenster; der Thür gegenüber einen Tisch, Spiegel, Wandleuchter und andere kleine Geräthschaften. Das Steuerruder liegt am Ende des Roefs, am andern Ende steht der Mast, über dessen Spitze ein langes Seil oben am Roef befestigt wird, welches bis an das Ufer reicht, und an welches das den Kanal entlang laufende Pferd gespannt wird. Auf das Pferd setzt sich dann der Postillon oder Jäger, — meist ein junger Bursche. Um das Verdeck vor Sonnenhitze und Regen zu schützen, pflegt es mit einem mit Muschelschalen gemischten Guß überzogen zu sein. Das Pferd läuft stündlich gerade eine deutsche Meile. Während des eintretenden Wechsels hat man Zeit, ans Ufer und in ein wohlversehenes Gasthaus zu gehen. Bei dem häufigen Abgehen von Paketen, oder dem Abgehen und Ankommen einzelner Reisenden, ist dazu überhaupt noch öfter Gelegenheit. Fast unbeweglich, mit der ganzen Kälte, Ruhe und Theilnehmungslosigkeit, wie sie dem Seemanne eigen ist, steht am Steuerruder im weiten Rock, blauen Strümpfen, großen Schuhschnallen, auch, damit die Pfeife nie ausgehe, ein kleines Torfbecken neben sich, der Kapitän, und

sammelt gegen das Ende der Fahrt das Fahrgeld in seinen kleinen ledernen Beutel. Selten läßt er sich in lange Gespräche ein. Kein Wunder, daß er immer phlegmatischer werden muß, da ihm auf seiner einförmigen Fahrt nie etwas Ungewöhnliches begegnet, er alle Gegenstände, vor denen er täglich vorübergleitet, kennt, diese fast zur Minnte wieder vor seine Augen zurückkehren sieht, in seinem Geschäfte aber nicht die mindeste Anstrengung liegt. Doch leidet darunter eine gewisse, einfach gefällige Höflichkeit nicht, und die größte Redlichkeit wird diesen Schiffern allgemein nachgerühmt. Die Bezahlung ist äußerst billig."

Reizende Umgebungen des Ufers ziehen im bunten Wechsel vor uns vorüber. In der Nähe der sauberen Dörfer streifen Heerden gemächlich durch das Wiesenland; fleißige Menschenhände bringen das Heu ein oder schneiden die reife Frucht der Felder. — Trittst du in eine Stadt oder in ein Dorf, so ist Alles still, reinlich und nett. Der Holländer liebt saubere Kleidung. Sein Haus ist mit Blumen und Kräutern, mit Schnörkeln und Bildern geschmückt. Die zierlichen Gärten, die mit bunten Muscheln und Steinen ausgelegt sind, die reinlichen Dreschtennen und Stallungen erfreuen das Auge. Bedächtig und gemächlich schreitet der Bauer in seinen hohen Holzschuhen wie ein Storch einher, und mit behaglicher Miene und in langsamer, breiter Rede begegnet er dem Fremden. Wer aber meint, daß ein Holländer sich mit der Arbeit nicht sonderlich befasse, der irrt. Seine Vorfahren sind gerade so gewesen, wie er; und doch haben sie mit Schaufel, Spaten und Ruder ihr Land dem Meere abgerungen und haben mit unermeßlicher Anstrengung Mauern, Thürme, Deiche und Wälle da erbaut, wo sonst Frösche, Möwen und Rohrdommeln wohnten. Den Fleiß des Volkes kann man recht kennen lernen in den großen Seestädten, wie Amsterdam und Rotterdam. Sieh den Holländer am Ruder seiner Schiffe, auf denen er das Meer befährt. Da zeigt er sich nicht bequem und langsam, sondern rasch und kräftig, wenn auch immer besonnen.

Die große Reinlichkeit und die sonst übertriebene Sauberkeit der Holländer, ihre Blumenliebe und Blumenpflege, ihre Freude an bunten Farben sind leicht erklärlich. Grau, trübe und einförmig ist ihr Land; denn es ist ein Land der Marschen, Sümpfe und Haiden, wo nur um die Dörfer und Kanäle her einzelne Baumreihen sich erheben. Das Meer, die See'n, Teiche und Gräben machen die Luft feucht; der Himmel ist oft umnebelt; das Torf- und Marschland ist schmutzig; nur Torfstaub lagert sich über die Landschaft. Dagegen braucht der Holländer eine Gegenwehr, und er hat sie sich bereitet durch die Freude an dem Netten, Heiteren und Bunten, womit er sich umgiebt.

Einen merkwürdigen Anblick gewährt die Ebbe und Fluth

in Holland. Das Wasser der großen Meere steigt und fällt nämlich in regelmäßigem Wechsel innerhalb 24 Stunden zweimal. Steigt es, was 6 Stunden anhält, so ist Fluth; fällt es, was ebenfalls 6 Stunden dauert, so ist Ebbe. Wenn die Fluth beginnt, so steigt das Meerwasser immer höher und höher, und die Wasserwogen drohen, die Dämme, mit denen Holland geschützt ist, zu durchbrechen. Zuweilen geschieht es, daß die Fluth so groß wird, daß die Gewässer brausend über die Deiche und Dämme dringen und sich tief in das Land ergießen (Springfluth). — Wenn die Ebbe eintritt, so weicht das Meer allmälig vom Lande zurück. Riesengroß steigen die Deiche empor, und die Brücken und Pfähle scheinen sich auf hohen Fußgestellen zu erheben. Der Meeresgrund wird sichtbar, und auf ihm bewegen sich wundersame Thiere, die sonst das Meer bedeckte. Muscheln, Krabben, Seekrebse, Fische, Strahlenthiere, Quallen, Polypen, Thiere, die man für Sträucher oder Kräuter ansehen könnte, kommen an das Tageslicht. — Bald wird es am Strande lebendig. Die armen Leute der Küstenstädte erscheinen und lesen Muscheln oder Krabben zusammen. Auch die Vögel regen sich und halten eine reiche Jagd. Aber diese ist kurz. Denn bald kehrt das Meerwasser zurück und steigt von Minute zu Minute. Wehe dann den unglücklichen Menschen, die sich zu weit vom Ufer gewagt haben, von einem Nebel überfallen werden und den Weg verlieren! Das Wasser kriecht an sie heran; ihr Hilferuf verhallt; sie werden eine Beute des Meeres, das ihre Leichen ans Ufer wirft.

2. Amsterdam.*

Diese Stadt führt ihren Namen von dem Flüßchen Amsel, das sie durchfließt, und hier in het Y (das Ei) geht. Ueber die Amsel führt eine lange, schöne Brücke, die auf 35 Bogen ruht, deren einige so groß und breit sind, daß ansehnliche Schiffe darunter hinfahren können.

„Je näher man Amsterdam kommt, desto unverwandter hängt das Auge an dem prachtvollen Anblick der Stadt. Auf der Fahrt von Utrecht (sprich Utracht) nach Amsterdam erblickt man zwar den Mastenwald noch nicht, welcher der Stadt an der entgegengesetzten Seite, vom Y her, das wundervolle Ansehen giebt, als schwämme sie auf dem Meere; aber die hohen Paläste, die große, steinerne Brücke am Thore, das Leben auf dem Kanal und an seinen Ufern, die, wenn die Bote landen, herzudringende Menschenmenge, um erwartete oder unerwartete Ankommende zu begrüß das frohe Gefühl, ein Hauptziel der Reise erreicht zu haben

* Niemey…

das Alles kann seine Wirkung auf Phantasie und Empfindung nicht verfehlen. In wenigen Minuten waren unsere Sachen ausgepackt. Unter den vielen Kragern — so nennt man die Leute, welche, an die schwersten Lasten gewöhnt, das Gepäck auf großen Schubkarren nach dem Quartiere bringen — wählte uns der Schiffer einen sichern Mann aus, dem wir nun durch ziemlich lange Straßen bis nach dem Logis folgten. Die Stadt war ziemlich still; man merkte, daß es Sonntag war. Große Haufen Menschen begegneten uns indessen mit Gesangbüchern in verschiedenen Richtungen."

„Wer kann auf diesem Boden stehen, ohne es sich deutlicher zu denken, welche ungeheure Thätigkeit, welcher Aufwand von Menschenkraft, welche unermüdet auf Einen Zweck hinarbeitende Industrie nothwendig war, um dies alles zu schaffen! See'n und Moräste mußten ausgetrocknet, ganze Wälder in den sumpfigen Boden gesenkt werden, um den steinernen Gebäuden sichern Grund zu verschaffen. So erforderte selbst das Stadthaus einen Rost von mehr als 13,000 Eichenstämmen. Aus dem verhältnißmäßig späten Ursprung der Stadt erklärt es sich, daß man im Innern der Stadt weit wenigeren Denkmälern und Ueberresten aus der grauen Vorzeit begegnet, als in London, Paris, Mainz, Trier und Cöln, der alten Roma nicht zu gedenken. Die ältesten Theile unterscheiden sich wohl durch schlechtere Häuser und engere Straßen; aber im Ganzen ist es heller, freundlicher, durch die ausnehmende Reinlichkeit gefälliger, als so viele weit größere Metropolen (Hauptstädte). Alle Reisebeschreiber ergießen sich auch mit Recht im Lobe der prächtigen Straßen, die an den mit Linden umpflanzten Gragten oder großen Kanälen hinlaufen, vorzüglich der Kaisergragt, Prinzengragt und Herrengragt, die in drei gleichlaufenden Bogen sich um die Stadt ziehen. Viele, besonders in diesen Gegenden der Stadt sehr prächtige, übrigens in Bau und Einrichtung doch sehr ähnliche Häuser, mit ihren hohen Fenstern und glänzenden Spiegelscheiben; der Marmor, der ihnen entlang statt des Pflasters den Weg ebnet, und selbst in ganz gewöhnlichen Häusern häufig den Flur, die Wände, die Portale, die Treppengeländer bekleidet, — dies alles kündigt einen Reichthum an, mit dem sich, was man in andern großen und vormals reichen Seestädten, wie Bremen, Lübeck, selbst Kopenhagen sieht, nicht vergleichen läßt. Nur jene Gleichförmigkeit der Bauart, der Verzierungen, der Farbe vermindert auf die Länge den Eindruck. Die außerordentliche Ver-chwendung des Marmors ist übrigens doppelt überraschend in ...m Lande, wo fast kein Stein anzutreffen ist. Aber der Reich-... der Nation hat ihn aus den entferntesten Gegenden herbei ...affen gewußt."

...Wer kennt nicht die holländische Reinlichkeit? Fast berüchtigt

ist das unaufhörliche Waschen, Scheuern und die peinliche Aengstlichkeit vor jeder Verunreinigung, die nach unserm Gefühl in den zum Tischgeräth gehörenden Spucknäpfen ins Ekelhafte ausartet. Häufig sieht man die hohen Fenster mit eigenen Instrumenten und Spritzen von außen abspülen, und das Anstreichen, besonders alles Holzwerkes mit Oelfarbe, wiederholt sich unabläßig. Gleichwohl ist dies in einem so feuchten Klima nothwendig, da Nässe und Salpeter zerstörend und auflösend einwirken. Auch erklärt sich daraus die bekannte, durch alle Stände durchherrschende, Neigung zum Tabakrauchen. In den untern Klassen ist dies den Weibern so gut als den Männern Bedürfniß. Auch dürfen selbst bei milder Witterung die hölzernen, mit Torf erwärmten Feuerstübchen nicht fehlen, und man hat nichts Eiligeres zu thun, als sie in Gesellschaften jeder Dame unter die Füße zu setzen."

„Die Klage der Fremden über die widrigen Ausdünstungen der Kanäle, selbst in den schönsten Straßen, ist nicht übertrieben, so viele zum Theil sehr kostbare Anstalten auch getroffen sind, sie möglichst zu verhüten, das Wasser immer fließend zu erhalten, und den Unrath wegzuschaffen. Besonders sind hierzu die unaufhörlich die Gassen durchfahrenden Fäulnißkarren bestimmt. Selbst in den nicht sehr heißen Septembertagen bemerkten wir hier und da einen so ekelhaften Geruch, wie er in Paris an den seichten Stellen der Seine zu Hause ist. Nur die lange Gewohnheit kann dagegen unempfindlich machen."

„Fast alle Reisende befremdet es, daß bei einer so starken Bevölkerung der Stadt nicht ein noch regeres Leben die Straßen füllt. Wir machten in einigen Revieren diese Bemerkung; weniger in andern. Es war aber auch eben Messe, und da, wo sich der Hauptverkehr fand, war auch das Gedränge so stark, daß man sich nur mit Mühe durchzuarbeiten vermochte. Was man in Leipzig vor dem Petersthore im Kleinen sieht, erschien hier in den größten Massen und mannichfaltigsten Formen. Die Buden der Kunstreiter, die Riesen und Zwerge, alle Arten von zahmen und wilden Thieren aus allen Klimaten der Erde, die Marionetten, die dampfenden Garküchen nehmen kein Ende. Und wie war das Alles am Abende erleuchtet! Besonders die hölzernen Kabinette, in denen der leckere Schmecker jedes Gelüste befriedigen konnte, — wie aufgeputzt, wie reich tapezirt, wie alles durch Spiegel für das Auge verdoppelt! Geblendet, zerdrückt, betäubt kam man freilich davon zurück. Aber es war doch ein sehenswerthes Schauspiel, und wir trafen insofern eine glückliche Zeit für unser Hiersein. Wenn außer dieser Zeit die Straßen ungleich weniger lebhaft als in andern großen Handelsstädten sind, so darf man nicht vergessen, daß theils die Zahl der Müßiggänger an einem Orte geringer ist, wo Alles auf Erwerb im Großen und Kleinen berechnet wird, theils eine große Menge

der Einwohner aller Klassen mehr in den Häusern, den Werkstätten, auf den Kanälen und Schiffswerften thätig sind; auch schon darum weniger Wagen über das Pflaster rollen, weil der Transport der meisten Waaren zu Wasser geschieht, und so den Speichern, Magazinen und Gewölben geräuschlos zugeführt wird.“

„Die Kaufläden sind zahllos und reich ausgestattet, aber sie liegen größtentheils in engen Straßen. Auch machen sie bei weitem nicht den Eindruck, wie die englischen. Doch werden diese von den prächtigen Fruchtgewölben übertroffen, wo die stolze Ananas, die Melonengeschlechter, Orangen, als wären sie aus dem Garten der Hesperiden, Weintrauben, die an Josua und Kalebs Trauben erinnern, mit großer Kunst geordnet, dem Auge ein lebendiges Gemälde darstellen, hinter dem die allergrößten Frucht- und Blumenmaler doch weit zurückbleiben müssen.“

„Bei weitem die herrlichste Ansicht der Stadt gewährt der Hafen, welcher durch das Y gebildet wird. Wie stolz lehnt sich an den Halbkreis die königliche Stadt mit ihren Werften, Docken (ein besonderer Ort in einem Hafen, oder an dem Ufer des Meeres, wo neue Schiffe gebaut und alte ausgebessert werden), Lagerhäusern und Fabrikgebäuden. Welch ein Anblick muß es gewesen sein, als noch der Handel in seiner vollen Blüthe stand, wo Hollands Flotten der Seemacht von Frankreich und England die Spitze bieten konnten! Wer auf den Werften der Admiralität, in der Nähe des prächtigen Arsenals, steht, wie breitet sich da vor ihm die unabsehliche Wasserfläche aus! wie erheben sich zur Linken die hohen Masten der Kauffahrer! Wie ergötzt es, zumal bei hellem Sonnenlicht, das Auge, wenn die Winde mit den Wimpeln und Flaggen an den Spitzen jener hohen Stämme spielen, die zum Theil in den entferntesten Ländern der Erde entwachsen, hier wie in einem andern Elemente gewurzelt, stündlich bereit stehen, vielleicht in den entgegengesetzten Zonen noch ein Mal ihr Vaterland zu begrüßen!“

Zu den vornehmsten Gebäuden der Stadt gehören das Stadthaus, die Wohlthätigkeitsanstalten für Waisen, Wittwen und Kranke, das Raspelhaus (in welchem männliche Verbrecher mit einer centnerschweren Raspel Brasilienholz, das härteste von allen, zu Färbestoff klein machen), die Börse, das Schauspielhaus und die Marineschule. — Wir beschränken uns hier auf eine kurze Beschreibung des Stadthauses.

„In dem denkwürdigen Friedensjahre 1648 begann der Bau dieses Prachtwerkes. Großartig ist alles, das Aeußere wie das Innere. Ueberall sieht man sich von glänzenden Marmorwänden, Säulen und Deckenstücken umgeben. Treppen und Treppengeländer, die Fußböden selbst, erinnern fortdauernd an jene Zeit, wo die Reichthümer und Schätze aus allen Welttheilen der Stadt zuströmten, und unerschöpfliche Summen dem Magistrat, der den Bau unter-

nahm, zu Gebote standen. Wochen würden erforderlich sein, alles Einzelne genau zu sehen. Unter Allem, was das Haus enthält, ward von jeher nichts so herrlich gefunden, als der große, 120 Fuß lange und 50 Fuß breite Bürgersaal. Das Stadthaus vereinigte in seiner früheren Bestimmung sehr mannichfaltige Zwecke. Es war nicht blos der Sitz der Rathsversammlungen der mächtigen Republik, der Gerichte, sondern es enthielt auch eine Kunstkammer und Gemäldegallerie, ganz oben ein Zeughaus, und das Erdgeschoß die Schätze der Girobank, in einer andern Abtheilung Kriminalgefängnisse." Jetzt ist es die königliche Residenz. „In den Hauptsälen und Gemächern haben die Erbauer sowohl, als viele Künstler alles aufgeboten, um durch Bilder und symbolische Skulpturwerke die Bestimmung eines jeden Lokals anzudeuten, und in die Verzierungen der Statuen, Gemälde und Basreliefs zugleich einen tieferen Sinn zu legen. Zum Beispiel in die untere Gallerie, wo den schweren Verbrechern die Todesurtheile bekannt gemacht wurden, führen zwei Thüren von Bronze. Da drohen in der einen Thür zwei Schwerter mit der lateinischen Unterschrift: „Lernt die Gerechtigkeit achten!" an der andern ein herabfahrender Blitzstrahl mit den Worten: „und die Götter scheuen!" Ueber dem Sitze des Oberrichters stellen zwei Basreliefs von weißem Marmor das Gericht Salomo's und das Urtheil des Brutus über seine Söhne dar. Glücklich ist die Idee, in der Bürgermeisterkammer an den Fabius Maximus, und an die unsterblichen Römer Fabricius und Curius und Dentatus*, in dem Zimmer der Rathssitzungen aber an den um Weisheit betenden Salomo und an Moses, wie er die Aeltesten des Volks mit sich zu Rathgebern und Richtern verbindet, durch zwei große Gemälde zu erinnern."

3. Broek (sprich Bruhk).

Dieses durch die übertriebene Reinlichkeit seiner Bewohner berühmte Dorf schildert uns Niemeyer mit folgenden Worten: „In diesem merkwürdigen Broek, einem der Hauptsitze nordholländischer Sitten, liegt zunächst der Gasthof hart an dem Dorfe. Weiter darf kein Fuhrwerk kommen, kann es kaum, da auch die ganze Ebene, auf welcher der Ort erbaut ist, überall mit Wassergräben durchschnitten wird, die Fußwege aber so enge und schmal sind, daß oft kaum zwei Personen Raum haben. Diese Fußwege sind

* Auch ein alter Römer. Als er das höchste obrigkeitliche Amt in Rom bekleidete, kamen einst die Abgesandten eines benachbarten Volks, der Samniter, zu ihm, und wollten ihm Geschenke machen, damit er die Römer beredete, mit ihnen Frieden zu machen. Sie fanden ihn, da er arm war, am Herde sitzen, und sich ein Gericht Rüben kochen. Dennoch wies er ihr Geschenk zurück. „Ich will lieber", sagte er, „über reiche Leute herrschen, als selbst reich sein!"

sehr sorgfältig mit Klinkers, oder kleinen, auf die hohe Kante gestellten Backsteinen, gepflastert, gleichen aber häufig — besonders nahe an den Häusern — einem mit allen Figuren künstlich ausgelegten Fußboden. Die Häuser — ein Paar neuerlich angelegte ausgenommen — sind weder groß, noch von gefälliger Bauart, von außen ringsum mit Brettern beschlagen, und meist mit grüner Oelfarbe angestrichen. Die Giebelseite steht in der Regel nach der Straße zu. Hier ist in der Mitte die Hausthür, zu der eine bewegliche, und nur an großen Familientagen, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen angesetzte Treppe von drei bis vier Stufen führt. Nur bei solchen Festen wird dies Allerheiligste geöffnet; zu den innern Wohnstuben führt eine kleine, versteckte Hinterthür. Aber auch diesen Eingang versucht der Fremde vergebens; doch entschädigen die hellen Spiegelscheiben einigermaßen die Neugier. Man sieht, wie alles höchst sauber, glänzend polirt, mit buntem Geräth aufgeputzt dasteht. In dem recht stattlichen Schulhause war gerade keine Lehrstunde, und so konnte ich wenigstens durch die Fenster mit Bequemlichkeit die glänzenden Tische, Bänke, Bücherbretter und alles Geräth betrachten, wie man es kaum in den Lehrzimmern unserer Fürstenkinder finden mag. Auch hier war Niemand zu erblicken. Ein Menschengesicht gewahr zu werden, ist überhaupt eine Seltenheit. Ich glaube nicht, daß uns während unseres Daseins vier lebendige Wesen begegnet sind. — Ich ersehe mir einen Materialladen, fordere ein Paar Loth Kaffee, und versuche ein Gespräch mit der Verkäuferin anzuknüpfen. Vergebens! Sie schien wohl zu merken, daß es mir um das Haus, nicht um ihre Waare zu thun war. Unglaublich schnell war ich abgefertigt. Die Frau entfernte sich, und ich hatte nichts gesehen. So treibt man sich denn in dieser Oede langweilig umher. Bunt genug ist alles — recht wie die kleinen, geputzten Häuser und hölzernen Bäume, die wir unsern Kindern zu Weinachten schenken. Da ist kein Geländer, kein Pfahl, keine Thür, keine Schwelle ohne frischen Anstrich. Baumstämme selbst fand ich mit weißer Oelfarbe bemalt, eben so jedes Hausgeräth — man sagt aus Noth, weil die feuchte Luft alles auflöse und verzehre. In den kleinen Gartenanlagen vor oder hinter den Häusern herrscht der kleinlichste Geschmack. Schatten giebt da kein Laubdach, kein überhängender Zweig. Die Scheere hat gesorgt, das alles fein rund und nach der Schnur pyramidalisch gestutzt sei. Ein Mosaik von Muscheln und farbigen Steinen bedeckt die Beete; gemalte Blumen an den Einfassungen sollen die natürlichen ersetzen. Da ist denn freilich, weil nichts keimt, nichts wächst und blüht, auch kein Unkraut auszujäten, kein verwelktes Blatt wegzukehren, und bei den künstlichen, aus Buxbaum und Taxus geformten, Hirschen und Pfauen ist man wenigstens sicher, daß sie nichts verunreinigen. Bei einem solchen

Hange zum Sonderbaren, so kalter Abweisung alles geselligen Verkehrs, kann es die Bewohner dieses Ortes nicht befremden, wenn der überall zurückgestoßene Fremde unnatürlich nennt, was unnatürlich ist. Gerade diese Broeker sind, nach dem, was man überall hört, so reich, daß die Schätzung Einzelner fast den Glauben übersteigt, und wie sparsam auch von andern Seiten ihr Haushalt sein mag, so lassen sie es doch, besonders die Frauen, zwar in fast unwandelbar stehenden Formen, doch an innerm Werth und selbst an Pracht des Anzuges nicht fehlen. Auch kommen die Männer in ihren Geschäften sehr oft in die Stadt, und sind kenntlich an der Länge und Weite ihrer Röcke von dem feinsten, meist schwarzen Tuche, und dem eigen gestutzten Hute, fast täglich auf der Börse, auch wohl an öffentlichen Vergnügungsorten zu finden. Im Schauspielhause zeigte man uns eine Nordholländerin, deren Haupt- und Haarschmuck von Gold und Juwelen unserem Nachbar fast unschätzbar dünkte. Gewöhnlich verbergen sie das Haar unter einer dicht anliegenden Kappe von feiner Gaze. Drei länglich gebogene Spangen von gebochener Arbeit, die sich elastisch anschließen, geben ihm Halt. Eine geht über die Stirn hin, und drückt sich in der Nähe des linken Schlafs ein; die beiden aber winden sich über die Ohren bis an die vollen Wangen hin. Neben goldenen Ohrringen spielen auch wohl spiralartig gewundene kleine Schlangen von Silberdraht um Stirn und Auge. Eine dicke Schnur von rothen Korallen um den Hals schließt ein goldenes Schloß zusammen. — Wenn bei schönen, gesunden, milchweißen, wohlgeformten Gesichtern selbst das Wunderliche des Putzes nicht beleidigt, so contrastirt damit freiwillig der übrige Anzug, bei dessen eckigem Ausschnitt der Aermel und dem bauschigen Umfange der Röcke die schönsten Gestalten verlieren müssen. Da es vergeblich war, in diesem Broek mit irgend einer menschlichen Seele in Berührung zu kommen, so eilten wir, um den Mittag und übrigen Theil des Tages in Saardam zuzubringen."

Ein anderer Reisender schildert die in der Nähe von Broek liegenden Holländereien auf folgende Art: „In einem artigen, nach hiesiger Gewohnheit ausgeputzten, und mit niedlichen Matten belegten, von dem Kuhstalle nur durch eine Thür abgesonderten Kabinette fanden wir den Hauswirth, welcher wider unsere Erwartung sehr freundlich und bereit war, uns die ganze Einrichtung seiner Wirthschaft zu zeigen. Er öffnete die Thür, und wir befanden uns — im Kuhstalle, welcher, zumal in dieser Jahreszeit, da die Kühe auf der Weide waren, eben so gut zum Visitenzimmer hätte dienen können. Der marmorne Fußboden, mit den feinsten Matten bedeckt, die Wände mit Fliesen eingelegt, zu beiden Seiten, wo die Stände für die Kühe waren, der etwas erhöhte Fußboden von bemaltem Holze, auf dem man kein Stäubchen gewahr wurde.

Die Geräthschaften, Schaufeln, Mistgabeln und dergleichen waren ebenfalls bemalt, und mit vergoldetem Schnitzwerk versehen. Eimer und Milchgefäße bunt, und inwendig mit weißer Oelfarbe überstrichen. Von hier gingen wir in die Molkenkammer, wo ein niedliches, äußerst reinlich angezogenes Mädchen in kurzem Unterrocke und mit aufgestreiften Aermeln sich mit Buttermachen beschäftigte. Hier ist die große Reinlichkeit am rechten Orte, und wenn man die hiesige Molkenwirthschaft sieht, muß sie uns die holländische Butter doppelt schmackhaft machen. Ich erkundigte mich genau nach dem Prozesse des Buttermachens, und durch dasjenige, was ich erfuhr, bin ich überzeugt worden, daß der vortreffliche und reine Geschmack, der ihr eigen ist, fast einzig und allein daher rührt, daß man die Milch eher abrahmt, den Rahm nicht so lange stehen läßt, und die Butter sorgfältiger reinigt, als bei uns. Das Vieh wird täglich zweimal gemolken. Die Milch am Abende wird des folgenden Morgens, und die vom Morgen des Nachmittags darauf abgerahmt, und der Rahm sogleich verarbeitet. Wenn man die holländische Butter zerschneidet, so findet man sie ganz zusammenhängend, ohne fremde Theile, ohne Zwischenräume und ohne mancherlei Farben. Dies sind Eigenschaften, welche vorzüglich von einer sorgfältigen Reinigung abhängen, und ich glaube fest, wenn man bei uns so verführe, so würde man die Butter so wohlschmeckend, wie die Holländer sie haben, gewinnen können."

4. Zaandam oder Saardam*

liegt auch in Nordholland, d. h. an der Nordseite des Y, Amsterdam schräg gegenüber. Der Ort heißt ein Dorf; doch ist dies Dorf so groß und bevölkert, daß es sich mit den meisten unserer Mittelstädte recht gut messen könnte; ja es übertrifft sie weit an Sauberkeit und Nettigkeit der Häuser, der Baumgänge und Kaufläden. Es ist von einem ganzen Walde umgeben, aber nicht von Bäumen, sondern von Windmühlen, deren Zahl wir nicht angeben können; denn manche Reisende sprechen von 700, andere von 1400, und noch andere gar von 2000. Wahrscheinlich hat Keiner sie gezählt, weil es ihrer zu viele waren. Aber woher so viel Korn zum Mahlen? wird Mancher fragen. Nicht blos Korn wird hier gemahlen, sondern auch Graupen, Pulver, Cichorien, alle Arten von Färberwaaren, während in andern Papier gemacht, und in noch andern Balken zersägt werden. Besonders ansehnlich sind die, in welchen das berühmte holländische Papier gemacht wird. Von dem sonderbaren Anblick hat Keiner, der es nicht ge-

* Niemeyer.

sehen hat, einen Begriff, wenn bei gutem Winde alle, oder wenigstens die meisten dieser Mühlen in Bewegung sind. Außerdem ist hier der Schiffbau ungemein wichtig. Wer sollte nicht wissen, daß hier 1697 Peter der Große den Schiffbau auf den großen Werften lernte? Er lebte hier einige Zeit unter dem Namen Peter Baas. Die Hütte, in welcher er damals wohnte, steht noch. „Sie wird nur durch den Bewohner bedeutend; denn sie zeichnet sich weder innerlich noch äußerlich durch etwas aus. Doch eben dies erhöht das Interesse. Lebendiger vergegenwärtigt sich die Phantasie gerade an dem Orte, wo er einst hauste, den originellen Menschen, den Beherrscher eines halben Erdtheils, wie er, vom Zimmerplatze zurückkehrend, sich sein selbst eingekauftes Essen hier zubereitet, dann in dem engen Wandbette von des Tages Last und Hitze ausruht, auch wohl in mancher schlaflosen Stunde den großen Plan überdacht haben mag, neue Schöpfungen in seinem unermeßlichen Reiche hervorzurufen, und, jeden fremden Beistand verschmähend, durch die Kraft des eigenen Genies das Unmöglichscheinende möglich zu machen; der von hier aus in der einen Stunde Befehle an sein gegen die Türken fechtendes Heer aussendet, dem König August von Polen Schutz zur Behauptung seines Thrones zusagt, dann in der nächsten mit Axt und Beil wieder hinaus auf die Werfte eilt." — „Ich bin hier", ließ er an den Patriarchen Adrian von Moskau schreiben, „um dem Worte Gottes an unsern Vater Adam zu folgen: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Freilich brauchte ich nicht aus Noth zu arbeiten; aber ich arbeite. Das Seewesen will ich selbst lernen, und dann die Feinde des christlichen Namens besiegen."

Bei unsern Wanderungen durch den Ort machten wir wieder mancherlei Erfahrungen von der Unfreundlichkeit der Bewohner. Wir hätten so gern mehrere der großen Gärten, schon wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Anlagen, besucht; aber sobald wir nur einige Schritte in das Gehöfte wagten, wurden wir unhöflich zurückgewiesen.

Druck von Julius Beltz in Langensalza

Geographische Bilder Darstellung des Wichtigsten und Interessantesten aus der Länder- und Völkerkunde

Bd.: 1

1863